H. misc. 18 p

<36611980560018

<36611980560018

Bayer. Staatsbibliothek

Historische und politische Aufsätze und Reden

von

Hermann Baumgarten.

Mit einer biographischen Einleitung
von Erich Marcks
und einem Bildnis des Verfassers.

Straßburg
Verlag von Karl J. Trübner
1894.

Baumgartner
Aufsätze
u. Reden
68 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



Meisenbach Riffarth & Co. Berlin heliogr.

Historische und politische

Aufsätze und Reden

von

Hermann Baumgarten.

Mit einer biographischen Einleitung
von Erich Marcks
und einem Bildnis des Verfassers.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Straßburg
Verlag von Karl J. Trübner
1894.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Inhalts-Uebersicht.

Seite

Biographische Einleitung von Erich Marcks.

I. Die Jugend, bis zum Eintritt in das politische Leben, 1825—1848, S. VII. II. Wanderjahre: Publizist und Historiker, 1848—1861, S. XIX. III. Karlsruhe 1861—1872: Lehramt und Politik, S. XLVIII. IV. Karlsruhe 1861—1872: die Historie, S. LXXVI. V. Straßburg 1872—1882: Universität und Reformationsgeschichte; die Persönlichkeit, S. XC. VI. Straßburg 1880—1893: Das Alter. Verstimmung. Karl V. Das Ende. S. CV.

Chronologisches Verzeichniß der von Baumgarten veröffentlichten Schriften S. CXXXV.

I.	Rede zur Feier des 18. Oktober 1863	1
II.	Don Gaspar Melchor de Jovellanos (1863)	9
III.	Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik (1866). .	76
IV.	War Lessing ein eifriger Patriot? (1867)	217
V.	Karl Brater (1869)	236
VI.	Wie wir wieder ein Volk geworden sind (1870) . . .	241
VII.	Zur Beurtheilung der französischen Revolution (1870) .	317
VIII.	Herder und Georg Müller (1872)	339
IX.	Archive und Bibliotheken in Frankreich und Deutschland (1875)	418
X.	Rede auf Jakob Sturm am 1. Mai 1876	454
XI.	Straßburg vor der Reformation (1879)	475
XII.	Ignatius von Loyola. Vortrag im Nov. 1879 . . .	486
XIII.	Römische Triumphe (1887)	503
XIV.	Gedächtnißrede auf Kaiser Friedrich 1888	520

Einleitung.

Die politischen und historischen Aufsätze und Reden Hermann Baumgarten's, die hier abgedruckt sind, schienen uns eine dauernde Erhaltung zu verdienen um ihres eigenen dauernden Werthes willen, um der charakteristischen Lebendigkeit willen, mit der sie die Kämpfe und Gedanken eines der bedeutendsten Abschnitte deutscher Geschichte, eines hochverdienten Geschlechtes deutscher Patrioten und Historiker spiegeln — schließlich um des Bildes willen, das gerade sie, wie es bei Kleinen Schriften zu gehen pflegt, unmittelbarer und stärker vielleicht als die größeren Werke, von der Persönlichkeit ihres Verfassers aufbewahren. Es ist der Zweck der beigefügten biographischen Einleitung, in dieser Persönlichkeit das Band aufzuzeigen, das die scheinbar weit auseinandergehenden Erzeugnisse dreier Jahrzehnte zusammenschließt, und einem jeden davon wie ihrer Gesammtheit die Stelle zuzuweisen, der sie entsprossen sind und auf der sie gewirkt haben.

Die Auswahl und Anordnung der einzelnen Stücke hat, nach Besprechung mit Baumgarten's Angehörigen, Konrad Varrentrapp getroffen. Er hat den Druck geleitet; er hat auch das Schriftenverzeichniß beigefügt, das den ganzen Umfang von Baumgarten's literarischer Thätigkeit veranschaulichen wird. An bisher Unveröffentlichtem ist in unsern Band nur der Vortrag über Lessing (Nr. IV) — aus Gründen, die unten dargelegt werden — aufgenommen worden. Sämmtliche Stücke sind ohne Veränderungen wiedergegeben, Anmerkungen nur da hinzugesetzt, wo sie ganz unerläßlich schienen; weggelassen ist lediglich der gelehrte Anhang der Rede auf J. Sturm (Nr. X). Die ursprünglichen Verleger oder Herausgeber haben uns den Neudruck freundlich gestattet: wir wiederholen den Herren Oldenbourg, G. Reimer, Hirzel, Beyschlag, Heitz und Mündel

unseren Dank. Ebenso haben die Inhaber der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. dem Verfasser der Einleitung die Wiederverwendung seines in der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage vom 30. Sept., 2., 4., 5. Okt. 1893) erschienenen „Lebensbildes" freigelassen. Es liegt der nachfolgenden Darstellung, mannigfach umgestaltet, zu Grunde.

Weiteres biographisches Material als ich damals benutzte hat wiederum ganz wesentlich, Hand in Hand mit Baumgartens Wittwe und seinen Söhnen, Varrentrapp zusammengebracht; er und jene haben zu seiner Verarbeitung ihren Rath gespendet. Unter den ungedruckten Hülfsmitteln ist für die frühere Zeit das erheblichste ein großes Bruchstück von „Lebenserinnerungen", das Baumgarten in seinen letzten Jahren[1]) für seine Angehörigen diktiert hat, es schließt mit dem April 1854. Dazu trat ein reicher Schatz von Briefen. Aus dem Nachlasse haben mir zumal wichtige Briefreihen von Max Duncker, Gervinus, Sybel, Haym, Roggenbach, Treitschke, Wehrenpfennig vorgelegen, dazu die Briefe Baumgartens an seinen Vater, an Varrentrapp, an seinen ältesten Sohn, an mich; seine eigentlich entscheidenden Schreiben, von 1850 an bis an seinen Tod, machten uns Heinr. v. Sybel, Rud. Haym und — als der Erbe von Dunckers Nachlaß — Herr Hauptmann von Mühlenfels zugänglich. Gütige Mittheilungen danken wir wie Sr. Exz. Herrn Staatsminister Dr. Nokk, so den Herren K. Biedermann, H. Pröhle, Ad. Michaelis, Th. Nöldeke, W. Wiegand, H. Birck, K. Brandi. So viele getreue Liebe geleitet dies Buch, das einem selbstlosen und tapferen Manne ein Denkmal sein will, gefügt ganz aus den Gebilden seiner eigenen Hand, seines eigensten Geistes: einem Manne, in dessen Leben das Persönliche stets mit dem allgemeinen Schicksale seiner Generation, in Freude, That und Erfolg wie in Zweifel und Sorgen, auf das Engste verknüpft gewesen ist und dessen Gestalt, so bescheiden sie allezeit zurückstand, so wenig sie auch heute in die ersten Reihen vorgedrängt werden will, in dem Gedächtniß unvergänglich großer Tage unseres Volkes ihren eigenthümlichen Platz behalten soll.

1) 1890 und 1891, auf Bitten einer jungen Verwandten während einer Reise begonnen.

I. Die Jugend, bis zum Eintritt in das politische Leben, 1825—1848.

Hermann Baumgarten ist der Sprößling eines niedersächsischen Pfarrergeschlechts. Seit Menschenaltern saßen seine Eltern und Voreltern auf der braunschweigischen Pfarre zu Lesse bei Wolfenbüttel. Dort wurde er am 28. April 1825 geboren. Als Dorfkind, im Umgange mit der ländlichen Jugend, in knappen und einfachen Verhältnissen wuchs er auf. Seine ersten Erinnerungen zeigten ihm als Mittelpunkt des ländlichen Daseins die Kirche. Mit acht Jahren verlor er seine Mutter; Mancher wird es ihm nachfühlen, wenn er später gemeint hat, die allzufrühe Theilnahme an der einsamen Trauer des Vaters habe ihm für das ganze Leben einen Zug von Ernst und Traurigkeit eingeprägt[1]). Und früh mußte er das Elternhaus verlassen. Der Vater war „ein vortrefflicher, herzensguter, liebevoller Mann“: auch als er sich von Neuem verheirathete, blieb das Verhältniß der beiden das innigste. Jedoch den Sohn auf den Bahnen seiner geistigen Entwicklung zu leiten, war ihm aus inneren und äußeren Gründen versagt. Er wurde, als Superintendent, in eine andere, günstigere Stellung versetzt, allein er blieb auf dem Lande; Hermann aber kam, zu Ostern 1834, in das Haus eines Onkels nach Wolfenbüttel. Auf dem dortigen Gymnasium trafen ihn die ersten wichtigen Einflüsse aus der Außenwelt. Den Schülern wurde in Wolfenbüttel fast zu viel Freiheit belassen. Der Schwer-

1) „Dieser 14. Dezember 1833 hat den Grundton meines Lebens gegeben“, sagen die „Erinnerungen“. „Es war ein namenloser Jammer in dem stillen Pfarrhause, in dem ganzen Dorfe. Da erfuhr ich zuerst, was tiefe Trauer heißt.“ Und zu Weihnachten 1877 schrieb er seinem ältesten Sohne: „Als er (der Vater) 34 Jahre alt war, verlor er die Sonne seines Lebens, seine Frau, und von da an breitete sich lange Nacht über ihn und mich. Ganz warm und hell sollte es nie wieder werden. Es kann mir die Seele froh machen, wenn ich denke, wie viel freundlicher Euch das Geschick geworden ist. So fest und sicher im Hause wurzeln und so in eine große Zeit hinein wachsen! Die Sehnsucht meiner Jugend umfaßte zwei Dinge, meine Mutter und mein Vaterland. Die Eine war todt; das andere lebte in den Träumen und diese Träume galten für ein Verbrechen. Ihr habt beides!“

punkt ihres Lernens ruhte in der selbstgewählten Privatarbeit. Der hat sich denn auch der junge Baumgarten eifrig hingegeben; er las die Classiker, versenkte sich in Shakespeare und Goethe und in Beethoven. Er hatte einmal mit seinen Angehörigen eine Reise gemacht, von der er später gern erzählte: Magdeburg, das er damals gesehen, blieb ihm, als die größte Stadt seines Jugendkreises, in einer beinahe feierlichen Erinnerung. Im Ganzen aber genoß er voll die Stille der Kleinstadt, in die kein Lärm des großen Lebens verwirrend hineinklang. Um so gewichtiger und einheitlicher fühlte sich die Schülerschaft des Gymnasiums in sich selber: und hier war es, wo sich dann doch der Hauch des Zeitalters charakteristisch geltend machte. Das Turnen spielte unter den Heranwachsenden eine große Rolle, sie übten es in weitgehender Freiheit, mit einer Art von Selbstverwaltung aus, auf die sie stolz waren. Sie machten ihre spartanisch strengen Turnfahrten, wählten sich aus ihrer Mitte den Turnwart: auch Baumgarten ward die Ehre dieses Amtes zu Theil. Und an dieses selbständige Treiben knüpfte sich auch hier ein gewisser Zug von Opposition. „Dieser wurde für mich“, erzählt Baumgarten, „nicht wenig dadurch verstärkt, daß etwa um das Jahr 1838 einige alte Burschenschafter aus ihrem Gefängnisse nach Wolfenbüttel zurückkehrten. Darunter einer, Albert Schmid, der alsbald meine ganze Verehrung gewann. Er war ein sehr liebenswürdiger und zugleich ungewöhnlich gebildeter Mann, der aber weder an einer Universität noch in einem Amte Zulassung fand. Alles war für diesen Albert Schmid begeistert, Alle beklagten sein hartes Schicksal.“ Der Knabe schloß sich ihm eng an; die Frage ergriff ihn und wurde ihm in der Weltabgeschiedenheit seines Wolfenbüttler Hauses von Keinem klar beantwortet, „wie denn das möglich sei, daß ein so ausgezeichneter Mensch gewissermaßen von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen war.“ Allmählich kündigte sich dem Heranwachsenden die nahende Universitätszeit an: Ausflüge in die Hauptstadt Braunschweig brachten ihm werthvolle künstlerische Anregungen; und im März 1842 entließ ihn das Gymnasium mit einer warmen Anerkennung seines Betragens und Fleißes, seiner Anlagen und Kenntnisse, mit einem ausdrücklichen Vertrauenszeugniß. Er hatte

vor, Theologie zu studieren. Allein seine Bahnen wandten sich anders: in eine Richtung, die ihm durch jene Wolfenbüttler Eindrücke doch bereits leise vorgezeichnet war.

Er ging nach Jena und wurde hier, zunächst, unwillkürlich Philologe: indessen, nicht eben das Studium fesselte ihn in diesen ersten Monaten seiner Freiheit. Die Jenenser Lehrer machten ihm wenig Eindruck. Seinen Verbindungen gemäß trat er der Burschenschaft bei und sah sich bald, lebendig wie er war, in den Strudel eigentlich studentischen Treibens hineingerissen. Ein Streit verwickelte ihn in eine ganze Reihe von Zweikämpfen, die schließlich sehr ernsthaft wurden. Er hat sich später einiger Rauflust angeklagt. Jedenfalls war er voll hellen, unbändigen Jugendmuthes. Ohne Ferien und beinahe ohne Geld wanderte er mit Freunden in die Weite hinaus und kam, fröhlich und sorglos, bis Wien und München. Allmählich trat die Arbeit vor, Gervinus' Literaturgeschichte wurde gelesen und, als einziger bibliothekarischer Erwerb des Jenaer Jahres, sogar gekauft; dann folgten Einflüsse nach, die noch moderner als Gervinus waren. „Nach Weihnachten erschienen drei Hallenser, um die dort neu begründete Burschenschaft in grell herausgeforderten Duellen mit Jenenser Korpsburschen herauszupauken. Das Resultat war, daß sie alle drei jämmerlich zerhauen wurden. Der geistige Führer dieser wunderlichen Deputation kam zu mir ins Quartier und er weihte mich in die Geheimnisse der jüngsten Philosophie ein. Es war ja damals gerade die Blüthezeit des junghegelschen Radikalismus. Fast die ganzen Wochen füllende Gespräche führten mich in diese mir vollkommen fremde Welt ein und mein philosophisch ungeschulter Kopf wurde sofort die wehrlose Beute dieser verwegenen Weltstürmer, die Alles, Religion, Staat, Gesellschaft neu gründen wollten. Das harmlose, geistig ziemlich leere Jenenser Studentenleben erschien mir bald unerträglich fade und ich beschloß nach Halle überzusiedeln, wo diese Schule besonders blühte."

In Halle (Ostern 1843) traf er nun zwar nicht auf die Philosophen allein; für seine spätere Anschauung wurde vielmehr Max Duncker der Historiker von weit höherer Bedeutung, er, dem Baumgarten nach 24 Jahren in dauernder Dankbarkeit sagen

konnte, er sei „der erste Lehrer gewesen, der mir wirklich Lehrer war, der mir nicht nur äußere Dinge nahe brachte, sondern mein innerstes Wesen berührte," zu dessen Schüler in deutscher Politik er sich 1858 und 1866 ausdrücklich bekannt hat[1]). Duncker war damals eben Professor geworden; der frühere Burschenschafter, dem die Demagogenverfolgung das braune Haar schon in der Mitte der zwanziger Lebensjahre gebleicht hatte, „der liberale Historiker, der Gegner Leo's, der Hegelianer, der Mitarbeiter an den Ruge'schen Jahrbüchern" — radical war er trotz allem keineswegs; er predigte in seinen historischen und politischen Vorlesungen den deutschen Verfassungsstaat, der aber wirklich deutsch sein, der nicht dem Extrem, sondern „einer lebendigen Vermittlung" entspringen sollte; und er mahnte seine Studenten: „wir bedürfen des Charakters noch mehr als der Einsicht" (Haym, Duncker 58 ff.). Das waren Lehren, denen Baumgartens ganzes späteres Wesen treu geblieben ist. Und noch andere Historiker lernte er damals kennen: Ranke und Schlosser. Schwerlich hat ihm des Ersteren Reformationsgeschichte, die ihm dereinst so wichtig werden sollte, in Halle wahrhaft zugesagt: noch 1853 schalt er auf die „diplomatische Geschmeidigkeit eines Ranke." Und 10 Jahre früher hat nicht nur Rankes leidenschaftslose Ruhe, sondern alles historische Wesen überhaupt, und hat offenbar auch Dunckers Einfluß hinter die Macht der philosophischen Erregung in Baumgartens Seele zurücktreten müssen. Auf die äußerlich bewegten Jenaer Tage folgte für ihn zu Halle der Anbruch einer schweren innerlichen Entwicklungszeit voll heftigen und zerrüttenden Sturms.

Er hörte in Halle philosophische Vorlesungen, las Hegel und L. Feuerbach. Offenbar löste er sich von dem Grunde der ererbten Anschauungen mit Schroffheit los. Die wenigen Briefe aus diesen Jahren, die uns erhalten sind, zeigen sein Wesen aufgerührt, unklar, in gährenden Wandlungen. Er beobachtet sich, diskutirt seinen inneren Zustand, dessen Umschwung und Uebergänge: er ist in der schmerzhaften Krisis begriffen, in der die bewußt gewordene Persönlichkeit mit den überkom-

1) Briefe an Dunker 4. Juni 1858, 8. Aug. 1866, 27. Sept. 1867.

menen und den neuherandringenden Bildungselementen abrechnet und aus der sie schließlich neugegründet, wenn auch noch längst nicht vollendet hervorgehen soll. Dem 20jährigen Baumgarten ist keine der Nöthe jenes Ueberganges erspart geblieben. Und dieser trägt bei ihm handgreiflich genug die charakteristischen Formen der Epoche.

Er muß sich dem Begrifflichen, Abstrakten zuerst mit voller Leidenschaft anheimgegeben haben. Er lebte im Allgemeinen. „In Halle, so kritisirt er im Januar 1846, ist meine Kardinalansicht dahin gegangen, daß es sich im Leben um das Glück oder Unglück des Individuums gar nicht handeln könne; ich faßte Alles in dem Schlagsatze zusammen, ein sittlicher Mensch müsse sich schämen an sein Glück zu denken, müsse in gegenwärtiger Zeit nothwendig unglücklich sein.“ „Ich fragte nur nach der abstrakten Tüchtigkeit eines Studenten, persönliche Empfindungen ließ ich gar nicht zu Worte kommen.“ „Ich hatte mir auf Halle'sche Manier eingebildet“, schreibt er am 6. Mai 1845 seinem Vater, „nicht Wunder welche tiefe Bildung zu besitzen, ich hatte mich mit philosophischen Phrasen in den reinen Aether des Geistes, hoch über aller Welt geträumt. Alles hatte ich stolz verachtet, alle Verhältnisse des Lebens waren mir geringfügig, denn ich wußte ja, wie falsch und elend sie seien, wie sie reformirt werden müßten.“ Das zuweilen auftauchende Selbstbesinnen habe er „in der Freude über die Rolle, welche man so leicht spielt, in dem Stolz über eine etwas hervorragende Stellung in der Studentenwelt ohne Mühe zurückgedrängt.“

Diese Sätze weisen auf die Umgebung hin, in der er lebte. Die „Erinnerungen“ erzählen von ihr. „Es verstand sich von selbst, daß ich zu Halle in die dortige Burschenschaft eintrat, welche grundverschieden von der Jenaer auf ernste Arbeit, aber allerdings in einem sehr einseitigen Sinne, sich richtete. — Die Verbindung hatte den Grundsatz, der Student habe sich nicht um Staatsangelegenheiten zu kümmern, sondern sich ernstlich auf die künftige Thätigkeit im Staate vorzubereiten. Aber es ging doch durch Alle ein Geist systematischer, radikaler Opposition gegen die bestehenden Verhältnisse — ganz entsprechend der damaligen politischen und religiösen Bewegung,

welche endlich seit Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung Preußen ergriffen und dort die heftigsten Konflikte extrem entgegengesetzter Weltanschauungen erzeugt hatte." Als Angehöriger dieser Burschenschaft war der junge Braunschweiger recht in den Mittelpunkt des neuhallischen Geistestreibens gestellt; in ihrem Kreise hat er augenscheinlich für jene „abstrakte Tüchtigkeit des Studenten" gewirkt, und zwar nach rechter Studentenart: Heinrich Pröhle, damals sein Verbindungsgenosse und Freund, erinnert sich noch heute „der langen burschenschaftlichen Reden Baumgarten's und des rein Verstandesmäßigen," das ihnen angehaftet habe — in genauer Uebereinstimmung mit dem eigenen Urtheile Baumgarten's von 1846. Und im gleichen Sinne trat er, von der Burschenschaft her, in die „hervorragende Stellung in der Studentenwelt" hinaus, die der 45er Brief erwähnt. Am 27. Januar 1844[1]) erließen 3 bis 400 Hallische Studenten an Prorektor und Senat eine von dem Kandidaten C. Rößler aufgesetzte Petition um die Erlaubniß, „einen akademischen Lesesaal gründen und damit ein Sprech- und ein Restaurationszimmer verbinden zu dürfen." Zu den studentischen Rednern, die den Plan vor ihren Commilitonen befürwortet hatten, gehörte, nebst drei anderen Burschenschaftern, auch Hermann Baumgarten. Es war die Zeit, da Pernice dem bösen Geist des Radikalismus an der Universität mit grimmiger und reichlich engherziger Gewaltsamkeit auf den Leib rückte. Noch vor den Ferien wurden bei Baumgarten und vieren seiner Vereinsgenossen Haussuchungen vorgenommen, denen Verhöre folgten. „Wir durften freilich in die Osterferien gehen, durften auch wieder das nächste Semester beginnen, die Vorlesungen bezahlen, dann aber nach Pfingsten kam das Urtheil." „Wegen Theilnahme an einer verbotenen Verbindung" wurden die Beschuldigten auf eine längere Zeit von der Universität verwiesen.

1) Siehe den eingehenden Aufsatz Heinrich Pröhles: Die Reformbestrebungen und die Untersuchungen auf der Universität Halle unter dem Kuratorium des Herrn Dr. Pernice, im Zusammenhang dargestellt von Heinrich Roth (bei Biedermann, Unsere Gegenwart und Zukunft II, Leipzig 1846 S. 82—133). Vgl. auch Schrader, Gesch. der Universität Halle II, 115 f.

Für Baumgarten — wie ehedem für Duncker — war die Untersuchung voller Qualen. Er hatte seinem Körper in Jena durch angestrengtes Burschentreiben, in Halle durch nothgedrungene Entbehrungen allzuviel zugemuthet; dann der abstrakte Aufschwung seiner Gedanken und seine eifrige Agitation — die angeführten Briefe lehren uns, daß er jetzt zusammenbrach. Der Taumel seiner Wichtigkeit und Bedeutung sei zerstoben, „und die innere Leere machte sich furchtbar geltend.“ Auf „die heftigste Aufregung“ folgte jetzt „geistige Mattigkeit“. „Und nun sah ich mich selbst, diesen großen Reformator, in derselben Jämmerlichkeit, die ich noch eben den Andern angedichtet. Ach es war schrecklich!“ Eine Reaktion einfacheren Empfindens, ein Bedürfniß nach warmer Hingabe an „natürliche, wahre, gesunde“ Verhältnisse und Gefühle brach über ihn herein. Er ging in das Elternhaus zurück. Der Vater wohnte jetzt in dem schön belegenen Lichtenberg. Hier suchte Hermann Heilung in der Familie, in der Arbeit. Aber er fand sie noch nicht: noch rang er mit sich, und in der winterlichen Stille des Dorfes übertrieb er nun das Studium. Und als er zu Ostern 1845 nach Leipzig übersiedelte, sah er sich doch bald in die alten Wirren zurückgestoßen. Man zögerte seine Immatrikulation lange hin, lud ihn dann, nach Mitte Juni, auf die Polizei, verhörte ihn, nahm seine Papiere in Beschlag. Eine neue Untersuchung der alten Dinge war in Halle eröffnet worden und hatte sich nach Tübingen, Göttingen, Heidelberg verpflanzt: auch Baumgarten war von ihr betroffen worden. „Wie kann,“ schrieb er am 18. Juni in heller Empörung an seinen Vater, „das Hallische Gericht gegen mich eine Untersuchung erneuern, die durch förmliches Urtheil geschlossen ist, ohne daß ein Verdacht irgend eines neuen Vergehens gegen mich da ist? Der Polizei gegenüber, der grenzenlosen Willkür der Universitätsgerichte gegenüber ist Jeder recht- und schutzlos; man hat kein Recht, sich über neue Beweise ihrer Schamlosigkeit zu wundern. — Herrn Pernice hat es gut geschienen, mir eine neue Bestätigung seiner Worte: ich kann Ihnen gar nicht sagen, welch ungemeines Interesse ich an Ihnen nehme, zu Theil werden zu lassen.“ Der Vater war schwer erschüttert. Was würde aus dem Sohne werden, der geächtet schien? Von einem der

Hallischen Schicksalsgenossen bezeugt es Pröhle (S. 101), daß er „durch die Entfernung von Halle sich genöthigt gesehen habe, sich zu einem anderen Berufe zu wenden.“ „Es folgte — wir glauben das den „Erinnerungen“ gern — ein sehr unbehaglicher Sommer in Wolfenbüttel. Zu meinem Glück erreichte es A. Schmid durch persönliche Vermittlung bei Dahlmann, daß ich doch wieder (Herbst 1845) in Bonn zugelassen wurde.“

Da schien es ihm nun endlich wohler werden zu sollen. Er gewann einen reichen Kreis geistig lebendiger Freunde, in dem man las, musizirte, verhandelte. Er trat, wenn ich nicht irre, in Fr. Ritschl's philologisches Seminar und hörte bei ihm Homer. Vor Allem, er fand Eingang in das Haus Dahlmann's, und wurde dessen Zuhörer in seiner Politik und in seiner großen Vorlesung über neuere deutsche Geschichte, deren er noch 40 Jahre später mit bewundernder Liebe gedachte[1]. Er hat da von ihrer „weckenden und stärkenden“ Kraft, ihrer „ungewöhnlich tiefgreifenden Wirksamkeit“, von der Persönlichkeit des Lehrers gesprochen, des wortkargen Mannes, der auch, wo er schwieg, „durch sein seelenvolles Antlitz Alles belebte“. „Wer einmal in diese tief leuchtenden Augen geblickt hat, wird sie nicht leicht vergessen.“ Mit reinerer Hingabe hat Baumgarten von Keinem geredet als von Dahlmann; den Einfluß, den er für das Leben von ihm empfangen hat, wird man gar nicht zu hoch anschlagen können. Auf Dahlmann'schen Bahnen vornehmlich ist er, und wohl mit vollem Bewußtsein, sein Lebelang geblieben. Und um so tiefer muß der innerliche Einfluß gewesen sein, da der persönliche Eindruck nur kurz gewesen ist. Denn es erging ihm hier so wie bei Duncker: im Augenblick traten zwischen den Lehrer und den Schüler andere Bewegungen, die diesen auf eine Weile, zu späterer innerer Rückkehr, weit von jenem hinwegrissen. In Bonn reiften die bittern Früchte der Hallischen Erschütterungen. Die inneren Kämpfe hatten eine leidenschaftliche Fortsetzung gefunden. Wie er bald darauf schrieb, seine abstrakte Selbstentäußerung war einem schroffen Individualismus, einer Sehnsucht nach persönlichem Glücke gewichen, worin Feuerbach sein Leiter gewesen sei. Das

1) Allg. Zeitung 1886, Beil. 59.

alles muß in Bonn zur Lösung oder vielmehr zum Bruche gekommen sein. Nach aller Ueberspannung des Denkens und Empfindens, der Arbeit und der Sorge packte ihn eine schwere nervöse Krisis. „Ich verlor allmählich vollkommen das Gleichgewicht, gab unsinnige Summen für Bücher aus und war um Weihnachten so weit, daß mich ein dunkler Instinkt in die Heimath trieb, zu Albert Schmid. Der erklärte mir, ich sei krank und müsse eine ernste Kur durchmachen." Der wurde er in Schöningen unterzogen: starke, rein körperliche Thätigkeit, weiterhin (vom Frühjahr 1846 ab) eine jahrlange Erholung auf dem Lande in allmählich wieder gesteigerter, geistiger Beschäftigung haben ihm zur Genesung geholfen. Aber noch 1890 hat er rückblickend geklagt: „Ich weiß nicht, ob tiefe Wunden, welche dem Körper geschlagen werden, ganz geheilt werden können, so daß keine Spur bleibt. Tiefe Verletzungen, welche die Seele erlitten hat, wirken gewiß unendlich lange nach. In diesen Erschütterungen hatte ich vor Allem mein bis dahin vortreffliches Gedächtniß eingebüßt, das niemals wiedergekehrt ist. Auch eine ungewöhnliche Erregbarkeit, eine nervöse Reizbarkeit ist mir von daher geblieben."

Er hatte sich die innere Klärung um einen theuren Preis erkauft. Man darf sagen, daß ein gutes Theil dieser Noth bei ihm, wie bei Max Duncker [1]), der Krankheit der vaterländischen Zustände zugeschrieben werden muß.

Von nun an ging es aufwärts. Pröhle, der den Genesenden aufsuchte, fand ihn blaß, aber gesundet, und „das rein Verstandesmäßige" der Haller Zeit in tiefer und reiner Stimmung überwunden: „er war halb verklärt, ganz Seele". Nach $^5/_4$jähriger Pause durfte er wieder an die Arbeit gehen. Er wollte sie in Göttingen (Ostern 1847—48) zum Abschluß bringen und bereitete sich dort fleißig auf das philologische Examen vor. Daß er dies, ohne erneute Störungen, vermochte, zeigt, daß er

1) Haym S. 34 von diesem: Aber die schwerere Buße (als die über ihn, als alten Burschenschafter, nach langem Prozesse verhängte Festungshaft) hatte der Begnadigte schon vorweg getragen. Mehr als drei Jahre hatte er in gedrückter Stimmung zugebracht und durch geistige Ueberanstrengung übel und ärger gemacht . . .

jetzt endlich Herr seiner selbst war. Und noch klarer spiegelt sich die innerliche Befreiung in der Haltung, die er den großen Ereignissen der Zeit gegenüber ergriff. Es war das Jahr des Vereinigten Landtages zu Berlin: in die Repetition des Göttinger Studenten drang doch immer stärker der Widerhall der politischen Vorgänge hinein. Er besprach sie eifrig, las im Museum Zeitungen und Zeitschriften. Aber der Hallische Radikalismus war bezwungen: „eine gesundere historische Auffassung der Dinge wurde mir eigen". Duncker und Dahlmann hatten ihn nicht vergeblich unterrichtet; jetzt lag ihre Nachwirkung greifbar in ihm zu Tage. Baumgarten stand den Fragen, die sich soeben ankündigten, den Fragen von Verfassung und Einheit, nicht als Radikaler gegenüber. Er selbst bekennt, daß damals derjenige Mann in ihm vorherrschte, der in diesem selben Jahre in seiner „Deutschen Zeitung" der Wortführer der nationalen Mittelpartei wurde, Gervinus.

Auch Baumgartens religiöses Leben war unzweifelhaft von der Umwälzung der verflossenen Jahre betroffen worden: bis zu welchem Grade, weiß ich nicht zu sagen. Die Vermuthung drängt sich auf, daß er auch in dieser, wie in jeglicher inneren Beziehung nunmehr allgemach zu einiger Ruhe, zu maßvoll positiver Anschauung durchgedrungen sein wird. Erst viele Jahre später sehe ich ihn in religiöser Hinsicht offenkundige Stellung nehmen: da trat ein kritischer, aber lebendiger, von starkem Gottesglauben erfüllter Protestantismus an ihm hervor.

Die Losung des Tages aber, in dem er jetzt lebte, war Politik. In sie ergoß sich bald, was an allgemeinem Bestreben in ihm mächtig war; in ihr erwies sich der gesicherte Fortschritt seines inneren Daseins. Gerade der, den er sich jetzt zum Lehrer erkor, Gervinus, verkündete unter den Gelehrten am lautesten die Einheit von Wissenschaft und Leben: politische Bethätigung ist die Pflicht des Gelehrten. Baumgarten mochte sich noch so correct hinter seine Bücher zurückziehen — Alles wirkte zusammen, ihn alsbald in die Oeffentlichkeit hinauszureißen. Zuerst in Göttingen, wo es sich freilich nur um einen langen Conflict zwischen Studenten und Polizei handelte, in den Baumgarten einmal beschwichtigend einzugreifen suchte. Dann aber, in erweitertem Maße, in Braunschweig. Als der 23jährige Candidat in die

Hauptstadt seines Heimathlandes kam, um dort seine Prüfung zu bestehen, fand er sie „in fieberhafter Bewegung". „Ein wundervolles Frühlingswetter," so schildern die Erinnerungen, „erleichterte es den Menschen, sich fast den ganzen Tag auf den Straßen herumzutreiben. Ueberall auf Plätzen und Märkten bildeten sich kleine Volksversammlungen, zu denen flammende Reden gehalten wurden. Die Kaffeehäuser waren von früh bis spät gedrängt voll, man konnte es nicht erwarten, daß die Einzelnen die neu ankommenden Zeitungen lasen, sondern der Eine oder der Andere mußte einen Stuhl besteigen und vorlesen."

„Das war nun eine wunderliche Zeit, um ein Examen zu machen. Als ich mich am Morgen des 22. März geputzt hatte und in meinem Gasthof die Fenster öffnete, siehe, was war da?! Alle Häuser mit schwarz-roth-goldenen Fahnen geschmückt, die in der Frühlingssonne herrlich leuchteten. Ich wurde fast überwältigt. Das waren ja die Farben, für die ich so schwer hatte leiden müssen, und jetzt wehten sie von allen Häusern. Als ich in das Prüfungszimmer kam, nicht ohne Sorge, wie in solcher Gemüthsbewegung der Tag verlaufen werde, erfuhr ich, daß die Stunde gar nicht günstiger hätte gewählt werden können. Denn meine Examinatoren waren von den Ereignissen des Tages noch ganz anders berührt als ich. Sie liefen fortwährend aus und ein, um die Neuigkeiten jedes Augenblickes zu erhaschen. Und wie Unerhörtes trug sich gerade an diesem Morgen zu! Auch der Herzog hatte soeben die deutschen Farben angenommen, und die blaugelben Schilderhäuser erhielten das schwarz-roth-goldene Gewand. Alles schwamm in patriotischem Entzücken. Wer hätte da prüfen mögen! Nach kurzer Frist hieß es, man habe sich zur Genüge von unseren Kenntnissen unterrichtet."

Das Zeugniß gab ihm das Recht, die beiden klassischen Sprachen nebst den Hülfswissenschaften auf allen Stufen zu lehren, es rühmte seine philologische wie seine reife und eindringende pädagogische Arbeit. Er selber konnte 42 Jahre später das tiefere Zeugniß hinzufügen, sein Lernen sei in den bewegten Studentenjahren unregelmäßig und einigermaßen autodidaktisch gewesen, dafür aber habe es „an Innigkeit und Wahrhaftigkeit

des geistigen Strebens gewonnen. Angelerntes, äußerlich Aufgenommenes gab es eigentlich nicht in mir. Es war alles aus innerem Drange erwachsen und mit dem innersten Leben verschmolzen.“ Diese Innerlichkeit seiner Stellung zu Allem, was er sich geistig erworben hatte, hat sein Leben lang ein Jeder an Hermann Baumgarten spüren müssen: seine Philologie hatte er, wie alles Spätere, mit dem ganzen Herzen gelernt; stets hat er sie da gehegt. Nun trat er, entschlossen sie fürderhin zu lehren, im Braunschweiger Gymnasium als Probekandidat ein. Aber schon waren seiner Zukunft andere Geleise gewiesen. Er wurde Politiker und dadurch Historiker.

Denn bisher war er ja weder das Eine noch das Andere, und am wenigsten Historiker. Er hatte wohl Geschichte getrieben, sein eigentliches Studium aber bildete die Alterthumswissenschaft. Auf seinen späteren Lebensberuf sollten erst die folgenden Jahre ihn allmählich hinleiten. Sie selber gehörten der Politik. Wie aber war er für diese vorbereitet? Nach heutigen Begriffen oberflächlich genug. Von irgendwelcher methodischen Schulung konnte in seinem bisherigen Bildungsgange nicht die Rede sein, praktisch, auch nur durch Beobachtung, zu lernen hatte der Student in seinen staatlosen Lebenskreisen, inmitten der Atmosphäre der vierziger Jahre, vollends keine Gelegenheit gehabt. Freilich waren ihm von Duncker und Dahlmann Anregungen zugeflossen; und vor allem: die politische Leidenschaft hatte er in sich ausgebildet, er hatte an den Verhältnissen gelitten, über sie gedacht, er hatte die Hingabe an die allgemeinen Angelegenheiten, und zwar an die allgemein-deutschen, als eine Pflicht erkannt. Merkwürdig, welches Gewicht eine so bescheidene Ausrüstung ihrem Träger in einer Stadt wie Braunschweig damals dennoch verlieh, als nun der Sturm der Revolution über die Häupter der Menschen hereinbrach, die, trotz ihres wohlgeordneten Landschaftslebens, ihres verdienstlichen Landtages, den neuen großen Fragen eben doch noch weit fremder gegenüberstanden als der junge Philologe. „Ich erinnere mich sehr deutlich,“ schrieb Baumgarten 1870 [1]), „wie damals (d. h. nach 1840)

1) Wie wir wieder ein Volk geworden sind, unten S. 292. Die in meinem Texte vorgetragenen Betrachtungen gründen sich überdies auf die „Erinnerungen“.

die tüchtigsten Männer in Niedersachsen mit verschwindenden Ausnahmen von politischer Thätigkeit nichts wissen wollten. Wenn ich als junger Student den älteren Herren von der Pflicht des Bürgers sprach, so schüttelten sie den Kopf, meinten, ich würde mich nur unglücklich machen, ohne etwas zu nützen." In seiner eigenen Familie hatten seine Hallischen und Leipziger Erlebnisse ihm Mißfallen und Tadel eingebracht. Jetzt, da es Ernst wurde, hatte er plötzlich vor Vielen vieles voraus.

II. Wanderjahre: Publizist und Historiker. 1848—1861.

„Zu anderen Zeiten würde ich mich dem Lehrerberuf mit ganzer Seele hingegeben haben und ließ es ja auch jetzt an dem nöthigen Fleiße nicht fehlen. Aber die Zeitbewegung war zu gewaltig, um mich nicht hauptsächlich in Anspruch zu nehmen. Wie fast überall trat auch in Braunschweig alsbald eine radikale Partei hervor, welche die öffentlichen Zustände mit ernster Gefahr bedrohte. Mir war es mit der politischen Freiheit viel zu ernst, als daß ich einem solchen Wesen unthätig hätte zusehen können, zumal es unter den Verständigen wirklich nur sehr wenige gab, welche dem demagogischen Lärm entgegen zu treten den Muth und die Fähigkeit besaßen. Uebrigens währte es doch eine Weile, bis ich in das größere politische Treiben hineingezogen wurde. Anfangs bewegte ich mich nur im Turnverein und ich weiß nicht, wie es kam, daß mich dieser sehr früh im Sommer mehrfach als seinen Vertreter zu großen Turnfesten entsandte. In hohem Grade bedeutsam für mich wurde die Reise, die ich Anfang Juli zu der großen Turnversammlung in Hanau unternahm. Sie führte mich so recht in den wildesten Strudel der Bewegung hinein."

Diese Sätze aus Baumgarten's späterem Berichte werden, ebenso wie die dort nachfolgende Schilderung, vollauf durch einen ausführlichen Brief bestätigt, den er von dieser Reise am 5. Juli 1848 aus Frankfurt an seinen Vater schrieb: bestätigt wird zumal, daß er wirklich schon damals im Radikalismus den gefährlichsten Feind erblickt hat. Er fährt nach Köln, dann im Dampfer rheinaufwärts bis Bieberich; lebendig erzählt

er von der erregenden nächtlichen Vorbeifahrt an Bonn — „wir legten an dicht vor meiner Wohnung; in meinem Zimmer war Licht . . .“ —, lebendig und weltfreudiger als wohl früher oder später von dem herrlichen 46er Wein, „eine Gluth, wie ich sie nie getrunken“; er findet auf dem Dampfer einen Augenzeugen der Pariser Junikämpfe und der malt ihm die furchtbaren Bilder der Bluttage packend aus. „Die erregte Erzählung des Frankfurters hatte einen ungeheuren Eindruck auf mich gemacht. Um Mitternacht wollten wir schlafen; ich legte mich, aber mein Kopf war zu heiß. Ich stieg hinauf. Da war die ernste, stille Nacht, die weite Fläche unseres Stromes, das gleichmäßige Schlagen der Räder, die unermüdliche Bewegung der Maschine — nichts anderes. Diese Wasser konnten wild stürmen, ich hatte sie früher gesehen sich zerstörend über die Fluren ergießen, der laue Wind konnte zu wildem Sturme werden, begleitet von herabstürzenden Gewässern, von fürchterlichem Donner und Blitz, aber was wäre das Alles gegen das Rasen entzügelter Menschenmassen?“ In Frankfurt ißt er mit vielen Abgeordneten, trifft Freunde, auch einen aus jener Bonner Gesellschaft, „mit der ich dort die glücklichsten und die unglücklichsten Stunden verlebte“. „Ueber das Parlament werde ich Euch nicht schreiben, das muß erzählt werden. Das interessanteste sind mir die Abendversammlungen der einzelnen Parteien, wo dann manches gesprochen wird, was nicht in die Paulskirche paßt, aber erst recht tiefe Blicke in das Innere dieser mächtigen Versammlung thun läßt. Da sitzt man neben den größten Männern, spricht und trinkt mit ihnen wie mit seinesgleichen und sie merken nicht, wie man lebenslange Eindrücke aus ihren Blicken zieht. — Der Gagern steht da wie ein geborener Herrscher, um so mächtiger, je mehr er sich beschränkt. Aber es gehört auch eine starke Hand dazu, diesen Körper zu leiten. Die Linke und die Rechte stoßen fast in jeder Sitzung hart auf einander, erst gestern ungeheuer. Die Versammlung tobt, die Gallerien brüllen: aber wenn er dann die große Glocke schlägt und mit donnerartiger Stimme ruft: ich bitte mir Ruhe aus, so schweigt es.“ „Hier fühlt, hier sieht man die Größe unseres Volkes und alle Gefahren können nicht den Jubel des treuen Herzens unterdrücken.“ Aber über Hanau ist er minder begeistert: „in Hanau war es

unglaublich. O, lauter Republikaner, vielmehr Heckerianer. In jeder Wohnung hängt Hecker und Struve, Hecker ist auf den Taschentüchern, an vielen Hüten die rothe Feder der blutigen Republik, rothe Halstücher, rothe Schleifen der Damen. Ueberall hört man das Heckerlied. Aber in der Versammlung siegte das Maß. — Wir müssen bei uns die energischste Thätigkeit entwickeln dieser immer mehr hier um sich greifenden Raserei gegenüber."

Genau an diesen Gedankengang schließen sich die „Erinnerungen" an: „So kam denn auch ich, je weiter der Sommer sich dem Herbste näherte, immer mehr dazu, fast meine ganze Kraft dem politischen Leben zu widmen. In dem vaterländischen Vereine, dem die angesehensten Bürger der Stadt angehörten, fand diese Thätigkeit einen angemessenen Boden. Bald sah ich mich in dem Vorstande dieses Vereins und bei allen Gelegenheiten zu voller Mitwirkung herangezogen. Eine eigenthümliche Lage für den doch noch ganz jungen Kandidaten!" Er hatte die Doktorwürde erringen wollen: daran war nun nicht mehr zu denken. Eine neue Sendung, nach Kassel, führte ihn nur tiefer in die Gegensätze des Tages hinein. Und als die Verlegung und dann die Auflösung der preußischen Nationalversammlung die populäre Aufregung steigerte, fiel Baumgarten eine Pflicht zu, die ihn plötzlich in ganz neue Lebenskreise warf. „Eduard Vieweg, einer der angesehensten Verleger Deutschlands, dabei ein Mann von fester, ja schroffer Entschlossenheit, hatte im Frühling die Deutsche Reichszeitung als Organ einer gemäßigt liberalen Richtung begründet. Nun war in eben diesem kritischen Moment der Hauptredakteur Dr. Andrée längere Zeit abwesend und der zweite Redakteur, ein hitziger Schwabe, stellte das Blatt ganz ungenirt in den Dienst jenes demokratischen Sturmes. Das wurde Vieweg und all' seinen Freunden denn doch gar zu arg. Was aber sollten sie thun?" Sie überraschten Baumgarten mit dem Antrage, er solle in die Bresche treten. In voller Erregung meldete er es am Tage darauf (20. November 1848) seinem Vater. „Er", so sagte ihm Vieweg, „würde mir aber den Vorschlag nicht gemacht haben, ohne daran zu denken, wie dadurch meine Zukunft sich gestalten würde. Da habe er denn an hoher Stelle angefragt und die Antwort

erhalten, daß eine solche Thätigkeit dafür nur empfehlend sein könne.“ Der Aufgeforderte faßte seinen Entschluß bald: allen eigenen Bedenken zum Trotze entschied er sich für die Annahme. Es scheint indessen noch Weiterungen gegeben zu haben. Nach den „Erinnerungen“ haben der bedeutende Verleger und der Oberbürgermeister der Stadt noch einen letzten persönlichen Druck geübt, indem sie in Baumgarten's Wohnung erschienen: „es drohe wirkliche Gefahr, wenn man die Reichszeitung noch länger zur Revolution aufhetzen lasse.“ Er müsse sofort eintreten, die Minister seien bereit, ihn vom Gymnasium zu dispensiren. Sechs Jahre später bezeugte ihm der Leiter dieser Anstalt, daß er ihm damals das beste, den Erlaß des noch übrigen Restes seiner Probezeit empfehlende Zeugniß ausgestellt habe. Jetzt folgte Baumgarten dem dringenden Rufe. „Des andern Morgens (es muß, wenn die Angaben richtig sind, der 5. oder 6. Dezember gewesen sein) sollte ich eintreten. Als mich nun aber Vieweg in das Redaktionszimmer einführte, machte der Schwabe ein außerordentlich böses Gesicht und sobald ich mit ihm allein war, erklärte er mir, er werde keine Stunde mit mir zusammen arbeiten, und verließ das Zimmer. Da saß ich nun ganz allein und sollte eine Zeitung machen. Sie wäre ohne Zweifel an diesem Tage nicht fertig geworden, wenn nicht die preußische Staatszeitung gerade die octroyirte Verfassung gebracht hätte. Das war ein so wichtiges Aktenstück, daß es sofort vollständig abgedruckt werden mußte, und damit war die Zeitung für diesen Tag voll.“

Die Aufgabe blieb schwierig genug. Baumgarten hat sie mit dem Einsatze seiner ganzen Kraft und, soviel ich weiß [1]), mit glücklichem Erfolge bewältigt. Es würde seinen Reiz haben, einmal des Näheren festzustellen, wie hier in einem norddeutschen Kleinstaat die Richtung Gervinus' und Dahlmanns ihre publicistische Vertretung geübt hat, Verwandtschaft und Eigenart dieser „Deutschen Reichszeitung“ gegenüber ihrem süddeutschen Vorbilde zu bestimmen. Die Linie der mittleren Partei hat sie sicher mit Energie innegehalten. Und ihr junger Leiter brachte seinem Werke eine Eigenschaft entgegen, die damals manchen

1) Die Reichszeitung selbst ist mir bisher nicht zugänglich geworden.

Mangel seiner Kenntniß ausgleichen mochte, in einer Zeit, der ja überall die Principien noch das Wichtigste waren: er empfand jeden Wechsel der öffentlichen Angelegenheit als eine tiefpersönliche Sache, er lebte und webte darin, und er kannte nach außen hin keinerlei Furcht.

Da ward ihm denn freilich diese herzliche Hingabe zu einem Quell der Schmerzen.

Zuerst erhob ihn noch die Hoffnung auf das preußische Kaiserthum. Sein Verein schickte im Februar 1849 zur Stärkung der erbkaiserlichen Partei eine wohlgemeinte Deputation nach Frankfurt. Baumgarten war darunter, trat mit den Führern in der Paulskirche in persönlichere Beziehung, sah Duncker wieder, lernte, wenn ich nicht irre, Droysen damals kennen. Als dann die Kaiserdeputation durch Braunschweig kam und mit brausendem Jubel gefeiert ward, hielt auch Baumgarten ihr eine Begrüßungsrede; ihr Gegenstand war der, der den Grundton seiner späteren politischen Wirksamkeit abgeben sollte: der Zusammenhalt der Nord- mit den Süddeutschen. Es folgte das Nein Friedrich Wilhelms IV. Auf einer letzten Frankfurter Mission erlebte Baumgarten den Losbruch des badischen Aufstandes, die beginnende Auflösung der Nationalversammlung. Und nun kamen die düstersten Tage. 1850 fiel Schleswig-Holstein. Er war zum Juli nach Kiel geeilt, um zu sehen, was zu helfen wäre; aber die Niederlage von Idstedt machte Allem ein Ende. Einen doppelten persönlichen Gewinn wenigstens trug der Redakteur und der Gelehrte damals davon: in Kiel, wo er von Frankfurtern Hans von Raumer und sicherlich Droysen wiedertraf, lernte er vor Allem Gervinus kennen, der sich ebenfalls den Holsteinern zur Verfügung gestellt hatte — Gervinus, der längst so sichtbar im Mittelpunkte seines gesammten geistigen Lebens stand; und im Winter 1850 zog Wilhelm Beseler, der frühere Statthalter der beiden Provinzen, nach Braunschweig. Baumgarten konnte hoffen, in seiner Heimath eine Art nationalen Mittelpunktes zu gründen, er schaarte um seine Reichszeitung eine Anzahl hervorragender politischer Flüchtlinge. „Man arbeitet nicht ohne allen Nutzen," so tröstet er sich schon am 22. Februar 1850, dem Vater gegenüber, über die Schwere seiner Thätigkeit — „nicht ohne Nutzen und in

der seligen Genossenschaft mit in Wissenschaft und Leben hochverehrten Männern." Er nennt[1]) als seine vornehmsten Mitarbeiter Beseler, Droysen, Waitz, Arndt, Gervinus, Biedermann, Haym, Siemens, Zachariä, Rümelin.

Erst während dieser späteren Jahre seiner Redaktionsthätigkeit gewinnen wir in Baumgartens Werkstatt einen rechten Einblick. Er selbst hat, wie er Duncker mittheilte, immer nur sehr selten in seine Zeitung geschrieben. Seit November 1849 nahm er thatsächlich, seit Februar 1850 auch äußerlich die Stellung des leitenden Redakteurs ein. Da war er unermüdlich, zu werben, zu bitten. Im Jahre 1850 bemühte er sich, in Braunschweig „eine Zusammenkunft konstitutionell-liberaler Redakteure" zu Stande zu bringen. R. Haym, damals Herausgeber der Konstitutionellen Zeitung in Berlin, war jedoch nebst einem Andern der einzige, welcher dem Rufe nachkam, „und der Kongreß verwandelte sich in eine gemüthliche Besprechung über die der preußischen Regierung gegenüber gemeinsam einzunehmende Haltung"[2]). Glücklicher waren, wie die Namenliste es zeigt, die Versuche zu schriftlicher Verständigung. Die erhaltenen Correspondenzen überliefern da manchen höchst bezeichnenden Zug. Wir sehen, wie Baumgarten und ein Theil seiner Freunde sich durch den Gang der Reaktion allmählich weiter nach links drängen ließen. Im Februar 1850 lobt er die Entschiedenheit, mit der Haym gegen „Manteuffel und Genossen" Front mache, tadelt die lavirende Haltung der Deutschen Zeitung: „ich zweifle, ob das Blatt auf diesen Wegen für Preußen und für die heilige Schaar, durch die allein Preußen siegen kann, den zehnten Theil der Propaganda gemacht hat und je machen wird, als die rücksichtslos unabhängige Feder von Gervinus." Am 1. Juli wünscht er dem Berliner Kollegen Glück zur Uebernahme der Konstitutionellen Zeitung und hofft Großes von ihm, „von dem ich glaube, daß er die echte Farbe der deutschen Fahne nicht aus dem Herzen verloren hat, noch unserer unpraktischen Praxis das einzige uns Gebliebene, den

1) An Haym 23. Februar 1850, und in den Erinnerungen. Vgl. K. Biedermann, Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte II, 1886, S. 40.

2) Briefliche Mittheilung Haym's.

Stolz und die Kraft der Idee geopfert." In dieser Richtung schritt er vom Winter 1850 ab weiter fort. Nicht ohne bei anderen seiner Genossen Widerspruch zu finden. Joh. Gust. Droysen mahnte früh zur Resignation, zur Kühle, zum Abwarten: — „ich schreibe Ihnen bald einen Artikel, der ganz resignirt und ernsthaft lauten wird. Die Zeit der Fanfaren ist vorbei" (Kiel 20. Nov. 1849). „Ich selbst bin, wie augenblicklich die Sachen stehen, nicht im Stande, für die Reichszeitung zu schreiben. Mit der Hoffnung habe ich das Recht, auch härtere Worte zu brauchen, verloren, und ich erwarte die Zeit, wo die Chiffre Y mit der alten Heftigkeit wieder eintreten kann. Jetzt verdamme ich jede Art leidenschaftlicher Publizistik, jetzt gilt es zu schreiben „mit einem Ton, Marinelli" — je logischer, blasirter, je mehr Depit und kalte Sezirkunst, desto besser; nur keine Furcht und Hoffnung mehr, aber äußerst kalte Vornehmheit. Es muß den Gegnern vor unserer Kälte bange werden" (22. Mai 1850). Schärfer als Droysen, mit dem er alle die holsteinischen Sorgen theilte, warnte Georg Waitz: auch er in voller Resignation. „Für die Zeitung fehlt es mir nicht an Interesse; aber wer kann jetzt schreiben? Ich wenigstens fühle durchaus nicht das Vermögen. Auch nimmt mich das Buch in Anspruch, das ich drucken lasse, der erste Band einer Geschichte Schleswig-Holsteins bis 1460. Es ist mir der Trost in den trostlosen Tagen. So war ich wenigstens mit dem näheren Vaterland, wenn auch nicht in demselben, beschäftigt." (Göttingen 12. Februar 1851.) Und kurz darauf ertheilt er, da Baumgarten und Beseler ihn über eine Meinungsverschiedenheit befragt haben, sehr offen und entschieden Auskunft. Er betont mit ruhiger Verständigkeit den Werth Preußens, den Werth der preußischen Verfassung, ihrer wenn auch noch so unvollkommenen Formen: an beidem müsse man festhalten, man dürfe nicht ermatten, nicht lediglich schelten. Er mißbilligt dieses und jenes an der Reichszeitung, kritisirt ihre Korrespondenten, nennt die Männer, die er zu gewinnen räth [1]).

1) Undatirter Brief, Februar oder März 1851. („In Bayern dürfte jetzt Hans Raumer zu berücksichtigen sein": das bestimmt die Abfassungszeit, vgl. Raab, H. v. Raumer, 1893, 131 f.). Man wird mit Interesse

Baumgarten's Haltung wurde freilich dadurch nicht geändert. Für den Sommer 1851 gab Vieweg ihm zu seiner inneren Weiterbildung Urlaub: er verbrachte ihn bei Gervinus in Heidelberg. Er beschrieb seinem Vater (27. April 1851) die Reise dorthin: dabei fehlt dann noch nicht „die nur zu häufig in Kurhessen sich aufdrängende Erinnerung an die Bosheit der Menschen, welche die schöne deutsche Erde schänden." In diese Zeit fallen zwei köstliche Briefe Arndt's an ihn: ganz prächtige Zeugnisse der Zeit und des Mannes, die auch dem Jüngern einen Hauch dieser trotz Allem unverwüstlichen Lebens- und Hoffnungsfrische ins Herz geweht haben müssen[1]). Und stär-

die Worte von Waitz über Preußen lesen, dem er später so ganz anders gegenüberstand: „Sie meinen, Preußen habe eine geringere Wichtigkeit als seit 30 Jahren; eine geringere Macht gewiß, aber ich meine fast nur eine größere Wichtigkeit. Warum ist jetzt die Sache, die Partei verloren? weil sie keine Stütze mehr in Preußen hat. Um Preußen dreht sich grade jetzt so gut wie früher alles in Deutschland. Sie wollen eine Verschmelzung des Zoll- und Steuervereines, womit ich sehr sympathisire. Aber wer soll sie machen als Preußen? Wie unsere Hoffnungen auf ihm standen, so kommt unser Leid daher, und darum hat es nach meiner Auffassung nur an Wichtigkeit gewonnen. Die deutsche Partei hat gesehen, daß sie ohne Preußen nichts vermag: welchen Einfluß das auf ihre Stellung zu dem Lande im jetzigen Augenblick haben wird, übersehe ich nicht. Aber sicherlich nicht den, es zur Seite liegen zu lassen. Ich halte auch die preußische Position nicht für so rettungslos verloren — man wird wieder Kräfte sammeln und sie werden sich finden, so gut wie sie 1808 und 1813 sich fanden."

1) Nach Braunschweig vom 2. Apr., nach Heidelberg vom 9. Juni 1851. Ich kann es mir nicht versagen, sie ganz wiederzugeben.

Bonn 2n des Frühlingsmonds 1851.

Sie haben, lieber Herr Dr., ein paar Reime von mir abdrucken lassen. Hier haben Sie ein paar ähnliche, deren Inhalt in dem eben laufenden Augenblick wohl weniger verfänglich sein mögte.

Sie fordern mich auf zu Beiträgen für Ihr wohl und frei gesinntes Blatt. Das höchste Alter (ich wanke im 82n J.) ermattet mich schon genug; auch sonst müßte ich mich sehr heroisch gebärden, wenn ich nicht gestehen wollte, daß die jüngstverflossenen Jahre mich sehr mitgenommen haben, daß die bösesten narkotischen Säfte und Kräfte, welche mit den jetzt wehenden Ostwinden zu uns kommen, mir nicht eine giftige Grippe durch alle Nerven und Knochen eingeblasen haben. Ich habe mitgerungen für die nordwestliche deutsche Herrschafts- und Einheits-Idee, solange nur irgend Hoffnung da war. Es hat sich der Mann nicht gefunden, der es wagte, aus dem besten deutschen Gedanken etwas zu machen. Nun sind wir wieder in die

kend muß auch der Antrag Max Duncker's ihn berührt haben, den er, eben von Braunschweig abreisend, erhielt: er sollte die Konstitutionelle Zeitung übernehmen. Er lehnte ab: er sei Vieweg zu Danke verpflichtet und könne ihn jetzt nicht verlassen, da eben nach langer harter Mühe die Reichszeitung sich heben zu wollen scheine: „wo endlich Männer in allen Theilen Deutschlands mobiler geworden sind, zumeist durch meine unendlichen Quälereien, jetzt, wo Vieweg mir auf einen sehr dornenvollen Weg eines verständigen Radikalismus gefolgt ist.“ Von dem verständigen Radikalismus wird nun freilich auch Duncker, der diesem Zuge immer energischer widerstand, ohne Freude gehört haben; ohne Freude vermuthlich auch von dem

widerlichste deutsche Kleinzauserei hineingerathen und hineingezettelt; ich muß den kräftigeren Jüngeren überlassen, wie sie dem Volke die Verzettelung darstellen oder die Entfitzung und Entfädelung mit bewirken helfen wollen.

Doch sende ich Ihnen eine kleinste Kleinigkeit über die berüchtigte Beleibung, womit Oestreich unsre Schwachheit zu segnen verspricht.

In deutscher Treue

Ihr

E. M. Arndt.

Bonn 9n Brachmonds 1851.

Dank, lieber Herr Doktor, für Ihre freundlichen Erinnerungen und für Alles was Sie in Ihrem Briefe berühren. Wir arme Deutsche müssen uns wieder in und mit Gott trösten bei dem, was wir die jüngsten Jahre erlebt haben und bald weiter erleben werden. Er hatte uns im Nordwesten, wo allein die Hoffnung einer edleren deutschen Zukunft liegt, den Degener nicht beschieden, der aus Deutschland was hätte machen können. Doch dürfen Männer nimmer am Vaterlande verzweifeln. Ist der Gedanke der Weltschöpfer, so wird auch der deutsche Gedanke von Einheit und Herrlichkeit, wenn auch lange hinter meinem Grabe zur Vollendung kommen; der junge Rothbart wird einst seinen Felsenzauber zersprengen: ein mit grünem Eichenlaub Bekränzter; einen mit der rothen Mütze auf dem Kopfe, eine Art blutrothem Blaubart haben wir freilich nicht gewollt. Wir hätten ihn im Frühling 1848 haben können.

Ade! Erhalte Ihnen Gott fröhlichen Muth und helle tapfre Gedanken, die verabscheuen, aus dem Finsteren und aus dem im Finstern Schleichenden und Brütenden Hoffnung und Waffnung träumen zu wollen.

In deutscher Treue

Ihr

E. M. Arndt.

(Nordwestdeutsch: d. h. kleindeutsch. Ostwinde: doch russischer, und etwa östreichischer Einfluß? Was besagt die Warnung am Schluß?)

charakteristischen Bekenntniß, das der von ihm Umworbene weiterhin ablegte: „die Stadt und das Land Braunschweig sind mir sehr theuer, die Stadt Berlin und das sie umgebende Land über alle Beschreibung ekelhaft. — Und wie sollte ich (für Ihre Zeitung) schreiben bei der Ihnen bekannten Auffassung der Lage Preußens!" Das schrieb Baumgarten noch unterwegs, von Frankfurt aus (22. April 1851); er hat sich in Heidelberg selbst, unter Gervinus' Augen, in dieser Verstimmung gegen Preußen und seine Reaktion offenbar noch befestigt. Einen Monat später (24. Mai) entrollte er von dort aus seinem halischen Lehrer ein Programm der Sammlung aller freiheitlichen Kräfte, der Annäherung an die Demokraten, zu gemeinsamem Kampfe. Der Brief spricht stets von „uns" als den Trägern dieses Gedankens: er drückt die Meinung des Heidelberger Kreises aus.

Baumgarten schwelgte in dessen reichem geistigen Verkehre; seiner Zeitung schrieb er Korrespondenzen „vom Neckar," dann kehrte er nach Monaten in die Redaktion zurück, erfrischt, kampflustiger als zuvor. Aber nur noch ein halbes Jahr lang sollte er in Braunschweig bleiben. Er traf den nächsten seiner Freunde, Varrentrapp, dort wieder; mit ihm, Beseler, Anderen gab es bewegte Verhandlungen. „Aber die Zeiten waren nicht danach, um unsere kühnen politischen Projekte zu begünstigen. Die Reichszeitung gerieth in immer schärfere Opposition zu den damaligen Zuständen, und die preußische Regierung, welche schon großen Anstoß daran nahm, daß sich in dem kleinen Lande einige Häupter der Opposition sammelten, erhob immer dringendere Beschwerden über den unerträglichen Ton der Zeitung. Zuletzt wurde dann das doch auch Vieweg lästig und es kam zu Differenzen, welche mich Anfang April 1852 veranlaßten, die Redaktion niederzulegen." Andere[1]) brachen mit der Zeitung, wie er: so Beseler, Gervinus, Biedermann; der letztere berichtet, daß über einem Artikel aus seiner Feder der Konflikt ausgebrochen sei.

Baumgarten hatte — seine Briefe erweisen es — seine vorzeitige Redaktionsthätigkeit stets nur als etwas Vorüber-

1) Briefliche Mitteilung Biedermann's.

gehendes angesehen: „Jahre des ruhigen Studiums müssen darauf folgen, wenn der Geist gesund und fähig bleiben soll, umfassende Zwecke erfolgreich zu erstreben", gestand er dem Vater schon am 22. Februar 1850; das Gefühl ließ ihn nicht los, das er Duncker aussprach: „wahrlich ich muß lernen und nicht lehren!" Jetzt war seine Wirksamkeit nutzlos und schließlich unmöglich geworden. Aufathmend folgte er, endlich befreit, dem Drange in den Süden, zu Gervinus. Einige Ersparnisse, einige weiterlaufende Arbeiten für Zeitungen mußten ihn vorläufig über Wasser halten. Und an die Stelle der angespannten politischen Wirksamkeit trat die Lehrzeit des Historikers.

Freilich blieb es Baumgarten nicht erspart, hierin ebenso Autodidakt zu sein wie in der Politik. Geschulter Forscher war er nicht, und Gervinus war kein nützlicher Lehrer und Berather. Er wies seinen jungen Freund sogleich auf die Aufgabe hin, eine östreichische Geschichte zu schreiben. Dahlmann, der es erfuhr, schüttelte den Kopf dazu. Aber das übergroße Werk wurde angegriffen; es gab Baumgarten wenigstens Gelegenheit, historischen Stoff kennen zu lernen, überhaupt Erfahrungen zu machen, die ihn dann später bessere Wege finden ließen. Im Herbst wanderte er mit Häusser nach München, dort ging er an die Arbeit und versenkte sich nebenher in die Reichthümer Münchener Kunst und in ein neues Stück deutschen, süddeutschen Lebens.

Natürlich, nicht einfach an die Stelle des Politikers trat jetzt der Historiker. Er schätzte sich (Brief an den Vater, München 19. März 1853) glücklich, den Lärm der schlimmen Gegenwart über der Geschichte vergessen zu dürfen, freute sich der „gleichmäßigen, festen Stimmung", die er dem ernsten Studium eines Jahres bereits verdanke. Aber dabei blieb den staatlichen Dingen doch die lebhafteste Theilnahme zugewendet, freilich eine freudlose und peinigende. Der Schüler von Dahlmann und Gervinus blieb im Jahrzehnt der Reaction nicht nur liberal, sondern Alles in Allem auch kleindeutsch und somit, trotz allen Zornes auf Preußen, der Sache nach auch preußisch. Was das in diesen Tagen hieß, daran braucht hier nicht erinnert zu werden; es galt, ein Ideal festzuhalten, von dem das officielle Preußen selber am sichtbarsten abgefallen war. Baum-

garten ist keineswegs frei von den inneren Schwankungen geblieben, die aus dieser verzweifelten Lage entsprangen. Gervinus hatte sich, wie bekannt, von Preußen und der Monarchie im verbitterten Grolle der Enttäuschung gänzlich abgewandt, seine „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" (1853) verkündete, daß die Zukunft durchaus der Demokratie gehöre. „Dahlmann — so hat später Baumgarten (Allg. Z. 1886, Beil. 59) rückblickend geschrieben, wollte von diesen radicalen Theorien nichts wissen, aber er blieb ihrem eifrigen Apostel innerlich näher als wohl irgend einem Anderen. Wenn wir den Briefwechsel der Beiden aus den fünfziger Jahren lesen, wachen alle die schweren Gewissenskämpfe jener bitteren Zeiten gleichsam in uns auf. Von den äußeren Begebenheiten hören wir nicht viel, aber was die Geister der deutschen Patrioten damals quälte, das tritt uns entgegen." Dahlmann, der Siebziger, hielt an seinem Programm im Innern zähe fest, aber im Augenblicke fortzukämpfen, dazu fehlte ihm Frische und Vertrauen (Springer, Dahlmann II, 411 ff.). Dem 28jährigen Baumgarten stand weder das Eine noch das Andere an; er konnte nicht aufhören, zu hoffen, zu drängen, mitzukämpfen, aber es ist ebenso begreiflich, wenn er zeitweilig mit Gervinus von der alten Fahne abzufallen geneigt war. War ja doch Gervinus sein bewunderter Führer seit Jahren. Gerade die „Einleitung" riß auch den Jüngeren für eine Weile vollkommen mit sich[1]); und sie wurde ihm überhaupt zum Buche seines Schicksals.

Der badische Staatsanwalt klagte den Verfasser, dieser Schrift halber, des Hochverrathes an; Gervinus, reizbar, gelegentlich haltlos, dachte an eilige Auswanderung; sein Freund, der alte preußische Geheimrath Fallenstein, in dessen herrlichem Hause am Neckar der Gelehrte wohnte, rief demgegenüber den

1) 1853 (Brief vom 19. März): „Dann wird Deutschland das Glück und die Ehre haben, diesen Mann ins Gefängniß wandern zu sehen wegen eines Werkes, das in der historischen Literatur aller Völker immer zu den ersten gerechnet werden wird". 1891 (Erinn.): „es war eine vom streng historischen Standpunkt aus sehr zweifelhafte Arbeit, die aber der Stimmung der damaligen Zeit entsprechend bei Vielen und so auch bei mir den lebhaftesten Anklang fand."

jungen Baumgarten zu Hülfe. Er sollte dazu beitragen, Gervinus zu halten. „Wenn ich komme und bei ihm wohnen wolle, solle ich den schönsten Frühling und Sommer erleben, den Heidelberg nur aufbringen könne.“ Und Baumgarten kam: Im März 1853 war er wieder am Neckar. Er traf da bald Dahlmann, Beseler, Schlosser, theilte alle Aufregungen des fortschreitenden Prozesses, bis zu dessen schließlicher Niederschlagung. Das äußerliche Ergebniß aber der nachfolgenden Monate war seine erste selbständige Schrift: „Gervinus und seine politischen Ueberzeugungen. Ein biographischer Beitrag“, die 1853 ohne Namen erschien (Nr. 3 des Schriftenverzeichnisses, dessen Zahlen ich künftig kurz allen Anführungen beifügen werde). Sie entspringt ganz der begeisterten und rückhaltlosen Hingabe des Jüngers an die Persönlichkeit des Meisters. Im engen Austausche mit ihm ist sie gereift; ihr Zweck ist, aus Gervinus' gesammtem Vorleben den Beweis der Einheitlichkeit seiner Anschauungen zu führen. Sie begleitet ihn von seinen frühesten Veröffentlichungen bis zu dieser neuesten; stets hat er die Vermählung der Wissenschaft mit dem Leben gepredigt, er hat als Politiker das Maß, die ruhige, ungebrochene Entwicklung vertheidigt, er ist enttäuscht worden, er kann nicht mehr an eine Reform, er muß an eine Revolution glauben: diese allein kann das politisch so unfähige Deutschland verjüngen. In dieser neuen Wendung ist Gervinus dennoch consequent gegen seine Vergangenheit: er ist kein Doctrinär, er wechselt sein Programm gemäß dem wechselnden Bedürfnisse der Zeit, dem zu gehorchen politische Pflicht ist.

Wer Baumgarten's spätere Weise kennt, die scharfe, vorsichtige Kritik, die skeptische Zurückhaltung gegenüber der fremden Persönlichkeit, den wird dieses früheste Buch lebhaft überraschen. In seinen Halle'schen Zeiten hatte etwas von jener spröden Schärfe in ihm vorgeherrscht: seither scheint die andere Seite seiner Art zu überwiegen, eine begeisterungsfähige Lebhaftigkeit, warm bis zur Hitze in Liebe und in Zorn. Ihr gehört diese Schrift über Gervinus an. Ganz jugendlich ist sie in ihrem liebevollen Aufgehen in jenem Andern; da kennt sie keine Kritik, sie schmiegt sich lediglich warm an, sie glaubt und vertheidigt Alles. Daß diese Vertheidigung ihre breiten

Blößen hat, wird sicherlich der spätere Baumgarten zugegeben haben. Der Apologet von 1853 behält darum doch seinen eigenen liebenswürdigen Reiz. Was seine persönlichen Anschauungen angeht, so stimmt er zwar der antiöstreichischen Gesinnung des Meisters lebhaft zu (S. 85), aber auch dessen neue, scharfe Biegung nach links macht er, so sehr er sich müht, nur Referent zu bleiben, doch ganz augenscheinlich mit; er ist ihr Jahre lang nachgefolgt.

Und wie unlösbar kettete nun dieser Kreis, in welchem Gervinus stand, den norddeutschen Besucher an sich! „Mir geht es begreiflich sehr gut", meldet er dem Vater in einem glücklichen Briefe vom 20. April. „Ich wohne bei meinem alten Freunde und wir haben uns beiderseitig so aneinander gewöhnt, daß kein Theil den andern genirt. Vom Ende dieser erquicklichen Gastfreundschaft will man trotz meiner erneuten Warnungen nichts wissen." Und die Erinnerungen schildern: „in diesem stattlichen Hause, in dieser tüchtigen liebenswürdigen Familie, unter den reichsten geistigen und gemüthlichen Anregungen wurde mir ein ganz neues Gefühl vom Werth und Reiz des Lebens zu Theil. Mit dem alten Herrn, diesem würdigen, höchst mannhaften Vertreter unserer Befreiungskriege, der seine Muße namentlich auf eine wahrhaft großartige Wohlthätigkeit in dem armen Odenwalde verwendete, stand ich auf dem besten Fuße." „Wohl selten mögen Menschen schönere Tage verlebt haben, als sie dieses Haus im Sommer 53 sah, wenn sich um den alten Herrn in der unvergleichlichen Pracht seines von tausend Rosen duftenden Gartens die ganze Familie sammelte, von der aus schwerer Krankheit genesenen ältesten Tochter aus Antwerpen bis zu dem jüngsten Sohn, wenn in der Rosenlaube die lange Tafel zum Frühstück lud, an deren unterstem Ende ein Fremder aus dem Norden neben der heranblühenden ältesten Tochter der „kleinen Frau" in die Schönheit dieser südlichen Welt schaute, in dieses wundervolle vom Morgenduft verschleierte Neckarthal, aus dem die von der Sonne beleuchteten Thürme des Schlosses hervorstrahlten." „Bisher hatte ich das Leben sehr ernst, ja finster angesehen, eine Auffassung, die sich in diesem Paradies unmöglich behaupten ließ. Thaten denn diese glücklichen, heiteren Menschen weniger ihre patriotische

Pflicht?“ Es war für sein ganzes Dasein die tiefste und froheste Wendung. Er fand hier die Braut, die ihm die feinsinnige und getreueste Genossin seines Lebens geblieben ist bis zu seinem letzten Athemzuge. Nach einjähriger Werbung verlobte er sich im April 1854 mit Ida Fallenstein. „Und damit, so schließen seine Erinnerungen, trat mein Leben in eine neue, glückliche Bahn ein.“

Er hatte den Winter wieder in München verbracht: nach Heidelberg war er im Januar 1854 von neuem durch Gervinus geholt worden. Der Lehrer hatte ihn aufgefordert, ihm bei seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts als Mitarbeiter zur Hand zu gehen. Er sollte größere Abschnitte bis zur letzten Redaction vorbereiten, nur diese selbst blieb Gervinus vorbehalten. Baumgarten schlug mit Freuden ein. Für den verehrten Mann arbeiten zu dürfen erschien ihm die reizvollste Aufgabe.

Nun brachte freilich die Verlobung andere Sorgen. Gegen ein ausschließlich gelehrtes Dasein hat sich Baumgarten's thatenlustige und pflichtbewußte Natur in diesen Jahren immer wieder gesträubt: seine Briefe enthalten drastische Zeugnisse davon. Die Umwälzung, die jetzt sein Leben erfuhr, reifte in ihm einen älteren Vorsatz, zur Schule zurückzugehen. „Den kleinen Baumgarten“, schreibt Gervinus[1]) am 3. Januar 1855 an Dahlmann, „haben sie für Oestreich engagirt“ (d. h. für die Abfassung der östreichischen Geschichte innerhalb der Hirzel'schen „Staatengeschichte der neuesten Zeit“, für die er dann schließlich vielmehr die spanische geschrieben hat). „Ich fürchte, er wird es annehmen müssen; er hatte die gute Absicht, in Rücksicht auf seine Bräutigamschaft, sich wieder dem Schulfach zuzuwenden, in Braunschweig hatte ihn das Consistorium zu drei Stellen vorgeschlagen, die Minister waren willig, am Herzog scheiterte es, und so ist ihm nun für seine Reichszeitungs-Redaction wohl die Pädagogik verschlossen.“ In der That wird die Geneigtheit der Schulverwaltung auch durch erhaltene Korrespondenzen bestätigt; und die Minister hatten nach den Vorgängen vom November 1848 wohl einigen Grund zu hel-

1) Ippel, Briefwechsel Grimm-Dahlmann-Gervinus, II 390.

fen. Wir können der Reaktion nur dankbar sein, die in diesem Falle dafür gesorgt hat, einen Mann denjenigen Aufgaben zu erhalten, für die er geschaffen war[1]). Zunächst bereitete sie freilich dem Betroffenen eine unbehagliche Lage. Mit K. Biedermann, dem Leiter des Hirzel'schen Unternehmens, hat er lange über jene östreichische Geschichte unterhandelt, auf die Gervinus anspielt. Schließlich hielt ihn Gervinus bei der Mitarbeit an seinem eigenen Werke fest; seine alte Absicht, eine selbständige östreichische Geschichte zu schreiben, verlor Baumgarten daneben nicht aus dem Auge, seine wirkliche Thätigkeit aber galt einige Jahre lang fast ausschließlich dem Buche seines Meisters.

Da sehen wir nun, wie sich die Nachforschungen des Jüngeren über die verschiedenen Länder Europas und weiter erstrecken: von den einzelnen Staaten Deutschlands über Oestreich und die Schweiz nach Italien, Spanien, Portugal, nach Brasilien und ganz Südamerika. Nach der Weisung seines Leiters oder auch selbständig sucht er den Stoff zusammen, reicht ihn Gervinus verarbeitet dar. Jener übersendet ihm (1856) fertige Abschnitte zur Durchsicht, erbittet sein Urtheil, verhandelt dann mit ihm über seine Einwände. Neben ständigem Jahrgehalte schickt er ihm, sobald ein Band erschienen ist, seinen reichlichen Gewinnantheil unter liebenswürdiger Abwehr seines Sträubens zu. Oefter lobt er den Fleiß seines Gehülfen, tadelt wohl auch einmal in halbem Scherze; er hält sich zu ihm wie ein väterlicher Freund. Und einmal besonders strömt auch ihm in einem warmen Briefe (28. Mai 1856) der Dank gegen den Jüngeren lebhaft aus dem Herzen: ohne Baumgarten würde er sein Buch aufgegeben haben, auch ihm ist dieses spät und innig geschlossene Verhältniß von seltenem Werthe. „Ihre treue Freundschaft wird mir immer der beste Ertrag sein, den mir die Arbeit einbringt, die wir gemeinsam angegriffen haben.“ Es bedrückt ihn (freilich, wie man hinzufügen darf, mit nur allzugroßem Recht!), daß die Mühe des Andern „sich vorerst so in die meinige wie verläuft“ — aber die Zeit soll, „wenn

1) Duncker 30. Apr. 1854: „Daß Sie an ein Gymnasium wollen, will mir gar nicht in den Kopf“.

das Buch erst gehörig begründet sein wird", den Sachverhalt aufklären. Baumgarten seinerseits sah in dem berühmten Gelehrten seinen rechten Leitstern; „in diesem vertrauten Verkehr mit einem wirklich großen Manne sei ihm nach und nach Ruhe, Klarheit und Festigkeit" gekommen, rühmt er 1854[1]); selbstlos und anspruchslos, wie er war, hat er unter der Undankbarkeit dieses Arbeitens für einen Anderen offenbar gar nicht gelitten. Auch politisch blieb er bis über die Mitte der 50er Jahre hinaus auf Gervinus' Boden. Anfang 1855 wandte sich Biedermann gegen Baumgarten's „sehr trübe Ansicht von der Gegenwart." Baumgarten selber bekannte später, in jenen Zeiten mit Gervinus und Beseler „zu den entschiedensten Gegnern Preußens", d. h. unmittelbar der preußischen Politik, gehört zu haben[2]); er erinnerte Sybel am 17. Nov. 1861: vor fünf Jahren glaubten wir nicht an deutsche Einheitsträume. Dabei hatte Gervinus seine alte Vorliebe für politisches Wirken doch noch keineswegs aufgegeben: er räth Baumgarten einmal (16. Jan. 1855), sich nach einer Redactionsstelle umzusehen, weist ihn darauf hin (Aug. 1857), daß er sich, falls die Zeit von Neuem rufe, wieder zu publicistischer Bethätigung freihalten solle.

Seit 1855 war Baumgarten von Heidelberg nach München zurückgekehrt: hier arbeitete er, hierhin führte er im Herbst d. J. seine junge Frau. Aeltere Beziehungen öffneten dem Paare durch Wilhelm Kaulbach's Freundlichkeit die Kreise der Künstler, andere die der Universität. Für den Historiker aber wurde die Uebersiedelung Heinrich's v. Sybel nach München von entscheidender Bedeutung. Erst durch ihn wurde er von den älteren, Heidelberger Banden allmählich abgelöst: sein Einfluß führte ihn, innerlich und auch äußerlich, wieder auf neue eigene Wege hin. Sybel erschien die lange Dauer der Dienstbarkeit unter Gervinus unnatürlich; er empfahl Baumgarten, sich frei zu machen, endlich auf eigene Hand Geschichte zu schreiben. Der bescheidene Mann wollte davon zunächst nichts wissen; wenn die Könige baun, meinte er, haben die Kärrner zu thun. Allein die Mahnungen wirkten dann doch. Seit Som-

1) An Prof. Krüger in Braunschweig, 6. Mai.
2) An Haym 8. Juni 1859.

mer 1856 bearbeitete er für Gervinus' dritten Band den südamerikanischen Freiheitskrieg und die Geschichte der spanischen Cortes; hier fand er dann schließlich den Punkt, wo er seine selbständige Thätigkeit einsetzte. Gervinus hatte ihm mehr als einmal erklärt, daß er jederzeit frei sei: von Mitte 1857 ab widmete er sich seiner spanischen Geschichte. Es ist darüber nicht zum Zerwürfniß mit dem älteren Freunde gekommen. Die Arbeit für ihn wurde fast ganz, aber doch nicht vollständig abgebrochen, die persönliche Verbindung dauerte fort, auch durch die wachsende Verschiedenheit der politischen Anschauung ist sie nicht zerstört worden. Gervinus half 1859 und 1860 dazu, dem Andern eine Anstellung in Baden zu verschaffen; aus ganz persönlichen Ursachen erst hat er dann im Winter 1860/61 einen Bruch zwischen sich und jenem eintreten lassen, den Baumgarten mit der tiefsten Trauer ertrug. Dieser konnte sich die Schwächen, die menschlichen wie die politischen, des einstmals bedingungslos verehrten Mannes, in dem er seinen Führer und seinen Wohlthäter geliebt hatte, nicht verhehlen; Gervinus' beklagenswerthe Haltung während des Krieges von 1870 erfüllte ihn mit leidenschaftlichem Zorne und er trieb Andere an, gegen jenen auf den Plan zu treten: er selber vermochte das nicht. Später hat er dem längst Verstorbenen, ohne seine Fehler zu verhüllen, die Gerechtigkeit angedeihen lassen, die er als Ganzer und die er durch seine Wirksamkeit in den mancherlei Krisen bis 1849 wirklich verdient hat (s. Nr. 88 der Schriften).

Seit 1857 steht Baumgarten im Wesentlichen nicht mehr an Gervinus' Seite. Auch politisch bringt ihn der Fortschritt der Zeit, bringt ihn Sybel's bestimmender Umgang in eine neue Richtung — oder vielmehr, sie führen ihn in die alte Richtung, in die vor 1850 eingehaltene, zurück. Er knüpfte mit Rud. Haym die frühere Verbindung wieder an: die geplante Gründung der Preußischen Jahrbücher verfolgte er, selber zunächst durch sein Spanien gefesselt, mit regster Theilnahme, mit unablässigem, vielseitigem, ehrlichem Rath: er rückte wieder an die aktiv-preußische Partei dichter heran. Er beobachtete die Wendung, die sich in Preußen ankündigte, mit gespannter Aufmerksamkeit: mit Zurückhaltung noch — ein Briefwechsel

mit Duncker vom Juni 1858 zeigt ihn noch einigermaßen in radikalem Fahrwasser; aber er besucht wenigstens im Herbst Berlin; seine Eindrücke sind traurig, das ostdeutsche Wesen gefällt ihm gar nicht (19. Sept., an Haym), dennoch faßt er den Entschluß: dieses Volk muß aufgerüttelt werden, wir müssen thätig sein. Er bietet jetzt Haym, dem er bisher Alles abschlagen zu müssen gemeint hatte, seinerseits eine historisch-politische Arbeit über Spanien unter den Habsburgern (Nr. 6) an, die in ihrer Endabsicht ganz auf die Gegenwart gerichtet ist; er will sein Bücherdasein demnächst aufgeben, will nach Braunschweig ziehen, will wieder wirken. Vom Oktober bis Dezember 1858 spiegeln seine Briefe eine steigende Freude an den preußischen Vorgängen. Und das Jahr 1859 reißt ihn alsbald völlig mit fort: hier die Neue Aera in Berlin, dort der Ausbruch des italienischen Conflikts zwischen Wien und Paris — vom Januar des neuen Jahres ab reiht er sich, nach 7jähriger Pause, wieder rückhaltlos in die Schaar der politischen Streiter ein. Eine zweite, längere Epoche publicistischer Thätigkeit brach für ihn an.

Merkwürdig, daß über dem Eintritt in diese Bahn ihm doch noch einmal Gervinus' Name geschrieben stand. Dieser schlug ihm die Uebernahme einer Redaction vor, Baumgarten erklärte sich bereit. Indessen muß sich der Plan zerschlagen haben; in freier Stellung, aber auch so mit voller Hingabe, verfolgte Baumgarten seitdem das politische Ziel. Er verkehrte mit den Heidelbergern, mit Duncker in Tübingen, mit Haym in Halle, in München am innigsten mit Sybel, daneben mit Bluntschli[1]), mit nationalgesinnten Abgeordneten wie Barth und Buhl. Er sah mit Ungeduld auf die Berliner Vorgänge, meinte, die preußische Regierung und der preußische Liberalismus müßten etwas thun, damit sie die Stimmung im übrigen Deutschland für Preußen gewönnen. Strömte doch eben damals, vom Wiener Preßbureau aus, „eine unendliche teutonische Begeisterung" durch den deutschen Süden: der französische Erbfeind bedrohte Oestreich, die Renten sanken, der Zorn stieg — Preußen sollte dem Bundesbruder gegen den napoleonischen Friedensstörer

1) Vgl. dessen „Denkwürdiges aus meinem Leben" II 257. 273.

zur Seite stehen, sollte die Macht Oestreichs über Italien und zugleich damit über Deutschland, die östreichische Reaktion, die östreichische Hegemonie gutherzig vertheidigen. Ich verweise auf Sybel's, auf Baumgarten's eigene spätere Darstellung und Kritik dieser Bewegungen[1]). „Ich selber bekenne mich schuldig, urtheilt der Zweite 1866, dieser schweren Verirrung des fast in allen Kleinstaaten Oestreich zujubelnden Liberalismus keineswegs nach Gebühr widerstanden zu haben und wie stark mich die Raserei des damals namentlich den ganzen Süden beherrschenden großdeutschen Taumels anwiderte, doch in verschiedenen Schriften den Kampf für Oestreich unter Bedingungen empfohlen zu haben, die sich einem schärferen politischen Blick als völlig illusorisch darstellen mußten." Es ist seine Umgebung, die seine Haltung von 1859 sehr verständlich macht. Er spürte in jenem Taumel doch wohl auch das Theil gesunder patriotischer Empfindung, das, wie mißleitet immer, darin steckte; es schmerzte ihn, Preußen von dieser Wallung deutscher Gefühle wiederum ausgeschlossen, ja durch sie heftig befehdet zu haben; er wünschte vor Allem „die Verständigung zwischen Nord und Süd." Nur durch eine Gewinnung der allgemeindeutschen Sympathieen schien ihm Preußen den wichtigen Augenblick zu einer Hebung seines Ansehens, zu einer Besserung der deutschen Gesammtlage ausnutzen zu können; gerade weil er sich zu Preußen hielt, legte er auf den tobenden Zorn, der in seiner süddeutschen Welt sich gegen dieses kehrte, ein großes — in Wahrheit viel zu großes Gewicht. Ganz diesem örtlichen Standpunkte entspricht seine im März veröffentlichte Flugschrift über Deutschland und die italienische Frage (Nr. 4), die sich jene „Verständigung" zum Ziele setzte. Sie sucht den Süden über die Haltung des Nordens und deren Ursachen aufzuklären und die Selbständigkeit und Einigkeit der deutschen Mächte gegen Frankreich mit einem Umschwung in Oestreichs Reaktionspolitik zu verbinden. Oestreich soll also seine italienische Stellung behalten, aber sein absolutistisches System in Italien aufgeben. Für beides soll Preußen sich einsetzen; Baumgarten glaubte, daß dem Zusammenbruch jenes Systems in Italien der in Deutschland nachfolgen

1) In der Selbstkritik von 1866, unten S. 116 ff.

müßte[1]). Diesen Vorschlägen hat ja dann thatsächlich der Vermittelungsantrag des preußischen Prinzregenten vom 24. Juni geglichen[2]): daß er in sich richtig gewesen wäre, hat H. v. Sybel 1889 verneint. Aber gegen Baumgarten's Broschüre vom März ließ sich überdies noch einwenden, daß „das süddeutsche Drängen" am allerwenigsten den Grund abgeben durfte, um die preußische Politik mit Uebereilung in die bedenkliche und gefährliche Aktion hineinzutreiben. Der Preuße R. Haym in seinem Halle sah, bei aller Sympathie für die Absichten des Münchener Freundes, die Dinge unter dem natürlichen preußischen Gesichtspunkte, dem Gesichtspunkte der in sich ruhenden Großmacht an, die in keine Gefühlspolitik verfallen darf und deren schweigendes Handeln er vertheidigt[3]). Uebrigens begrüßte er eine zweite Broschüre, vom April (Nr. 6, Was will Deutschland im italienischen Kriege?), die Baumgarten ihm als eine Art auf den Süden berechneten „Manifestes" (25. April) bezeichnete, mit Freuden (2. Mai) und warb er eifrig um die Mitarbeit des Andern für seine Jahrbücher: die Berichte, die jener in ihren Heften vom April bis Juni erscheinen ließ, halten sich auf dem Boden seiner eben entwickelten Ansichten und schildern vornehmlich die süddeutsche Lage.

Auf Süddeutschland zu wirken schien dem Münchener Kreise das Nächste und Nothwendigste. Der Krieg brach aus; der Süden wurde nach wie vor durch öſtreichische Preßstimmen beherrscht. Die Augsburger Allgemeine Zeitung führte deren Chor. Man arbeitete ihr entgegen, Baumgarten zerzauste sie heftig in den Jahrbüchern, Sybel verfaßte die Flugschrift: Die Fälschung der guten Sache durch die Augsburger Allgemeine Zeitung, Sendschreiben an Herrn Baron von Cotta[4]). Und seit dem Frühjahr mühte man sich, ihr gegenüber eine eigene Vertretung der kleindeutschen Ansichten zu schaffen. Karl

1) Vgl. auch seinen Brief an Biedermann 1. Juni 1859 (Biedermann, Mein Leben II 143 f.)

2) Sybel, Begründung des Reiches II 324, vgl. 330.

3) Lebhafter Brief an B. 2. März 1859; dazu Haym's Anzeige der Schrift, Pr. Jahrb. März 1859, III 374 ff.

4) Frankf. 1859, unterz.: 17. Juli. Man hat sie gelegentlich irrig auf Baumgarten zurückgeführt, der nur die Veröffentlichung vermittelte.

Brater wurde hierin der eifrigste Helfer: der schöne Nekrolog, den Baumgarten ihm 10 Jahre darnach gehalten hat (unten Nr. V, S. 236 ff.), erzählt von der Entstehung der Süddeutschen Zeitung. Freilich nicht ohne Beistand von Außen kam sie schließlich zu Stande. Max Dunker war im April 1859, in jener fraglosen Selbstverläugnung, die diesen Männern gemein war, die Baumgarten an Brater schildert, die seine eigenen Korrespondenzen hell an den Tag legen, aus seiner spät errungenen Tübinger Professur in die unsichere und undankbare Stellung eines Berathers der preußischen Minister und obersten Leiters des preußischen Preßwesens übergetreten. Er wurde seitdem für die ganze Gruppe der rechte Mittelpunkt. Mit ihm führten Sybel, Baumgarten, Haym einen regen politischen Briefwechsel, meist in Schreiben ohne Unterschrift und mit verstellter Adresse; alle Fragen wurden da erörtert, alle Stimmungen und Neuigkeiten gemeldet, mehr als einmal legte Duncker die Briefe der Münchener den Ministern, ja dem Prinzregenten vor, gelegentlich wurden sie zu Zeitungsaufsätzen verwendet[1]). Er bat auch Baumgarten, die Verbindung mit Heidelberg und Stuttgart lebendig zu erhalten, und im Mai besuchte dieser die beiden Städte, besprach sich mit Gervinus, Häusser, H. v. Gagern, Römer, W. Beseler. Schon im Juni aber rückte die Gründung neuer Zeitungen in den Vordergrund. Man dachte an Frankfurt und an München als die geeigneten Orte, eine neue Reise, vielerlei Verhandlungen folgten für Baumgarten daraus; ich bemerke, daß auch Gervinus dem Plane warm zustimmte[2]). Auf eine harte Probe stellte den jetzt 34jährigen das Auftauchen einer Karlsruher akademischen Berufung im Juli; er discutirte mit den Freunden die Gewissensfrage, ob er verpflichtet sein würde, dem politischen Wirken eine solche Aussicht auf ein gesichertes festes Dasein zu opfern[3]). Die Ent-

1) Z. B. Duncker an B. 8. Juli: Ihren Brief aus Süddeutschland werden Sie in der heutigen Spener'schen Zeitung finden.

2) Briefe Duncker's seit dem 30. Apr. nebst den Antworten; Gervinus an B. 7. Juni; Biedermann, Mein Leben II 142.

3) Neben Korresp. mit Sybel und Haym die mit Duncker. Baumgarten an diesen, 27. Juli: — „aber ich entscheide nicht. Ich werde mich nicht nach egoistischen Motiven entscheiden. Ich habe elf Jahre meine Be-

scheidung wurde, scheint es, ihm diesmal erspart, erst ein Jahr später wurde die Frage ernst. Vorerst zog vielmehr Duncker den jüngeren Freund sich selber nach: er überredete ihn im September, nach Berlin überzusiedeln.

Schon hatte die äußere Lage der Welt sich gründlich verwandelt. Die beiden kriegführenden Kaiser waren einer preußischen Vermittlung bereits im Juli durch den raschen Frieden von Villafranca zuvorgekommen. Die europäische Krise war vorläufig geschlossen. Allein der Aufgaben blieben genug übrig. Der inneren preußischen Entwicklung mußte jetzt die Wiedergeburt Deutschlands entsteigen: auf jene richteten sich alle Sorgen und alle Hoffnungen. Hier die eigene Kraft einzusetzen war auch jetzt noch für Baumgarten ein lockender Ruf. Er folgte dem Beispiele seines Lehrers nach. In München ließ er die Süddeutsche Zeitung unter Brater's Redaktion sichergestellt zurück: am 1. Oktober erschien ihre erste Nummer, er hoffte ihr aus Berlin erst recht nützlich sein zu können und hat seine Verbindungen mit ihr sorgfältig fortgesetzt. Vor Allem aber gedachte er nun die preußische Regierung über Süddeutschland aufzuklären. Duncker's Wunsch ging darauf, als Direktor einer Ministerialabtheilung die deutsche Politik des Ministeriums unmittelbar beeinflussen zu können. Mathy, Neumann, Baumgarten sollten als seine Räthe in sie eintreten [1]). Der Plan blieb unverwirklicht, feste Zusicherungen erhielt Baumgarten überhaupt nicht, Versprechungen allerdings in Fülle. Er hielt sich verpflichtet, sich auch ohne Sicherheiten ganz zur Verfügung zu stellen.

So war er denn an die Stadt gebunden, von der er acht

quemlichkeit hintangesetzt, ich würde es noch elf Jahre können, nur müßte in den nächsten elf entschieden mehr resultiren, als in den vergangenen". Duncker 30. Juli: die Arbeit in München steht voran. Die Zeitung ist ohne B. unmöglich. Die preußische Politik verspricht Gutes. Er wünscht zwar B. eine feste ruhige Stellung „nach einer so beispiellosen Hingabe an die vaterländischen Interessen." „Nur in strikte ausgesprochenen Krisen wie die letzten Monate wirft man sich ganz hinein." 2. August: Auch die Münchener Freunde sollen sich, auf die Gefahr politischen „Sitzenbleibens", „in die Schanze schlagen": nur so kann man politisch etwas vorwärtsbringen. — Er durfte das fordern.

1) B. an Sybel Berlin 15. Sept. 1859, vgl. 1. Okt.

Jahre früher eben Duncker das Geständniß gemacht hatte, sie sei ihm zuwider wie keine. Er behielt in den nächsten Monaten viel Zeit für sich selber: das Staatsarchiv wurde ihm geöffnet, er durfte für seine spanische Geschichte die vortrefflichen Berichte des preußischen Gesandten von Sandoz-Rollin ausnutzen und warf sich mit eifrigem Fleiße darauf. Daneben wurde ihm in steigendem Maße publizistische Arbeit zu Theil. Die Briefe, die er über beide Seiten seiner Thätigkeit insbesondere an H. v. Sybel richtete, spiegeln wie seine persönliche so die allgemeine preußische Lage reizvoll ab. Er schrieb sie in voller Hingabe an den Augenblick; sein eigenes Wesen tritt, kritisch, ja skeptisch und eben so bald wieder lebhaft und hitzig in ihnen hervor: jede dieser Stimmungen erscheint mit impulsiver Kraft. Durch dieses Temperament hindurch erscheint uns das Bild des liberalen Versuches dieser Jahre: höchst charakteristische Worte begleiten es. Es verlohnt der Mühe, einige herauszuheben [1]).

Schon am 29. Oktober 1859 sind die Erwartungen Baumgarten's nicht eben groß. Er denkt von der Fähigkeit der Minister geringer als von ihrer „guten und rechtschaffenen Natur". Ihre Beamten, ihre eigenen kleinen Zerwürfnisse, dazu Intriguen von außen her hemmen sie, eine größere Persönlichkeit überwände das, die Mittelmäßigkeit kaum. „Es wird gut sein, sich daran zu gewöhnen, daß nie etwas in größerem Stil geschehen wird, daß auf zwei gute Kleinigkeiten gewiß eine üble kömmt." Doch ist die Absicht ehrlich, die Richtung der Politik im Ganzen gesund: man darf hoffen. Am 8. November: „Hier herrscht so viel Kurzsichtigkeit, vor Allem so viel Halbheit und Zopf, daß man nicht müde werden darf, immer wieder die Wahrheit zu sagen, die, das ist die beste Seite der hiesigen Zustände, nie überhört, wenn auch nicht immer ganz befolgt wird." Im Dezember hob sich seine Stimmung. Zum 1. Januar 1860 schrieb er für Haym die Betrachtung „Zum Jahresanfang". (N. 11.) Es ist eine ernste, kräftige Umschau über die Lage Europa's. Sie beklagt die Uebermacht Frankreichs, findet diese aber, mit

1) Und zwar an dieser Stelle um so mehr, da sich in diesen Briefen der bereits weitentwickelte erste Keim des auf die Neue Aera bezüglichen Abschnittes der Selbstkritik von 1866 (N. III) zeigt; wir sehen die Schrift in ihm entstehen.

allen in ihr ruhenden Gefahren, immer noch erträglicher als ein reactionärer, ein östreichischer Sieg gewesen wäre; sie ist der italienischen Einheit geneigt und wünscht die deutsche herbei. Sie stellt fest, daß in Deutschland, in Preußen, sich Mancherlei gebessert habe; aber noch ist Alles wirr und unklar, noch fehlt der wirklich gesunde Staat. Sie mahnt zur Klarheit, zur Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, zur staatlichen Pflichterfüllung; die Aufgaben sind groß und dringend, es bedarf der strengen Hingabe der Besten, um sie zu lösen.

Das neue Jahr gab Baumgarten gebieterisch Gelegenheit zu solcher Pflichterfüllung. Seit seinem Anbruch mußte er die halboffizielle Preußische Zeitung („Sternzeitung") in seine Obhut nehmen, sie reichlich mit Leitartikeln versehen; er wandte ihr all' seinen Eifer zu [1]), sie nach seinem Wunsche unabhängig hinzustellen gelang ihm freilich nicht [2]). Natürlich: in einem Blatte wie diesem war er nicht sein eigener Herr und war, was er schrieb, nur zum Theile sein eigenes geistiges Gut; er war nur der Dolmetsch der Minister. Wohl, so lange er mit diesen wenigstens im Weitesten übereinstimmte und ihre Unterlassungssünden zu ertragen vermochte. Auf die Dauer aber war er für solch' ein Amt zu selbständig: er hat dessen Gebundenheit später bitter beklagt. Zuerst tröstete ihn die gesteigerte Wirksamkeit doch. Am 22. Februar gab er Sybel die Versicherung: „ich bin gern hier und arbeite gern mit". Denn man macht Fortschritte: die Heeresreform wird ein solcher sein; zum Mindesten ist „die hiesige Entwicklung eine sehr werthvolle Vorbereitung". Und zwar schloß er mit diesem muthigen Ausblicke eine längere Beschwerde über all' das, was ihm nicht gefallen wollte. Verstände man hier nur, hatte er da gerufen,

1) 22. Jan. 1860 an Haym: „daß die Pr. Z. heute noch ein sehr schlechtes Blatt ist, weiß Niemand genauer und fühlt Niemand lebhafter als ich. Aber daraus folgt doch nur, daß ein Jeder was an ihm ist, thun muß, um sie besser zu machen. Politik ist kein Feld der Kritik sondern der Praxis, und wer, wenn die Partei endlich die Regierung führt, krittelt statt handelt, verdient nicht viel Lob." — Er rühmt, trotz einiger Meinungsverschiedenheiten, Dunckers „tüchtige Mannhaftigkeit und Unermüdlichkeit und seinen gesunden praktischen Verstand."

2) Biedermann, Mein Leben II 198 a. E.; Baumgarten an Duncker 10. Sept. 1860.

klar Stellung zu nehmen! Leider ist die Kammer noch weniger erfreulich als die Regierung. „Für diese Herren gibt es außer Preußen nichts. Die politische Einsicht und mehr die politische Energie ist durch das 40jährige Kleinleben auf das Niveau eines Kleinstaats herabgesunken. Man hat das Gefühl verloren, daß Preußen etwas in Europa bedeute." Scheu vor wirklichen Thaten, daneben anspruchsvolle Mißachtung des übrigen Deutschlands! „Preußen würde ein trefflicher Staat sein, wenn es im stillen Ozean läge: in der Mitte Europas läßt es Einiges zu wünschen." „Ich entdecke in der That nirgends die Kraft, welche die Probleme unseres deutschen Staatslebens lösen könnte, hier nicht und anderswo noch weniger."

Wieviel an dieser Kritik der Neuen Aera Berechtigtes war, wissen wir seit Langem. Man darf es Baumgarten's erregbarer Natur hoch anrechnen, daß er trotz solcher Sorgen daran festhielt, zu bleiben und zu hoffen. Persönliche Beschwerden machten ihm das noch schwerer. Man nutzte ihn aus und zögerte dabei seine Anstellung hin. Um Ostern 1860 schüttete er Sybel sein Herz darüber aus; dieser fand die Klage berechtigt. Dennoch nahm Baumgarten neue Lasten auf sich. „Ich allein", schildert er dem Freunde am 7. Mai, „muß für die Leitartikel in der Preußischen Zeitung sorgen. Des Nachmittags bin ich drei Stunden mit Konferenzen beschäftigt, die Sitzungen in beiden Häusern häufen sich und man muß ihnen oft beiwohnen." Er merkte [1]) doch, daß seine bedingungslose Hingabe vom vorigen Jahre ihn persönlich schwer geschädigt habe; sein Buch, die Spanische Geschichte, das ihm erst eine Stellung erobern sollte, blieb liegen.

Ueber dem persönlichen Aergerniß aber das politische: die Behandlung der Militärreform in Kammer und Presse mißfiel ihm stark. „Wir werden tief gebeugt werden müssen, wenn wir uns hoch aufrichten sollen" (12. Mai). „Es ist der stärkste Mißgriff, den ich die Liberalen in 12 Jahren habe machen sehen" (15. Juli). „Die Regierung (an Haym 24. Juli) hat wie überall so auch hier kolossale Fehler gemacht, aber „Monsieur Vincke" — nun, über diese constitutionelle Weisheit

1) An Haym 29. Mai 1860.

fehlen mir die Ausdrücke. Unsere politischen Freunde sind in einem Maße bornirt, daß ich oft nicht weiß, worauf ich meine Hoffnung auf die Zukunft setzen soll."

Mitte Juni wurde Baumgarten in Stellvertretung zum thatsächlichen Direktor des Literarischen Büreaus ernannt; er fand da scharf zu arbeiten, aber er hatte doch endlich „eine bestimmte Thätigkeit und einen geordneten Einfluß". „Nach einer ziemlich harten Prüfung des ersten halben Jahres fühle ich mich befriedigt und zuversichtlich" (an Sybel 15. Juli). Dieser Ton erreicht am 12. August (an Sybel) den Höhepunkt: „Preußen ist in den letzten Monaten einige Kopf gewachsen." Und am 23. bekennt er Haym: „ich stehe auf dem Punkte, zum Direktor des Literarischen Bureaus ernannt zu werden." Eines zwar setzt er hinzu: hoffentlich wird er, in so gesicherter Stellung, nun bald wieder Muße erhalten, um auch für die Jahrbücher mitschaffen zu können. „Oder meinen Sie, irgend Jemand könnte auf die Dauer eine so athemlose Jagd ertragen, als ich sie nun hier seit 10 Monaten genieße? Entweder wird das wesentlich anders oder ich gehe davon." Drei Wochen weiter, und er war „davongegangen".

Duncker hatte sich zu nothwendiger Erholung nach Karlsbad gerettet, da ward der badische Antrag von Neuem an Baumgarten gebracht und ihm gerade von Gervinus, bisher stets seinem Mahner zu publizistischer Thätigkeit, warm an das Herz gelegt, jener Antrag einer neuerrichteten Professur für Geschichte und Literatur an der technischen Hochschule zu Karlsruhe, der ihn vor einem Jahre schon einmal erregt hatte. „Ich wünsche nur", äußerte er schon am 12. August gegen Sybel, daß man meine Stellung so fixiren kann, daß ich nicht gezwungen bin, meine Blicke nach Karlsruhe zu richten, wo man neuerdings wirklich wieder an mich zu denken scheint." „Inzwischen," sagt er am 10. September zu Duncker, „habe ich seit 3 Wochen Gelegenheit gehabt, mir meine Stellung zu betrachten, wie sie ohne Ihre Person ist: diese Betrachtung hat für mich den Ausschlag gegeben. Nur die Stellung zu Ihnen gibt meiner hiesigen Existenz Werth, die Stellung im Literarischen Bureau an sich ist null, ist ein gut bezahlter Schreiberposten." In der That, das Angebot aus dem Süden brachte ihn zu

raschem und scharfem Entschlusse. Der Brief an Duncker legt in erregten Worten Alles dar, was ihn, Zufälliges sowohl wie Tieferliegendes, lebhafter oder schwächer, längst bedrückte: wie man ihn nun seit einem Jahre hinhalte, wie man seine arglose Bereitwilligkeit von 1859 mißbraucht habe, ihn noch immer ohne feste Anstellung lasse. Er verlangt nach der Freiheit zurück: dieses Leben zehrt ihn auf. „Vielleicht trägt meine eifrige, heftige Art einen Theil der Schuld daran, die hier so wenig am Platze ist." Länger will er nicht mit sich spielen lassen. Die Minister müssen lernen, „daß sie es in der Presse nicht nur mit Proletariern, mit feilen Menschen zu thun haben." Er wird sich auf jeden Fall lösen. Die Einwürfe des Lehrers, den er gleichzeitig dringend um Erhaltung seiner persönlichen Freundschaft bat, waren wirkungslos: er ging. Und wer dürfte es ihm verargen? Er hatte sich nie nach einem Amte gedrängt. Jetzt war er seit 5 Jahren verheirathet und sein Haus wuchs. Der Oeffentlichkeit hatte er wahrlich selbstlos genug das Seine geleistet; er mußte an seine Familie, an seine Zukunft denken, und er hatte überdies wohl Recht, sich von Karlsruhe reichlich soviel Gelegenheit zu politischem Wirken zu erhoffen, als ihm die Berliner Lage fürderhin bieten könnte. Gewiß, er wäre in Preußen bald überflüssig genug geworden. Man braucht nur an Max Duncker's Schicksal zu denken, der seine reiche Kraft in den folgenden Jahren in Berlin so nutzlos verbrauchte, um Baumgarten's Entschluß auch sachlich zu billigen. Er hat keinen Anlaß gefunden, ihn je zu beklagen.

Noch ein halbes Jahr blieb er, jetzt ein freier Mann, in Berlin. Er vollendete nun seine Spanische Geschichte (Nr. 14). Das persönliche Verhältniß zu Duncker war rasch wieder hergestellt; die Politik meinte er auch weiterhin pflegen zu können. Die preußische Entwicklung verfolgte er mit Schärfe. Er wünschte Preußen und seinen jetzigen Ministern stärkere Energie in deutschen Dingen (an Sybel 2. Nov. 1860). „Freilich pflegt hier die Einsicht mit der That nur in sehr entferntem Zusammenhange zu stehen." Am 1. Januar 1861 faßte er seinen Eindruck zusammen. Schleinitz und Gruner müssen fort. Aber wer soll sie ersetzen?! „Es fehlt eben jede Tradition großer Politik, jedes sichere Selbstbewußtsein, jede höhere Kraft, jede

überlegene Intelligenz. Ein Ministerium von einiger Schneide würde mit diesem Prinzregenten (oder bereits König!) sehr erhebliche Dinge ausrichten, aber sie stehen sammt und sonders einige Kopflängen unter ihm. Keiner — er charakterisirt die Einzelnen wenig schmeichelhaft — hat einen über den nächsten Moment hinausreichenden Gedanken, keiner einen dominirenden Entschluß." Und die Kammer ist nicht besser. „Ich sehe uns demnach den ungeheuersten Erschütterungen steuerlos entgegentreiben." Hoffnungen kann man sich aufbauen: aber es sind Träume. Berechenbar ist Nichts „als immer neue Enttäuschungen. Wir sind politisch ein greulich dummes und streng genommen auch schlechtes Volk. Nirgend kann man das deutlicher gewahren als hier, wo wirklich so reiche Bildung, so vielseitige Regsamkeit, auch so viel moralische Tüchtigkeit zu finden ist, aber politisch ebenso viele erbärmliche Krittelei, philisterhafte Kannegießerei, blöde Unwissenheit, feige Charakterlosigkeit . . . Die 20jährige Regierung Friedrich Wilhelms IV. hat eine furchtbare Verheerung angerichtet. Aber genug des Lamentos!" Es ist in allen diesen Betrachtungen schon etwas von dem Zuge zu düsterer Anschauung und zu bitterem Ausdruck, der sich in Baumgarten später noch verstärken sollte. Interessant sind seine Urtheile gewiß; am interessantesten das letzte vor dem Abschied, das zugleich sehr eigenthümlich auf die Lösung hinweist, die das heillose Gewirr der einst so freudig begrüßten Neuen Aera finden sollte, auf den „Degener" E. M. Arndt's — welchen Hermann Baumgarten freilich auch nicht in jenem Bismarck ahnte, den er als den drohenden Erben der gegenwärtigen Thorheiten mit Unbehagen im Hintergrunde erblickte[1]). Jener Abschiedsbrief an die Berliner Zeit (an Sybel, Berlin, 21. März 1861) enthält die Sätze: „Die hiesige Atmosphäre ist mir doch noch immer räthselhaft. Dieser Reichthum intelligenter, thätiger Menschen, die in der Politik arbeiten, und diese höchst nichtigen Resultate. Aber sie treiben die Politik wie

1) An Sybel 2. Nov. 1860: „Die Situation erscheint mir allmählich so klar, daß auch der kürzeste Blick erkennen muß, daß es Preußen so nicht weiter treiben kann, ohne sich und Deutschland in sicheres Verderben zu stürzen. Diese Einsicht droht den Bismarck-Pourtales neue Chancen zu öffnen." Hoffentlich nehmen sich „die jetzigen Leiter" zusammen!

die Wissenschaft. Sie meinen, eine Sache wäre mit gründlicher Diskussion erledigt. Und wird hier diskutirt! Warum ist hier Alles so überladen? Weil Unzählige über Alles reden und schreiben und alle müde sind, wenn's an die Ausführung geht. Hier ist in der Geschäftsbehandlung Nichts von monarchischem Wesen, Alles wird republikanisch zerfetzt Die Masse gleichmäßiger Intelligenz macht hier jede rasche, durchgreifende Aktion unmöglich. Hier müßte ein großes Genie oder ein gewaltiger Tyrann aufstehen, in Berlin wird aber ein solches Wesen sicher nicht groß. — Meine Ansicht von den Zielpunkten deutscher Politik hat durch diese Erfahrungen zum zweiten Male eine große Erschütterung erlitten. Ich halte es noch immer nicht für unmöglich, zum zweiten Male alle Widersprüche gegen die preußische Führung zu überwinden und vielleicht vollständiger als das erste Mal; woher aber hier das Zeug kommen soll, um das große Wesen zu führen, das begreife ich nicht."

Noch immer preußisch also und kleindeutsch, aber tief enttäuscht kehrte er zum April 1861 in den Süden zurück, der ihm bereits zur andern Heimath geworden war. Er hatte bescheiden genug und lange genug, und zugleich vielseitig und geduldig gelernt: die letzten 13 Jahre blieben ihm unverloren. Jetzt war diese Lehr- und Wanderzeit seines Lebens zu Ende. Mit 36 Jahren wurde er Professor. Es schien, als sollte auf den ruhigeren Bahnen, die sich nun öffneten, der Gelehrte in ihm durchaus die Führung übernehmen. Und schon hatte er ja mit Erfolg begonnen, wissenschaftlich zu produciren. Trotzdem blieb er seiner unmittelbaren Vergangenheit auch künftighin näher als er ahnen mochte. Das Jahrzehnt in Karlsruhe, in das er nunmehr eintrat, und das reich werden sollte an schöpferischer historischer Arbeit, ward ihm durch die freundlichste Fügung zugleich die Periode seiner thätigsten und glücklichsten politischen Wirksamkeit.

III. Karlsruhe 1861—1872: Lehramt und Politik.

Aus ganz andern Umgebungen war Hermann Baumgarten nun mitten in die akademische Arbeit hineingestellt. Er

sollte dociren. Bisher hatte er es nie gethan; in Karlsruhe mußte es alsbald im weitesten Umfange begonnen werden. Die ersten Jahre hindurch belasteten ihn seine Vorlesungen schwer. Er selbst hat sich 1867 an Duncker einmal, auf Befragen, über seine Lehrthätigkeit näher ausgesprochen. „Als ich meine hiesige Stelle übernahm, schien es mir zweckmäßig, die jungen Leute, welche wenigstens zwei Jahre an der Anstalt verweilen, durch die ganze Weite der Geschichte zu führen. Ich dachte, für sie sei es wesentlicher, einen Begriff von dem großen Gang menschlicher Dinge, von den bleibenden Gesetzen der moralischen Weltordnung zu erhalten, als diese oder jene Periode spezieller kennen zu lernen. Sie müssen wissen, daß das Polytechnikum keinerlei philosophische Vorlesung bietet ... Dieser ausschließlichen Herrschaft des Exakten glaubte ich das moralische Gegengewicht nicht stark genug geben zu können. Daß das aber mehr in der weltgeschichtlichen Entwickelung als im Detail zu finden sei, schien mir ausgemacht. Es fragte sich nur, ob ich den ungeheuren Stoff einigermaßen würde bewältigen können. Es war eigentlich ein tolles Wagniß ... Aber die Zuhörer belohnten meinen guten Willen. In diesen $6^1/_2$ Jahren habe ich einigen Hundert jungen Männern eine gewisse Lebensanschauung gegeben, eine Richtung, die doch wohl eine Weile vorhält. Denn ich kann mir nicht anders denken, als daß, wer in zwei Jahren mit mir durch die Weltgeschichte gewandert ist, davon einen tieferen Eindruck empfangen hat. Jedenfalls hat er Respekt vor den moralischen Mächten gelernt und Zweifel an jener selbstgewissen Weltbetrachtung, welche heute von so vielen Naturforschern gepredigt wird." Oder, wie er es zwei Jahre später bei ähnlichem Anlasse an Waitz schrieb: er habe etwa 1000 jungen Leuten Achtung gelehrt vor der vom Radikalismus so gern mißachteten Vergangenheit; er bezeichnet es da als sein Ziel auch künftighin: „einen weiteren Kreis der akademischen Jugend mit einem ernsten Interesse für historische Wahrheit erfüllen zu können, ihm die Geschichte zu einer Quelle nicht nur der wissenschaftlichen, sondern auch der sittlichen Bildung zu machen."

So hat er in Karlsruhe in fünfsemestrigen Kursen Weltgeschichte, seit 1865 zudem Deutsche Literaturgeschichte vorge-

tragen; über das Zeitalter der Befreiungskriege (1807—15) las er nebenher. „Den reichsten Gewinn, eine unschätzbare Ergänzung seiner sonstigen Arbeiten", brachte ihm das Studium der Literatur des 18. Jahrhunderts. „Ich hatte", berichtet er Duncker, „in dieser Vorlesung an 200 Zuhörer, bald drüber, bald drunter, von einer Gesammtzahl von 500 Polytechnikern."

Das war denn freilich ein glücklicher Ertrag angespannter Mühen. Er durfte sich an rechter Stelle fühlen und in ihr befriedigt sein. Eine Anzahl von Jahren hindurch ist er es völlig gewesen: erst nach geraumer Zeit sank die Freudigkeit und auch der Umfang seines Wirkens. Von den Schülern seiner Karlsruher Tage werden ihm viele ein warmes Andenken bewahrt haben: mehr als Einer hat dies nach Baumgarten's Tode bezeugt[1]). Er selbst erinnerte sich später gern des Vergnügens, mit dem er zu dieser nicht fachgenössischen Zuhörerschaft geredet habe: er hat es, nach Allem, damals stärker als wohl in späterer Zeit, mit der bewußten Absicht nicht nur der sittlichen, sondern auch unmittelbar politischer Erziehung gethan. Denn die Politik hörte nicht auf, ihn doch auch hier zu beherrschen.

„In Berlin", heißt es in einem Briefe der ersten Karlsruher Zeit[2]), „meinte ich ganz der Politik zu leben und kam allmählich dahin, fast ganz der Wissenschaft zu leben. Hier erwartete ich das letztere und habe schon jetzt Mühe, der Geschichte die unerläßliche Zeit und Kraft zu reserviren." Begreiflich genug! Als er nach Karlsruhe kam, traf er da seinen Schwager Julius Jolly als neuernannten Ministerialrath, und traf er den Freiherrn von Roggenbach als Minister; nicht lange, so kehrte Karl Mathy in gleicher Eigenschaft in die

1) „Mit Freude erinnere ich mich an die Jahre 1865—67, die ich auf der technischen Hochschule zu Karlsruhe verbrachte. Der Glanzpunkt aller Vorlesungen waren die Baumgarten'schen. Im größten Saale der Hochschule war auch der letzte Platz besetzt. Lautlose Stille trat ein, wenn der kleine Mann mit der massigen Stirne rasch an das Pult trat und sofort zu lesen begann. — Ich für meine Person verdanke ihm den Beginn meiner politischen Erziehung, die Erweckung von Lust und Verständniß." — (Brief des Herrn Oberförster Stürmer, Karlsruhe, Nov. 1893.)

2) An Sybel 11. Mai 1861.

badische Heimath zurück. In Baumgarten's Studierzimmer haben bis an sein eigenes Ende die Bilder jener drei Staatsmänner dicht bei einander gehangen: an ihnen haftete ihm die Erinnerung seiner reichsten Zeit. Die letzten Monate seines schwindenden Lebens hat er einer Biographie[1]) des ihm kurz vorweggestorbenen Jolly gewidmet. „Damals begann", erzählt er dort unter d. J. 1861, „die innige Gemeinschaft, in der wir 11 Jahre lang alle öffentlichen und privaten Interessen theilten. Durch Jolly trat ich auch Roggenbach bald näher, und wie oft haben wir drei dann in Roggenbach's Arbeitszimmer[2]) namentlich die deutschen Angelegenheiten beredet. Denn wenn Roggenbach seine große Abneigung, sich amtlich zu binden, überwunden hatte, so war es wesentlich in der Absicht geschehen, neben der inneren Reform die Belebung und Leitung der in Preußen ins Stocken gerathenen deutschen Bewegung zu versuchen." Das frisch bewegte und idealgerichtete Streben dieses Karlsruher Kreises tritt aus den Briefen jener Tage lebendig hervor: auch sie wieder würden geeignet sein, ein getreues, höchst charakteristisches Bild der Zeit in einigen ihrer besten Vertreter darzubieten, in Männern, die freilich zur Erfüllung der größten Aufgabe des deutschen Lebens nicht die äußeren Mittel und auch nicht die überwältigende, geniale persönliche Kraft besessen haben: aber sie waren bereit, sich selber in reinem Sinne ganz einzusetzen und mitzuhelfen, wo sie vermöchten.

Die Briefe zeigen Roggenbach an allen Interessen Baumgarten's nahe betheiligt. Da meldet er diesem (6. Juni 1861) in eiligem Billet „den großen Schlag, den die Sache der Freiheit auf der Welt durch Cavour's heute Morgen erfolgten Tod erlitten hat"; gemeinsam verkehren sie mit H. v. Sybel und beschließen vereint, daß Jener mit seiner freudigbegrüßten Uebersiedelung nach Bonn nun auch die schriftstellerische Nachfolge Dahlmann's anzutreten habe: er soll die Deutsche Ge-

1) Leider ist sie nicht vollendet worden und Vieles, was nur sie aus dem engsten Kreise des bedeutenden Ministers hätte überliefern können, wird nun wohl für immer verborgen bleiben.

2) Vgl. Bluntschli, Denkwürdiges III 25.

schichte in einem mäßigen Bande, in großen festen Zügen schreiben[1]). Denn auch die entfernten Freunde blieben im engen Austausche mit dem Karlsruher Genossen und den Seinen; der Briefwechsel mit Sybel erfüllte ihm die 60er Jahre mit unablässiger Anregung, wissenschaftlicher und menschlicher wie politischer; mit Max Duncker zog er die alten Fäden wieder fest an, derart, daß er jenem 1867 nach längerem Beisammensein von ganzer Seele für die Güte danken konnte, die er ihm so lange und getreu erhalten[2]). Wie eigenartig sprechen aus den Briefen des märkischen und des rheinischen Historikers die Individualitäten, der monumentale und eifervolle Ernst des Einen, die geistreiche, überlegene, kühlere Klarheit des Andern; Baumgarten mochte in Manchem zwischen beiden stehen; ernsthaft aber ist ihnen im Grunde der Seele allen dreien der große Kampf der Zeit in gleichem Maße: keiner, bei dem nicht diese Kraft des innerlichen Antheiles manchmal packend hervorbräche. Seit 1863 gesellte sich Heinrich von Treitschke aus dem benachbarten Freiburg in mannigfachen Besuchen und schriftlichem Verkehre den Karlsruhern zu. Haym, Wehrenpfennig — im Berliner Amte Baumgarten's Mitarbeiter und nunmehr Herausgeber der Preußischen Jahrbücher —, und sicherlich eine stattliche Reihe Anderer hielten die alten Verbindungen aufrecht; Baumgarten blieb im greifbaren Zusammenhange über Deutschland hin, über seine neue engere Heimath hinaus. Hier aber gab bald Mathy's Haus den rechten Mittelpunkt für die Gedanken der auswärtigen und für das Zusammensein der Karlsruher Freunde ab: war doch Mathy auch Duncker und Treitschke herzlich vertraut, allen Uebrigen wohlbekannt; er

1) Baumgarten an Sybel 8. Dez. 1861.

2) An Duncker 27. Sept. 1867: Daß ich in dem ersten Lehrer, der mir wirklich Lehrer war —, einen treuen Freund gewinnen durfte, der sich nicht durch vorübergehende Ausbrüche einer heftigen Natur entfremden ließ, sondern in der Gemeinsamkeit der höchsten Lebenszwecke über alles Zufällige hinweg sah, das ist mir werthvoller als Sie denken können. Duncker antwortet am 3. Okt.: Zwischen uns soll es immer bleiben wie es bisher gewesen, und wenn Sie glauben, daß Sie in diesem Verhältniß empfangen hätten, so kann ich Ihnen sagen, daß Sie ebensoviel gegeben als empfangen haben.

zog die Besucher aus dem Norden, die Berliner, zog seine alten Leipziger Tischgenossen hierher nach. Einer der vornehmsten unter den Gästen war Gustav Freytag. Er hat diesen „glücklichen Abenden nach arbeitsvollen Tagen in Mathy's Hause" in seinem „Karl Mathy" (1870, S. 395) ein dankbares und rühmendes Wort geweiht. „Bald bildete sich dort ein Familienkranz; außer v. Roggenbach die Familien Jolly, Baumgarten, Devrient, Hardeck, v. Weech, in den nächsten Jahren Frau Grunelius mit zwei Töchtern, ein Verband tüchtiger Menschen, gescheidter Männer und guter Frauen. Die Deutschen wissen gar nicht, welchen Reichthum an wohlthuenden Kreisen gebildeter Menschen sie in dem vielgetheilten Vaterlande besitzen." Jene Biographie des inzwischen verstorbenen Freundes hat Baumgarten (Nr. 44) G. Freytag warm gedankt, „das authentische Bild dieser rastlos wirkenden, dieser immer auf die großen nationalen Ziele gerichteten Kraft und dieser zugleich menschlich so erquickenden, so echten Persönlichkeit, in das der Blick jedes Historikers sich vertiefen wird."

Aus dem Schooße der hier Vereinigten ging[1]), auf Anregung Baumgarten's, Jolly's, Ed. Devrient's im Winter 1865 die Gründung eines geschlossenen Literarischen Vereins hervor. Allwöchentlich kam man zusammen zu Vortrag und Meinungsaustausch; gern und oft hat Baumgarten da gesprochen. Und auch an weitere Hörerkreise richtete er das Wort: insbesondere im Museum wirkte er auf die Karlsruher Bevölkerung im nationalen Sinne. Einer von denen, die damals von ihm gelernt haben, hat 1893 bekannt[1]): „Hermann Baumgarten's Persönlichkeit ist mit meinem innersten nationalen Fühlen seit drei Jahrzehnten auf das Innigste verknüpft".

National war und blieb sein leitendes Bestreben. Er arbeitet in der badischen Wahlbewegung mit, schreibt für die Karlsruher Zeitung, aber auch für die Frankfurter „Zeit", die Münchener Süddeutsche Zeitung, die Berliner Nationalzeitung, die Preußischen Jahrbücher. Sein Liebling blieb die Schöpfung von 1859, die „Süddeutsche"; er warb für sie, schrieb für sie, fand auch dabei Roggenbach's Interesse an seiner Seite; in 8

1) Brief des Herrn Pfarrer Längin, August 1893.

Wochen lieferte er ihr einmal 8 Leitartikel[1]). Sie war ja den kleindeutschen Tendenzen der Münchener Freunde, der Preßleitung Max Duncker's entsprungen: auf der Bahn von 1859 wünschte Baumgarten auch jetzt wieder weiterzugehen, Nord und Süd über einander aufzuklären, einander anzunähern. Dem dient seine Korrespondenz in den Jahrbüchern vom 18. August 1861[2]). Mußte er aber auf diesem Wege hauptsächlich nach Berlin blicken, so wurde seine Beobachtung der für ihn entscheidenden preußischen Verhältnisse immer ängstlicher und immer kritischer. Seine Stimmungen schwankten, wie es der Lage, wie es seiner eigenen eifrigen Art entsprach. Da erschien ihm schon am 17. November 1861 Berlin als „die Metropole des politischen Unverstands", er hatte Mühe „um an Preußen nicht irre zu werden: eine starke Dosis historischen Glaubens gehöre allmählich dazu", und es kamen ihm Zweifel an der Zukunft der Einheitsträume; er wiederholte den Ruf „nach einem überlegenen Verstande am Ruder des preußischen Staates" — da müssen wir freilich, setzte er resignirt hinzu, „wohl etwas wundergläubig werden". Er hielt dennoch fest, benutzte sehnsüchtig jede Gelegenheit, sich wieder an Preußen, „dem Lande unserer Hoffnung", zustimmend zu erbauen; allein die Ereignisse stießen ihn je mehr und mehr zurück. Die Selbstauflösung der Neuen Aera, die er längst gespürt und beklagt hatte, vollendete sich. Das unheilvoll gewordene liberale Ministerium (an Haym 9. Februar 1862) sank und fiel. Seine Freude an der stärkeren Energie des konservativen Kabinets vom März, die einmal lebhaft und parteilos (in einem Briefe an Sybel, 12. Mai) vortrat, hielt nicht lange an. Er veröffentlichte in der Süddeutschen Zeitung (3.—9. September 1862) eine kritische Geschichte der „Vier Jahre preußischer Politik", die er handelnd und sorgend miterlebt hatte. Immer offenbarer schien ihm die Zeit scharfer Opposition wiederzukehren. 1862 mußte, Braters halber, die Süddeutsche Zeitung von München nach Frankfurt übersiedeln,

1) Briefe an Sybel und Haym. „4 Zeitungen besorgen und dazu jeden Tag eine Vorlesung ausarbeiten"

2) Mit interessanten Ausführungen über Sybel's Weggang von München, VIII 171 ff. (N. 15). Uebrigens schrieb B. in der Südd. Ztg. gegen Ficker (an Sybel 26. Sept. 1861, und sonst).

wo sie sich mit der „Zeit" verschmolz. Baumgarten betrieb diese Umgründung eifrig auf der Versammlung liberal-nationaler Publizisten und Abgeordneten, die zu Pfingsten in Frankfurt tagte; auch Jolly war mit dorthingegangen, die badischen Liberalen, einschließlich der Minister, nahmen sich der Zeitung eifrig an. Baumgarten empfahl diese in der Flugschrift: „Die deutsche Presse und die Frankfurter Pfingstversammlung" (Nr. 17) warm als Vermittlerin zwischen Nord und Süd, als Vorkämpferin des allgemein-deutschen Gedankens. Ueber die Versammlung berichtete er freudig an Sybel, aber bald folgte die Klage: wir haben dort Preußen und den Süden recht verbinden wollen und Preußen bleibt spröde. Will es den Liebhaber zu desto feurigerer Werbung reizen? dazu müßte es freilich politisch schöner sein, und Baumgarten bricht heftig heraus: „grundgarstig" ist es vielmehr (17. Juni 1862). Und Duncker gegenüber entwickelt er (5. September): „für die deutsche Frage sind wir offenbar in einer Krisis. Der Glaube an Preußen hat bei Vielen den letzten Stoß erhalten. Die großdeutschen Neigungen sind im Wachsen. Es gilt in dieser Lage unser Programm aufrecht zu halten. Das Vertrauen zu Preußen kann offenbar nicht mehr angerufen werden. Es gilt zu zeigen, daß das Programm ohne dies Vertrauen bestehen kann." Mit jener Kritik der „Vier Jahre" wollte er sich den Weg zu diesem Verfahren freimachen. (Vgl. auch Pr. Jahrb. IX 696 ff.)

In demselben Monat wurde Otto von Bismarck Ministerpräsident.

Mir liegen über die Haltung, die Baumgarten in der nächsten Zeit einnahm, unmittelbare Zeugnisse nicht vor. Kein Zweifel, daß ihn der preußische Konflikt tief erschütterte und leidenschaftlich erregte. Sybel's Briefe, die ihn ihrerseits lebendig in die Kampfesstimmung und die Bedenken in Berlin und am Rhein hineinführten, lassen manchen Rückschluß auf die Ansichten des Empfängers zu. Wie hätte dieser, seiner ganzen Stellung nach, etwas anderes als ein Gegner Bismarcks sein sollen? Als solchen zeigt ihn alsdann offen die Gedenkrede auf die Leipziger Schlacht, die er am 18. Oktober 1863 im Karlsruher Rathhause hielt (Nr. I): eine Rede von packender Wucht, die mit starker sittlicher Energie die Wiedergeburt von 1806—1813

pries und als Vorbild aufstellte, die Gegenwart vor Kleinmuth und Verbitterung warnte, das Gelöbniß patriotischer Pflichterfüllung in Gemeinde und Staat feierlich aussprach. „All' unser bürgerliches Gedeihen in Haus und Feld und Werkstatt steht auf Sand, solange nicht die schützende Macht eines großen vaterländischen Staatswesens die Grenzen hütet." „Gott, der mit unsern Vätern war, er wird auch mit uns sein."

Zwar, welche Wege er wünschen sollte, das mochte, wie so vielen seiner besten Gesinnungsgenossen in dieser tragisch verwirrten Zeit, auch ihm nicht eben klar sein. Eine Stelle seiner Rede beklagt, daß Preußen „heute die traurigste Mißregierung nur zu langmüthig erträgt". Hatte auch ihm der Zorn des Tages das Urtheil getrübt? Mindestens ist er rascher als sehr viele Andere aus der bloßen Verstimmung herausgekommen. Ich vermuthe, daß ihn der dänische Krieg aus ihr befreit hat. Baden war im schleswig-holsteinischen Konflikt stark augustenburgisch gewesen: aber dem Eindrucke von Bismarcks Aktion konnte man sich dann doch in Karlsruhe nicht entziehen. Aus Mathy's Munde hörte man jetzt zuweilen die Aeußerung[1]: Herr von Bismarck gefällt mir immer besser. Und Freiherr v. Roggenbach fand, als er im Herbst 1864 mit Bismarck in Baden-Baden sprach, „diesen verständig, sowohl in Bezug auf die innere preußische, wie auf die schleswig-holsteinsche Frage." Er gab Sybel den Rath, den auch Baumgarten unterstützte, dem Befehl der Aerzte entsprechend sein Mandat als Abgeordneter niederzulegen: denn „bei der in Preußen und namentlich unter den Abgeordneten herrschenden Stimmung" sei ein Ausgleich dort doch noch nicht so bald zu erwarten, also auf positive Wirksamkeit noch keinerlei nähere Aussicht[2]). Der Freiherr selbst hat bekanntlich ein Jahr darauf sein Ministerium aufgegeben: mit Baumgarten blieb der hochherzige und liebenswürdige Mann, wenngleich er nunmehr aus dessen näherem Lebenskreise ausschied, immerdar befreundet: er hat noch dem Gestorbenen ehrende Worte eines treuen Gedenkens nachgerufen[3]).

Baumgarten hat sich, so viel ich sehe, in dieser Zeit

1) Freytag 399.

2) Baumgarten an Sybel 16. Okt. 1864.

3) „In allen seinen Lebensrichtungen war er stets der gleiche, selbst-

(zwischen 1864 und 1866) auf seine wissenschaftliche und akademische Thätigkeit beschränkt. An den großen Fragen mitzuarbeiten fand er keine Gelegenheit und keinen Antrieb. Seine Richtung wird man aus dem Rufe erschließen dürfen, mit dem er 1865 einen Aufsatz über Italiens nationale Erhebung (Nr. 27) ausklingen läßt, aus dem Mahnrufe an Bismarck, dem Beispiele Savoyens zu folgen, nationale und liberale Bahnen einzuschlagen, die deutschgesinnten Kräfte zu sammeln. Und so, mit verringerter Schärfe und wieder steigender politischer Hoffnung, trat er in die Katastrophe des Kriegsjahres ein, in der sich der deutsche Liberalismus als Partei so übel bewährte. „Ein Jeder von uns", schrieb Baumgarten später, „hat den Kampf 1866 als eine große Krisis seines Daseins erfahren." Den preußisch gesinnten Männern im Süden griff der Streit von seinen Anfängen her ganz besonders hart an das Herz; die Historiker unter ihnen haben ihr Theil an der Noth mannhaft für sich in Anspruch genommen, Schulter an Schulter mit Heinrich von Treitschke hat Hermann Baumgarten damals den Kampf für die deutsche Zukunft gekämpft.

Mit ihm, mit Max Duncker war er in den ersten Frühjahrsmonaten, da die Abrechnung zwischen Oestreich und Preußen immer unvermeidlicher naherückte, in allen Hauptsachen einig: in der Erkenntniß und dem Entschlusse, man müsse sich ganz und unbedingt für diesen Krieg einsetzen, der zugleich für die Sache der Einigung geführt werden mußte, sich einsetzen ohne jede Rücksicht auf den alten Gegensatz zum preußischen Ministerium. Duncker hatte er noch im April auf einer wissenschaftlichen Reise in Berlin besucht. Seit dem Mai handelte er in jenem gemeinsamen Sinne. Er schrieb in die Allgemeine Zeitung; Duncker stimmte der „Besonnenheit" seiner Mahnungen zu. Aber hörte der deutsche Liberalismus, der noch unter der Aufregung der Konfliktsjahre stand, die Stimme der politischen Klarheit und Weisheit? „In keinem Fall", schalt Duncker am 17. Mai, „hat die liberale Partei noch ein Recht, den Feudalen Olmütz vorzuwerfen; die Rechnung ist ausgeglichen." Von den verständigsten Führern des norddeutschen kleinstaat-

lose, die höchsten Ziele für sein Volk und sein Vaterland erstrebende Patriot." (Brief vom Oktober 1893.)

lichen Liberalismus urtheilte er: „sie wünschen nichts sehnlicher als Bismarck Erfolge und doch können sie nicht unterlassen, ihm den Knüttel zwischen die Beine zu werfen". „Fahren Sie tapfer fort", so bestärkt er den Jüngeren; „es muß doch noch ein Rest von Vernunft in den deutschen Landen zu finden sein!" Im Süden war die heiße Verblendung ärger noch als im Norden; aber auf den Norden kam mehr an. Als Einer der Wenigen, die ganz offen um sich sahen, glaubte sich Baumgarten zu einem letzten Warnungsrufe verpflichtet. In tiefer Angst schrieb er (9.—14. Mai) das „Wort an die norddeutschen Liberalen", das ihnen die vorwurfsvolle Frage stellt: „Partei oder Vaterland?" (Nr. 30). Die Verranntheit des Parteihasses hat die Liberalen zu den Bundesgenossen Oestreichs gegen Preußen gemacht, weil an der Spitze Preußens Hr. v. Bismarck steht. Und doch vollstreckt dieser Gehaßte die Forderungen der Liberalen, doch setzt er den Streit fort, den der Große Kurfürst, den Friedrich der Große geführt, doch ist er es, den der Particularismus fürchtet, und doch weist ihn die Consequenz des Bruches mit Oestreich nothwendig auf liberale Wege hin. Und selbst davon abgesehen: „Graf Bismarck ist ein Sterblicher, Preußen aber bleibt und für dieses bleibende, durch alle Verhältnisse auf Deutschland hingewiesene und mit Deutschland unlösbar verschlungene Preußen haben wir uns zu entscheiden." „Ein Jeder", so schließt der beredte und eindringliche Aufruf, „möge sich ernstlich überlegen, was er in diesem entscheidenden Moment thue. Die Zukunft wird Rechenschaft von ihm fordern. Vor allem aber wird sie die Führer unsrer liberalnationalen Partei vor ihren Richterstuhl laden. Wehe ihnen, wehe uns, wenn der Spruch lauten müßte: Mit gutem Willen und reinem Herzen, aber mit blödem Auge und kurzem Urtheil habt ihr euer Volk in einem großen Augenblick den Weg des Verderbens geführt; ihr saht nur nach der Freiheit, während die Existenz auf dem Spiele stand; ihr habt die Macht eures Volkes preisgegeben sammt der Freiheit."

Wehrenpfennig hatte die Schrift in Frankfurt drucken lassen, vertheilte sie auf dem eben versammelten Abgeordnetentage, Haym zeigte sie in den „Jahrbüchern" an, ließ 200 Exemplare nach Halle kommen, um sie als Wahlflugblätter zu

verbreiten; Duncker stimmte ihr herzlich zu, Sybel drückte, seine Verstimmung gegen den leitenden Staatsmann mit bewußtem Patriotismus überwindend, in verwandtem Sinne auf die Kölnische Zeitung: er wies ihr die Linie, wo für das preußische Volk „Bismarck aufhöre und Preußen anfange." Aber konnten Worte noch helfen? Von Preußen, in dem durch jahrelange Uebertreibung längst jedes Agitationsmitttel abgenutzt sei, war Sybel überzeugt: „nur Thatsachen, greifliche Thatsachen können hier wirken"[1]). Und das Wort verhallte in Wahrheit. „Vor drei Monaten", klagte Baumgarten später, „tönte dem Rufe: Partei oder Vaterland? von allen Seiten die wilde Antwort entgegen: Partei!" Ueber Karl Twesten erfuhr er, daß dieser die Schrift für verderblich halte. Er wandte sich unmittelbar an ihn (27. Mai), begründete seine nothgedrungene Anonymität mit seinen Beziehungen zu den badischen Staatsmännern, hielt dem Berliner Parteiführer in eindringlich realer Entwicklung die Sachlage vor das Auge, wie er sie in Partei oder Vaterland umrissen hatte, wie er sie dann im Herbste in der Selbstkritik des Liberalismus eingehender gezeichnet hat. Schwerlich hat er zunächst einen Eindruck damit erzielt.

Nicht lange, so brach der Krieg aus, Baden war auf östreichischer Seite, Roggenbach, Treitschke wanderten aus, Mathy schied aus dem Ministerium. Auch Baumgarten sehnte sich in den Norden, indessen er besaß Frau und Kinder, er war an sein Amt gebunden. Aber mit welcher fieberhaften Spannung durchlebte er, durchlebten die Karlsruher Genossen die entsetzlich schwüle Zeit! Allabendlich kam das kleine Häuflein der preußisch Gesinnten „in dem Gartenhäuschen im Museumsgarten" zusammen[2]). Baumgarten richtete seine bangen Fragen an Duncker (8. Juni): Alles hängt am preußischen Heere und der preußischen Politik. Wird das erste und dessen Führung der Last genügen? wird die zweite sich ändern, so daß Bismarck an Stelle eines Parteiministeriums ein wirklich preußisches setzt? Der Brief[3]) schließt „mit herzlichen Wünschen für

1) Sybel 14., 18. Mai, 2. Juni, Haym 13. Juni.

2) Längin.

3) Vor der badischen Entscheidung. Duncker ließ diesen Brief wie spätere z. T., zu weiterer Vorlegung, abschreiben.

die erste Schlacht.“ Und dann folgte die ungeahnt wunderbare Reihe der preußischen Siege. Was an verhängnißvollem Unheil die Flugschrift vom Mai befürchtet hatte — eine gnädige Fügung wandte es alles überraschend schnell zum Besten. „Wir sind“, erzählt der Brief an Duncker vom 10. Juli 1866, „in den 3 Wochen jeder Bewegung Ihrer Soldaten mit so ängstlicher Theilnahme gefolgt, wie nur ein preußisches Herz, und sind jetzt auf Ihre Siege so stolz, als wären wir Preußen. Alle Sorgen, Leiden, Kümmernisse, die man seit 18 Jahren um Preußen ertragen hat, sind durch diese 3 Wochen überreich belohnt. Daß ich in meinen alten Tagen noch so große Dinge erleben sollte, sagte Mathy neulich, hätte ich nicht gedacht.“ Wohl trat noch mancher bittere und zornige Gedanke dazwischen: die Haltung des Südens erregte Baumgarten andauernd, „von allen konstitutionellen Illusionen sind wir, gestand er Duncker am 17. Juli, hier sehr abgekommen“: denn was hatten alle Kammern, Vereine, Versammlungen angerichtet? Was war künftighin von diesen Südstaaten zu erwarten? Wenigstens auf badischem Boden erwuchs ein hoffnungsvolles Neues: am 27. Juli beauftragte der Großherzog, endlich befreit, Mathy ein neues Ministerium zu bilden, Jolly erhielt das Innere, Freydorf das Auswärtige. Baden war fest in das preußisch-deutsche Lager eingerückt. Schon am 29. legte Baumgarten in einem Schreiben an Duncker die neue Regierung den preußischen Machthabern an das Herz. Und nun erst, nachdem auch in Berlin die Einigkeit zwischen Krone und Landtag sich glänzend hergestellt, löst sich ihm alle Sorge und strömt ihm der Jubel ganz ungefesselt aus tiefster Seele empor. „Lieber Freund!“ so beginnt er am 8. August seinen Brief an Duncker, „jetzt erst dürfen wir Ihnen und uns selber ganz und aus vollem dankbarem Herzen Glück wünschen zu den Thaten dieses großen Sommers, der zu reifen verheißt, woran Jahrhunderte so lange scheinbar ohne Aussicht auf Erfolg gearbeitet haben. Es sind nun 23 Jahre, seit mir zuerst zu Ihren Füßen die ersten Umrisse deutscher Politik klar wurden. Was haben wir seitdem gearbeitet und gelitten, Sie im Großen, ich im Kleinen, um ein wenig dem näher zu kommen, wonach unsere Seele verlangte; wie manchen tiefen Herzenskummer hat mir das Zaudern und

Schwanken Preußens verursacht! Nun aber ist größer, reicher als wir jemals gedacht, das Sehnen unseres Gemüths erfüllt und nach einer kläglichen Zeit wie Wenige durften wir eine große Zeit wie Wenige erleben. Ich freue mich darüber besonders auch in Ihrer Seele. Nach meinem Glück gemessen muß das Ihrige sehr groß sein."

Jetzt trieb es ihn, an Ort und Stelle zu schauen; er besuchte im August Berlin, traf Duncker, orientirte sich in Hannover, in Braunschweig. Einige Wochen weiter, und sein alter Lehrer kam zu ihm und seinen Freunden, nach Karlsruhe. In lichten Farben schildert es Rudolf Haym (Duncker, 400). „Es waren festliche Tage, welche Dunckers Mitte Oktober im Hause ihrer geliebten Mathys verlebten. Charlotte berichtet darüber aus lebhafter Erinnerung. Am gastlichen Tische, den Frau Mathy zu decken nicht müde wurde, vereinigten sich die Familien Jolly und Baumgarten und andere von den Treuen, die im Juni und Juli gebangt und gesorgt und dann im unerwartet raschen Wechsel über die östreichische Partei triumphirt hatten — unter ihnen auch Roggenbach, der wiederholt von Baden-Baden herüberkam. War man noch jung oder wurde man wieder jung? Da sangen sie nach der Weise „Prinz Eugenius" das neueste preußische Soldatenlied, das König Wilhelms Ordres an Moltke und seine Rüstung gegen die Kroaten feierte, und ein patriotisches Lied rief das andere hervor"

Der Sieg war da. Man wollte nicht rasten, ihn auszunutzen. Im Oktober schrieb Baumgarten die hoffnungsvoll glücklichen Sätze: „Wahrlich, jetzt ist es eine Lust geworden, für öffentliche Interessen zu arbeiten. Bisher war es ein harter, trauriger Dienst, dem sich nur die Pflicht unterzog: jetzt lockt der schönste Lohn." Auch er machte sich an's Werk. Und da ist es nun freilich für seine Eigenart überaus bezeichnend, mit welchem Dienste er in diese Zeit des deutschen Frühlings eintrat. Von den Aufgaben, die einem Lehrer seiner Nation sich boten, wählte der wahrhaftige und selbstlose Mann die herbste und undankbarste für sich: er hielt der eigenen Partei den ernsten Spiegel vor's Antlitz, er veröffentlichte, nicht aus Anmaßung, wie er überflüssigerweise hinzusetzt, sondern unter dem Druck des Gewissens die große Abhandlung „Der deutsche Libe-

ralismus. Eine Selbstkritik." Dieses Kind des Pflichtgefühls ist von seinen publizistischen Leistungen die weitaus bedeutendste geworden [1]).

Was sie will, liegt bereits enthalten in dem, was soeben aus „Partei oder Vaterland?" angeführt worden ist. Der Doctrinarismus, die politische Unfähigkeit der Liberalen wird schonungslos enthüllt. Aber es ist die politische Schrift eines Historikers. In einer Analyse, kräftig und fein zugleich, wird die Beschränktheit der Partei aus der deutschen Entwicklung erklärt. In den Kleinstaaten konnte nicht wohl etwas Anderes erwachsen, als dieses Gebilde von dilettantischer Kleinlichkeit und doctrinärer Verbohrtheit. „Damit der Mann im Staate wirken kann, muß er vor allem einen Staat haben; alle jene einzelnen deutschen Länder aber, auf welche der Liberalismus durch die Resignation Preußens sich beschränkt sah, waren keine Staaten." Hat doch erst in den 60er Jahren noch Roggenbach's mißglückter Versuch in Baden es handgreiflich dargethan, daß keiner dieser Kleinstaaten aus sich heraus ein gesundes politisches Leben entwickeln kann. Das kann nur Preußen. Aber auch in Preußen hat die Unerfahrenheit des spät zur Mitwirkung berufenen Volkes hundert Fehler verschuldet. Die Neue Aera scheiterte, der Conflict folgte, aus der maßvoll liberalen Partei, die ihren Untergang selbst herbeigeführt, wuchs der unpolitische Radicalismus der Fortschrittspartei heraus, der seine Ansprüche maßlos hoch stellte, ohne sie durchsetzen zu können, der eine Revolution weder wagen wollte noch konnte, der deshalb in eine entsittlichende Politik der Phrase, der bloßen ertödtenden Verneinung mündete, bis er dazu hinabsank, dem preußischen Staate die eigensten Lebensbedingungen einer Großmacht aus zuchtloser Parteileidenschaft abschneiden zu wollen, bis er im nationalen Streite geradezu auf die Seite des ausländischen Gegners trat. Mit Umsicht und Bedacht, aber zugleich mit

1) Nr. 31, unten Seite 76—216. Gezeichnet: Karlsruhe, Anfang Oktober. Schon im August arbeitete er daran (an Duncker 31. August). Die Schrift sollte selbständig erscheinen, äußerliche Gründe empfahlen aber die Veröffentlichung in den Pr. Jahrbüchern (Wehrenpfennig, 2. Oktober). Sie erschien im November- und im Dezemberheft.

rückhaltloser Schärfe kritisirt Baumgarten, wie er es früher schon begonnen hatte, diese preußischen Vorgänge von 1859—66. Er glaubt auch dem Ministerium Vorwürfe nicht ersparen zu können, aber er erkennt doch in Bismarck den einzigen Retter; Politik ist Handeln, sie muß etwas wollen und etwas erreichen; es ist die Aufgabe des Liberalismus, sich in sie einzufügen, seine Forderungen der Wirklichkeit anzupassen, er muß suchen, was er nur auf diesem Wege vermag, „regierungsfähig zu werden".

Das war im Munde eines Mannes, der vor dem Kriege dasselbe verkündigt hatte, keine billige Treppenweisheit. Es war damals auch nichts weniger als selbstverständlich — obwohl es uns Heutigen leicht so erscheinen könnte. Ich will die unbescheidene Frage nicht aufwerfen, ob nicht auch der heutige Tag von diesen unverwüstlichen Wahrheiten immer noch Manches lernen kann, ob sie nicht zwischen 1866 und 1893 mehr als einmal von recht Vielen vergessen worden sind. Sicher ist, daß diejenigen, die 1866 jung waren, aus Baumgarten's Abhandlung mit Begier gelernt haben: „Wir studirten sie wieder und wieder, bildeten an ihr unser politisches Urtheil", so hat mir erst kürzlich einer von ihnen versichert. Der Zusammenhang der Schrift mit der Bildung der nationalliberalen Partei, ihre Stellung in der verwandten Publizistik soll hier nicht beleuchtet werden. Ihre persönliche Eigenart, ihren literarisch-historischen Werth aber möchte ich noch besonders betonen. Historische Erklärung, politische Kritik der einzelnen Handlung und der allgemeinen Richtung, und die Aufstellung allgemeiner politischer Lehren: das vereinigt sich in diesen Blättern zu einem geschlossenen und eigenen Ganzen. Wie liebevoll und dabei wie aufrichtig deutet der Verfasser auf die Unarten hin, die unsrer Entwicklung entsprungen sind und so tief in uns haften, auf die Rolle der Wissenschaft in der politischen Geschichte unseres Vaterlandes, auf die Einseitigkeiten, die sie hervorgebracht hat. Es war ein Glaubensbekenntniß, das Baumgarten in bitteren Jahren, in ehrlicher innerer Arbeit allmählich emporgewachsen war; man kann in den Briefen, in früheren Aufsätzen, die zum Theil den gleichen Gegenstand behandeln [1]), seine Anschauung

1) Vgl. Nr. 19. 30. 32.

werden sehen, hier faßt sie sich fest und abschließend zusammen. Die „Selbstkritik" ist ein Monument jenes Augenblickes deutscher Geschichte, das dieser Geschichte selber dauernd angehört.

Die politische Weltansicht Baumgarten's hatte sich jetzt klar durchgebildet und ausgeprägt. Sie tritt in der Kritik, deren Grundzüge ich wiedergab, auch positiv zu Tage: und zwar positiv im Sinne Max Duncker's, dem Baumgarten in lebhafter brieflicher Diskussion noch 1858 seine Auffassung von der natürlichen Mitarbeit des Adels im Verfassungsleben als unanwendbar auf den Adel des Kontinentes bestritten hatte — jetzt trägt er selber diese Lehre vor; positiv ferner in einer praktischen Weiterbildung der ganz wesensverwandten Ansichten Dahlmann's. Alle anderen Einwirkungen der Halleschen Jugendjahre, der Reaktionszeit, der Verstimmung von 1862, alle Erinnerungen an Gervinus' Einfluß sind völlig überwunden. Baumgarten steht auf dem rechten Flügel der liberalen Partei, ganz liberal, aber allem Schematismus entwachsen. Noch immer entnimmt er, seiner Generation entsprechend, England ein gutes Stück seines eigenen Ideals. Aber nicht zu todter Uebertragung auf deutsche Institutionen: die Art der politischen Praxis, die gesunde Methode hauptsächlich lernt er bei dem erfahreneren Nachbarvolke. Er verlangt eben statt der Doktrin Politik. Er lehrt die sittliche Nothwendigkeit des Wirkens im Staate, die Nothwendigkeit des nationalen Staates mit starker Regierung und verständiger Mitwirkung des Volkes. Er sucht sich in der gefährlichen Frage nach der Verschiedenheit zwischen öffentlicher und privater Moral seinen Standpunkt. Das Mittel der Politik ist „Klugheit, die freilich geleitet werden soll von der Weisheit". Er behielt, wieder in Dahlmann's Sinne, auch für politische Moral ein sehr empfindliches Gefühl, das, glaube ich, der Gegenwart gegenüber empfindlicher war als der Geschichte gegenüber. Aber er sah doch politische Fragen an sich mit vollem Realismus an, wies die privatrechtliche Anschauung aus diesem Gebiete hinaus. „Das Recht, welches keine Energie in Bewegung zu setzen vermag, ist kein Recht, sondern Schein." Die Tugenden des Privatlebens schlagen, eigensinnig festgehalten, im öffentlichen Leben allzu leicht in Thorheit und Unfähigkeit um. —

„Endlich einmal das Werk eines wirklich politischen Kopfes!" — so begrüßte der feurigste unter den Freunden die „Selbstkritik". Eine Reihe zustimmender Worte floß ihrem Verfasser zu. Seine eigene Besorgniß blieb es, daß die Liberalen durch neue Thorheiten die andauernde Richtigkeit seiner Sätze auch in Zukunft erhärten würden. In der That, er mußte weiterkämpfen.

„Unsere bisherigen Erfahrungen", lautet eine Stelle seines Aufsatzes, die von der Wissenschaft und ihrer politischen Wirkung, von der Professorenpolitik handelt, „lassen es wünschenswerth erscheinen, daß die Wissenschaft mit gespanntester Aufmerksamkeit das handelnde Leben begleitet, ihm mit ihrem Wissen und ihrer Einsicht zur Seite steht, aber nur mit Vorsicht das Wagniß unternimmt, selber handeln zu wollen." Baumgarten wurde es zu Theil, genau in der hier bezeichneten Weise, als Berather des Staatsmannes, den Fortgang der thatsächlichen Ereignisse fördern zu dürfen. Jolly war 1866 Minister geworden, im Februar 1868, nach Mathy's Tode, berief ihn der Großherzog an die Spitze des Gesammtministeriums. Jetzt erst konnte sein gleichgesinnter Schwager das volle Maß politischen Einflusses üben, das seine Stellung und seine Persönlichkeit ihm gestatteten — und zwar in täglicher stiller Antheilnahme an der Leitung des deutschesten unter den Südstaaten in einer für die Bildung des deutschen Gesammtstaates entscheidenden Periode. Er hat nach Jolly's Tode davon erzählt, wie dieser „in den großen Krisen jener Jahre nichts gethan habe, ohne es mit ihm besprochen zu haben." Während des 70er Krieges war er, wie er (11. August 1870) an Sybel schreibt, „so zu sagen seines Schwagers Geheimsekretär."

Während Lehrthätigkeit und wissenschaftliche Produktion sich rüstig fortsetzten, während er im Frühjahr 1868 eine Studienreise nach Spanien machen konnte und die spanischen Vorgänge, die Revolution von 1868, auch als Publicist (Nr. 37) sorgfältig verfolgte, füllten ihm doch von Ende 1866 bis in den Sommer 1870 hinein die badischen und zumal die deutschen Ereignisse den Vordergrund seiner Wünsche und seiner Wirksamkeit aus. Der Verkehr mit Roggenbach und Treitschke, mit Sybel, Duncker, Wehrenpfennig blieb so rege wie zuvor. Nach

zwei Richtungen sehen wir Baumgarten, in dieser Korrespondenz wie in seiner journalistischen Arbeit, unablässig thätig.

Er schreitet einmal auf den Bahnen der „Selbstkritik" weiter. Auf die parlamentarischen Vorgänge in Berlin blickt er mit Spannung und oft mit Mißbilligung. Dezember 1866, März 67 findet er die norddeutschen Liberalen immer wieder thöricht. Daß sie Bismarck unnütz quälen, kann er nicht verzeihen [1]). Noch im Frühjahr 1870 mißbilligt er offenbar die Opposition gegen ihn und scheint einer Trennung der beiden Hälften der nationalliberalen Partei geneigt (Korrespondenz mit Wehrenpfennig). Er wünscht den Sieg eines realistischen Liberalismus über „die liberale Buchstabenorthodoxie" (30. Dez. 1866). Die schien ihm denn auch in Baden ihr Wesen zu treiben. Die Schilderhebung der „Offenburger" gegen das Ministerium Jolly (Herbst 1868 bis Frühjahr 1869) [2]) vereinigte den ganzen Kreis der alten Freunde, von Roggenbach abwärts, zu gemeinsamer Abwehr. Von Bonn aus wurde die Kölnische Zeitung, von Heidelberg aus die Preußischen Jahrbücher mobil gemacht; über Bluntschli, einen der Führer des Angriffes, fiel manch schneidendes Wort. Baumgarten selbst schrieb 1869 eifrig in die Weserzeitung; wahrscheinlich doch auch über diesen Streit, durch den er (an Sybel 16. Mai 1869) die nationale Politik seiner Regierung bedroht, die Unreife der Partei abermals schmerzlich bewiesen hielt.

Die nationale Politik! Auf sie eben bezog sich ihm jetzt Alles. Für den Nordbund schien ihm gesammelte Macht im Augenblicke nothwendiger als weitgehende Freiheit (24. August 1867, Preuß. Jahrb. XX 302 ff.: Nr. 34). Er zeigte in der Weserzeitung vom 1.—3. Februar 1870 (Nr. 43) die neue Folge von H. v. Treitschke's Aufsätzen an und stimmte — wieder

1) An Duncker 31. März 1867. Bismarck allein hat doch Alles möglich gemacht, er allein kann das Werk erhalten. Wir bangen uns um seine Gesundheit — und „kann man in Berlin den elegischen Ton dieses eisernen Mannes hören, den sicheren Vorboten der schwindenden Kraft," und doch so fortfahren? An Duncker 3. März: er wünschte im Parlament „eine Partei Vincke-Bethusy, die dann recht eigentlich eine Partei Bismarck werden könnte. Wir leben in einer Politik Bismarck" — jene Partei wäre die natürlichste Folge.

2) Bluntschli's Version in seinen Denkwürdigkeiten III 239 ff. vgl. 182.

der „Selbstkritik" getreu und sie weiterführend — ihm zu in seiner Betonung der Gegensätze zwischen deutscher und englischer Verfassung, in der gerechten Würdigung unserer Monarchie, der sich der Parlamentarismus nicht so kurzerhand aufzwingen lasse, in der Mahnung zu einem sachlichen und verständigen Zusammenwirken des Parlaments mit der Krone. Die Kraft des Bundes darf sich nicht in innerem Streite zersplittern: die nationale Aufgabe ist die höchste, auf sie muß alle Energie sich vereinigen, der Süden zumal bedarf ihrer Lösung. Baumgarten schloß mit dem berühmten letzten Satze des großen Redners, der Mannszucht und Selbstbeschränkung fordert: wir stehen im Lager, jeden Augenblick kann uns des Feldherrn Gebot wieder unter die Waffen rufen.

Das war das hohe und feste Ziel, dem zu Liebe er die Parteigenossen aufforderte, alle verfassungspolitischen Wünsche zurückzudrängen: die Aufnahme des Südens in den Bund. Dafür, für den Eintritt Badens ganz besonders, setzte auch er zu seinem Theile seine Kraft ein. Er befürwortete ihn 1867 in den Preußischen Jahrbüchern; seine Publizistik (Nr. 39. 43) wird auch weiterhin hauptsächlich diesem Gegenstande gegolten haben. Der selbe übertönt in seinem Briefwechsel alles andere. Auch Baumgarten packte die angstvolle Ungeduld, mit der Mathy und Jolly den Anschluß ersehnten; er konnte Bismarck über den Aufschub zürnen, argwöhnte eine Mißachtung des kleinen, liberalen Südstaates, fand dann wohl bereits, daß der Bundeskanzler die geistigen Faktoren unterschätze: für den isolirten Süden fürchtete er das Ueberhandnehmen eines gefährlichen Radikalismus (an Sybel 16. Mai 1869, 6. Februar 1870). Solche ungeduldigen Klagen so verständiger und getreuer Patrioten zeigen uns, die wir die Gründe von Bismarck's Zaudern besser kennen, die umsichtige und klare Größe des einen, handelnden Staatsmannes erst in ihrer ganzen Ueberlegenheit. Die preußischen Korrespondenten, denen der Karlsruher sein Herz ausschüttete, ermaßen Einiges von den Bedingungen, unter denen Bismarck sich bewegte. Duncker mahnte seit 1867 zu ruhigem Warten, versicherte im Februar 1868, nach seinen Erkundigungen an hoher Stelle habe man in Berlin die besten Absichten: nur sei ihre Durchführung jetzt

nicht möglich. Im Dezember 1869 meldete Sybel ähnliches. Er hatte mit Bismarck ein langes Gespräch gehabt, auch über Baden hatte sich der Kanzler verständnißvoll und achtungsvoll geäußert: er müsse hoffen, daß es ausharren werde. Für die bedrängten Männer am badischen Staatsruder reichte der Trost nicht weit; im März 1870 mußte Duncker von Neuem begütigen und ermuntern[1]).

Aber schon war das Gewaltige da, in dem wie dieser, so jeder Zweifel und jeder Wunsch der nationalgesinnten Deutschen sich lösen sollte: der französische Krieg. Und wie tausend Gleichgestimmte, so hob dieser Krieg auch Baumgarten auf den wahren Gipfel seines Daseins hinauf.

„Für Ihre Berichte bin ich Ihnen sehr dankbar. Das Vertrauen, welches sie in den Tagen, wo uns in der Ferne die Dinge so äußerst kritisch erschienen, athmeten, hat uns damals recht ermuthigt.“ Dieser Satz aus dem Briefe des Redakteurs der Weserzeitung (18. August) weist darauf hin, wie getreulich Baumgarten vom Beginn der Krisis ab aufzuklären und zu stärken bemüht gewesen ist. Er muß es mit einiger Selbstüberwindung gethan haben, denn ein interessanter Brief von ihm an Sybel schildert die Noth, die zuerst auf den Badenern gelastet habe, stark genug. Das badische Land in seiner ausgesetzten Lage schien einem französischen Stoße allzu gut erreichbar: da galt es, in tiefbesorgten Tagen, vorsichtig jede Unbesonnenheit zu meiden, und „es war wie eine Erlösung, als am Nachmittag des 15. (Juli) die Nachricht aus Paris kam“, als dann auch die Mobilmachung sich ungestört vollenden konnte[2]). Noch in dieser

1) Vgl. dazu Treitschke, Zehn Jahre[2] 236 ff. (5. März).

2) An Sybel 11. August. „Am 12. Juli kam eine Depesche aus Berlin, welche den großen Ernst der Situation außer Frage stellte. Als ich den Abend nach der Vorlesung zu meinem Schwager ging, fand ich den Finanzminister bei ihm. Sie beriethen, wie die Kassen vor einem plötzlichen Einbruch zu sichern seien . . .“ Frankreich konnte das langgestreckte Land auseinanderreißen. „Ich versichere Sie, wir haben damals furchtbar ernste Stunden und Tage erlebt. Was thun? Jolly behauptete: unter der Hand Alles, was nur möglich, aber nicht das Geringste, was Frankreich einen Anlaß bieten kann mit uns anzubinden . . . Es war wie eine Erlösung u. s. w.“ „Moltke ließ hier seine besondere Zufriedenheit mit unserer Mobilmachung aussprechen.“

schwülen Zeit war es, als Baumgarten — am 17. Juli — in der Weihe eines Sonntagmorgens den Ernst und die Hoffnungen seines Herzens in eine „Kriegspredigt" ergoß, die dann in Mengen verbreitet worden ist (Nr. 40: Was wir in diesem Kriege wollen). Sie ist in ihrer anspruchslosen Schlichtheit kein unwürdiges Denkmal der großen Zeit: ganz voll des Vertrauens auf den Sieg „über den Hochmuth dieses im Herzen schwer kranken, aber äußerlich glänzenden Volkes", auf die Befreiung Europas von der Pariser Anmaßung, ganz voll des „unerschütterlichen Entschlusses, ganze Arbeit zu machen." Und neben dieser einfachen Sicherheit, die „sich doch über den furchtbaren Ernst dieses Krieges nicht täuscht", steht der wahrhaftige Drang auf sittliche Selbstreinigung, auf bewußte Festhaltung des deutschen Wesens, auf die Klärung des deutschen Gefühls: „über unsre Lippen soll kein Wort der Prahlerei, in unser Herz keine Anwandlung der Eitelkeit kommen, und wenn wir in den schweren Jahren äußerer Ohnmacht und staatlicher Nichtigkeit und nationaler Zerrissenheit uns den Trost zusprachen, wir seien die menschlichsten, die wahrhaft gebildetsten, die gerechtesten, so wollen wir Alles thun, um diesen Glauben nicht Lügen zu strafen durch die That. Wahrhaftig, lieben Freunde, wir wollen ringen, daß wir von den Tugenden unseres langen Knechtszustandes möglichst viel hinüberretten in den neuen Stand der Freiheit und Selbstherrlichkeit." — „Wir alle müssen uns rüsten." Und während „unsere Väter, Brüder und Söhne hinaus ziehn für Deutschland zu bluten", wollen wir die Heimath „säubern von deutschen Unarten und Lastern. Vor Allem wollen wir aus den Wällen unserer Burg ein giftiges Unkraut ausreißen: die Zwietracht, den Sondertrieb, den Parteihader Das ist die Rechnung der Pariser Schwindler, daß wir noch Thoren seien wie 1805 und 1806, daß sie im Süden den Rheinbund herstellen könnten mit den Rothen und Schwarzen. — Dann müßte über uns noch einmal blutige Trübsal kommen und es jedem Deutschen in thränenreichem Elend von Neuem eingeprägt werden, daß Einheit, staatliche Macht, nationale Unabhängigkeit aller politischen Güter höchstes, alles irdischen Gedeihens Grund und Anfang ist." — Aber so soll es nicht kommen! Und mit einem Gebete schließt diese „Predigt", die selbst in

ihrem Ganzen ein Gebet ist: mit einer Bitte an den allmächtigen Gott um Reinigung und Vertiefung, um Treue und Hingabe, um frommes Vertrauen im Unglück und Demuth im Glücke. „Halte deine gnädige Hand über uns, laß es nicht zu schwer über uns kommen, und was in uns ist von nichtiger, schlechter Art, das lasse in der Gluth dieses Krieges hinwegschmelzen, daß wir als neue Menschen aus ihm hervorgehen, nicht allein als bessere Deutsche!"

Das Flugblatt wurde anonym versandt. Adam Pfaff, Baumgarten's Mitkämpfer von 1848, der jetzt von Schaffhausen aus sein kurhessisches Heimathland kräftig bearbeitete, dankte Baumgarten am 11. August: „haben Sie mir das Packet Kriegspredigten geschickt? ich habe sie sämmtlich gut angewendet, in der Hessischen Morgenzeitung abgedruckt, an hiesige und deutsche Zeitungen, an Pfarrer und Lehrer vertheilt, und sie haben sehr gute Wirkungen gehabt." Treitschke hatte am 26. Juli geantwortet: „die Feldpredigt ist vortrefflich; ich wünschte, der Verfasser schriebe noch mehrere, denn so herrlich im Ganzen der Geist unseres Heeres, unter den süddeutschen Truppen sind doch Viele, die von dem großen Sinn des Kampfes wenig ahnen." Seine Gegengabe war das Lied vom schwarzen Adler.

Es hält heute beinah schwer, zu glauben, daß eine so ernste, so bedachtsame, den flammenden Patriotismus so mit strenger, mäßigender Selbstbesinnung mischende Ansprache, wie es diese Predigt ist, im Stande gewesen sein sollte, auf Massen zu wirken, die dem Kampfe entgegenzogen. Aber die Predigt entspricht dem Geiste, der in jenen mächtigen Monaten die Höhen der deutschen Empfindung durchwehte, ganz gewiß. Und der ganze Baumgarten, ehrlich, prüfend, getreu und mannhaft, ist in ihr enthalten.

„Der neue Stand der Freiheit und Selbstherrlichkeit", von dem sie so siegessicher kündete, er kam nun wirklich herbei. Wie viel heller noch als 1866 klang da der Jubel den alten Freunden aus dem Munde und aus der Seele hervor! Denen, die das große Jahr mit eben erschlossenem Bewußtsein durchlebt haben, ist diese Erinnerung, bei mancher Sorge und mancher Trauer die in ihr nachhallt, noch heute ganz angefüllt von Sonnenlicht und verklärter Freude. Ein jeder Briefwechsel aus

der Kriegszeit wird Strahlen davon aufbewahrt haben. In dem Baumgarten'schen brechen sie, aus dem Verkehre erprobter geistiger Mitkämpfer, ergreifend heraus. „Wie könnten Worte diesen großen Wundern nach, durch die wie mit einem Schlage das lange Ringen von zwei Jahrhunderten die herrlichste Vollendung empfangen hat?" — ruft Baumgarten selbst (11. August) und von den Andern schallt der gleiche Ton zurück. Da hat der Eine über persönliches Leid zu klagen; „aber was sind wir alle neben diesem Deutschland, das jetzt endlich die Sünden dreier Jahrhunderte wett machen soll!" Dem Anderen, Aelteren ziehen zwei Söhne mit in den Krieg: er findet denselben Trost und dankt Gott, „daß wir solche Zeiten erleben, in denen Alles, was Gutes und Großes in die schwache Menschennatur gelegt ist, leuchtend zu Tage tritt." So geht es, je nach dem Feuer oder der Gehaltenheit der Naturen, durch die immer dichtere Kette der deutschen Siege hindurch, von dem Jubelrufe vom 18. August, der mit einem „Viktoria, lieber Freund!" glückselig beginnt, bis zu der Nachricht (27. Januar 1871), daß Favre die Kapitulation von Paris anbiete. Der dies schreibt, redet dann noch von Kleinerem und Persönlichem, bis er sich jäh unterbricht: „lieber Freund, ich schreibe von all diesen Quisquilien, und meine Augen gehen immer hinüber zu dem Extrablatt und die Thränen fließen mir über die Backen. Wodurch hat man die Gnade Gottes verdient, so große und mächtige Dinge erleben zu dürfen? und wie wird man nachher leben? Was 20 Jahre der Inhalt alles Wünschens und Strebens gewesen, das ist nun in so unendlich herrlicher Weise erfüllt! Woher soll man in meinen Lebensjahren noch einen neuen Inhalt für das weitere Leben nehmen?"

Ich habe der Versuchung nicht widerstanden, aus den Briefen mehr herauszunehmen, als vielleicht der unmittelbare Zweck dieser Einleitung heischt. Aber ist es nicht der Zweck dieses Bandes und dieser Gedenkblätter, Einen von dem Geschlechte festzuhalten, dessen gesammtem Ringen wir das Reich verdanken? und eben hier, in diesen höchsten Stunden, drängt sich doch diesem Geschlechte der tiefste Inhalt seines Wesens auf die Lippen. Die Jüngeren können sich diese Zeiten mit ihrem heroischen Zuge niemals lebendig genug vergegenwärtigen.

Auch für die Daheimgebliebenen war freilich die gespannte Beobachtung und das innerliche Miterleben der Ereignisse nicht Alles. Alsbald strebten auch sie, mitzuhelfen: den Bahnen der deutschen Zukunft sorgend nachzuspähen, die politischen Fragen von Anbeginn her mitdurchzuarbeiten und vielleicht zu ihrem Theile mitzubeeinflussen. Schon am 7. August warf Duncker die elsaß-lothringische Frage auf; die Nothwendigkeit und die Grenze der Annexionen, die Zutheilung der neuen Lande an einzelne Bundesstaaten oder an das Reich ward von da ab lebhaft verhandelt, brieflich wie in der Presse. Am 8. August zuerst trat der Kaisertitel, anfangs nicht eben von Allen freundlich begrüßt, daneben. „Wie denken Sie sich, fragt Baumgarten am 11. den rheinischen Freund, das politische Resultat? Meinen Sie wirklich, es könne noch vom Nordbund die Rede sein? In Stuttgart, höre ich, trägt sich sogar ein Kreis bei Hofe mit der Idee, dem König die Kaiserkrone anzubieten. Unter bairischen Offizieren ist sie sehr verbreitet. Wir können doch unmöglich in den alten Dualismus zurücksinken.“ Daran schlossen sich Ueberlegungen, Bedenken, Wünsche mancherlei Art. Was er derart prüfend, erörternd besprach, das trieb es nun doch den Patrioten und den Historiker, einheitlich, in vollerem Flusse, positiver zusammenzufassen: es trieb ihn, wie 1866, als Historiker in die politische Entwicklung einzugreifen, mit lebendigem Worte, so, wie es dieser Stunde entquoll. Er wollte aufklären, mahnen, aber diesesmal zugleich begeistern: das neue Werdende fördern helfen, indem er das bisherige Werden verständlich machte und dessen Ziele, aus der Geschichte heraus, aufzeigte. Am 16. August meldete er Duncker die Absicht. Am 22. September kündigte er Sybel das Büchlein an: „ich habe zwischen Wörth und Sedan eine kleine Skizze unserer Vorbereitung zu dem, was wir nun vollendet sehen, entworfen, weil ich meinte, jetzt seien tausend sonst geschlossene Ohren offen. Ich hoffe Ihnen jeden Tag die kleine Schrift senden zu können, deren besonderen, fragmentarischen Charakter Sie nicht verkennen werden. Einiges Historische ist aber darin, über das ich Ihre Meinung gerne hörte.“ Das Werk, das er so bescheiden einführt, ist das Schönste, was ihm in seinem Leben je gelungen ist. Für den Augenblick nur ist es geschrieben worden; aber der Augenblick hat, über

diese engere Absicht hinaus, diesem seinem Erzeugniß auch all die herzbewegende Wärme, einen Abglanz all der Herrlichkeit mitgegeben, unter deren überwältigendem Eindrucke es entstand. Es ist die Schrift: „Wie wir wieder ein Volk geworden sind" (Nr. 41, unten Nr. VI). Die kritische, scharfe, nachdenkliche Natur des Niedersachsen Baumgarten, wie wir sie oft, wie wir sie noch in der „Kriegspredigt" kennen gelernt haben, ist nie so völlig und schrankenlos in Begeisterung, Hoffnung, Freude ausgeströmt wie hier. Es ist in dem Schwunge dieser raschen Seiten etwas von der Fülle Treitschke'scher Art — aber sie bleiben dabei ganz eigen und persönlich. Sie erzählen, gedrängt und doch ganz durchsichtig, mit dem glücklichsten Gedankenreichthum und aller Hingebung der Liebe, wie aus der Zerrissenheit des alten Reiches die Elemente eines neuen Lebens auftauchen, hier die harte Arbeit des preußischen Staates, dort der Aetherflug unserer großen Literatur. Aber beide bleiben einander feind, bis gerade die Niederlage von 1806 dem „Tiefsinn der Weltlenkung" dazu dienen muß, die einseitig staatbildende und die einseitig geistbildende Macht von ihrer Einseitigkeit zu befreien und sie mit einander zu verschmelzen. Schon hier ist es lebendig ausgeführt: „Das ist die tiefste Bedeutung der Jahre 1807—13, daß der deutsche Staat und der deutsche Geist sich in ihnen unzertrennlich vermählten." Die ästhetische Epoche wird in Stein's gewaltiger Sittlichkeit vertieft und überwunden, der sittliche Werth des Staates und des Krieges wird durchgekämpft. Dann durchschreitet Baumgarten von neuem in einer Alles berührenden Darstellung die Zeit von 1815—66, die er ehedem in der „Selbstkritik" in so anderer Stimmung, zu anderem Zwecke durchwandert hatte. Er hebt diesesmal freudig das Positive hervor: wie die wirkliche, thatsächliche Führung, die wirkliche Förderung der deutschen Zukunft doch selbst während der Restauration ganz vornehmlich bei Preußen war; scharf wendet er sich nur gegen Oestreich; er gibt daneben der anregenden Wirksamkeit der süddeutschen Staaten, der natürlichen Stellung der mittleren Mächte ihr Recht; aber erst seit Preußen wieder hervortrat, wurde die gesunde Lösung möglich, und möglich wurde sie nur durch die That, durch das Schwert. Und jetzt hebt der neue Krieg aus der Verstimmung und Halbheit, die im Süden seit 66 sich

doch erhalten, Alle glorreich empor. Fortan kann es einen Rückfall nicht wieder geben.

„Erquickend und erwärmend" fand Sybel (26. Sept.) diese Darstellung der deutschen Vergangenheit bis zu deren „Einmündung in eine große Zukunft". Es kann an liberalem oder particularistischem Einspruch nicht gefehlt haben[1]). Aber auch an Erfolg fehlte es nicht: im November wurde eine zweite Auflage nöthig. Baumgarten gab ihr ein ausführliches Vorwort mit; es stellte den Einfluß fest, den der Krieg auf den Süden bereits gewonnen, und hielt diesem eindringlich die Nothwendigkeit und den Segen des vollen dauernden Anschlusses an den werbenden Norden vor[2]).

Das Vorwort wurde zugleich als Agitationsschrift versendet. Denn inzwischen hatte das Einheitsstreben Baumgarten's und seiner Genossen einen bestimmten Zielpunkt erhalten. Es galt, jenen Anschluß der Südstaaten an den Nordbund publicistisch zu fördern. Nicht eben bei Baden selbst: mit dankbarer Freude erlebte es Baumgarten, wie Großherzog Friedrich, von Jolly begleitet, in Versailles die bedeutsamen Verträge schloß, wie er an die Spitze der nationalen Bewegungen trat. Schritt für Schritt, in der vollsten Einigkeit, war Baumgarten selber all diese Monate hindurch mit seinem Schwager zusammengegangen. Das Bedenken lag in Baiern. Die Frage, die damals Alle bewegte: wird Baiern sich ganz einfügen? wie viel Sonder-

1) Duncker an Baumgarten, Berlin 22. Okt. 1870, mit charakteristischen Worten: „Man darf nicht auf augenblickliche Wirkung sehen. Auch bei denen, die nicht gern unliebsame Dinge hören, bleibt doch etwas im Ohr und wirkt still weiter. Sie haben nicht zu bereuen, daß Sie Partei oder Vaterland, Selbstkritik des Liberalismus und unsere Volkwerdung geschrieben. Dürfen wir uns wundern, daß unser Wort nicht ausreichend wirkt, wenn wir sehen, daß die gewaltigen Thaten von 66 und 70 ungenügend sind, die Doctrinäre des Liberalismus zu bekehren? Nur eine Lehre ziehe ich aus Ihrer Erfahrung von heute und damals. Es nützt nicht viel, Vorurteile zu schonen, man kommt vielleicht weiter, wenn man ihnen in's Gesicht schlägt." (Das hatte B. ja doch wohl gethan?) Nord und Süd sollen jeder das ihm Unerwünschte am anderen ertragen lernen. Duncker billigt, was B. vom Idealismus des Krieges gesagt hat.

2) Duncker 1. Dez.: „die neue Vorrede unterschreibe ich vom ersten zum letzten Wort." Vgl. Pr. Jahrb. XXVI 514. 715.

rechte muß und darf man ihm belassen? — die Sorge vor „einem neuen Vertrage von Ried“, deren Eindruck auf die Höchstgestellten unter den Vertretern der Einheit wohlbekannt ist: wie hätte sie nicht auch die alten Mitglieder des Münchener Freundeskreises von 1859 tief beschäftigen sollen? Eine Weile lang war zudem diese Frage mit der elsaß-lothringischen eng verschlungen. Baumgarten war im September in München; später blieb er durch Jolly über alle Verhältnisse und Vorgänge unterrichtet; mit Sybel vereinigt suchte er falschen Mittheilungen über den Gang der Verhandlungen entgegenzutreten: wieder wurden die Jahrbücher, die Kölnische Zeitung, „einige andere große Blätter“ mit Nachrichten versehen, die Gesinnungsgenossen in Baiern selber aufgerüttelt. Baumgarten glaubte, die Mühe sei nicht vergeblich gewesen (an Sybel 22. Nov.). Wie er den bairischen Vertrag vom 23. November schließlich aufgenommen hat, ist aus den Briefen nicht zu ersehen. Man weiß, wie viel Mißbehagen jener doch noch erregt hat. Sybel hatte das Verfahren Bismarck's von Anfang an gebilligt. —

Das neue Reich war begründet. Mitten im Kampf noch, wandte Baumgarten den Blick auf die inneren Gründe, die den Niedergang Frankreichs erklären. Mit scharfem Bewußtsein des Gegensatzes zwischen deutscher und französischer Art betonte er, indem er den neuesten Band von Sybel's großem Werke anzeigte (Nr. 42, unten Nr. VII), die Krankhaftigkeit der „französischen Revolutionsmacherei“: „eine unbefangene Ansicht der Revolution ist den Franzosen vor Allem nöthig, wenn sie von ihrer großen Krankheit genesen wollen.“ Am 1. April 1871, unter dem furchtbaren Eindruck der Pariser Kommune, richtet er an Sybel die Frage: „Was sagen Sie zu dem unglücklichen Frankreich? Sehen Sie auch so ganz schwarz in die Zukunft? Unser früherer Gesandter, der fast 40 Jahre in Paris gelebt hat, setzte mir gestern auseinander, Frankreich habe nichts zu hoffen, es werde das Schicksal der südamerikanischen Republiken haben. Ich kann das nicht glauben. Die menschliche Kultur kann nicht von den Germanen allein getragen werden. Wir selber würden unter dieser Last einknicken“[1]). Das war im

1) Er fährt fort: „aber wie glänzend werden Sie mit Ihrer Auffassung der Revolution gerechtfertigt! Ranke hatte doch Recht, daß 1870

Sinne des Maßes gesprochen, das bei der Eröffnung des Krieges seine Feldpredigt gefordert hatte. Nicht lange, und er selber sollte berufen werden, an neuer Stelle im Wettstreite und Ausgleiche deutscher und französischer Kultur mitzuarbeiten.

IV. Karlsruhe 1861—1872: die Historie.

Die ganze Dauer der politisch so reichbewegten Karlsruher Zeit war für Baumgarten zugleich die Zeit seiner „Spanischen Geschichte": in der Periode der Reichsgründung entfaltete sich seine Thätigkeit als Historiker, zu bestimmten, charakteristischen, dieser Periode wesensverwandten Zügen.

Halb zufällig war er auf die spanische Geschichte hingeführt worden; sie verwuchs mit seinem Leben unauflöslich. Von 1857—61 war der erste, vorbereitende Band („Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution", d. h. bis 1795, „mit einer Einleitung über die innere Entwicklung Spaniens im 18. Jahrhundert"; Nr. 14) entstanden; mit welchen Pausen, haben wir gesehen. Im Hochsommer 1863 ging er an das dreibändige Hauptwerk: „Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage", das als Abtheilung der „Staatengeschichte der neuesten Zeit" in den Jahren 1865, 68 und 71 erschien (Nr. 26, 35, 45). So umspannte er die gesammte spanische Neuzeit, im Ueberblicke vom Ausgang des Mittelalters ab, genauer seit dem Beginn, genau seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, bis 1840; mit ganz raschen Schritten eilt die Darstellung von dort bis an die Entstehungszeit des Schlußbandes heran. Eine Reihe kleinerer Arbeiten begleiteten die „Geschichte", Aufsätze in der Historischen Zeitschrift (Nr. 7. 21. 33. 36), den Preußischen Jahrbüchern (Nr. 6. 22. 23. 37), dem Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater (Nr. 24. 28): die bedeutendste von all diesen die schöne, lebensvolle Biographie des Nationalökonomen und Staatsmannes Jovellanos, die, als das selbstständige Bild eines der Ersten

die Antwort auf 1789 sei." — Zu dem Urtheil über Frankreich vgl. man das ganz verwandte Treitschke's, Vorwort zur 4. Aufl. der „Aufsätze" (31. Oktober 1871).

unter den Spaniern der Aufklärungs- und der Revolutionszeit und als das bezeichnendste dieser Erzeugnisse von Baumgarten's spanischer Epoche, auch in diesem Bande (als Nr. II) wieder abgedruckt worden ist.

Mitten in die Abfassung des Hauptwerkes hinein fiel die Reise nach Spanien, die oben erwähnt wurde: vom März bis Mai 1868 durcheilte Baumgarten die Halbinsel. Seine Briefe führen von Paris und Bayonne über San Sebastian, Vitoria, Burgos, Valladolid nach Madrid, wo er einen Monat lang in den Sammlungen und bei kundigen Einzelnen Material zusammenraffte; von da nach Córdoba, Granada, Valencia, Barcelona, und über Avignon wieder nach Hause. Es versteht sich, daß eine so rasche Fahrt nur eben einen Eindruck geben konnte: aber dafür reichte sie aus, denn dieser Besucher kam wohlvorbereitet auf einen Boden, der ihm seit einem Jahrzehnt vertraut war. Er sah scharf und glücklich um sich; die Briefe, die er seiner Gemahlin eilig schrieb, wollen keine Beschreibung von Land und Leuten sein, aber sie halten eine Fülle charakteristischer Züge fest. Er lernte eine Reihe spanischer Politiker kennen; dazu, wie die angeführten Namen zeigen, eine Anzahl der wichtigsten Städte mit ihren Erinnerungen, und wenigstens in ihren allgemeinen, sichtbaren Eigenschaften die verschiedenen Länder des Königreichs. Er schildert wie die Museen, die Kirchen, die Paläste, so die Straßen, die Landschaften, das Volk. Auch einem Stiergefecht hat er beigewohnt. Er beobachtet die naive Eigenart und die überragende Herrschaft des Religiösen, Kirchlichen. Die spanische Weise verstehe er wohl, so meint er, aber sie lasse ihn kalt: zu deutlich empfand er die unüberbrückbare Kluft, die sie von der unsrigen, der seinigen trenne. Zuletzt gewöhnte er sich besser ein; in diesem Wesen aufzugehen hätte er, bewußt, nordisch und protestantisch wie er von Grund aus war, wohl niemals gelernt. Aber seinen Büchern kam der langersehnte Blick in die spanische Welt dauernd zu Gute.

Freilich wuchs dann auch, je länger er arbeitend über diesem Stoffe verweilen mußte, das Gefühl der inneren Fremdheit, die Ungeduld, sich zu befreien. Seine Briefe spiegeln, während er am III. Bande schaffte, diese Empfindungen in drastischen Worten wieder. Nun ist die Zeit, die dieser Band dar-

stellt — die der Karlisten-Kämpfe — ganz besonders trostlos; Baumgarten empfand sie als eine „Krankengeschichte", ein Chaos, aus dem nur vereinzelte Persönlichkeiten lockender heraustraten. Aber auch da wird man nicht jedes mißmuthige Wort für baare Münze nehmen. Das Ganze seiner Leistung vollends ist von der Liebe zur Sache und zur Wissenschaft getragen. Sicherlich, spanische Dinge liegen dem Deutschen nicht eben nahe. Baumgarten betonte indeß mit Recht die allgemeine Bedeutung, die auch ihnen innewohnt, wie zur Zeit des spanischen Uebergewichtes in Europa unter den Habsburgern, so doch auch während der Revolution und der Restauration. Denn auch da wirken sie einerseits auf Europa und spiegeln sie andrerseits mit lehrreicher Klarheit die Ursachen des Unterganges der alten Staatsordnungen wieder. Sie haben da, so betont er, einen charakteristischen, paradigmatischen Werth.

Die Fachgenossen und insbesondere die persönlichen Freunde haben das Fortschreiten des Werkes mit dankbarer Theilnahme begleitet. „Ihre spanische Geschichte hat mich entzückt", rief ihm Haym (13. Juni 1866) zu; „der reiche und wohlverdiente Beifall, den sich Ihr Buch erringt, thut mir in der Seele wohl", schrieb einer der nahen historischen Genossen ihm 1868. H. v. Sybel vor Allen war ihm ein eifriger und wohlwollender Leser; er besprach jeden der Bände in der Presse wie im vertrauten Briefe[1]); er vermittelte es, daß die Bonner philosophische Fakultät bei der 50jährigen Jubelfeier ihrer Hochschule auch den Karlsruher Professor, in rühmender Anerkennung seines Buches[2]),

1) „Der Verfasser erfüllt, äußerte Sybel in der Köln. Zeitung im September 1865, in seltenem Maße die vielfachen Pflichten der historischen Forschung und Kunst Ueberall steht sein Urtheil im richtigen Gleichgewichte des ideal-sittlichen und des real-zweckmäßigen Moments, und gewinnt damit sowohl die Klarheit, welche den Geist, als die Wärme, welche das Herz des Lesers fesselt. Mit gleicher Sicherheit versteht der Verf., bedeutende Persönlichkeiten wie große politische Entwicklungen klar zu stellen und das völlig Ueberraschende und Fremdartige in seiner innersten Eigenthümlichkeit zu fassen."

2) — virum — scriptis egregiis, quibus historiam Hispaniae recentiorem apertis novis fontibus collustravit, certo iudicio ponderavit, dilucido scripturae genere exornavit, de litteris nostris meritissimum. — 1890 kam der ~~straßburgische~~ hallische theologische Ehrendoktor dazu.

mit der Würde eines Ehrendoktors schmückte und ihm so einen Titel verlieh, den selber zu erwerben er vor 20 Jahren gehindert worden war. Zuletzt hat dann Karl v. Noorden die Verdienstlichkeit und die allgemeine Tragweite von Baumgarten's Leistung (H. Z. 33, 1875) in einem umfassenden Essay warm und lebhaft dargelegt, indem er an ihrer Hand die spanische Neuzeit durchschreitet. Und in Wahrheit: es ist hier eine Arbeit gethan, deren wir uns dankbar erfreuen müssen, ein großer und schwieriger Stoff unter weiten Gesichtspunkten bezwungen. Die Kenntniß ist durch kritische Quellenbenutzung überall wesentlich geklärt und durch die Verwerthung preußischer Archivalien bereichert worden. Die Darstellung ist kräftig, lebendig, von allgemeinen Gedanken getragen; sie erhebt sich oft zu reicher Farbenpracht. Sie bleibt immer im Zusammenhang der europäischen Ereignisse, sie malt die fremdartige Besonderheit des spanischen Volksthums mit Liebe und mit Schärfe, von ihr geht sie aus, auf sie und auf die einschneidenden psychischen Wandlungen, die das spanische Wesen als Ganzes erfährt, blickt sie immer wieder mit ausdrücklichem Hinweise zurück. Auf nicht eben breitem Raume schildert sie eine lange und wechselvolle Entwicklung; manches freilich, insbesondere jene wirren inneren Kämpfe von 1825 ab (Bd. III), die ihrem Historiker so viel Qual bereitet haben, hätte für deutsche Leser vielleicht doch noch knapper und übersichtlicher zusammengedrängt werden können. Ihren Platz in der werthvollen Hirzel'schen Sammlung füllt diese „Geschichte" würdig aus. Das, was dem Buche und seinem Verfasser die Stellung gibt, ist aber ihr eminent politischer Charakter.

Baumgarten ist eben ein Mitglied seiner Generation. Mit ihren Augen sieht er die Geschichte an, sie will er aus der Geschichte belehren. Schon das Vorwort von 1861 stellt den Gegenstand unter diese Betrachtung: „Die spanische Geschichte lehrt keine aparte Weisheit, aber sie hat die Eigenthümlichkeit, gewisse große Wahrheiten mit schneidender, auch den Stumpfsinnigsten berührender Energie zu predigen." Und er deutet hin auf die Wirkungen habsburgischer Staatskunst, auf diejenigen der „ultramontanen Doctrinen", auf die Frage nach dem Ursprunge der Revolutionen. Der Zusammenhang zwischen Wissenschaft und

Leben, wie Dahlmann und Gervinus ihn gewollt, beherrscht ihren Jünger auch jetzt noch. Aber er war nicht mehr allein oder in erster Linie ihr Jünger. Er stand jetzt in der Schaar jener „politischen Historiker", deren Programm 1856 Heinrich v. Sybel aufgestellt hat („Ueber den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung", Marburg 1856; kl. hist. Schriften I, 349 ff.). Sybel, selbst eines ihrer bedeutendsten Mitglieder, führt dort Mommsen und Duncker, Waitz und Giesebrecht, Droysen und Häusser auf, er bringt Gervinus mit ihnen in Zusammenhang; G. Freytag möchte man ihnen in gewisser Hinsicht anschließen. Dahlmann wirkt in ihnen nach. Von ihm und von den Heidelbergern kommen die Einen her: sind doch Gervinus und Häusser soeben genannt worden. Sie treffen und vereinigen sich zu gemeinsamer Gruppe mit den Anderen, deren wissenschaftlicher Lehrer, für die Mehrzahl wenigstens, Leopold Ranke gewesen ist. Aber Sybel stellt sie alle zu Ranke in den Gegensatz. „Das Neue liegt durchaus in der veränderten Stellung des Autors zum Staate. Hier zeigt sich Alles, was wir vorher als allgemeinen Fortschritt in dem Bewußtsein der Nation bemerkten, größere Klarheit und intensivere Kraft des nationalen Gefühles, praktische Mäßigung und eingehende Sicherheit des politischen Urtheils, positive Wärme und freier Blick in der sittlichen Auffassung." Die jüngere Generation hat über diesen Kreis seither in Manchem wieder auf Ranke zurückgegriffen. Aber selbst in dem, was in ihnen ganz zeitlich und somit vergänglich war, sind diese Meister der 50er und 60er Jahre doch wieder etwas Dauerndes: sie sind unter den Historikern die Begleiter und Mitarbeiter der Begründung der deutschen Einheit, des neuen Reiches. Sie bilden eine geschlossene und bedeutsame historische Erscheinung für sich. Sie gehören den Mittelparteien an, ihr politisches Ziel ist die nationale Verfassung, ihr Wirkungsmittel der historische Beweis, sie stellen „das Bündniß zwischen Geschichte und Politik" dar. Eines der jüngsten Glieder des Kreises war Baumgarten geworden: von Dahlmann'schen und Heidelberger Einflüssen ausgegangen war er in diese Gruppe eingerückt. Damit war er in die Stellung getreten, die er im Wesentlichen innebehalten hat. Gewisse Weiterbildungen erfuhr er in Straßburg: sie

werden dereinst verzeichnet werden; die Grundlage der 60er Jahre hat er nicht wieder verlassen.

Es läßt sich gut beobachten, wie die verschiedenen Einflüsse, die ihn nacheinander getroffen haben, in seinem fertigen Wesen zu Tage treten. Vor allem, selbstverständlich, war er er selbst: eine Natur, auf deren Grunde immerdar die angeborene Art und auch die Stammesart sichtbar blieben: zähe, energische Bewußtheit, scharfes Denken, kräftiges Wollen und schneidendes Urtheil; dabei eine bedachtsame Umsicht, die langsam sprach und vorsichtig entschied; zugleich aber — wir sahen beides sich entfalten und sich bethätigen — eine starke, immer wieder lebhaft, ja hitzig hervorbrechende Erregbarkeit. Wie das Impulsive und das Bedächtige in dem geborenen Norddeutschen so gemischt waren, daß er sich auch in das bewegliche süddeutsche Wesen völlig eingewöhnt hat, so gab seine Natur den besonderen Einwirkungen der historischen Richtungen, die er erfuhr, jeder ihren besonderen Boden: alle blieben sie in ihm haften.

Die Herrschaft gewann allmählich in ihm, in sichtbarer Steigerung, die Ranke'sche Art: nicht so bald die des Meisters selber, gegen dessen Persönlichkeit er immer eine argwöhnische Abneigung bewahrt hat, dessen Temperament und politisches Bekenntniß ihn im Herzensgrunde doch abstieß; wohl aber Ranke'sche Art in jener persönlichen Vermittelung durch Sybel, in der sie ihm am lebhaftesten nahegetreten war. Dahin weist ihn einmal die Vorliebe für den älteren Freund, der ihm bis an sein eigenes Ende unter allen Historikern der wissenschaftlich sympathischste, das Muster blieb, das er Anderen empfahl; dahin weist ihn grundsätzlich das historische Glaubensbekenntniß, das er in seiner vortrefflichen Charakteristik von Quinet's, Lanfrey's und Sybel's Werken zur Revolutionsgeschichte (Nr. 42, unten Nr. VII, vgl. o. S. LXXV) ausgesprochen hat. Denn — mit Recht ist es gesagt worden — sein eigenes Ideal liegt in dem, was er dort Sybel nachrühmt: nur die Wahrheit allein sei Sybel's Ziel, er wolle nicht in nackter Parteitendenz in seiner Erzählung lediglich Waffen schmieden für einen momentanen Kampf. Nur die Tendenz habe er, die jedem großen Historiker eigne, eine allgemeine Absicht, die unzertrennlich sei von der sittlichen Natur eines Schriftstellers, zumal eines in bewegtem

Leben und thätiger Theilnahme an den großen Fragen der Zeit gebildeten: die Absicht, durch das, was er von der Vergangenheit schreibe, seiner Gegenwart nützlich zu werden.

Diese Absicht, durch eine stets bewußte, methodische Selbstkritik controlirt, erfüllt den Historiker Baumgarten überall. Sein Ton ist immer persönlich, von einer kräftigen, politischen und sittlichen Färbung; er urtheilt stets — am schroffsten noch in der spanischen Geschichte, wo es freilich dem Mildesten schwer werden würde nicht schroff zu sein; aber er dringt dabei, und je später, um so ernsthafter, auf allseitige Gerechtigkeit. Die Auffassung des Allgemeinen, des Großen ist immer sein klar im Auge gehaltenes Ziel. Nur im Hinblick darauf ist ihm die Einzelforschung berechtigt: zum Selbstzweck darf diese nicht werden. Auch darin gehört er ganz jener Gruppe der älteren Meister zu. Und wie sehr er ihnen zugehört, zeigt sich zumal, wenn man nun diejenigen allgemeinen Gesichtspunkte aufsucht, unter denen die Dinge sich ihm ordnen.

Sein oberster Gesichtspunkt ist der politische. Nationalität, Einheit, Verfassung sind die Angelpunkte seiner historischen Auffassung, der Maßstab seines historischen Urtheils. Ueber die Kräfte, die den deutschen Territorialstaat geschaffen, hat er, wie seine Genossen, gelegentlich ungerecht geurtheilt, wenigstens in früherer Zeit. Der Einwirkung der Persönlichkeit auf die Geschichte zieht er weite Grenzen. Aber die ästhetische Versenkung in einen großen Menschen war doch nicht seine Sache, ein eigentlicher Bildnißmaler war er im ganzen nicht. Er hat eine Reihe spanischer Staatsmänner und Schriftsteller in ihrer Persönlichkeit und Bethätigung energisch und eindrucksvoll hervorgehoben. Vor allem, er liebte und bewunderte Luther, den Großen Kurfürsten, den Großen König, den Frhrn. vom Stein und dessen Mitarbeiter: aber auch diese alle mit einem Zuge von immer wachsender Kritik. Im Genius nachfühlend aufzugehen weigerte sich seine scharfe Natur. Er erkannte wohl, was die Riesen der allgemeinen Entwicklung bedeuten, und würdigte ihre Art; aber wohler war ihm bei den Männern des schönen Maßes, der Selbstbeherrschung, des Gleichgewichtes, bei denen, die sich einfügen, anstatt alles Andere zu überragen. Der Sohn des Geschlechtes, das um die Verfassung gelitten hatte und nach ihr rang,

legt er auf diese und ihre gleichmäßige Macht, auf ein maßvolles, aber kräftiges Verfassungsleben den stärksten Ton. Wenn er vom Volke spricht, so denkt er im Wesentlichen an den Mittelstand. „Nicht zur eigentlichen politischen Action geschaffen" — das ist ihm der Adel — ist der Mittelstand ihm doch „ein Hauptfactor im Staatsleben", auf seiner Arbeit wesentlich ruhen die modernen Staaten, sie müssen „daher auch den bürgerlichen Kräften einen bedeutenden Einfluß einräumen", ja, „deren Interessen und Tendenzen in erster Linie berücksichtigen". Im Sinne dieses Bürgerthums betrachtet Baumgarten auch die materiellen Dinge, liberal und vorwiegend freihändlerisch, im Sinne des Zeitalters, welches die Losbindung, das freie Gewährenlassen der wirthschaftlichen Kräfte forderte. Und eben deshalb schiebt er, der Staatshistoriker, das Wirthschaftliche in der Geschichte in den Hintergrund. Nicht daß ihm Wirthschaft und Wirthschaftspolitik fremd geblieben wären: das widerlegt seine spanische Geschichte; aber mit den Augen des heutigen Geschlechtes betrachtete er diese Fragen nicht. Er wurde ihnen gegenüber immer abweisender, je lebendiger eine anders erzogene, neue Schule ihre überwiegende Bedeutung hervorhob; er glaubte darin Einseitigkeit zu erkennen und antwortete ihr mit Einseitigkeit. Die Verwaltung, ihr Aufbau und ihr Inhalt, alles Zuständliche, Sociale schien ihm, soweit es überhaupt erkennbar sei, doch nicht zum eigentlichen Gegenstande der Geschichtsdarstellung geeignet; es war nicht die Luft, die er zu athmen sich gewöhnt hatte. Neben den Ereignissen und den Männern der politischen Geschichte im engen Sinne waren es somit einmal die Formen, die Machtverhältnisse des staatlichen Lebens, die ihn anzogen: die Verfassungsgeschichte — daneben dann aber ein Zweites: die Gedanken, die Geschichte der geistigen Bildung, des geistigen Lebens. Und dieses Zweite scheint jenem ersten, beherrschenden, dem politischen Ideale gelegentlich fast den Vorrang streitig zu machen. Nicht nur deshalb, weil er als Lehrer in Karlsruhe der Literaturgeschichte so freudig nahe getreten war: er war vielmehr überhaupt unter der Nachwirkung des literarischen Zeitalters groß geworden. Die innere Verbindung des literarischen Wesens mit dem politischen war ihm wie so vielen der Besten jener Jahrzehnte das wahre Ziel, ein

gesundes geistiges Leben die erste und letzte Bedingung für ein gesundes Volksleben überhaupt. Höchst bezeichnend ist für diese Richtung seines Wesens der Karlsruher Vortrag „War Lessing ein eifriger Patriot?" (1867; Nr. IV), den wir, obwohl er offensichtlich nicht zum Drucke bestimmt war, aus dieser Sammlung nicht haben ausschließen mögen. Da wird (unten S. 228 f. 234 f.) geradezu die „Vaterlandsliebe" aus der Reihe der unentbehrlichen Eigenschaften gestrichen, ihre natürliche Einseitigkeit stark betont: „sie ist eine gewaltige Kraft durch Beschränkung und diese Beschränkung kann unter Umständen so beklemmend werden, daß ein freier Geist sich gegen sie wie gegen eine Fessel sträubt". Nun wird man bedenken müssen, daß diese starken Formulirungen in einem nur für die mündliche Rede aufgeschriebenen Vortrage stehen, daß das Nachfolgende — denn Baumgarten will dort für den Weltbürger Lessing die historische Gerechtigkeit, die Rücksicht auf die Zeitverhältnisse in Anspruch nehmen — die allgemeine Geltung jener Sätze abschwächt, daß vor Allem die Persönlichkeit des Redners sie abschwächen mußte, von dem ein jeder seiner Hörer genau wußte, wie sehr er Politiker und Patriot war. Aber die Sätze selber bleiben doch bestehen; es spricht aus ihnen, wie aus dem Schlusse des Vortrages, wie ja selbst aus der heißpatriotischen 1870er Kriegspredigt, das alte Ideal der Humanität, das sich vor dem berechtigten neuen des Patriotismus nicht einfach verflüchtigen, das den beginnenden Uebertreibungen des neuen widerstehen will: die „reine Menschlichkeit", die „Harmonie menschlicher Bildung" hielt Baumgarten im Herzen mit aller Wärme fest, als ein niemals zu verläugnendes, oberstes Gut. Und diese höchsten geistigen Güter waren ihm geknüpft an den Protestantismus.

Welche Kämpfe und Wandlungen er in religiöser Hinsicht ehedem durchgemacht haben mag: auf dieser Höhe seines Mannesalters, um 1870, tritt es stark zu Tage, daß er Protestant ist nicht nur im Gegensatze gegen Rom. Da erscheint in ihm (siehe neben der Kriegspredigt die Einleitung zu Nr. VIII) [1])

1) Im selben Sinne schrieb er mir 1885 über H. Hettner, dem er in jener Einleitung widersprochen, die Worte: „— und wer für das reli-

ein energisch betontes religiöses Verständniß, das weiterhin an Intensität wohl noch zugenommen hat, und ein warmes religiöses Gefühl. Ob es positiv war im engeren Sinne, das wage ich nicht zu entscheiden: ich glaube es nicht. Es war — und so entsprach es wohl den frühen Eindrücken des Elternhauses — ein freigesinnter, etwa ein an Lessing und an Herder genährter Protestantismus, der das Christenthum aus der Geschichte begriff [1]) und dem die Geschichte ihrerseits auch ein Theil der Offenbarung war; ein Protestantismus, der allerdings seinen schärfsten Ausdruck fand im Kampfe: im Kampfe gegen lutherische Orthodoxie, im Kampfe vor Allem gegen den Katholizismus. Und in diesem Punkte war Baumgarten, je länger um so vollständiger, ganz Leidenschaft: er war ihm für unser deutsches Dasein der schlechterdings entscheidende. Auf dem protestantischen Gedanken der freien und ringenden innerlichen Selbstbestimmung der Persönlichkeit erbaute sich ihm die ganze Geistesgeschichte der Neuzeit. Diese Freiheit zu wahren und zu vertiefen schien ihm die dringendste Pflicht. Auch hier galt sein Mahnen der Gegenwart gegenüber und ebenso seine Sympathie gegenüber den historischen Erscheinungen [2]) jener Verbindung des Innenlebens mit dem äußeren Wirken, der Befruchtung des Gefühls durch die That, durch den politischen Geist; „die eigensinnige Innerlichkeit unserer protestantischen Natur" mit den Kräften der Welt zu vereinigen, sie zu erweitern, sie frei und lebendig nach Außen zu lenken und ihr doch ihre Reinheit zu bewahren, war sein Ideal. In diesen religiösen, geistigen, sittlichen Boden grub sich die eigentlichste Wurzel seiner Persönlichkeit mit ihren Abneigungen und ihrem positiven Inhalte tiefer und tiefer ein.

Und hier hat dann der Einfluß Dahlmann's und Duncker's und man muß wohl sagen, auch Gervinus', seine rechte Heimstätte in ihm gefunden und dauernd behalten: das Ethische

giöse Leben der Völker kein unbefangenes Verständniß besitzt, dem ist der Blick in die tiefste Tiefe versagt."

1) Vgl. jene Einleitung zu VIII.

2) Für den Calvinismus und den politischen Protestantismus im Gegensatz zum norddeutschen Lutherthume.

bricht doch in allen Aeußerungen Baumgarten's, in seiner gesammten historischen Art, immer beherrschend hervor. Er suchte mit Ranke wissenschaftlich zu begreifen, die Vergangenheit nachempfindend aus ihren eigenen Bedingungen heraus zu erklären, er wollte sie nicht aufdringlich meistern. Er machte gegen die moralisirende Historik des einstmals auch von ihm bewunderten Schlosser auf das entschiedenste, ja auf das schroffste Front. Aber er behielt zugleich einen Tropfen sehr unranke'schen Blutes in seinen Adern. Nicht die künstlerische Freude an jeglicher historischen Erscheinung, wo immer sie sich finde, wie immer sie sittlich beschaffen sei, nicht diese ästhetisch-wissenschaftliche „Verliebtheit in das Reale" der geschichtlichen Thatsache entsprach seinem Temperament. Die sittlichen Factoren waren ihm trotz Allem das Oberste, auf das er blickte und hinwies[1]). Bei Jakob Sturm steht ihm „über Allem was er that, das was er war." An unsern großen Dichtern ergreift ihn am tiefsten die Reinheit, die Freiheit von gewöhnlicher Eitelkeit und persönlichem Eigennutze, wie sie in der sittlichen Gesundheit des damaligen Volksthums gewurzelt habe. „So oft wir uns in das Leben dieser herrlichen Menschen vertiefen, kömmt wie ein Gefühl andächtiger Erhebung über uns. Bewunderungswürdig war, was sie schufen, aber sie selber standen noch über ihren Schöpfungen."

Ich habe — beschreibend, nicht kritisirend — die Züge gesammelt, die mir für Hermann Baumgarten, den Historiker, die entscheidenden schienen. Sie zeigen ihn in Vielem als den typischen Vertreter seiner Generation; aber deren Gedanken wurzeln bei ihm in einer lebensvollen Persönlichkeit, die ihr Blut für sich besitzt; unter den Gestalten seines Kreises wird er seinen Platz und seinen Werth behalten.

Die Vollendung der Spanischen Geschichte (Frühjahr 1871) wurde für ihn ein tieferer Abschnitt als er ahnte. Als seine Produktion wieder feste, neue Bahnen fand, waren es solche,

1) Vgl. die Briefe an Duncker und Waitz (o. S. XLIX).

die von den früheren weitab lagen: derart, daß für den, der Baumgarten's literarisches Leben heute überschaut, die Zeit der spanischen Arbeiten dessen eine, die der reformationsgeschichtlichen seine andere Hälfte bildet; und zwischen beiden liegen trennende Jahre. Als er wieder hervortrat, war er um diese Jahre älter geworden und seine Art hatte sich in manchen auffallenden Zügen verändert — im Kerne freilich nicht.

1871 meinte er weit unmittelbarer an die Periode seiner bisherigen Studien und die Kreise seines bisherigen Daseins anzuknüpfen, als es dann geschehen ist. Er stellte Sybel am 1. April die Frage, was er nun angreifen solle, und erhielt einen Antwortbrief, der seine unverbesserliche Bescheidenheit lächelnd ausschalt. Und in der That wußte er sich seine Aufgaben selber zu setzen. Die Handschriften und Flugschriften, die er in Karlsruhe fand, wiesen ihn[1]) auf die Geschichte Deutschlands vor der Revolution, auf die Geschichte des Oberrheins im 18. Jahrhundert. Noch hatte er keine Wahl getroffen; vorläufig reizte ihn der Fürstenbund und er ging nach Schaffhausen, um dort Johannes Müller's Nachlaß auf einschlägige Korrespondenzen zu durchsuchen. Da zeigte man ihm einen halb verlorenen Schrank mit den Papieren von J. Müller's minder berühmtem Bruder Georg. Aus dem, was er da entdeckte, ist vor Allem sein Aufsatz über Herder und Georg Müller entstanden[2]) (N. 49, unten VIII; vgl. 47). Wenn er am 8. Oktober an Sybel schrieb, schon habe er Spanien vergessen „und juble in deutscher Vergangenheit“, so wird sich das ganz besonders auf diesen Herderaufsatz beziehen. Man merkt es ihm an, daß er mit ganzem Herzensantheil geschrieben worden ist. Diesem deutschen Stoffe steht der Verfasser mit der innerlichsten Wärme gegenüber; zumal aber spürt man, daß er zu dieser einen Persönlichkeit ein ganz besonderes Verhältniß hat. Da ist der scharfe Ton der spanischen Geschichte verschwunden und die Darstellung geht liebevoll nachgebend auf die Eigenart des geschilderten Mannes ein. Es ist das biographisch Wärmste und Vollendetste, unter den reinwissenschaftlichen Schriften wohl das Persönlichste und innerlich Lebens-

1) Briefe an Sybel und Varrentrapp 1871.

2) An Sybel 21. Juli 1871, an Haym 22. Febr. 1872.

vollste, das uns Baumgarten hinterlassen hat, zugleich das schönste Denkmal seiner literar-historischen Forschung. Man wird als diejenigen unter den Großen unserer klassischen Periode, die Baumgarten innerlich am nächsten standen, Lessing und Herder nennen dürfen: der Eine mit dem aktiven, scharfen Zuge des Baumgarten'schen Wesens, der Andere mit einer passiven Seite desselben verwandt, die erst in Zukunft sichtbarer werden sollte. Aber die geheime Sympathie mit ihm wirkt schon hier. Mit welchem tiefen Mitempfinden, wie fein und schön wird hier die Verbitterung erklärt, die den alternden Herder so traurig überzog und durchdrang! Mit einer Freude, die etwas Rührendes hat, hat damals ein alter Bonner Gymnasialprofessor, ein Siebenziger, Baumgarten für die Abhandlung gedankt: endlich Gerechtigkeit für Herder! was Hettner, Gervinus, Julian Schmidt an ihm gesündigt hätten, sei nun endlich ausgelöscht. — Wer den Vortrag über Lessing gelesen hat, wird ihn hier merkwürdig ergänzt finden. Der politische Historiker verläugnet sich auch in dem Literarhistoriker, dem Biographen nicht: die Stellung Herders zur Nation beschäftigt ihn vornehmlich. Und man fühlt es doch, wie viel wohler, trotz all' der Lebendigkeit, mit der er Lessing's Weltbürgerthum vertheidigt hat, es ihm hier ist, wo er in Herder die Vorherrschaft der patriotischen Empfindung nachweisen darf.

Es ist zu bedauern, daß Baumgarten das Gebiet, auf dem ihn der „Herder" ganz heimisch zeigt, das er hier mit einem Reichthum selbstständiger Gedanken befruchtet, alsbald verlassen hat. Sein Leben führte ihn von Karlsruhe, und damit von diesen Studien, hinweg.

Er war jetzt ein volles Jahrzehnt lang Professor am Polytechnikum. Lange hatte die Thätigkeit ihn ganz beglückt; dann regte sich der Wunsch nach einem Wechsel. Er meinte, genug für die Politik gethan zu haben, er „sehnte sich nach der Ruhe und Concentration des gelehrten Berufes", d. h. nach der Universität. „Was hilft mir ein volles Auditorium, in dem nicht ein einziger Mensch sitzt, der mir näher folgt?" [1]). Schon 1867 schlug H. v. Treitschke ihn an erster Stelle zu

1) An Waitz 25. Sept. 1869, an Sybel 2. Dez. 1871.

seinem Nachfolger in Kiel vor. Möglich, daß der nicht promovirte Professor in Karlsruhe des Lehrstuhles an einer Universität nicht theilhaft werden konnte: nach Kiel wurde Usinger gesetzt. Dann folgte der Bonner Ehrendoktor und ein Ruf nach Königsberg. Ihn lehnte Baumgarten ab; lieber würde er 1869 in das heimathliche Göttingen gezogen sein. Aber erst 1871 wurde die Frage wieder brennend. Roggenbach, der die Straßburger Hochschule einzurichten hatte, konnte für die neuere Geschichte keinen würdigeren und geeigneteren Vertreter finden, als den Mann, der im benachbarten Karlsruhe, also mitten im süddeutschen Leben, seinen Beruf zum Lehrer und seinen deutschen Patriotismus so lange so klar erwiesen hatte; die Spanische Geschichte stellte auch den Gelehrten in die erste Reihe.

Karlsruhe zu verlassen, war ihm nun doch kein leichter Entschluß. Aber als Roggenbach's Antrag kam, war die Entscheidung nicht zweifelhaft. Die politische Aufgabe, über der er an Jolly's Seite mitgeschafft hatte, war gelöst. Auch in Straßburg war eine nationale Aufgabe zu lösen: freilich auch über ihre Schwierigkeiten täuschte er sich nicht. „Und doch muß die Arbeit da gethan werden; wie ich vermuthe, eine lange, schwere, aber nothwendige Arbeit“ 1). Schon die ersten Monate des Jahres 1872 wandte er auf die Vorbereitung der neuen, schwierigen Vorlesungen. Und als er dann, im April 1872, den Boden der zukünftigen Heimat betreten hatte, „die Tische in der Meise“ von hinzukommenden Professoren der jungen Hochschule „allmählich schon ganz dicht wurden“, da ergriff ihn doch die helle Freude: „es ist eine lustige Geschichte, so ein Ding wie eine Universität entstehen zu sehen“, schrieb er an einen verehrten Genossen des Karlsruher Kreises. „Gestern waren wir auch ‚mit Familie‘ im Jardin Lips. Sie hätten das sehen sollen. Fast lauter junges munteres Volk, aus dem der 82jährige Bruch 2) gar merkwürdig hervorragte. Ueberhaupt, ich schäme mich dieses Bekenntnisses nicht, geht es bis jetzt fast noch besser als Sie behaupteten. Es sollen sogar schon einige

1) An Haym 22. Febr. 1872; die übrigen Betrachtungen aus Briefen an Sybel, 8. Okt., 2. Dez. 1871, 17. Jan., 7. Febr. 1872.

2) Der Elsässer Theolog und erste Rektor der neuen Universität.

40 Studenten angemeldet sein, aber in allen diesen Angaben vermuthe ich einigen Mythus[1])."

So begann er in Straßburg. Er ging reichen, aber auch ernsten Tagen entgegen. Die Schilderung von Herder's Alter, die sein Abschied an Karlsruhe war, mag Manchen wie eine Vorbedeutung in Baumgarten's eigene Zukunft berühren.

V. Straßburg 1872—1882: Universität und Reformationsgeschichte; die Persönlichkeit.

Einundzwanzig Jahre noch sollte Baumgarten in Straßburg erleben, achtzehn davon hat er als Lehrer an der Universität gewirkt. Auf das tiefste ist er mit der neuen Heimstätte verwachsen. Freilich mußte man sie erst erobern. Die ersten Zeiten galten einer mühseligen Arbeit der Begründung auf diesem innerlich verwandten und vertrauten, äußerlich so fremden und selbst feindseligen Boden; die Universität führte in ihnen ein Dasein wie in einer Colonie. Der Zusammenhalt war lebendig und eng, der gemeinsame Kampf vereinigte die Deutschen, nicht nur an der Universität. Diese selbst begann, wohl von allgemeinem Jubel begrüßt, unter vielen Segenswünschen, aber vorläufig mit recht bescheidenen Zahlen. Es war eine Freude für ihre Mitglieder, das Werk unter den schaffenden Händen rüstig wachsen zu sehen. Es muß ein erquickend frischer Hauch durch diese Schaar begabter und zukunftsfroher Menschen gegangen sein; selber der Mehrzahl nach noch jung, erfüllt von dem Gefühl einer patriotischen Arbeit, der das Gelingen nicht ausbleiben könne, gaben sie sich der sicheren Begeisterung der hellen Jugendtage des neuen Reiches hin. Nicht lange, so hatte Straßburg unter den deutschen Universitäten seinen festen und ehrenvollen Platz gewonnen; nicht nur die äußeren Mittel flossen ihm reichlich zu, auch die Studenten kamen und lohnten den Lehrern die Mühe.

In diesen kräftig bewegten Jahren nahm Hermann Baumgarten unter seinen Kollegen einen hohen Platz ein. Auch ihm

1) An Dr. W. Noff, Straßburg 21. April 1872: Einladung zur Einweihungsfeier des 1. Mai.

folgte auf die frohe Spannung der ersten Anfänge manche Enttäuschung und mancher Aerger, aber er überwand sie, er empfand bald, daß er ganz Straßburger werde, und wies schon 1874 und 75 den Gedanken eines Wegganges entschieden ab[1]). Boden zur Wirksamkeit fand er auf allen Seiten. In der Körperschaft, in die er gestellt war, war er einer der Aelteren, vielseitig erfahren, von weitem Blicke und von allgemein deutschem Namen. Seine Fakultät hörte ihn mit Achtung und Aufmerksamkeit[2]). Er war einer der ersten Rektoren. Als Rektor hatte er im Dezember 1876 beim Fürsten Bismarck persönlich die Bewilligung eines neuen Universitätsgebäudes zu befürworten; der Fürst ging auf seine Vorstellungen freundlich ein. Als dann die wirkliche Regierungsvorlage den Wünschen doch nicht entsprach, ließ sich Baumgarten nicht entmuthigen. Er stellte seine alten politischen Verbindungen in den Dienst seiner Universität; „seinen und Adolf Michaelis' Bemühungen bei zahllosen Reichstagsmitgliedern war es zu danken, daß der Reichstag (im Frühjahr 1877) aus eigener Initiative, auf Antrag Stauffenberg's, die Bausumme für das Universitätsgebäude aus Reichsmitteln — unter Vorbehalt der Mitwirkung Elsaß-

1) Correspondenz mit Sybel und Haym.

2) Ich darf die Aeußerungen zweier aus der Reihe jener Erstberufenen von 1872 darüber anführen. „Baumgarten's Autorität war namentlich während des ersten Jahrzehnts der Universität in der philosophischen Fakultät sehr bedeutend, oft ausschlaggebend. Schon sein bedächtiges und doch energisches Wesen mußte ihm in der überwiegend aus noch ziemlich jungen Männern bestehenden Fakultät, in der es manchmal etwas hitzig herging, großen Einfluß verschaffen. Dazu kam aber vor Allem, daß er sich nur von sachlichen Gründen leiten ließ. Er urtheilte immer selbständig und konnte durch diese Selbständigkeit auch wohl seinen näheren Freunden einmal unbequem werden, aber er nahm auch nie Anstand, seine Meinung aufzugeben, sobald er sich eines Besseren hatte belehren lassen. — In der späteren Zeit hat er sich an den Fakultätsverhandlungen viel weniger eifrig betheiligt." (Th. Nöldeke 1893.) „Baumgarten wirkte in der Fakultät durch den Ernst und die Autorität seiner Persönlichkeit mehr noch als seiner Jahre. Universitätserfahrung hatte er ja nicht; dafür brachte er aber als m. E. werthvollstes Moment zu den Berathungen die Art mit, alle Einzelheiten unter einen größeren weiteren Gesichtspunkt zu stellen. Das war ja auch das Schöne an seiner Unterhaltung, die nie an dem Einzelnen, Unbedeutenden klebte (Ad. Michaelis 1893).

Lothringens — bewilligte." Dem Preisgerichte, aus dessen Wahl der Entwurf von Warth in Karlsruhe 1878 als Sieger hervorging, gehörten als Vertreter der Universität Baumgarten und Michaelis an. Bis zur wirklichen Sicherung des Erfolges haben sie beide „nicht locker gelassen"; es kostete noch einigen Schweiß, aber im Oktober 1878 konnte der Erste befriedigt an Haym schreiben: „Jetzt sehe ich doch mit Genugthuung auf die große mehrjährige Mühe, welche mir diese Bausachen gemacht haben, zurück." Er hat selber noch Jahre lang in dem Palaste wirken können, den zu Stande zu bringen er redlich das Seine gethan [1]).

Als Prorektor fiel es ihm zu, am 2. Mai 1877, da Kaiser Wilhelm I. Straßburg besuchte, im Beisein des Kaisers, des Kronprinzen, des Grafen Moltke, den statutengemäßen Bericht über das vergangene Studienjahr zu erstatten. Er erweiterte ihn zu einem Ueberblick, der „in kurzen markigen Zügen zeichnete, was in den ersten 5 Jahren der Universität erstrebt und erreicht worden war", zu einem Programm, das dieser deutschen Anstalt im neuen Reichslande ihre großen nationalen Kulturaufgaben zuwies (Nr. 57). Moltke erwähnt in einem Briefe von jenem Tage Baumgarten's „treffliche Ansprache". „Anfangs", so schildert ein Augenzeuge, „als Baumgarten den Katheder bestieg und seinen Bericht anmeldete, lehnte sich der alte Kaiser etwas resignirt zurück. Kaum aber fügte Baumgarten in seiner energischen Weise Quader auf Quader, so richtete der Kaiser sich auf, hörte gespannt zu, wie neben ihm Moltke und Kameke, und als die Reden zu Ende waren, ging er auf den Rektor Kundt und auf Baumgarten zu, gab ihnen die Hand, dankte Baumgarten noch besonders und versicherte, wir dürften uns von ihm jeglicher Förderung der Universität versehen. Es war ein packender Moment" [2]). —

1) Schricker, Festschrift zur Einweihung der Neubauten 1884; Mittheilung von Michaelis; mancherlei Spuren in Baumgarten's Briefwechsel (Treitschke, Wehrenpfennig, Haym). Hinzufügen darf man, daß der Braunschweiger Baumgarten, mit seinem Landsmann K. Varrentrapp vereint, auch für den Neubau der Wolfenbüttler Bibliothek eingetreten ist: Marburg und Straßburg überraschten 1879 den Braunschweiger Landtag mit dringlichen Petitionen.

2) A. Michaelis 1893. Derselbe 1877 (Im neuen Reich), I 764 ff.)

Auf lange hinaus hatte ihre Stellung auf Vorposten den Altdeutschen im Reichslande eine einzige, klare, elementare politische Pflicht zugewiesen: die schöne Aufgabe, lediglich als Deutsche für Vertheidigung und Mehrung deutschen Wesens zu wirken. Deutsch oder nichtdeutsch: das waren zunächst die einfach-großen Gegensätze, nach denen man sich in Straßburg zusammenfand. Natürlich übten die Hergänge „im Reiche" auch auf diese Straßburger Deutschen, auch auf Baumgarten, ihren steten innerlichen Rückschlag; darauf werde ich zurückkommen; aber unmittelbare politische Thätigkeit bot ihm die neue Umgebung nicht. Unter des Oberpräsidenten v. Möller sicherer Hand schritt die Befestigung der neuen Verhältnisse allmählich fort; Baumgarten war, bei manchem Widerspruch, im Großen und Ganzen mit diesem Möller'schen Regiment einverstanden. „Nachdem er 24 Jahre zum großen Theile der Politik geopfert", ging er nun sehr bald in seinen neuen, engeren Kreisen auf; schon 1874 nannte er sein Dasein „fast ausschließlich gelehrt" [1]). Die Wissenschaft nahm ihn jetzt endlich ganz in Anspruch, als Dozenten und als Schriftsteller.

Ziemlich spät trat er in die Wirksamkeit eines Universitätslehrers ein. Zu dem Straßburgischen Hörerkreis mußte er doch anders sprechen als zu dem Karlsruher. Er beschränkte sich jetzt auf die Zeiten vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, die er mit einem Cyklus von vier Vorlesungen umspannte. Jedesmal las er allgemeine Geschichte; zwei Publika: „Preußische Geschichte" und „Voltaire und seine Zeit" gingen während der ersten Jahre neben den Hauptkollegien her. Er las aus ausgearbeiteten Heften, ruhig und schlicht in der Haltung des Kopfes, in der Modulirung der Stimme, ohne irgendwelche Selbstdarstellung. Er sprach, nachdem er den Vortrag mit leiser Stimme begonnen, bald fest und kräftig, langsam, eindringlich, manchmal mit gesteigerter Wärme, am häufigsten mit einfacher Würde. Und ebenso war sein Text. Er war sorgfältig überlegt, gewissenhaft in der sachlichen Vorarbeit, aber

und 1882 (Rückblick auf das erste Jahrzehnt der Universität, Rede, 3 f.). Moltke, Gesammelte Schriften VI 516.

1) An Haym 7. Juli 1872, an Sybel 10. Juni 1874.

er suchte diese zu verhüllen. Er strebte vor allem nach dem Allgemeinen und Ganzen. Ein praktischer Lehrer, dessen „Hefte“ eine goldene Brücke zum Examen bauen, war Baumgarten nicht; er war es vielleicht etwas zu wenig, war Manchem sicherlich allzu vornehm. Er theilte den Stoff reichlich mit und entzog sich den gelehrten Pflichten des Collegs keineswegs, gab Quellen und Bearbeitungen an, erörterte die Streitfragen. Aber auch dabei suchte er vor allem das höhere historische, und mittelst dessen zugleich das politische Urtheil zu erziehen. Er regte das Nachdenken an, mahnte zu bedachtsamer Gerechtigkeit, aber entschied zuletzt mit aller Energie seiner Natur. Er zeigte dabei die Dinge ganz unter jenen Gesichtspunkten, die seine Bücher beherrschen und die ich oben entwickelt habe. Die Geschichte der Gedanken, der leitenden Persönlichkeiten, des Staates, innere und äußere, faßte er, lichtvoll und wohlgeordnet, auch hier zusammen. Der äußeren Politik mochte manchmal zu viel Raum gegeben werden, in der inneren traten Wirthschaft, Gesellschaft, Organisation, Verwaltung hinter die Geschichte der politischen Ideen, des Verfassungswesens zurück. Natürlich: auch das Colleg entsproß eben unmittelbar seiner Persönlichkeit, mit ihren Lücken wie mit ihren Stärken. Und mit aller überzeugenden Kraft einer ganzen Persönlichkeit wirkte es auf jeden Empfänglichen, einer Persönlichkeit, die niemals einen Effekt suchte, die nur sich selber gab wie sie war, wie im Inhalt und der Sprechweise, so auch in der Form der Erzählung: auch diese fein und durchdacht, klar, ruhig, der Größe der Ereignisse gerecht; sie hob sich an den Stellen, da es dem Vortragenden warm um das Herz wurde, in aller Schlichtheit zu einer manchmal ergreifenden Kraft; rhetorisch, stürmisch, feurig wurde sie nie. Sie ging, wie einer seiner ersten Schüler sagt, darauf aus, zu überzeugen, nicht zu überreden. Ich bin weit davon entfernt, eine andere Art, etwa auch die des wirklichen Redners, des Hörsaales unwürdiger zu halten; aber bei Baumgarten erregte auch seine gehaltene Weise Leben, weil sie seinem eigenen echten Leben entsprang. Hunderten werden die Stunden, die sie ihm gegenüber verbracht haben, unvergeßlich und unverloren bleiben.

Sein Lehrerfolg ist tief und, lange Jahre, auch von stattlicher

Breite gewesen. Als ich ihn 1879 zuerst hörte, waren wir, meine ich, in seiner vierstündigen „Neuesten Geschichte“ an die 70 Studenten. Das mag der Höhepunkt gewesen sein. Später traf der allgemeine Rückgang auch ihn; Besonderes, das ich noch zu besprechen habe, wird dabei mitgewirkt haben.

In der Vorlesung erblickte Baumgarten den Kern seiner akademischen Thätigkeit. Dem Seminar stand er stets mit mancherlei Bedenken gegenüber. Er fürchtete, die zu frühe Gewöhnung an die kritische Einzelarbeit werde den Nerv der eigentlich historischen Auffassung, den Blick für das Ganze, den Drang und die Fähigkeit zu allseitiger Durchbildung bei den Studenten ertödten. Daß diese Gefahr besteht, leugnet heute wohl Niemand; der neue Aufschwung der auf das Große gerichteten historischen Arbeit hat sie inzwischen wieder erheblich verringert. Baumgarten trachtete ihr in seinen Seminarübungen entgegenzutreten, er wies auf die Darstellung als das oberste Ziel hin, er trieb neben und über der niederen Kritik auch ganz besonders die höhere, geistigere. Eine Fülle feinsinniger Anregungen ergoß sich auch hier. Ein Meister der pädagogischen Kunst war er hier allerdings nicht. Er vertheilte Referate und ließ Vorträge halten, der Regel nach kam in jeder Sitzung nur ein Einzelner neben ihm zu Worte. Das bewegte Leben einer rechten Seminarverhandlung herrschte bei ihm selten. Studenten von höherem und eigenem Streben trugen jedesmal reichen Gewinn nach Hause; aber Alle gleichmäßig heranzuziehen verstand er nicht. Zur Treue und Sorgfalt freilich suchte er Alle anzuleiten. Bei allem Festhalten an den weiteren Aufgaben wurde er selbst in Straßburg zu einem Muster strenger, kritischer Einzelarbeit; die methodische Schulung seiner eigenen philologischen Jugendbildung kam jetzt dem Historiker zu gute, der ein historisches Seminar ja niemals besucht hatte.

Auch im Seminar trat seine sittliche Persönlichkeit eindrucksvoll hervor. Nicht nur, wenn er immer wieder zu Maß und Vorsicht, zu wahrhaftiger Selbstprüfung und zugleich zur Erhebung über den Staub hinaus ermahnte. Gerade seine persönliche Zurückhaltung möchte ich hervorheben. Er zwang Niemanden in seine Kreise hinein; er wartete, bis man ihn suchte. Er hat nie Schule gemacht. Eine nicht ganz geringe

Anzahl von Jüngeren hat sich ihm dennoch angeschlossen, und ihnen ist er der freimüthigste, aber auch treueste wissenschaftliche, und wenn sie es wollten, menschliche Berather, mehr als Einem ein gütiger Freund geworden. Auch von ihnen hat er keinen geistig vergewaltigt, keinen in einen Betrieb eingestellt, keinen auch nur zu bestimmter Arbeit in bestimmtem Sinne zwingen wollen. Er wünschte Jedem als Höchstes die innere Freiheit[1]. Wenn eine stattliche Reihe wissenschaftlicher Arbeiten unter seinen Augen und unter seinem nachwirkenden Einflusse entstanden ist, die in seinem Studienkreise wurzeln, so werden seine Schüler ihm ihr Lebelang für Schätze dankbar sein, die er ihnen gern und achtlos aus seinem eigenen Reichthum gab, aber eine Spur von Abhängigkeit dem Lehrer gegenüber wird keiner durch das Leben zu schleppen haben. Er half ihnen, wo er vermochte: Macht für sich selber hat er nie gesucht.

Es hat dieser stillen getreuen Wirksamkeit an Dank nicht gefehlt. Seine Schüler haben ihm den aussprechen dürfen, als er sich 1890 vom Lehramt zurückgezogen hatte, und er hat ihn in Rührung und in Freude angehört. Das Album, das ihm damals überreicht worden, behielt in seinem Hause einen Ehrenplatz. Eine Anzahl von denen, die unter ihm gelernt, vereinigte er, nebst Anderen, Aelteren, in der Historischen Gesellschaft, die er 1878 begründete; Georg Kaufmann, Wilhelm Wiegand haben lange an deren Spitze gestanden, Baumgarten selbst so manches Mal in ihr vorgetragen und debattirt[2].

Eröffnet wurde sie, recht in seinem Sinne, durch einen Vortrag zur Fridericianischen Geschichte. Denn dem großen

1) Indem er 1874 an Sybel und an Haym „eine erste Frucht seines Seminares“, die Dissertation eines seiner ältesten und getreuesten Schüler schickte, sprach er beiden diesen seinen leitenden Grundsatz aus. „Mir erscheint es (an Haym, 20. Sept.) grausam und verderblich, die ersten Schritte in's Reich geistigen Schaffens dadurch zu verkümmern, daß man sie wie bei einem Kinde gängelt. Diese ersten Schritte sollen selbstgethan werden, mit allen Mängeln, aber auch mit aller Lust der Unerfahrenheit. Meinen Sie nicht?“ Vgl. dazu den Nekrolog von W. Wiegand, Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins VIII 546.

2) „Den Freunden wird unvergessen sein, wie die von ihm gegründete historische Gesellschaft wirkte und wie anregend gerade B. selbst in ihr wirkte,“ G. Kaufmann, Deutsches Wochenblatt 13. Juli 1893, VI 333.

Könige und seiner Zeit, von deren speciellerem Studium ihn der Weggang aus Karlsruhe losgelöst hatte, blieb seine Neigung stets in Wärme zugewandt; er träumte gelegentlich davon, in dieses 18. Jahrhundert zurückzukehren[1]). Es war anders über ihn bestimmt. Nur nebenher hat er sich jener Epoche immer zu widmen vermocht. Seine eigentliche, gesammelte Arbeit sprang vielmehr aus dem 19. Jahrhundert, nach der kurzen Episode von 1871, fast unmittelbar in das 16. über. Und diese beiden Zeitalter hat er dann gern als eine große Einheit empfunden: er spürte sie in seiner eigenen Umgebung zu einer Einheit zusammenklingen. „Unsre Universität", sprach er in jener feierlichen Stunde vor Kaiser Wilhelm I., „wird nie die großen Zeiten vergessen, denen sie ihren doppelten Ursprung verdankt, jene mächtige und tiefe Geistesbewegung des 16. Jahrhunderts, welche Straßburg eine Weile in die vorderste Reihe deutschen Lebens rückte, und die glückliche Erhebung unsrer Tage, welche Deutschland zurückgab, was es damals weltverachtend vollends verloren hatte. Möchte es ihr vergönnt sein, Tage zu schauen, wo die gesunden Kräfte des 16. und des 19. Jahrhunderts in schönem Verein zusammenwirkten, die Herzensinnigkeit und die treuherzige Lebenskraft des einen mit der starken Staats- und Kriegsmacht, der scharfen Kritik, der rastlosen Bewegung des andern, die einen die andern mildernd zugleich und stärkend." Wie es diese Worte schön aussprechen: das Reformationszeitalter in seinen innersten Herzenseigenschaften zog den Protestanten und den Historiker in Baumgarten mächtig an: sein schon seit Jahren lebendig bezeugtes religiöses und protestantisches Gefühl lenkte ihn auf dieses Zeitalter und zog seinerseits aus dessen Betrachtung neue Kraft; den unmittelbaren Anstoß aber zu seinem Studium gab ihm der Ort, an dem er jetzt lebte. Die Stelle Straßburgs innerhalb der deutschen Reformation erkannte er bald in ihrer ganzen Bedeutung[2]). Die Reichsstadt hatte

1) An Sybel 25. Dez. 1877.

2) Die Briefe an Sybel spiegeln das allmähliche Aufsprießen von Baumgarten's Anschauung. 16. Juni 1874: Steckt in der Reformationsgeschichte, der Protestantisirung Straßburgs. „Wenn es mir gelänge, dieses Straßburg der Reformationszeit, nicht nur das bisher ausschließlich be-

zwischen Wittenberg und Zürich geistig und politisch vermittelt, der bürgerliche Protestantismus hatte hier seine vornehmsten, seine edelsten und staatsklügsten Vertreter gehabt, die europäische Stellung des neuen Bekenntnisses hier, auf der Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, ihren wichtigsten Mittelpunkt. Der Einfluß Straßburgs auf die deutschen Ereignisse war unverhältnißmäßig groß, die innere Entwicklung in seinen Mauern reich und bedeutsam gewesen. Die mittlere, freie Haltung der Stadt, die maßvolle Weisheit ihres Jakob Sturm, die hellsichtige, warmherzige und thatkräftige, ganz auf eine wirkliche Politik gerichtete Art dieses hervorragenden protestantischen Staatsmannes — Alles das sprach laut zu Baumgarten's persönlichsten Neigungen. Er sah wohl, daß Luther's Einseitigkeit gewaltiger war als diese vermittelnde Ruhe der Straßburger, aber er verweilte gern und befriedigt in deren Eigenart. Er hat es veranlaßt, daß wir das Bild von Straßburgs damaliger Wirksamkeit, so wie er es ahnte, jetzt klar und voll vor Augen haben: er regte die Herausgabe der „Politischen Correspondenz" der Stadt während der eigentlichen Reformationsperiode an und brachte sie mit öffentlichen Mitteln stattlich zu Stande, zwei seiner Schüler haben die werthvolle Publication vortrefflich ausgeführt. Er versprach sich neben dem wissenschaftlichen Ertrage einen politischen von solcher Förderung der ortsgeschichtlichen Studien: sie müßten, meinte er, überall den Heimaths-

kannte theologische, sondern das bürgerliche, politische zu zeichnen! Sie glauben nicht, wie viel eigenes, kerngesundes, urdeutsches und dabei weitherziges, weltmännisches in diesen Straßburger Politikern war. Ich neige dazu in Jakob Sturm den eigentlichen Staatsmann der Reformationszeit zu sehen." 26. Juli 1874: Er „findet schon jetzt im Studium innige Befriedigung." „Ich verwachse mit Straßburg wohl für immer." 29. Dez. 1874: Er sucht für die Reformationszeit das Allgemeindeutsche und das Straßburgische zu verbinden. „Von 1527—46 war Straßburgs größte und bedeutendste und zugleich deutscheste Zeit, von der unsere Elsässer bisher eigentlich nur die kirchliche Seite beachtet haben." Wird ein Gesammtbild möglich sein? der Stoff ist so lückenhaft! aber die Hauptgestalten treten vor, vor Allen Jakob Sturm, „den Alle preisen, von dem aber eigentlich Niemand etwas Rechtes weiß." „Gewissermaßen als Einleitung zu ihm habe ich mir seinen vertrauten Freund Sleidan ausersehen, dessen Persönlichkeit ja noch vollständig im Dunkel liegt."

sinn, die gesunde Zugehörigkeit der Menschen zu einem festen Lebenskreise inmitten der fluthenden Bewegung unsrer Tage unterstützen (vgl. Nr. 51, unten IX); sie müßten ganz besonders den Elsässern die Liebe zu der protestantischen, zu der durch und durch deutschen Vergangenheit ihres Landes stärken und klären, sie müßten ein neues, innerliches Band herstellen zwischen Elsaß und dem wesensverwandten Reiche[1]).

Die im Stillen wohl ersehnte Gesammtdarstellung des damaligen elsässischen oder doch straßburgischen Lebens hat Baumgarten nicht geschrieben; wohl aber eine Anzahl werthvoller, engerer, in sich selbständiger Vorarbeiten dazu. Seine Rectoratsrede von 1876 galt Jakob Sturm (Nr. 53, unten X). In Straßburg hatte auch Johann Sleidan lange gelebt, der Historiograph des schmalkaldischen Bundes, der Geschichtschreiber der Zeit Karls V. und Martin Luther's, aus dessen Werke viele Generationen die Reformationsgeschichte gelernt hatten; ein Mann zugleich von jener Straßburgischen, Sturmischen Färbung, ein heller politischer Kopf. Baumgarten schrieb sein Leben, beurtheilte seine „Commentare" maßvoll und gerecht nach den Bedingungen, unter denen sie geschrieben wurden, wehrte eine unhistorische, unbillige Kritik, die ein sonst feinsinniger Fachgenosse an ihnen geübt hatte, mit überzeugendem Rechte ab. Er mühte sich, den Briefwechsel des wichtigen Mannes zu sammeln, die Bruchstücke, die er auffand — denn seine Mühe wurde wenig belohnt — gab er heraus (Nr. 58. 67. 105: 1878, 81, 92). Er suchte das lebendige Verständniß der politischen Kräfte des Zeitalters zu vertiefen, indem er die diplomatische Vorgeschichte, die europäischen Zusammenhänge des schmalkaldischen Krieges darlegte. Auch hierbei wieder richtete er den Blick, nach seiner Art, auf das Allgemeinere der deutschen Entwicklung: nicht nur den Wendepunkt der Geschichte des Lutherthums bildet dieser Krieg, „er zeigt uns auch die leitenden Persönlichkeiten der letzten großen Epoche des alten Reiches in der ent-

1) Außer den soeben abgedruckten Briefstellen wiederhole ich noch eine: „das Straßburger Stadtarchiv wird, hoffe ich, einmal Großes thun, um die Menschen wieder zu ihrem Vaterlande zurückzuführen." (An Sybel 11. Okt. 1876.)

scheidenden Probe". (Nr. 54, 1876.) Ein andermal gab der Bericht über Karl Schmidt's Geschichte des älteren elsässischen Humanismus Baumgarten den Anlaß zu werthvollen, weitreichenden Bemerkungen über das ganze Verhältniß dieses Humanismus zur Reformation (Nr. 60, unten XI; 1879).

Von vornherein zog Baumgarten auch das Ausland in seine Arbeiten hinein; die gesammteuropäische Geschichte im Sinne Ranke's als Einheit zusammenzufassen, war immer und überall sein Bestreben. Er blieb auf vertrautem Boden, wenn er die spanische neuere Literatur zur Geschichte des 16. Jahrhunderts aufmerksam verfolgte (Nr. 59, 1878) — ein Boden, auf den wir ihn weiterhin noch einmal zu begleiten haben werden. Er eroberte sich ein neues Feld, als er, angeregt zunächst durch Untersuchungen im Seminar (1875), dann vorwärtsgetrieben von wissenschaftlichen Erscheinungen des Jahres 1879, den französischen Religionskriegen selbständig nahetrat. „Möge es ihr gelingen", so hatte er seiner Straßburger Hochschule 1877 im Angesichte seines Kaisers gewünscht, „hier, an der Grenzscheide zweier Nationen, welche, obwohl sie einander oft weh gethan haben, doch einander viel verdanken, von deren richtigem Verhältniß viel für den Gang der Weltgeschicke abhängt, an der Herbeiführung dieses richtigen und für beide gleich wünschenswerthen Verhältnisses ein wenig mitzuwirken." Ein eifriger Deutscher, voll des Bewußtseins, „auf dem äußersten Vorposten deutscher Cultur" zu stehen, verstand er Frankreich dennoch oder gerade deßhalb recht wohl; er drang vorurtheilslos in die große Geschichte des Nachbarvolkes ein. Und diesesmal trieb ihn noch eine zweite, besondere Absicht, das Wort zu ergreifen. Der hugenottische Fanatismus Bordiers hatte aus der Frage, ob die Blutthat der Bartholomäusnacht einem kurzen Entschlusse oder ob sie teuflisch langgehegtem Vorbedacht entsprungen sei, einen Prüfstein correcter protestantischer Gesinnung machen wollen. Der Protestant sollte gebunden sein, die Schuld der katholischen Mörder so groß zu sehen, wie nur irgend möglich. Dieser Thorheit gegenüber hob Baumgarten das Banner der schlechthin unabhängigen Forschung, dieser historischen Kritik, die im echtesten Geiste eben des Protestantismus wurzle, hoch empor. Er vertheidigte nach reiflicher Prüfung das Urtheil

Ranke's von der „Nichtprämeditation" der Bartholomäusnacht: im festen Plane Katharina's von Medici jedenfalls hat ein solcher Mord von vornherein nicht gelegen. Die alten Beweise verstärkte er durch die vielseitigste Ausnutzung des erreichbaren Materials, er erweiterte dieses durch Heranziehung der wichtigen Papiere der spanischen Gesandtschaft in Paris. Er schrieb, über die enge Streitfrage hinausgehend, in seinem 1882 erschienenen Buch „Vor der Bartholomäusnacht" (Nr. 72; Nachtrag dazu: Nr. 77, 1883) die Geschichte der französischen Politik während der Jahre 1570—1572 überhaupt. Es ist ein Muster scharfer, bedachtsamer, reifer Kritik, umfassender Untersuchung, verständiger, belebter und überzeugender Darstellung, für die Dinge, die es behandelt, von durchaus grundlegender Bedeutung, für Jeden, der dem Zeitraum überhaupt nahetritt, nach allen Seiten hin lehrreich und anregend. Als Darsteller und Schriftsteller kannte man Baumgarten längst; das Meisterstück kritischgelehrter Arbeit hatte er nun auch, und zwar im großen Sinne, geleistet.

Es entsprach diesen Arbeiten des ersten Straßburger Jahrzehnts, daß ihr Verfasser in der eigentlich wissenschaftlichen Genossenschaft seine feste Stelle erhielt. Wie er der Kommission zur Herausgabe der Straßburgischen Urkunden und Akten angehörte, so wählte ihn im Herbst 1880 auch die Historische Kommission bei der Münchener Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede. Sie öffnete ihm damit einen weiteren und ehrenvollen Wirkungskreis, innerhalb dessen er von da ab bis an seinen Tod mit besonderer Freude und regem innerem Antheil thätig gewesen ist. Er half für die Elsässer Artikel der von der Kommission geleiteten „Allgemeinen Deutschen Biographie" Bearbeiter suchen und steuerte selber Mehreres bei (Nr. 71, 82, 97; dazu 100; vgl. 63). Vor Allem betrieb er, bereits seit 1881, eifrig die Publikation der „Reichstagsakten" des 16. Jahrhunderts und hatte die Genugthuung, das große Unternehmen noch wirklich begonnen zu sehen. Er entwarf, seit er mit jenem Jahrhundert, den Bedürfnissen der Forschung, den Massen der zerstreuten Archivalien vertrauter geworden war, gern Pläne für eine umfassende Veröffentlichung neugeschichtlicher und besonders reformationsgeschichtlicher Quellen. Sobald er von

Sybel's Uebergang an die Spitze der preußischen Archivverwaltung gehört hatte, legte er dem Freunde die Veranstaltung einer Korrespondenz Landgraf Philipps von Hessen dringend an das Herz[1]): auch dies mit Erfolg. Er versprach sich von Sybel's Wirksamkeit einen Umschwung im Betriebe, auch dem akademischen, der neuhistorischen Studien, eine reiche Belebung durch bequemere Vermittlung der Materialien. Die Fragen der Organisation des Archivwesens beschäftigten ihn stark: nach seiner Art verband er auch da die wissenschaftlichen Absichten mit politischen, nationalen (Nr. IX).

Aber die wissenschaftlichen überwogen. Die Münchener Kommission erweiterte auch den Kreis seiner persönlichen Bekanntschaft mit den Fachgenossen; lebhaft wie er war, knüpfte er eine Menge freundlicher Verbindungen an; die Bitte um Beistand bei der Aufspürung Sleidan'scher Briefe brachte ihn zu einem erstaunlich weiten Kreise von Gelehrten in Beziehung[2]) und mancher dieser Fäden wurde lange von ihm fortgesponnen und stärker verfestigt.

Aus dem Genossen der historisch-politischen Runde von Heidelberg und München, aus dem Publizisten von Karlsruhe war ein rühriges und hochgeschätztes Mitglied der gelehrt-historischen, akademischen Welt geworden. Wie in seinem Lebenskreise zu Straßburg, so unter diesen Historikern im Reiche zählte er — denn er ging auf die 60 los — allmählich sichtbar zu den Aelteren. Aber er stand in heller Rüstigkeit; noch war sein Haar nicht ergraut, frisch und lebensvoll mochte er denen, die ihn damals kennen lernten, erscheinen. Sei es dem Verfasser dieses Lebensbildes erlaubt, seinen eigenen Eindruck, wie er sich in den Jahren nach 1879 lebhaft ihm in die Seele grub, an dieser Stelle zu schildern. Man wird es entschuldigen, wenn sich in dieser zusammenfügenden Zeichnung der menschlichen Persönlichkeit einige Züge aus dem früher versuchten Umriß der wissenschaftlichen, wenn sich überdies hier Züge im Ganzen wiederholen, die im Verlauf der Erzählung bereits im Einzelnen mehr als einmal hervorgehoben sind.

1) Gleich am 25. Mai 1875. Dergleichen Bitten (Reformationsakten; auch Fridericianisches) kehren dann häufig wieder.

2) Vorwort zu Nr. 67.

Unter dem modernen Geschlecht, das ihn in Straßburg, der modernsten unserer Hochschulen, wie man wohl gern betonte, damals umgab, unter seinen Collegen erschien Hermann Baumgarten äußerlich als das beinahe typische Bild des deutschen Professors aus der alten Schule. In seinem Arbeitszimmer empfing er, am liebsten rauchend, im behaglichen Schlafrock. Ich habe ihn noch vor Augen, wie er mir blutjungem Studenten beim ersten Besuch damals entgegentrat, mit väterlicher Freundlichkeit, ermuthigend, rathend, mit einem Zuge von gutmüthig überlegener Schalkheit. Er war kräftig, aber klein von Wuchs, den „kleinen Baumgarten" haben wir Gervinus ihn nennen hören; er wurde noch kleiner, da er stark gebückt einherging, den großen Kopf nach vorn gedrängt. Er trug keinen Bart, die feinen Züge um Nase und Mund waren unverhüllt. Die Stirn mächtig und schön gebildet; durch die Brille sahen seine blauen Augen scharf und hell in die Welt. Auf dem ganzen Gesicht lag ein Ausdruck von Lebendigkeit, von Wohlwollen [1]) und Klugheit. Er war gesellig und mittheilsam, er liebte die Unterhaltung und pflegte sie eifrig — besonders gern auf Wandelgängen in dem prächtigen Garten seines Grundstückes oder in dem benachbarten Park, auf der langen Allee, an der er wohnte. Dann sah er dem Unterredner lebhaft in die Augen, er war ganz bei der Sache, blieb im eifrigen Gespräch wieder und wieder demonstrirend stehn. In seiner Redeweise hatte sich das heimathliche Braunschweigisch ganz eigenthümlich mit badischen Anklängen durchdrungen: wieder trug er Norden und Süden recht greifbar in sich vereinigt. Mühelos und leicht verstand er, „das Dorfkind", sich überall mit dem Volke, das Einfache, Natürliche suchte er am liebsten auf. Er war von Hause aus von froher Gemüthsart, sanguinisch und frisch. Wir haben von früh auf Züge von traurigem Ernst und reizbarer Heftigkeit daneben treten sehen. Er empfand warm und rasch; sein Urtheil über Dinge und Men-

1) Das diesem Bande vorangesetzte Bild, das Manchem eine liebe Erinnerung sein wird, bringt diesen Ausdruck behaglicher Freundlichkeit fast etwas einseitig zur Wirkung. Es stammt aus dem Sommer 1892 dem letzten seines Lebens.

schen war lebhaft, entschieden und häufig recht schroff. Und dicht bei dem zufahrenden Eifer lag eine kritische Nachdenklichkeit, die in späteren Jahren — in geringerem Maße wohl auch früher — bis zum Grübeln ging. Da contrastirte denn seltsam mit jener raschen Art und dem starken Worte eine auffallende Gewissenhaftigkeit, ja Bedenklichkeit, die jede Verantwortung, jeden Entschluß, jedes Erlebniß außerordentlich schwer nahm. Es waren Eigenschaften, die mit der vornehmsten zusammenhingen, die er überhaupt besaß, mit seiner rückhaltlosen Aufrichtigkeit; rückhaltlos plagte er auch sich selbst damit; es waren Ausflüsse der sittlichen Strenge, der prüfenden Verstandesschärfe und einer wachsenden nervösen Sorglichkeit. Man glaubt, diesen überbedachtsamen Zug seines Wesens aus der zierlichen Feinheit seiner sauberen, zarten, fast winzigen Handschrift sprechen zu sehen; er trat an den Tag, sobald es sich um manche Dinge des praktischen Lebens handelte, denen er sich nicht wohl gewachsen fühlte, um Fragen der Weltklugheit, „auf die ich mich", wie er schrieb, „nun einmal mein ganzes Leben schlecht verstanden habe". Da war er im Ganzen von ergreifender Uneigennützigkeit und Reinheit; im Einzelnen aber, auch wo es nicht nöthig war, manchmal ängstlich bis zum Uebermaß. Dann konnte er dem Fernstehenden wohl umständlich und kleinlich erscheinen — er, dessen Wesen im Großen doch stets Muth und Treue, dessen innerstes Empfinden immer voller Wärme und Liebe war. Denn in allen großen Fragen seines Lebens blieb er fest, tapfer und ganz ehrlich.

Und den Eindruck dieser Einheitlichkeit und Ganzheit seines Wesens wird Jeder schließlich behalten haben; die kleinen Schwankungen seines Temperaments sind in seinem Bilde das Zucken der Muskeln, die nüancirenden Schatten: das Bild selber bleibt. Stark trat es zu Tage, wenn man ihn in seinem Hause sah. Da umgaben ihn seine Gattin und seine Töchter, besuchten ihn seine Söhne mit den Ihrigen, und in zwanglos schlichter Geselligkeit die Freunde, die Schüler. Da lebte er einfach und gleichmäßig, mit einem ausgeprägt puritanischen Zuge, der, wie so Vieles an ihm, auf das Pfarrhaus von Lesse zurückgehen mochte und den er mit bewußter Absicht selber festhielt. Er reiste nicht allzu gern — lieb waren ihm ins-

besondere die Amtsreisen zu den Münchener Sitzungen; sobald er sich draußen erholt hatte, eilte er ungeduldig zur Arbeit zurück. Die theilte er sich weise und straff ein; er stand früh auf, legte sich früh schlafen, neben gesammeltem Schaffen an seinen Büchern und für sein Amt fand er die Zeit zu umfassender Lectüre. Regelmäßig las er den Seinigen nach dem Abendbrod vor und ließ sich vorlesen; es war die innigste geistige Gemeinschaft. Ein geistiger Hauch lag über diesem Kreise, ganz frei von allem Gesuchten und Anspruchsvollen; eine ernste Theilnahme an allem Großen und Neuen in der geistigen Welt; eine gewisse Strenge, die das Alltägliche fern hielt. Der Hausherr mit seinem freundlichen Gesicht, seinem guten Lachen, einem harmlosen Scherze niemals feind, brachte stets Anregung und Leben mit sich; man hatte das Gefühl, die Luft der Höhe, aber nicht eine kalte Luft zu athmen. Alles Persönliche wurde hier liebevoll und herzlich mitempfunden; war doch Baumgarten selber unter seinen Nächsten von einer zarten Güte, die bis zur Weichheit ging. Sehr bald aber wurde der Besucher in die großen Fragen des Daseins hinaufgehoben. Uns Jungen erschien es ein Stück aus der Welt des universalen Geschlechts, das in unser Heute hinüberragte, reich an den reinen Zügen vergangener Bildung, aber zugleich ganz vom Antheil an der Gegenwart erfüllt. Baumgarten stand in seinem festen Lebenskreise, aus dem er nicht hinaus wollte; als sich ihm in diesen Jahren, nach R. Pauli's Tode, von Neuem die Gelegenheit bot, in die alte Heimath, nach dem ehemals ihm erwünschten Göttingen, zurückzukehren, lehnte er die Aufforderung ab: er war in Straßburg unlöslich eingewurzelt; schon patriotische Pflicht schien es ihm längst, auf dem neuen Boden dauernd auszuharren. Von diesem aus aber schaute er aufmerksam beobachtend und mitempfindend in die Welt; weit nach außen aufgeschlossen, aber auf sich selber begründet in fester Männlichkeit.

So, wenn ich nicht irre, war er geworden, als er in den letzten Abschnitt seines Lebensweges eintrat: in die Zeiten seines Alters.

VI. Straßburg 1880—1893: Das Alter. Die Verstimmung; Karl V; das Ende.

„Daß an den Großvater (Wilhelm I.) sich fast unmittelbar der Enkel reihte, hat etwas von der geistigen und gemüthlichen Eigenart des älteren lebenden Geschlechts dem Throne ferngehalten. Denn wie verschieden die Natur, Anlage und Charakter der einzelnen Herrscher sei, jeder stellt in seinem Wesen Vieles von dem eigenthümlichen Inhalt der Jahre dar, aus welchen er in frischer Jugend Eindrücke, Ansichten, Bildung am reichlichsten erhielt. Und jeder Herrscher, auch der größte und trefflichste, ist als Kind seiner Zeit mit einer Einseitigkeit behaftet, gegen welche ein jüngeres Geschlecht . . . bewußt oder unbewußt protestirt. So war das Verhältniß aller Könige von Preußen zu ihren Vorgängern. Mit jedem Nachfolger trat eine Ergänzungsfarbe zu dem Wesen des Vorgängers hervor. Diesmal aber ist den Deutschen die Ergänzungsfarbe ausgefallen. Eine Fürstenseele ist geschwunden, welche nach Aufhebung der Censur, nach 1848 heraufwuchs, in einer Zeit des Widerspruchs gegen engherzige Beamtenherrschaft, in Jahrzehnten, wo nicht die Kraft des Heeres, sondern die leidenschaftliche Bewegung des Volkes die Fortschritte des Staates bewirkte. . . . Denn von diesen Einwirkungen und von Anderem, was von 1848 bis 1864 auf dem deutschen Grunde erblüht war, bewahrte die Seele des Kronprinzen, wie die seiner meisten Altersgenossen, Inhalt und Farbe, die ihm eigenartig waren. Wer vermöchte zu sagen, ob das Ausfallen dieser eigenthümlichen Mischung von Bildungselementen einen Einfluß auf die nationale Entwicklung haben wird?"

Diese einfachen und tiefen Sätze Gustav Freytags[1]) sind mir oft in den Sinn gekommen, wenn ich getrachtet habe mir die Bitterkeit zu erklären, mit der ich meinen alten Lehrer, und mit ihm so manche seiner Altersgenossen, dem Gange der deutschen Dinge seit dem Ende der 70er Jahre folgen sah. Denn die Tragweite der Sätze geht ja über ihren engeren Inhalt hinaus. Längst vor 1888 empfanden es Viele aus dem

1) Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone 1889, 77 ff.

„älteren lebenden Geschlechte", daß etwas, ja daß entscheidende Stücke „von dessen geistiger und gemüthlicher Eigenart" in der Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten des neuen Reiches nicht zur Wirkung kamen. Den Jüngeren ist das Maß dieser Bitterkeit manchmal fast unverständlich. Ich habe früher den Herder-Aufsatz Baumgartens mit seiner Analyse der tiefen Verstimmung des alternden Herder eine Vordeutung auf Baumgartens eigenes Alter genannt. In der That, er selber erschien in seinen späteren Zeiten, bei Allem was ihn auch da wieder erhob und abzog, doch von einem Pessimismus erfüllt, der sich geradezu trostlos äußerte, der uns oft erschreckte und erstaunte, den wir zu theilen ganz außer Stande waren, der mir aber auch heute Antheil und Achtung abnöthigt und sicherlich seine Erklärung fordert. Er fordert sie nicht nur, weil das Bild des Verstorbenen den Meisten, die ihn gekannt haben, in der dunklen Färbung dieses Pessimismus vor Augen stehen wird, weil dieser in Wahrheit so viele Jahre von Baumgarten's Alter beherrschte, so daß ein Lebensbild durchaus unwahr wäre, daß ihn ignoriren oder kurz überspringen wollte. Er fordert seine Erklärung auch deßhalb, weil auch hier wieder das Leben dieses Einen mit dem seiner Generation sichtbar verbunden ist; wieder reicht das Interesse, das sich an jenen knüpft, zugleich über ihn selber hinaus, auch wenn die biographische Erörterung unmittelbar von ihm allein reden will.

Baumgarten hatte für die nationale Idee die Kraft seiner Jugend eingesetzt, ihre Verwirklichung erfüllte die Zeit seiner besten Mannesjahre; das Jahrzehnt, das dem großen Siege folgte, verbrachte er in ungemindert schöpferischer Frische, erst allmählich meldete sich in seinem Leben der beginnende Winter. Dennoch regte sich Sorge oder Verstimmung in ihm schon in den 70er Jahren. Weshalb? Er hatte wohl seine standhafte Meinung und, wenn man will, den Eigensinn der ausgeformten Persönlichkeit; aber Parteieigensinn besaß er kaum, er war überhaupt kein eigentlicher Parteimann, das hatte er bewiesen. Seine Entwicklung ging, ganz persönlich, auf ihrem engeren Wege. Er hatte sich (Weserzeitung 3. Febr. 1870) den Ausruf Treitschke's zu eigen gemacht: „Glückselig das Geschlecht, welchem eine strenge Nothwendigkeit einen erhabenen politischen

Gedanken auferlegt, der groß und einfach, Allen verständlich, jede andere Idee der Zeit in seine Dienste zwingt! Ein solcher Gedanke ist unsern Tagen die Einheit Deutschlands.“ Da erfüllte sich ihm das Wort, daß uns die Götter strafen durch die Gewährung unsrer Wünsche. Sobald das Reich dastand, das größte der Ziele erreicht war, erwachte in seiner aufrichtigen und nachdenklichen Seele die Kritik.

Gewiß hat Reinpersönliches, wenn man will, Zufälliges, dabei in ihm mitgewirkt. Die Erregung seiner Jugendjahre, die angespannte Arbeit der Manneszeit, häusliches Leid, das ihm schon in Karlsruhe der Tod zweier Kinder auf das Herz gelegt — all das war nicht spurlos an seiner Gesundheit vorübergegangen; war es der Rückschlag darauf, war es das Klima Straßburgs, genug, seit 1873 tauchen in seinen Briefen Klagen über monatelange, schmerzliche Schlaflosigkeit auf, über die lähmende Wirkung, die sie auf ihn übe, über die Grillen, die ihn dann in den langen Nächten quälten. Leiden solcher Art haben ihn von da ab nie ganz losgelassen und wie seine Stimmung, so sein Urtheil über Welt und Vaterland wechselnd beeinflußt. Aber ganz sicherlich lag der Grund seines beginnenden Mißbehagens dennoch tiefer: er lag im rechten Kerne seiner Persönlichkeit. Wie groß der Maßstab war, an dem er sein Volk messen wollte, das hat uns die Kriegspredigt mit ihrer starken Betonung der höchsten sittlichen Selbstbeherrschung gesagt. Und wie sehr er geneigt war, alle Dinge, auch diejenigen und gerade diejenigen die seinem Herzen die nächsten waren, von zwei Seiten her anzusehen, auch ihre Schwächen sich nicht zu verhehlen, und sich deshalb selbst seinen Lieblingsbestrebungen nicht anders als mit warnender Selbstkritik, mit der steten inneren Mahnung zu Maß und Vorsicht hinzugeben: das trat bereits aus der Kritik des Patriotismus in jenem Lessingvortrag von 1867 fast verblüffend hervor. Jetzt, da der Berg erklommen war, an dessen Ersteigung auch er all seine Kräfte gewandt, war es fast unvermeidlich, daß in ihm der Widerspruch gegen die nothwendige politische Einseitigkeit sich regte, die sich in den Kämpfen der letzten Jahre entwickelt hatte, die noch weiter voran wollte und die ihm jetzt weniger entschuldigt schien als bisher. Nicht der Freude am Mäkeln entsprang

dieser Widerspruch, sondern jener Doppelheit seines eigensten Ideals; er wollte ja das literarische und das politische versöhnen: da schien ihm jetzt das erste wider Gebühr vernachlässigt und für das zweite, ringsum, wie er meinte, allzustark überwiegende, begann er auch zu fürchten, seit er fand, daß man es übertreibe. Denn auch aus der Geschichte hatte er den Satz geschöpft, die berechtigten Bestrebungen würden am gefährlichsten durch ihre eigene Uebertreibung bedroht. Er fürchtete, weil er Monarchist war, bald ein Uebermaß des Monarchismus, weil er national war, sofort ein Uebermaß des Nationalismus und Unitarismus. Er sann 1875 darüber nach, wie man der Centralisation und der Nivellirung auch durch Stärkung des localen Zuges der Geschichtsstudien entgegentreten könne (in dem schon erwähnten, gedankenreichen Aufsatze: Archive und Bibliotheken in Frankreich und Deutschland, Nr. IX)[1]. Seine Neigung zur Mitte, zum Maße hin machte ihn frühe bedenklich, als er die Macht der Bismarck'schen Persönlichkeit die sachlichen Gewalten so unerwartet hoch überragen sah. Wenig geheuer war ihm von Anfang an der Kulturkampf. Gegen Fürst Bismarcks Behandlung geistiger Dinge hatte er schon vor 1870 sein Mißtrauen ausgesprochen. Jetzt schüttelte er zu der Heftigkeit des Angriffs, von der er nichts Gutes hoffte, den Kopf[2]. Er hätte ein festes, aber ein andersartiges Verfahren gewünscht. Und er meinte, das eigene, heimische „religiöse Fundament" bedürfe der Säuberung und Sicherung. „Wir müssen den Kern unserer geistigen Existenz reinigen." „Ich habe manche Sorge; ich fürchte, wir sind geistig schwächer als wir lange waren." „Erst muß der Protestantismus in Preußen wieder Protestantismus werden, ehe er Rom aus dem Felde schlagen kann." (1873, 75 an Sybel und Haym.) Und so faßt er schon im Januar 1873, im Hinblick auf diese kirchlichen Fragen, seine Besorgniß zusammen: „Zuweilen meint

1) Die Bedeutung der Stadtarchive betonte er nochmals, als eines Mittels gegen die Centralisation, in einem Briefe an Sybel 11. Okt. 1876.

2) Aehnlich Duncker an B. 30. Dez. 1874: den Gang der Dinge in der Kirchenfrage sehe ich mit derselben Besorgniß wie Sie. Mir war von vornherein die Einleitung zu stürmisch.

man wohl, die große Arbeit sei ja nun in der Hauptsache gethan und man könne bequem in beliebiger Gesellschaft den Rest des Lebens verbringen. Dann aber kommen Mahnungen zum Gegentheil, die sehr lebhaft dazu treiben, die alten Glieder fest geschlossen zu halten.“ Wahrscheinlich hat er mit diesem Worte, vielleicht durchaus unbewußt, eine der wundesten Stellen seines Wesens berührt. Er empfand doch auch jetzt, wo das gelehrte Leben ihn mehr und mehr umfing, innerlich als Politiker: er war gewohnt gewesen, am öffentlichen Kampfe theilzunehmen; er hatte sich nach Ruhe gesehnt und sich zurückgezogen. Allein der Bruch mit der beherrschenden alten Gewöhnung rächte sich: Etwas, und zwar etwas Führendes in ihm blieb unbeschäftigt und unbefriedigt. Das trieb ihn, da er mit dem Gange der Entwicklung nicht übereinstimmte, zu neuer Bethätigung im alten Sinne an. Er dachte gelegentlich ernsthafter an die Rückkehr zur Publicistik[1]). Aber in Wirklichkeit blieb er dann doch beim bloßen Beobachten. Und um so eifriger und herber wurde, da er auf ihre handelnde, überhaupt auf ihre öffentliche politische Ausübung verzichtete, die Kritik in ihm selbst. Immer neue Nahrung floß ihr inzwischen zu. Als vollends der Kulturkampf einen Abschluß erhielt, der dem eifrigen Protestanten eine arge Niederlage bedeutete, eine ärgere als er je gefürchtet, da war er bereits recht eigentlich ins Herz getroffen. Seit 1878, 79 wächst die Schärfe seiner Briefe. Und dann kam die Zeit der zweiten, der materiellen Fundirung der Reichseinheit, der Umbildung des Zollsystems, der neuen Staats- und Wirthschaftspolitik, es kam der neue Conflict der Liberalen mit dem Reichskanzler, die Zeit, da Fürst Bismarck nach dem Tiefstande von 1881 sich zum zweiten Male Deutschland eroberte: unvergeßliche Tage, da eine begeisterte Liebe zu dem ungeheuren Manne, die leidenschaftliche Hingabe an den Genius ohne Gleichen die

1) So 1879 (s. d. nächste Anmerkung). Und noch zu allerletzt tauchte der Vorsatz wieder in ihm auf: „dann kehre ich zu den Gewohnheiten meiner Jugend zurück und wahre mich mit der Feder. Ob ich es freilich können werde? aber ich habe gar vieles auf dem Herzen, was einmal gesagt werden sollte,“ schrieb er mir am 16. November 1892.

weiten Massen der heranwachsenden Jugend mit sich emporriß, zu neuen Ideen und Idealen, einer Staatsanschauung entgegen, die von derjenigen der Väter so wesentlich abwich. Seit jener Höhe der 80er Jahre ist ja nun wiederum Manches anders geworden und manche Einseitigkeit hat sich gemildert: auf der inneren Wandlung aber, die sich damals durchkämpfte, steht in allem Wesentlichen doch noch unser heutiges Leben. Baumgarten blieb dieser Wandlung fremd. Er folgte ihr von seinem Straßburger Grenzposten aus mit lebhaftem Mißtrauen und Mißfallen. Die Richtung der Jugend behagte ihm nicht: eben die bedingungslose Hingabe an Bismarck war es, die ihn am heftigsten erregte. Soweit sein Wort reichte, opponirte er diesem Zuge mit steigendem Eifer: aus jenem Drange zum Widerspruch gegen die Uebertreibung, der oben begründet wurde, jenem Drange, gerade die zu warnen, die ihm im Kerne der nationalen Frage doch nahe standen. Es war ja seine Art, gerade das Unbequeme erst recht zu sagen: so hatte er es 1859, 1866 gehalten; auf die Abmahnung eines Freundes hatte er einmal erwidert: gerade weil man es nicht hören mag, gerade weil es anstößt, eben deshalb muß es gesagt werden. Uns Jüngeren insbesondere warf er den Widerspruch, halb aus pädagogischer Absicht und halb aus Naturanlage, schärfer ins Gesicht, als er ihn wohl eigentlich selber empfand. Welche Kritik übte er da an dem großen Staatsmanne![1]) Da sollten

1) Er übte sie nicht nur den Jüngeren gegenüber: all seine Briefe sind davon erfüllt. Den alten Freunden gegenüber mußte er sich selber gegen den Vorwurf der Uebertreibung, des Radikalismus, des einseitigen Liberalismus vertheidigen und faßte mehr als einmal zusammen, was er tadele. Es sei die Politik des allgemeinen Stimmrechts, der „cäsarischen Demagogie," die, ganz unkonservativ und unmonarchistisch, die Selbstständigkeiten zerreibe und nur für den Radikalismus, für Sozialdemokraten und Ultramontane, schaffe, unser Volk den Extremen, dem Lose der Romanen ausliefere; die Erhitzung und Erniedrigung der Gegensätze durch die Wirthschaftspolitik; die rücksichtslose und wahllose Arbeit nur für den Augenblick, die der vorübergehenden Nützlichkeit die innere Gesundheit des Ganzen und die politische Moral opfere. „Dieser große Mann wird uns eine große Noth hinterlassen." So 1878—81, an Sybel und Haym. In verwandtem Sinne damals oder später an seinen Sohn, an Varrentrapp, Birck, Marcks. 1879 war es, daß er an eine Sammlung der gleich-

wir den Schatten recht deutlich zu sehen gezwungen werden; welche Sünden und Thorheiten fand er in der Entwicklung unsrer Ideen, unsrer Zustände! Gelegentlich brach das Positivere durch: mit all der markigen Kraft des Tones, die ihm zu Gebote stand, feierte er bei der Einweihung des neuen Straßburger Universitätspalastes (Oct. 1884) die Größe des Mannes, den er so oft befehdete; er that es nach seiner Art, die ethischen Momente betonend, den großartigen Zug dieses Wirkens „ohne einen Hauch von Menschenfurcht“. (Nr. 83.) Er äußerte wohl einmal, die ganze naturgewaltige Aufrichtigkeit Luthers, die Alles gerade heraussage ohne Scheu, die habe im heutigen Deutschland doch nur ein Einziger, der Bismarck. Im ganzen aber überwog das Negative. Er erkannte es an, wie unendlich Vieles besser sei, als in seiner Jugend: aber Vieles fand er unendlich schlimmer, und in die Zukunft sah er mit Bekümmerniß. Das Leben darf sich durch solche Verbitterung nicht trüben und nicht lähmen lassen, das ist gewiß. Aber mit wie viel Leid war sie verbunden! Ungerechtigkeit gegen die unmittelbar vorangegangene Generation liegt ja wohl einem jeden Geschlechte im Blute. Sie ist natürlich, vielleicht bis zu einem gewissen Grade nothwendig. Auch die jetzt jung sind, werden einmal durch sie betroffen werden. Die Gerechtigkeit zum allermindesten wird man üben müssen, ein Stück tragischen Verhängnisses darin zu erkennen, wenn ehrliche Vertreter eines älteren Geschlechtes, gerade vermöge ihrer Liebe zu den besten Kräften ihrer Zeit, die neuen Aufgaben und die neue Art des nachkommenden nicht zu würdigen im Stande sind, wenn sie in dem Neuen nur die Schatten sehen, nur die Abkehr von den Idealen der eigenen Jugend, die ihnen dann als die Abkehr vom Ideal überhaupt erscheint. Aus Blindheit und Selbstgewißheit allein entspringt dieses bittere Urtheil wahrlich nicht: die Tragik aller menschlichen Geschichte überhaupt, die Tragik aller Entwicklung spiegelt sich darin. In aller Geschichte steht Recht gegen Recht. In einem der Nachrufe [1])

gesinnten Aelteren um irgend ein gemäßigtes Organ dachte, welches die nach rechts abgeschwenkten Preußischen Jahrbücher ersetzen könnte.

1) In Quidde's Deutscher Zeitschrift für Geschichtswissenschaft IX 364. Vgl. G. Kaufmann a. a. O. 334. Alf. Stern, Nation 15. Juli 1893.

auf Baumgarten, der an diesen seinen inneren Erlebnissen auch nicht schweigend vorübergeht, heißt es: „Nicht die Grundrichtung seiner Ansichten hatte sich geändert, sondern die Situation um ihn herum." Das ist vollkommen richtig [1]). Der Politiker muß sich in einem solchen Conflicte auf die eine Seite stellen. Der Historiker, der auf eine Abschätzung ebenfalls nicht verzichten wird, muß dennoch Baumgarten's Stellung ihr volles natürliches Recht einräumen. Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß nun „die Situation" im Unrecht gewesen wäre. — Wohl aber darf auch der, dessen Stelle im Lager der Jüngeren ist, noch über die bloße Gerechtigkeit hinaus daran erinnern, wieviel die Nachkommenden aus der Kritik der Aelteren doch zugleich zu lernen haben. Auch eine nothwendige und große Entwicklung trägt, wie ein Jeglicher mit Händen greift, ihre Krankheiten in sich. Manch Einer wird die Stimme des Warners mit Nutzen und auch mit Dank hören, die zur Selbstprüfung aufruft und die, wenngleich mit menschlich und zeitlich beschränkter Erkenntniß, nicht frei von Leidenschaft, aber im ernsten Geiste der Treue gegen sich selber und der Hingabe an ein Ideal, über dem Sturme und Staube des Tages an ewige Wahrheiten mahnt. —

Innerhalb des tiefgehenden, allgemeinen Gegensatzes, in den er sich so hineingelebt hatte, begreift sich der Streit H. Baumgarten's mit dem alten Freunde, der jetzt ein Führer der neuen Bewegung geworden war, mit Heinrich von Treitschke. Treitschke's „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert" wurde für ihn, und zumal sich seit dem Erscheinen ihres zweiten Bandes (Ende 1882), der Ausdruck der gesammten Richtung, die ihn beängstigte. Der sachliche Unterschied in der entscheidenden historischen Auffassung war schließlich gar nicht so groß. Wenn Treitschke gegenüber dem sichtbareren und lauteren Treiben in den kleinstaatlichen Parlamenten die stille staatliche Arbeit Preußens als die eigentlich fördernde Kraft der deutschen Entwicklung glänzend betonte, so waren das ja auch die Anschauungen der „Selbstkritik" von 1866; sie waren hier vertieft, erweitert, erst zu ganz greifbarem

1) „— denken Sie zuweilen des alten Freundes, der in sehr veränderter Zeit der Alte geblieben ist", an Haym 6. Sept. 1885.

Leben herausgestaltet, aber gerade der Grundsatz war doch derselbe. Die Abweichung lag in dem Urtheil über die Fehler der preußischen Politik, das Baumgarten schärfer, in demjenigen über die Leistungen und über die natürliche Stellung der Kleinstaaten und des Liberalismus, das er milder wünschte. In letzterer Hinsicht hatte er schon 1870 Einspruch gegen die Härte — er sagte schon damals: „die Ungerechtigkeit" — des Freundes erhoben. („Weserztg." 1. 3. Febr.)[1]. Seitdem hatte er selber sich nur immer vollständiger in die Gedanken der Süddeutschen eingelebt: das Reich war ja vorhanden, er wollte es nicht preußischer und nicht straffer, als es war. Der starke preußische und hohenzollerische Zug, der ihm die Berliner Historiker zu erfüllen schien, war ihm, dem alten Kleindeutschen, dem Verehrer Friedrichs II., seit Jahren anstößig gewesen; in der Vorlesung, in Gesprächen und Briefen hatte er ihn, einschränkend und abmahnend, erörtert. Und zudem: er hatte in der gelehrten Arbeit dieses Jahrzehnts die Ranke'sche Forderung der schrankenlos sich versenkenden Hingabe an die Eigenart, an die allseitige Bedingtheit jeder historischen Erscheinung sehr viel voller als zuvor in sich aufgenommen — obwohl er die eine Seite seiner Natur immer ein wenig zwingen mußte, dieser Forderung bewußt zu bleiben. Um so bestimmter betonte er sie. Er nannte es jetzt gelegentlich „die schöne Aufgabe der geschichtlichen Erzählung, den Geist des Lesers zu läutern, sein Gemüth zu beruhigen, seine Gedanken durch die Betrachtung vergangener Schicksale über den Lärm des Tages in eine reinere Atmosphäre zu erheben". Ich

1) Eine sehr interessante briefliche Verhandlung schloß sich damals dem Einwurfe an; Treitschke wies (Januar und Februar 1870) darauf hin, über die Mängel des kleinstaatlichen Liberalismus habe er nicht schärfer gesprochen als Baumgarten's „Selbstkritik": ein allseitiges, auch die Vorzüge berücksichtigendes Urtheil über die kleinern Staaten habe er bisher nicht abzugeben gehabt, dafür verwies er auf seine künftige „Deutsche Geschichte." Auf die Schrift „Wie wir wieder ein Volk geworden sind" antwortete er am 9. Nov.: „Eine Meinungsverschiedenheit bleibt freilich zwischen uns bestehen, sie ist ernster als ich dachte. Sie urtheilen, nach meiner Meinung, viel zu günstig über die Kleinstaaten. Vielleicht gelingt es mir dereinst, durch eine ausführliche Darstellung Sie zu überzeugen. — Doch, schließt er, wie gesagt, darüber reden wir besser, wenn ich die Deutsche Geschichte geschrieben habe."

brauche demgegenüber die Art Treitschke's nicht zu schildern, wie er, von jenem gleichen Kreise der nationalen politischen Historiker ausgegangen, in dem wir Baumgarten sahen, sie ganz selbständig, ganz persönlich ausgebildet hat: während Baumgarten sich Ranke näherte, blieb Treitschke diesem abgewandt, ja er rückte wohl noch weiter und weiter von ihm hinweg. Es ist bekannt, was seine Geschichtsschreibung erstrebt und leistet: wie sie, bei der lebendigsten Vergegenwärtigung des Vergangenen, vor allem energisch urtheilen, lehren, Liebe und Haß stark aussprechen will, wie die feurige Natur des großen Schriftstellers sich in all ihrer berauschenden subjectiven Kraft frei, fessellos, leidenschaftlich in ihr ergießt. Sie kann nicht anders sein, als sie ist. Sie hat uns ein Werk geschenkt, das sich keinem anderen vergleichen läßt; dem rückschauenden Blicke wird es sicherlich einmal als ein Bannerwerk erscheinen, das aus der Periode, die 1878 begann, herrschend herausragt. Baumgarten selber hat später[1]) davon geschrieben, trotz allem, was er einzuwenden fortfahre, „könne doch keines der anderen Völker sich eines Werkes rühmen, das in so großen und wirksamen Zügen das Leben unsres Jahrhunderts zur Anschauung und Empfindung bringe.“ Aber gerade die leuchtende Pracht dieser Treitschke'schen Darstellung, gerade die hinreißende Wirkung, die sie wiederum auf die Jüngeren auch seines eigenen Kreises übte, rief Baumgarten zum Widerstand auf[2]). Ihn leitete dabei unmittelbar und bewußt vornehmlich der Gegensatz der allgemeinen historischen Art, und dann der Gegensatz der politischen Anschauung. Er fürchtete einen nachtheiligen Eindruck der scharfen Urtheile Treitschke's auf die süddeutsche Empfindung und glaubte, die Verwahrung dagegen gehe besser von erprobt nationaler als von partikularistischer Seite aus. Das letztlich Treibende aber zu seinem öffentlichen Hervortreten war sicherlich die politische Stimmung überhaupt, in der er seit Jahren lebte; sie machte sich hier, auf dem Felde seines Berufes, endlich Luft. Und zwar mit einer

1) Allg. Ztg. 3. Januar 1890 (Nr. 99).

2) Dezember 1882, Nr. 74—76, mit den Erwiderungen u. Zusätzen. Die Antworten Treitschke's: Preuß. Jahrbücher Dez. 1882 Jan. 1883; „Deutsche Geschichte“ Bd. III.

schneidenden Schärfe, die sich aus dieser langen inneren Vorbereitung erst ganz erklärt. Ich habe hier nicht zu richten[1]). Ich kann mich mit Baumgarten's Angriff nicht gleichsetzen. Ich glaube, daß er Treitschke nicht gerecht geworden ist, und auch dieser ihm nicht. Hier liegt es mir lediglich ob, Baumgarten's That zu erklären. Und die Erklärung wird dem, der diese letzten Seiten gelesen hat, deutlich sein: er wird Baumgarten verstehen. Es war in Wahrheit der Zusammenstoß zweier Persönlichkeiten, die sich von gleichen Grundlagen her, jede ganz ehrlich und ganz consequent, auf beinah allen ihren Lebensgebieten zu ganz verschiedenen Ergebnissen hin entwickelt hatten. Es war das Aufeinanderplatzen zweier seit Jahren einander entgegengesetzten Richtungen. Man begreift es ganz, man möchte von der Nothwendigkeit dieser schmerzlichen Abrechnung sprechen; Näherstehende hatten sie schrittweise kommen sehen. Und völlig unzweifelhaft ist mir dabei Eines. Die Beweggründe Baumgarten's waren rein. Die Erregung hat ihn vorwärts gedrängt und hat seiner Kritik den Charakter gegeben: den Bruch selber zu wagen — den Bruch mit einem ehedem nahestehenden Freunde und mit so manchem alten Verbündeten, einen Bruch, den er doch durch einfaches Schweigen umgehen konnte, der ihm nichts eintragen konnte als Feindseligkeit, dazu hat ihn das aufrichtige Pflichtgefühl veranlaßt. Er handelte aus dem innerlichen Zwange seiner ganzen politisch-wissenschaftlichen Persönlichkeit, seiner sittlichen Persönlichkeit heraus.

Die Stimmung, der seine Polemik entsprungen war, wurde durch deren Verlauf auf das Peinlichste genährt. Der Streit erregte weithin Aufsehen. Baumgarten fand bei Manchen Zustimmung und Unterstützung, bei Anderen ebenso entschiedene Ablehnung. Die „Historische Zeitschrift" ergriff mit Schroffheit Treitschke's Partei. Baumgarten glaubte sich isolirt und gewissermaßen geächtet. Er hielt an seiner Ansicht fest, die er erst später, wenn ich nicht irre, ein wenig gemildert hat. Aber er litt unter dem Erlebniß schwer.

Es mag sein, daß jenes Gefühl der Einsamkeit durch seine örtliche Stellung, außerhalb der eigentlichen Bewegung des

1) Vgl. Allg. Ztg. 5. Okt. 1893 Beil. S. 3.

deutschen Lebens, in Straßburg, das er zu selten verließ, gesteigert wurde. „Daß mein Schwarz zu tief ist, antwortete er Haym am 29. Juli 1880 im Verlaufe eines brieflichen Zwiegespräches über die politische Lage, — gebe ich gern zu. Es kömmt eben darauf an, von wo man sieht. In Halle mag sich ja die Sache noch erträglich ausnehmen, hier aber sieht sie über alle Maßen kläglich aus." Denn zu Allem floß in den elsässisch-lothringischen Angelegenheiten für ihn wie für Tausende der dort ansässischen Altdeutschen eine unversiegliche Quelle des Aergernisses. Die Politik des Frhrn. v. Manteuffel, des geistreichen, liebenswürdigen und unberechenbaren Mannes aus Friedrich Wilhelms IV. eigenthümlicher Atmosphäre, der seit dem Jahre 1879 auf seltsam romantischen, sehr persönlichen und heute nun wohl von aller Welt rundweg mißbilligten Wegen die „Versöhnung" des Reichslandes erstrebte, war der eifrigen und scharfen Natur des Liberalen Baumgarten vom ersten Augenblick an zuwider. Sie erinnerte ihn an die ihm verhaßtesten Erfahrungen seines politischen Lebens. Er hat dem Marschall-Statthalter, als dieser ihn einmal zu sich lud, mit einer sehr mannhaften und ehrenwerthen, aber vielleicht allzu bitteren Aufrichtigkeit — er gab es zu und nannte sie altfränkisch — einfach den Besuch verweigert. Insbesondere über die deutsche Schulverwaltung im Reichslande hatte er längst geklagt. Jetzt dehnte sich sein herbes Mißfallen über das gesammte Gebiet elsässischer Politik aus. Er verzweifelte fast, daß Deutsche an dieser Stätte unablässiger Mißgriffe mit Nutzen für die Germanisirung arbeiten könnten. Dann und wann hat er seiner Opposition wohl auch publicistischen Ausdruck verschafft [1]). Erst die Berufung und die Verwaltung des von ihm hochgehaltenen Fürsten Hohenlohe ließ ihn freudiger in die Zukunft sehen. Trübe Schatten blieben aber auch weiterhin.

Häusliche Sorgen, Krankheiten, Todesfälle, wachsende eigene Leiden traten dazu. So wurde jener Pessimismus in ihm überstark, von dem ich zum Eingang dieses Abschnittes

1) Dies bezeugt G. Kaufmann, a. a. O. 333 f. Angeregt hat Baumgarten z. B. eine Gesammtkritik des Manteuffel'schen Systems in der Allg. Ztg. vom 19. April 1885.

sprach. Gegenwart und Zukunft betrübten ihn: kirchliches und geistiges Leben, die Richtung der Kunst — denn er blieb seinem Beethoven getreu und fand an R. Wagner kein Gefallen —, die Zurückdrängung des Alterthums aus der Schule, die Erziehung und die Art der Jugend. Ihm, der so tapfer für den Staat und die straffe Sammlung eingetreten war, wuchs der Staat zu hoch; und er schien ihm nur noch von Selbstsucht erfüllt, die Ansprüche der Classen einseitig und ungesund. Die feste Selbständigkeit des Einzelnen schien ihm durch Streberthum und Staatsallmacht, durch die ausschließliche Vorherrschaft militärischen Wesens gebrochen, über der Zucht die Freiheit zu leiden, jener Individualismus, der doch auch sein ewiges deutsches Recht habe. Er hatte mit Dahlmann seinem Deutschland „die Macht" ersehnt — nun klagte er, daß unter ihrem Gewichte der sittlichen Gesundheit, dem idealen Geiste die Schwingen erlahmten. Wohin würde das führen? Er fürchtete politisch von einer Ueberspannung der Souveränität und des konservativen Gedankens, vom Nachlassen des heilsamen Widerstandes der mittleren Kreise immer wieder einen Rückschlag des Radikalismus; seine letzte Sorge ging immer nach links: die Tage könnten wiederkehren, „wo man ihn — alsdann zum dritten Male in seinem Leben — einen Reaktionär schelten würde." Er selber wurde in der That niemals radikal; trotz manchem Bedenken und mancher Klage hat er jedwede Wehrvorlage mit seinen Wünschen begleitet. Er fürchtete weiter für das, was ihm doch das innerlich Liebste war, den Fortbestand der geistigen und sittlichen Kultur: „daß das suffrage universel nicht nur den Staat, sondern unsere ganze Kultur bedroht, in allen Dingen die rohen Instinkte der Massen zur Herrschaft bringt, scheinen die Wenigsten zu ahnen." Und er knüpfte diesem Ausruf die trauernde Frage an: „Ist es Ihnen nicht so, als sei die Zeit, in welcher unsere Ideale Macht hatten, für lange, vielleicht für immer, dahin?[1]) Wie er es 1879 von den älteren Elsässer Humanisten gesagt, so empfand er sich „erfüllt von der Trauer, eine alte theure Welt fast hoffnungslos versinken zu sehen", und auch in ihm war die „Grämlich-

1) An Sybel 9. April 1890.

keit", die er bei jenen als die Folge dieser Trauer beschreibt. In schönen Worten rühmte er, aber immer mit tadelnder Mahnung, dem neuen Geschlechte Charaktere wie Dahlmann und Duncker. Die Trauerrede auf Kaiser Friedrich, die ihm aus tiefstem Herzen quoll, wurde ihm zu einer ergreifenden, aber auch hier wieder warnenden und strafenden Verherrlichung seines eigenen Ideals von menschlicher Bildung, geistiger und staatlicher Freiheit, wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit.

Wer Baumgarten gekannt hat, weiß, was ihm dieses Bewußtsein des Gegensatzes und der Vereinsamung bedeutete: es prägte, ich wiederhole das zum Schlusse, seinem letzten Jahrzehnte wirklich den Stempel auf. Aber gewiß, ausschließlich erfüllte es ihn nicht. Denn nach beiden Seiten hin machten sich die steten Schwankungen schon seines körperlichen Zustandes geltend: niederdrückend, aber dann auch wieder entlastend, ermuthigend. Wie oft waren auch die Worte düsterer als die Empfindung; wir sahen ihn Haym zugeben, daß „sein Schwarz zu tief" sei. Der Gleichmuth freilich, den ihm jener anrieth und den er selber gelegentlich meinte nunmehr in der Ruhe seines neuerworbenen Gartens gewinnen zu können, das Fischblut, das er sich wünscht, der leichte Sinn, um den er Glücklichere beneidet — all das lag einmal außerhalb seines Temperaments. Aber impulsiv und demnach auch elastisch wie es war, schnellte es so gern wieder hell in die Höhe; wie dankbar war er für jede fröhliche Stunde, jede lebendige Ablenkung! Dann drang seine natürliche Heiterkeit ganz hindurch, er scherzte, lachte, nahm mit vergnügtem Eifer harmlos rasche Wortgefechte auf, hundert Jüngere durch die Beweglichkeit und Frische seines Wesens beschämend. Er lebte auf in inhaltreichem, ernsthaftem Gespräche; den Widerspruch gegen sein eigenes, düsteres Urtheil hörte er oft genug mit einer Art von Befriedigung an; und überdies, er vergaß seine eigenen Nöthe in der innigen Hingabe an die Angelegenheiten Anderer. Im Jahre 1890 legte er, wie das Straßburger Statut es dem 65jährigen Universitätslehrer erlaubt, seine Professur nieder: er that es, um für sich zu arbeiten, und doch wohl auch, weil er die Freude am Lehren, inmitten der neuen Jugend, verloren hatte. Aber auch da noch blieb sein Antheil wie den alten Freunden, so den getreuen

Schülern warm erhalten. Mit väterlich reicher Güte hat er sich bis auf sein letztes Krankenlager hin fremden Glückes erfreut, hat er seinen Rath gegeben, ist er in fremden Sorgen, Gedanken, Arbeiten mitschaffend aufgegangen. In unfruchtbarer Verstimmung sank er, trotz aller innerlichen Kümmernisse, nicht unter.

Die mächtigste Hülfe natürlich bot ihm die Arbeit. An einer Stelle wenigstens verzichtete er auch in Straßburg und auch im Alter nicht dauernd auf eine öffentliche Verfechtung seines Standpunktes, die man wohl publizistisch nennen darf: im konfessionellen, religiösen Streite reihte er sich, noch jetzt, unter die Kämpfer ein. Hier hatte er sich im Jahre 1882 (Nr. 74), als Historiker, zum Schutze der protestantischen und der historischen Auffassung der Reformationsgeschichte, dem Verfahren und den Ergebnissen von Joh. Janssens widergeschichtlichem Tendenzwerke mit einer sehr energischen Kritik entgegengeworfen, die ihm vielen Dank und viele Feindschaft zuzog und die er gegen Janssen's Erwiderung in einem zweiten Aufsatze scharf vertheidigte. Sein Wunsch wäre auf ein möglichst friedliches Nebeneinanderbestehen der beiden Bekenntnisse, auf eine gegenseitige Duldung gerichtet gewesen, die freilich dem protestantischen Grundsatze nichts vergeben sollte. Er beklagte die Aufhetzung, wie sie Janssen übe, auch öffentlich lebhaft. Aber wenn es Baumgarten, lebhaft und freiheitsbewußt wie er war, unter allen Umständen schwer geworden sein würde, gerade auf diesem geistigen Gebiete die Friedfertigkeit zu wahren, so drängte ihn der Gang der thatsächlichen Ereignisse immer heftiger zur offenen Gegenwehr hin. Seine spanischen Studien waren schon nicht danach angethan gewesen, ihn zu einem milden Beurtheiler des Katholizismus zu machen, den er in Spanien in einer lange allmächtigen, aber nicht eben heilsamen Wirksamkeit beobachtet zu haben meinte. Der Rückzug des deutschen Staates vor der Kurie wurde für ihn ausschlaggebend. Seit den 80er Jahren that er Alles, um das protestantische Wesen zu stützen: er hielt es durch äußeren, leidenschaftlichen Angriff für tiefbedroht, in sich selber der Erweckung und Zusammenfassung für dringend bedürftig. Was an Thätigkeitsdrange in ihm war, warf sich auf diesen Punkt. Nicht nur auf wesentlich wissen-

schaftlichem Felde, wo er den protestantischen Verein für Reformationsgeschichte begründen half und ihm bis an sein Lebensende mit seiner Liebe und seiner Arbeit zur Seite stand, sondern auch auf dem eigentlich praktischen. Er wandte dem Evangelischen Bunde von Anfang her den lebhaftesten Antheil zu. Er sah in ihm ein Mittel nothgedrungener Vertheidigung, er hielt sich berechtigt, freigesinnt wie er innerlich war, doch auf den positiver religiösen Boden dieses Bundes zu treten[1]). Er verfaßte für Beyschlag die Flugschrift „Römische Triumphe" (1887, Nr. 90, unten XIII), die all seine vieljährigen historischen Ueberzeugungen von der Zerrüttung, wie sie römisches Regiment über ein jedes wesentlich von ihm beherrschtes Land gebracht

1) In einem Schreiben, das all seine Klagen und Forderungen in sich begreift, begründete er am 26. Dezember 1886 R. Haym seinen Entschluß. „Entschieden hat bei mir folgende Erwägung: ich sehe unser Volk, unsere Zeit überhaupt von sehr ernster Gefahr bedroht, von der Rom einen erheblichen Theil ausmacht. Die diplomatisirende Politik, der Nichts heilig ist, droht unser Geschlecht völlig zu demoralisiren. Lassen wir das protestantische Gewissen unseres Volkes zerrütten, so weiß ich nicht, wo es die Kraft finden wird, um den Stürmen einer nahen Zukunft Stand zu halten. Diesem Verderben, das wahrlich schon tief genug eingefressen, müssen wir mit aller Kraft begegnen. Nun sehe ich die philosophischen Gedanken, mit denen auch ich zum großen Theil aufgewachsen bin, in dieser schweren Prüfung ganz schwach. Die Freidenker sind sehr tief in meiner Schätzung gesunken. Ich sehe Nichts von der sittlichen Kraft, dem Mannesmuth eines Dahlmann. Ich sehe Frivolität, Charakterlosigkeit. Die gelehrte Kleinkrämerei, welche unsere Lehrer u. s. w. dumm macht, die blos liberale Theologie, welche nichts thut als kritisiren, die kluge Politik, welche sich jedem Belieben unseres politischen Papstes laudabiliter subicit, das alles ist mir in der Seele verhaßt. Denn das alles scheint mir den Grund unserer Bildung zu gefährden. Nur Ein Mann hat in den letzten Jahren wie ein Mann gegen die Unterwerfung unter Rom angekämpft: Beyschlag. Und mir scheint, wenn in unserem Volke die Kraft des protestantischen Gewissens geweckt werden soll, so kann es nur auf dem von ihm betretenen Wege geschehen. Wir sind im Kriegszustand. Wir müssen kämpfen. Da kann man nicht fragen, ob der, welcher zum Kampf führt, genau in der gewünschten Linie sich bewegt. Wenn er nur das nothwendige Ziel will! Ich bin religiös so wenig wie politisch von den Grundgedanken meines Lebens abgewichen. Aber da ich die Welt nicht nach meinem Kopfe einrichten kann, so marschire ich mit der Armee, welche in der Hauptsache das Richtige will."

habe, in einer knappen, wuchtigen, meisterhaft aufgebauten Anklagerede, durchaus publizistisch, zusammendrängt: ihre Spitze ist gegen das Bestreben gekehrt, das er in seiner Gegenwart wachsen sah, das Bestreben, die katholische Kirche als eine Bundesgenossin der konservativen Gewalten zu umwerben und zu verwerthen — ihm war dagegen „Rom die Mutter der Revolution“ [1]). Er entwarf in ähnlichem Sinne einen kurzen Ueberblick über die Geschichte des Jesuitenthums, auf dem Grunde einer schönen Charakteristik Loyola's (1879, Nr. 64, unten Nr. XII). Er gab sich der verwegenen Hoffnung hin, die er längst verfocht und an der er wohl festgehalten hat, seinem Schmerzenskinde Spanien könne doch am Ende noch durch den Protestantismus die Rettung kommen. („Die relig. Entwicklung Spaniens“, 1875 Nr. 52, vgl. Preuß. Jahrb. 23, 1869, und „Römische Triumphe“ unten S. 509.)

So hörte er doch auch nicht auf zu hoffen. Und bethätigte sich in diesen Streit- und Mahnschriften sein Trieb zu lebendiger Wirksamkeit, so hatte er gerade in der Zeit tiefer Trauer und Verstimmung zugleich den Muth, auch die rein wissenschaftliche Arbeit in weiterm Umfange wieder aufzunehmen: beinahe ein Sechziger, begann er noch sein zweites Hauptwerk, von dem er in dem kurzen Zeitraum von 7 Jahren (1885, 86, 88, 92: Nr. 84, 87, 93, 103) drei, einen mächtigen Stoff umfassende Bände an die Oeffentlichkeit zu bringen vermocht hat: die Geschichte Karls V. Ich habe vielleicht allzulange von dem persönlichen Inhalt seines Alters handeln müssen: von dessen bleibender Frucht darf ich zum Schlusse reden.

In der Zeit, da seine Arbeit der Straßburgischen Reformationsgeschichte galt, hat Baumgarten (am 26. April 1874) einmal an Haym geschrieben, er habe „lange zwischen dem 18. Jahrhundert, den Anfängen Karls V. und diesem Straß-

1) In der Weserzeitung vom 8. Jan. 1881 (Nr. 70) hatte er einen Blick auf das Leben Napoleons III. damit geschlossen, es als „die große Lehre der Geschichte“ zu bezeichnen, „daß Rom Jeden zu Grunde richtet, der mit ihm Gemeinschaft macht.“

burger Stoffe geschwankt". Was dem letzteren zum Siege verholfen hatte, haben wir verfolgt; ein dauernder Sieg war es insofern nicht, als schließlich der Wunsch, etwas Großes anzugreifen, den Historiker doch wieder auf einen unmittelbar allgemeindeutschen Gegenstand hinlenkte. Der Brief an Haym zeigt, daß Baumgarten damit nur zu einer alten Liebe zurückkehrte: Karl V. hatte ihn also schon früher gereizt. Daß er jetzt — im Jahre 1882, wenn ich nicht irre — ihn zum Ziele nahm und nicht Friedrich den Großen, dem er doch unendlich mehr persönliche Neigung entgegentrug, das entsprang mit einiger Nothwendigkeit seinen Studien während der 70er Jahre und seinem Wohnorte Straßburg. Er blieb im 16. Jahrhundert. Noch die Vorrede des I. Bandes stellt Kaiser Karl neben den großen Hohenzollern — nicht als Persönlichkeit, wohl aber wegen der Tiefe seiner sachlichen Einwirkung auf die deutsche Zukunft. Ganz von der Rücksicht auf Deutschland war Baumgarten demnach ausgegangen: deutscher Geschichte wollte er den Rest seines Lebens widmen. Aber es entsprach seiner wissenschaftlichen Anschauung, daß sein Stoff zugleich eine universale Tragweite besaß. Und nicht eine Biographie gedachte er zu schreiben: eine Geschichte Karls V., als „des Schicksalsmannes der modernen Welt in ihrer Geburtsstunde." „Er gehört den verschiedenen Nationen nahezu gleichmäßig an. Alle haben durch ihn gelitten, alle mit ihm oder gegen ihn ringen müssen. Sein persönliches Leben hat eine recht beschränkte Bedeutung, seine Geschichte die größte." Ganz besonders für uns: „daß die deutschen Geschicke in Luthers Tagen sich gestalteten, wie sie thaten, woraus dann alles Spätere sich fast nothwendig so entwickelte, wie es geschah, das ist ganz vorwiegend Karls V. Werk." Und welche Kraft ist es, die durch Karl V. so nachhaltig und verhängnißvoll auf uns gewirkt hat? die politische! Die beherrschende Bedeutung rein politischer, ja scheinbar äußerlicher Factoren, vollends des Staates als Ganzen, für alle Zweige menschlichen Daseins, auch für die innerlichsten und anscheinend dem Staate fremdesten, betont Baumgarten in der Einleitung seines ersten Bandes mit Schärfe. Politisch ist sein eigenster Gesichtspunkt, er bleibt dem Kreise treu, in dem er wurzelte. Sein Werk wurde zu einer Geschichte der Reformationszeit

unter diesem politischen Gesichtspunkt. Deutschland ist stets Ausgang und Ziel der Darstellung, aber die übrigen Nationen rücken in sie ein, die gegenseitige politische Beeinflussung, durch den gemeinsamen kaiserlichen Herrscher vermittelt, bildet die geistige Einheit des an seine Person angeschlossenen Weltbildes. Denn eben in allen Völkern, nicht nur denen, über die er ganz unmittelbar gebietet, macht sich Karls Einwirkung geltend; auch Italien, England, Frankreich spüren sie tief und dauernd. Neben Deutschland ist es vornehmlich Spanien, das ihr unterliegt. Die einseitig nach außen gekehrte, die inneren Pflichten und Bedürfnisse vernachlässigende Weltpolitik, die an Spaniens Mark gezehrt hat, wird von Karl V. getragen. Dem Problem der spanischen Entwicklung, in welcher auf den hohen Aufschwung des 15. und 16. Jahrhunderts der unerhörte Verfall so bald nachfolgte, tritt Baumgarten hier von neuem nahe; er hatte es, nach den Studien seiner früheren Tage, kürzlich wieder in seinem „Loyola" geistvoll angerührt, hier nun vertieft er es in mehreren glänzenden Capiteln.

Seinem Volke wollte er dieses Buch darbringen. Er nennt es einen Versuch, er wage ihn in der Meinung, „daß ich dadurch die Wissenschaft und das Leben so sehr fördern würde, als mir das überhaupt vergönnt ist." Wieder berührte er also den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Leben. Nicht die Historiker allein wollte er belehren. Der allgemeinere Erfolg, den er erstrebt hatte, ist dennoch unmittelbar nicht eingetreten. Und das lag doch nicht nur an dem ganz unzweifelhaften Rückgang des historischen Interesses überhaupt, es war auch in den besonderen und zwar gerade in den entscheidenden Eigenschaften seines Werkes begründet. Der Gegenstand, mit seiner Ausdehnung über Europa, dem steten Wechsel der allseitigen internationalen Beziehungen, ist groß und von hohem wissenschaftlichem Werth, aber er ist schwierig; gefällig ist er nicht. Und eigentlich gefällig war auch die Art der Behandlung nicht. Wie gesagt, sie war durchaus politisch. Daraus ergaben sich die Vorzüge wie die Nachtheile.

Wir sehen Karl V. heranwachsen, langsam, zu schwerfälliger und trüber, aber geschlossener Selbständigkeit. Seit er, ein Einundzwanzigjähriger, persönlich an das Licht hervortritt, ist

er von einem festen Ideal erfüllt, der Phantasie kaiserlicher Oberhoheit über die Christenheit, die er als staatlich-geistliches Haupt überschatten, gegen Ketzer und Ungläubige zusammenhalten will. Er ist Katholik: Weltkaiserthum und Weltkirche sollen Hand in Hand gehen. In diesem Ideal ruht die historische Größe des Kaisers und ruht sein persönlicher Mißerfolg. Er hält es zähe fest; so oft er die Hände frei hat, geht er alsbald an das große Werk. Allein er versucht Unmögliches. Seine Länder, über Europa verstreut, ziehen ihn in alle europäischen Verwicklungen hinein; will er in einem durchgreifen, so lähmt ihn beinahe immer die Rücksicht auf die Lage der anderen: „seine Macht war zugleich seine Schwäche." Sein vorwärts drängendes Streben macht vollends alle selbständigen Gewalten des Erdtheils zu seinen Feinden. Wo immer er sich regt, stößt er auf vielfältigen Widerstand; er muß sich winden und zurückziehen, die kälteste Vorsicht und Bescheidung üben: unvermittelt steht neben dieser Kleinheit der einzelnen Schritte die Größe des unvergessenen Ideals, neben dem beengenden täglichen Zwang der Verhältnisse auf Karl Karls Traum, die Verhältnisse doch einmal überragend zu meistern. In all diese Beziehungen, diese wechselnden Nöthe, diese Widersprüche zwischen Müssen und Wollen führt Baumgarten mit feiner Analyse hinein.

Auf der anderen Seite die Stellung Deutschlands zu diesem Weltkaiser und spanischen König, die Stellung der Reformation zur Weltpolitik und zur Politik überhaupt. Es ist die Periode einer letzten großen Bethätigung des alten Reichs. Noch einmal wird im Reichsregiment der fruchtlose Versuch der Herstellung eines deutschen Staates gemacht, von dem auch die Sehnsucht des Volkes unklar und leidenschaftlich schwärmt; Karl seinerseits gibt die ebenso fruchtlose Hoffnung einer Einordnung des Reichschaos in seine Monarchie nicht auf. Wirkliche Lebenskraft aber besitzt einzig und allein bereits der Territorialstaat. Das Verhältniß der Reformation zu diesen staatlichen Zuständen wird von ihren Anfängen bis in die Blüthe des schmalkaldischen Bundes hinein verfolgt. Wichtig sind da die Ergebnisse über die Haltung der Regierungen zu Luther zwischen 1521 und 1525: die Reformation ist nicht die Schöpfung selbstsüchtiger Landesgewalten, sie hat sich jenen von unten her erst aufgezwungen.

Fein und wichtig ist die Erörterung des politischen Gegensatzes zwischen Zwingli und den Wittenbergern, das weise und maßvolle Urtheil über die innere Unmöglichkeit von Zwingli's radicalem politischem Ideal inmitten des damaligen Reichs, über die innere Nothwendigkeit des Compromisses, mit dem Luther und die Seinen ihre neue Kirche innerhalb der alten Reichsverhältnisse einnisten, obwohl diese Kirche und das alte Reich grundsätzlich einander ausschließen. Sehr glücklich weiterhin legt Baumgarten die Folgen dieses unvermeidlichen Compromisses dar: die Halbheit aller Politik der Kursachsen, all ihrer Stellung zu Kaiser und Reich, ihre Versäumniß aller politischen Gelegenheiten, sich gegen Karls Weltmacht rücksichtslos und vorsorgend zu sichern; aus der Natur ihrer Stellung, gegen das Kaiserthum und doch unter dem Kaiserthum, entspringt ihre Ohnmacht, der nahende Conflict des schmalkaldischen Krieges, entspringt die unheilvolle, äußerliche und dann auch innerliche Verkümmerung der protestantischen Bewegung, während die katholische Partei dank dem gleichen Einflusse der Reichslage ebenfalls in kraftloser Unthätigkeit verharrt und den Kaiser die Verquickung seiner Macht mit allen europäischen Händeln am wirksamen Eingriff hindert. Nur so stark freilich bleibt er, um eben als Kaiser und mit dem Gewicht seiner deutschen und europäischen Gewalt den Protestantismus in jene Schranken eines halben Verhältnisses gebannt zu halten. Aeußerlich und innerlich ein Fremder, drückt er so der deutschen Zukunft seinen unauslöschlichen Stempel ein. Das Ergebniß von alledem ist die dauernde Zerspaltung Deutschlands. Baumgarten hat in dem letzten, ganz persönlichen Bekenntniß seiner Gedanken, das er veröffentlicht hat, in dem Vorwort zum 3. Band, 1892, an diese seine Darlegung des deutschen Verhängnisses im Zeitalter Karls V. eine höchst charakteristische Betrachtung angeknüpft. Die Feindschaft der Confessionen, meint er, die unser Vaterland zerreißt, hat sich seit 20 Jahren an der tendentiösen Ausnützung der Reformationsgeschichte — er denkt an Janssen und seine Genossen — immer heilloser entzündet. „Solche Leidenschaften des Tages müssen vor der vollen geschichtlichen Erkenntniß verstummen.“ Nicht geheilt, aber gemildert werden könnte die Erbitterung durch diese Erkenntniß. „Wenn wir sehen, daß die Entwicklung unsres

Volkes in jener Zeit nicht durch das Verdienst oder die Schuld irgend eines Menschen, sondern durch übermächtige Verhältnisse, durch die gesammte Weltlage und die besonderen deutschen Zustände, durch das Zusammenwirken der allerverschiedensten Kräfte und Richtungen bestimmt worden ist, so werden wir uns bescheiden, daß es nicht anders gehen konnte, als es gegangen ist, und aufhören, uns mit leidenschaftlichen Anklagen das Herz erleichtern zu wollen."

Das ist eine resignirte Art, aus der Geschichte zu lernen und zu lehren: eine Art des gereiften und ein wenig des ermüdenden Alters, die von Baumgartens früherer Weise immerhin abweicht. Aber selbst hier dringt doch jene ihn leitende Sehnsucht seiner Generation durch, das Forschen „dem Leben" allezeit nutzbar zu machen. Und der leitende Gedanke seiner Reformationsgeschichte klingt so deutlich an die Erfahrungen der 50er, 60er Jahre unseres Jahrhunderts, an die Worte an, die wir damals wieder und wieder aus Baumgartens Munde vernommen haben — der Gedanke: der deutsche Staat war krank, deshalb verkümmerten dem deutschen Wesen auch seine tiefsten und edelsten innerlichen Bestrebungen. Gesund sein kann eine Nation nur innerhalb eines nationalen, eines gesunden Staates.

Die gesammte Betrachtungsweise ist überaus lehrreich. Dennoch liegt, meine ich, gerade hier, in der starken Vorherrschaft des rein politischen Gesichtspunktes zugleich die wesentliche Ursache, weshalb das Buch nicht so ins Breite gewirkt hat, wie sein Verfasser gehofft. Diese Vorherrschaft erscheint uns heute einseitig. Im Geiste des heutigen Bedürfnisses — wirthschaftlich und social, politisch, kirchlich, religiös und geistig — hat F. v. Bezold die Reformationsgeschichte dargestellt: da findet unsere Gegenwart die Gesammtheit der Probleme wieder, die sie selber bewegen, bei Baumgarten vorwiegend nur jenes eine. Baumgartens Blick und Wissen reichte in Wirklichkeit weiter, die werthvollen und umfassenden spanischen Abschnitte zeigen es, jeder der ihn kannte, spürte es alle Tage. Jedoch in den Haupttheilen seines Werkes beschränkte er sich überstreng auf das, was er sich im besonderen zur Aufgabe gewählt hatte, was ihm nach seinen Ansichten eben die wissenschaftliche Hauptsache war. So streng, daß er dasjenige von seiner Darstellung

fernhielt, was ihm doch im Grunde seines Herzens die große Epoche erst wahrhaft lieb gemacht hatte, das Dankbarste was sie dem Erzähler bietet: die innerlichere Geschichte Luthers und seiner Reform. Nur gestreift hat er diese und alles Allgemeinere der Zeit, und zwar dann immer in feinen und inhaltreichen Andeutungen — der Gegenstand seiner eigenen und neuen Forschung, der eigentliche Gegenstand seiner „Geschichte" blieb einmal der politische. Ganz grundsätzlich wies er im Sinne dieser ausgeprägten Anschauungsweise in der Einleitung des I. Bandes die Kulturgeschichte von sich. Er hat auch so noch allzuviel Entsagung geübt. Er war beinahe zu sachlich. Er nahm, besonders im I. Bande, in die Geschichte seines großen Diplomaten mehr diplomatische Einzelheiten auf, als ein allgemeinerer Leserkreis erträgt: die Spuren der voraufgegangenen mühseligen Arbeit, auf denen es ruht, sind in dem fertigen Buche nicht immer ganz ausgetilgt. Und er schrieb einfach, schmucklos, immer gut, aber ohne hervortretende Farbe und Lebendigkeit. Er richtet sich an wichtigen Stellen zu kräftiger und voller Rede auf, aber diese Stellen sind nicht so häufig, wie man wünschen möchte: gegen die „spanische Geschichte", gegen die Aufsätze der früheren und auch der späteren Zeit ist der Abstand erheblich. Der bescheidene Mann hat seine eigenen schriftstellerischen Fähigkeiten zu scharf im Hintergrunde gehalten. Ein Werk resignirten Alters ist sein „Karl V." auch darin. Populär konnte er nicht werden.

In diesen negativen Bestimmungen liegt aber auch schon das Positive begriffen, dessen sich über diese Geschichte die Fülle sagen läßt. Sie bleibt doch, in Grenzen eingeschlossen wie sie einmal ist, die Schöpfung eines Meisters. Nicht allein, daß eine Menge neuen, handschriftlichen Materials herzugebracht und mit dem bereits vorliegenden zusammen sogleich geistig verarbeitet worden ist; daß die einzelnen Vorarbeiten eines Menschenalters gelehrter Thätigkeit durch Baumgarten zusammengefaßt sind und so ein neuer Grund weiterer Forschung gelegt ist; daß ein wahrer Reichthum werthvoller Einzelresultate durch seine persönliche Untersuchung gewonnen wurde (ich weise hier noch auf die vortreffliche Abhandlung über Macchiavelli's Principe im Anhang des I. Bandes hin): imposant und ertragreich

bleibt auch und bleibt vor Allem das Ganze. Der große Blick, der stets das Große der Erscheinung sucht, nie im Einzelnen versinkt, die europäische Weite des Interesses, die Beherrschung dieses Riesenstoffes, die energische und klare Aufstellung und Festhaltung des Problems — das Buch hat große Eigenschaften, aus denen sehr Vieles zu lernen ist. Und es trägt bei aller Zurückdrängung des Persönlichen dennoch die persönlichen Züge des Meisters, einer durchgebildeten wissenschaftlichen und menschlichen Persönlichkeit an sich. Die Züge des Alternden verläugnen sich dabei nicht: aber auch alle Tugenden des Alters spiegeln sie. Es ist ein Erzeugniß reifer Ruhe, des strengbewußten Strebens nach Gerechtigkeit. Die Ranke'sche Seite von Baumgarten's Wesen ist hier zur ganz überwiegenden Herrschaft gelangt. Noch ist es deutlich, aus welchem Lager er hergekommen ist: die Fäden, die aus dem „Karl V." in Baumgarten's frühere Periode zurücklaufen, habe ich aufgezeigt. Auch seine Urtheilsweise ist noch immer weit schärfer als die Ranke's, der volle sittliche Ton bricht häufig durch. Baumgarten ist Protestant und spricht durchaus als Protestant; er glaubt von ganzem Herzen an die leitende Bedeutung der religiösen Kräfte der Zeit. Aber er ist eifrig bemüht, wie er bereits die Schatten auf der eigenen Seite stark betont, so auch der gegnerischen Verständniß entgegen zu bringen; seine Bildnisse Adrian's VI., Clemens' VII. sind sehr fein, den gläubigen Katholizismus seines Helden selber achtet und ehrt er hoch. Freilich merkt man es wohl, daß er den überwiegend weltlichen Charakter des damaligen Papstthums und den steten, dem Lutherthum so heilsamen Zwist zwischen Papst und Kaiser, der sich daraus ergab, mit innerer Freude hervorhebt. Im Uebrigen prüft er sein Urtheil überall auf das bedächtigste. Nüchtern, vorsichtig überlegt er die Bedingungen jeder Situation, jeder Handlung; er sucht sie auf, discutirt sie; er stellt an den Gegenstand unablässig Fragen, er regt unwillkürlich zu denkender, eigener Betrachtung der Ereignisse an, er erzieht und schärft das Auge des Lesers. Es ist eine eigenthümlich kritische Art, den Stoff zu beleben und zu vergeistigen. Kritisch, ja skeptisch hält er sich gegen jede Verallgemeinerung. Und diese Weise prägte sich immer stärker aus, je weiter er vorrückte, sie wurde am sichtbarsten im letzten Bande. Dieser

dritte Band stellt die Jahre 1529—39 dar, Zeiten, in denen die europäischen Schwierigkeiten dem Kaiser über den Kopf wuchsen, in denen sein positives, offensives Ideal vor lauter erzwungener Defensive wenig hervortreten kann. Da wird auch sein Historiker immer bedenklicher: seine Schlußbetrachtung betont nur noch das „hoffnungslose Labyrinth", in dem Karl stand; den „Stein des Sisyphus" wälzt er und muß ihn weiter wälzen. Da muß man denn freilich die Größe Karl's und seiner geschichtlichen Wirksamkeit, die eben Baumgarten so lebendig herausgearbeitet hat, gegen Baumgarten selber in Schutz nehmen. Solche Uebertreibungen der Kritik verbessert man indeß leicht: die Kritik an sich, wie er sie übt, ist lehrreich und fruchtbar. Und sie charakterisirt das Buch: nachdenklich und eigen ist es durchaus. Es ist ein Jammer, daß es mit diesem Jahre 1539 hat abbrechen müssen. Wie viel verlieren wir daran, daß gerade die starkbewegten Jahrzehnte von Karl's V. Siegen und Scheitern, daß die eigentliche Höhezeit des Kaisers unbehandelt geblieben ist: ein Verlust an sicherster, prüfender, aufklärender Erkenntniß, im Sinne der Wissenschaft überaus schmerzlich; schmerzlich aber auch um des Buches selber willen. Baumgarten hat die Trauer um die unvollendete Gestalt seiner Schöpfung mit in's Grab genommen. Sie war der Liebling seines Alters; Vieles, am meisten die eigene Bequemlichkeit, opferte er dieser Arbeit, er sehnte sich darnach, sie abschließen zu dürfen. Er wandte eine unermüdliche Energie, einen gesammelten Fleiß darauf, darum die Jüngeren ihn beneiden müssen. Den 3. Band zumal hat er unter steigenden Leiden mit einer bewundernswerthen Treue vollendet.

Wie sehr er sich selber diesem Werke strenger Forschung unterordnete, wie bewußt er sich beschied, zeigen die übrigen Schriften seiner letzten Jahre; sie erweisen, daß er sich dort Wirkungen versagte, die er zu erreichen noch durchaus fähig war. Der kurze, für den Verein für Reformationsgeschichte geschriebene Ueberblick über „Karl V. und die deutsche Reformation" (Halle 1889, Nr. 96) drängt den Stoff, den sein großes Werk sorgfältig ausbreitete, energisch zusammen, sagt dafür Vieles von dem, was er dort nur andeuten zu dürfen meinte, schöpft Thatsachen,

Gedanken, Erzählung freudig aus dem Vollen; hier fließt seine Art glänzend und reich in kräftigem Strome dahin; es ist unter den Früchten seines Spätherbstes die saftreichste und schönste, unter den Publikationen des Vereines eine der besten. Mehrere Aufsätze sind überdies dem Hauptwerke zur Seite gegangen; sie behandeln kritische Einzelfragen, die dort um so kürzer erledigt werden [1]). Hervorheben aber möchte ich die charaktervollen und abgerundeten Anzeigen, die er nebenher Zeit fand, insbesondere in den Beilagen der Allgemeinen Zeitung, zu publiciren: Zeugnisse seines lebendigen Antheils an den neuen Erscheinungen historischer Wissenschaft; sie galten ihrer Mehrzahl nach dem 19. Jahrhundert, dessen Geschichte doch wohl im Stillen mit der des 16. immer wieder um seine Vorliebe stritt [2]). Der Gegenwart, der höchsten Periode seines eigenen Lebens, gehört das Letzte an, das er, mit dem Aufgebot all seiner sinkenden Kraft, geschrieben hat, jenes früher schon erwähnte Bruchstück einer Biographie seines Schwagers Jolly. Sein eigenes Leben ging zur Rüste. Der Schluß des dritten Bandes seines Karl ist wie ein Abschiednehmen von dem Gegenstande. Das Vorwort faßt noch einmal all seine älteren Wünsche für die Förderung unserer neugeschichtlichen Studien durch das Reich zusammen. Im Begriffe, die Feder aus der ermatteten Hand zu legen, sprach er noch einmal die umschauende Liebe zu seinem Beruf, den unverwüstlichen Glauben an dessen ideale Wirkungskräfte aus. Darin war er jung geblieben.

Das Vorwort ist vom März 1892 datirt. Der Sommer führte ihn an die Nordsee, nach Wildungen, nach Marburg und Stuttgart: er suchte zum letzten Male Erholung und Genesung und freute sich jeglichen besseren Anzeichens; er erschien wirklich heiterer und gestärkt. Im Herbst ging er an den Jolly. Vom November ab konnte er nicht mehr arbeiten. Mancherlei

1) Die Politik Leo's X. im Wahlkampfe 1518—9, Differenzen zwischen Karl und Ferdinand 1524, Karl und der katholische Bund 1538 : 1883. 89. 91, Nr. 78. 98. 101. vgl. 104.

2) Siehe Nr. 61. 66. 70. 80. 86. 88. 99. 100. 102. Dem 18. Jahrhundert hat er sich, so sehnsüchtig auch den Bänden von Haym's „Herder" gegenüber seine alte Neigung in Briefen hervorbricht, nicht wieder productiv zugewandt.

Kummer erschöpfte ihn, die Krankheit zehrte die Kräfte allmählich auf. Den letzten Winter hindurch war er an das Zimmer, das Ruhebett gefesselt. Alle Liebe der Seinen und der Freunde blieb ihm zur Seite. Er selber bewahrte den Nahen und den Fernen die Unermüdlichkeit seines Mitgefühls. Und er las, er lebte weiter in der Welt seiner geschichtlichen Studien, bis die Ermattung ihm schließlich auch das untersagte. Ein müder Wanderer, ist er am 19. Juni 1893, 68 Jahre alt, in die Ruhe eingegangen.

Als er drei Jahre zuvor seine letzte Seminarstunde abhielt, hatten ihm seine Schüler eine unerwartete Huldigung vorbereitet, die den weich empfindenden Mann ganz erschütterte. Er sprach in seinem Dank — so berichtet mir einer von den Anwesenden — mit unsicherer Stimme davon, wie er zuletzt als Lehrer nur noch wenig über seine enge Pflicht hinaus gethan zu haben meine; er wurde langsam von den Gedanken und Gefühlen höher getragen und schloß mit den stark herausgesprochenen Sätzen: „er sei's zufrieden, wenn Alles von ihm, auch bei uns, vergehe, Erinnerung und Belehrung, und nur das Eine, das ihm stets das Höchste erschienen sei, bleibe: die Gesinnung der Wahrheit. Denn es thue Noth, daß es in unseren Tagen Männer gebe, die ihren oder Anderer Ideen zum Trotz in jedem Augenblick das unbestechliche Urtheil des freien Menschen abzugeben die Klarheit und die Kraft bewahrten.“ Dann wandte er sich von dem Persönlichen auf das Sachliche, das ihm noch oblag: er führte den wissenschaftlichen Gegenstand der Uebungen weiter und zu Ende, als sei nichts geschehen [1]).

Mit solchem Klange hat er sein akademisches Leben austönen lassen. Wie er einem todten Freunde den Nachruf sprach, wie er aus einem erloschenen reinen Leben in tiefer und klarer Bewegung das Ewige bei sich festhielt, davon gibt sein Abschiedswort an Karl Brater das ergreifende Zeugniß. Und noch Einem hat er so in seiner Weise die Grabrede dargebracht: Max Duncker [2]). Da rühmt er Duncker's Leben, wie Rudolf Haym es schön und liebevoll gezeichnet hat, als das „lebendige Bild der geistigen

1) Mittheilung von Karl Brandi in München.

2) 1891, Nr. 102.

und besonders der politischen Arbeit des deutschen Bürgerthums, ohne welche die glänzenden Erfolge von 1866 und 1870 niemals möglich gewesen sein würden", als das „Muster treuen, einsichtigen, niemals ermattenden Dienstes für das Vaterland." Auch wer seine Richtung nicht billigen könne, die Selbstlosigkeit dieser ein Leben durchdringenden Thätigkeit müsse Jeder anerkennen. Und er folgt mit raschen Schritten Dunckers Lebenswege, findet ihn stets da auf dem Platze, „wo um die Entscheidung über unser nationales Leben gerungen wurde" — am sichtbarsten „in den eigentlich kritischen Jahren 1859 bis 1866." „Diese Zeit der Geburtswehen des Deutschen Reiches wird für immer das ernsteste Interesse in Anspruch nehmen." Allein reicher noch als die sachliche Wirksamkeit erquickt ihn an Duncker der Mensch: „dieser Mensch, in dem Wissenschaft und Leben durchaus eins ist, den die Wissenschaft unwiderstehlich auf sittliche Bethätigung hindrängt, und dem diese Bethätigung aus dem tiefsten Grunde des Erkennens keimt. Denn so stark auch in diesem Manne besondere Züge ausgeprägt sind: man wird doch wohl sagen dürfen, daß uns in ihm das innerste und beste Wesen des Geschlechts entgegentritt, welches durch seine Arbeit die Herstellung des Deutschen Reiches vorbereitet hat."

Wie verschieden waren dieser Lehrer und dieser Schüler von einander! Der preußische Typus, den er in Duncker verkörpert findet, war Baumgarten sicherlich nicht eigen. Sein Wesen war anders, minder geschlossen, erregbarer, bewegter; das Glück ist ihm nicht so wie jenem zu Theil geworden, daß er bis an sein Ende gleichen Fußes neben der Entwicklung der Mitwelt einhergehen konnte, in inniger Freude an dem, was er ringsum erstehen sah. Und wie hätte er es in ehrlichem Widerspruche abgewehrt, wenn Einer sein Dasein dem größeren, so viel sichtbareren des bedeutenden älteren Freundes hätte vergleichen wollen. Dennoch wird es am Schlusse dieses Lebens wiederholt werden dürfen und wird es ein Jeder, der diese Pfade nachgeschritten ist, empfinden: was Baumgarten von Duncker aussagt, auch auf ihn selber trifft es im reinen Sinne zu. Das Maß der Entfaltung mag ein engeres sein: die Art der Entfaltung und der Kern war jenem wesentlich gleich. Er

hat es Haym gedankt, daß er Dunckers „Größe kein Haarbreit zugesetzt habe.“ Ist dieses Gedenkblatt hier des Verstorbenen nicht völlig unwürdig, so hat es auch ihm diesen Dienst der Ehrlichkeit ganz erwiesen. Aber zugleich darf es der Schüler dem geliebten und verehrten Manne dankend und preisend nachrufen, daß das Höchste, was von ihm bleibt, die sittliche Mahnung ist, die von seiner Persönlichkeit ausströmt. Hermann Baumgarten's geistiges Bild wird den Seinen ein Besitz und eine Kraft sein bis an den eigenen Tod. Denn auch bei ihm, wie er es von seinem liebsten Straßburger Helden gesagt, „steht über Allem, was er that, das was er war.“

Verbesserung. Auf S. LXXVIII Anm. 2 ist statt „straßburgische“ zu lesen „hallische“.

Chronologisches Verzeichniß der von Baumgarten veröffentlichten Schriften.

(Die mit * bezeichneten Schriften sind in diesem Band abgedruckt.)

1848—1852.

1. Artikel in der Deutschen Reichszeitung[1]), die in dem Verlag von Ed. Vieweg in Braunschweig erschien und von December 1848 bis April 1852 von Baumgarten redigirt wurde. Frühjahr 1851: Artikel Baumgarten's aus Süddeutschland („vom Neckar").

2. Sommer 1852: Artikel in der in Hannover erscheinenden „Zeitung für Norddeutschland."

1853.

3. Gervinus und seine politischen Ueberzeugungen. Ein biographischer Beitrag. Leipzig, W. Engelmann. 119 S. (anonym).

1859.

4. Deutschland und die italienische Frage. Zur Verständigung zwischen Nord und Süd. Nördlingen, Beck'sche Buchhandlung. 33 S. (anonym, März).

5. Was will Deutschland im italienischen Krieg? (anonym, April.)

6. Spanien unter den Habsburgern. Preußische Jahrbücher III, 58 ff. 123 ff.

7. Aus den spanischen Cortes von 1810. Sybel's Historische Zeitschrift II, 118 ff.

8. Recensionen von Peschel, Zeitalter der Entdeckungen; Gervinus, G. des 19. Jhd. III H. Z. I, 229 f. u. 234 ff. und von Mémoires de Miot de Melito III; Lua, Spanische Städterevolution im 16. Jh. u. Letourville, Ravignan ebenda II, 221 f. 233 f. 235 f.

1) Um von Baumgarten's reicher publicistischer Thätigkeit eine Vorstellung zu geben, sind hier in dieser summarischen Form auch die von ihm geschriebenen Zeitungsartikel verzeichnet — soweit sie uns bekannt geworden sind; eine detaillirte und erschöpfende Zusammenstellung dieser durchweg anonym erschienenen Artikel vermochten wir trotz der freundlichen Unterstützung der Redactionen mehrerer der fraglichen Zeitungen nicht zu liefern.

9. Correspondenzen aus Süddeutschland in Bd. III der Preuß. Jahrb. u. Besprechung von Reuchlin, Gesch. Italiens I ebenda IV, 307 ff.

10. Artikel in der Süddeutschen Zeitung.

1860.

11. Zum Jahresanfang. Preuß. Jahrb. V, 1 ff.

12. Rec. von Gervinus, G. des 19. Jhd. IV u. von Lafuente, Historia de España XXI u. XXII H. Z. III, 506 ff. u. IV, 509 ff.

13. Artikel in der Süddeutschen Ztg., der Preußischen Ztg.

1861.

14. Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution. Mit einer Einleitung über die innere Entwicklung Spaniens im 18. Jhdt. Berlin, G. Reimer XX u. 586 S.

15. Correspondenzen in den Preuß. Jahrbüchern.

16. Artikel in der Süddeutschen Ztg., der Frankfurter „Zeit", der Karlsruher Ztg.

1862.

17. Die deutsche Presse und die Frankfurter Pfingstversammlung. Frankfurt am Main, H. L. Brönner. 15 S.

18. Correspondenzen aus Süddeutschland in Preuß. Jahrb.

19. Artikel in der Südd. Ztg. (darunter eingehende Aufsätze in Nr. 120 ff.: Vier Jahre Preußischer Politik u. Nr. 174 ff. über Cavour.)

1863.

20. *Rede zur Feier des 18. Oktober. Im Rathhaussaale zu Karlsruhe. 8 S.

21. *Don Gaspar Melchor de Jovellanos. H. Z. X, 323 ff.

21. Don Carlos. Preuß. Jahrb. XII, 409 ff.

1864.

23. Das heutige Spanien. Preuß. Jahrb. XIV, 1 ff. 135 ff.

24. Artikel über Pombal in dem von Bluntschli und Brater hrsg. Deutschen Staatswörterbuch VIII, 151 ff.

25. Artikel in der Süddeutschen Ztg.

1865.

26. Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage I. (Staatengesch. der neuesten Zeit Bd. IX). Leipzig, S. Hirzel. XII u. 583 S.

27. Zur Vorgeschichte der Erhebung Italiens. Preuß. Jahrb. XVI, 409 ff.

28. Artikel über Spanien in Bluntschli's Staatswörterbuch IX, 559 ff.

29. Artikel in der Allgemeinen Ztg. (Nr. 277 ff. über Spanien).

1866.

30. Partei oder Vaterland. Ein Wort an die norddeutschen Liberalen. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 16 S. (anonym).

31. *Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik. Preuß. Jahrb. XVIII, 455 ff. 575 ff. Daraus besonders abgedruckt u. veröffentlicht im Verlag von G. Reimer. 114 S.

32. Artikel in der Allg. Ztg.

1867.

33. Zur Geschichte der französischen Intervention in Spanien (1823). H. Z. XVII, 41 ff.

34. Correspondenzen aus Süddeutschland in Preuß. Jahrb. XX, 302 ff. 565 ff.

1868.

35. Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage II. (Staatengesch. der neuesten Zeit XIV). Leipzig, S. Hirzel. XIV u. 618 S.

1869.

36. Der Kampf um die spanische Succession in den letzten Jahren König Ferdinands. H. Z. XXI, 352 ff.

37. Artikel über Spanien. Preuß. Jahrb. XXIII, 90 ff. 470 ff. 674 ff.

38. *Karl Brater. Preuß. Jahrb. XXIV, 706 ff.

39. Artikel in der Weserzeitung, Jan. bis Okt.

1870.

40. Deutsche Kriegspredigten I. (verfaßt am 17. Juli) 4 S.

41. *Wie wir wieder ein Volk geworden sind. Leipzig, S. Hirzel. (Von dieser im August u. September geschriebenen Schrift erschien noch im November eine zweite durch ein vom Anfang dieses Monats datirtes Vorwort vermehrte Auflage. XV u. 108 S.)

42. *Zur Beurtheilung der französischen Revolution. Preuß. Jahrb. XXVI, 651 ff.

43. Zahlreiche Artikel in der Weserzeitung (darunter in Nr. 8255 ff. eine Besprechung der Neuen Folge von Treitschke's Historischen und politischen Aufsätzen), Allg. Ztg., Karlsruher Ztg.

44. Rec. von G. Freytag, Karl Mathy H. Z. XXIII, 453 ff.

1871.

45. Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französ. Revolution bis auf unsere Tage. III. (Staatengesch. der neuesten Zeit XVII). Leipzig, S. Hirzel. XIII u. 640 S.

46. Rec. von F. Kapp, Friedrich d. Gr. u. Vereinigte Staaten und von Friedberg, Staat u. Kirche in Baden. H. Z. XXVI, 440 ff. u. 460 ff.

47. Mittheilungen in der Beilage der Allg. Ztg. Nr. 321 u. 353 aus Papieren von Georg Müller über Erzherzog Johann u. Kronprinz Ludwig.

48. Artikel in der Weserzeitung, Jan. bis Mai.

1872.

49. *Herder und Georg Müller. Preuß. Jahrb. XXIX, 23 ff. 127 ff.

50. Recension von Mejer, Römisch-deutsche Frage I; Roth von Schreckenstein, Karlsruher Archiv; Briefe von Elisabeth Charlotte hsg. v. Holland. H. Z. XXVIII, 207 ff. 223 ff. 442 ff.

1875.

51. *Archive u. Bibliotheken in Frankreich u. Deutschland. Preuß. Jahrb. XXXVI, 626 ff.

52. Die religiöse Entwickelung Spaniens. Vortrag gehalten am 22. Februar 1875 in der St. Nicolaikirche zu Straßburg. Straßburg, K. J. Trübner. 38 S. (Erschien 1877 in spanischer Uebersetzung u. d. T.: El desenvolvimiento religioso de España. Traducion por Eliano de Ugarte.)

1876.

53. *Jacob Sturm. Rede gehalten bei Uebernahme des Rectorats. Straßburg, K. J. Trübner. 34 S.

54. Zur Geschichte des Schmalkaldischen Kriegs. H. Z. XXXVI, 26 ff.

55. Recension von Mignet, Rivalité de François I et Charles Quint; Gachard, Voyages des souverains des Pays-Bas II; Baschet, Archives des affaires étrangères H. Z. XXXVI, 175 ff. 178 ff. 215 ff.

1877.

56. Rec. von L. Müller, Nördlingen im schmalkaldischen Krieg. H. Z. XXXVII, 177 ff.

57. Prorektoratsbericht, gedruckt in dem Bericht über das Stiftungsfest der Universität am 2. Mai 1877 bei Anwesenheit des Kaisers. (Straßburg 1877) S. 10 ff.

1878.

58. Ueber Sleidans Leben und Briefwechsel. Straßburg, Karl J. Trübner. 118 S.

59. Spanisches z. G. des 16. Jahrh. H. Z. XXXIX, 385 ff. und Rec. von Dobel, Memmingen in Reformationszeit ebenda XL, 517 ff.

1879.

60. *Straßburg vor der Reformation. Im neuen Reich. IX. Jhg. Bd. I, 43 ff.

61. Verhandlungen über die deutsche Bundesverfassung im Sommer 1814. Ebenda Bd. II, 549 ff.

62. Rec. von Varrentrapp, Hermann von Wied; Druffel, Tagebuch des Viglius; Villa, Campomanes. H. Z. XLI, 172 ff. 178 ff. 360 ff.

63. Dem Gedächtniß des Professor Dr. Ludwig Spach. Rede gehalten am 18. Oktober. 4 S.

1880.

64. *Ignatius von Loyola. Vortrag zum Besten der Ueberschwemmten Spaniens am 19. Nov. 1879 in Straßburg gehalten. Straßburg, Trübner. 34 S.

65. Rec. von Delaborde, Coligny I. H. Z. XLIII, 353 ff.

66. Besprechung von Friesen's Erinnerungen, Weserzeitung Nr. 12153 und 12180.

1881.

67. Sleidans Briefwechsel. Herausgegeben von Hermann Baumgarten. Straßburg, K. J. Trübner. XXXII u. 335 S.

68. Rec. von Maurenbrecher, Katholische Reformation. H. Z. XLVI, 154 ff.

69. Rec. von Philippson, Zeitalter Ludwigs XIV. Deutsche Literaturzeitung II. Jhg. c. 53 ff.

70. Besprechung von Sybel's Aufsatz über Napoleon III., Weserzeitung Nr. 12213 und 12214.

71. Artikel in Allgemeiner Deutscher Biographie XIV, 693 f. über Andreas Jung.

1882.

72 Vor der Bartholomäusnacht. Straßburg, K. J. Trübner. XIX u. 263 S.

73. Rec. von Combes, Entrevue de Bayonne H. Z. XLVIII, 174 ff.; von Th. Juste, Congrès-national de Belgique 1830/31. D. Lit. Z. III, 197 u. E. Rott, Henri IV, Les Suisses et la Haute Italie ebenda 1189.

74. Artikel in der Beilage der Allgemeinen Zeitung Nr. 39 über Janssen's Deutsche Geschichte, Nr. 267 über Janssen's Selbstvertheidigung, Nr. 340 ff. (6., 9., 12. Dez.) über Bd. II von Treitschke's Deutscher Geschichte.

1883.

75. Artikel in der Beil. der Allg. Z. Nr. 6 (6. Jan.) über Treitschke's Erwiderung auf B.'s Kritik.

76. Treitschke's Deutsche Geschichte. Straßburg, K. J. Trübner. XI u. 59 S. (Vorwort 1. Febr.; S. 1—42: Abdruck der oben erwähnten Artikel der Allg. Z., S. 43—59 Zusätze). Noch 1883 wurde eine zweite und dritte Aufl. veröffentlicht, diese vermehrt durch einen vom 29. Juni datirten Nachtrag von 16 S., der auch besonders erschien.

77. Nachtrag zur Geschichte der Bartholomäusnacht. H. Z. L, 385 ff.

78. Die Politik Leo's X. in dem Wahlkampf der Jahre 1518 u. 1519. Forschungen zur deutschen Geschichte XXIII, 521 ff.

79. Rec. von Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II.

D. L. Z. Jhg. IV c. 744 ff. und von Vogt, Bairische Politik im Bauernkrieg. H. Z. L, 347 ff.

80. Besprechung von Lerchenfeld, Bayerische Verfassung und Karlsbader Beschlüsse, Weserzeitung Nr. 13151.

1884.

81. Rec. von Ulmann, Kaiser Maximilian I D. L. Z. V Nr. 27 c. 983 ff.

82. Biogr. von Joh. Mich. Lorenz in Allg. D. Biogr. XIX, 179 f.

83. Trinkspruch auf Bismarck bei dem Fest zur Einweihung der Neubauten der Straßburger Universität im Okt. 1884, gedruckt im officiellen Festbericht S. 33 f.

1885.

84. Geschichte Karls V. Bd. I. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. XVI u. 536 S.

85. Rec. von Philippson, Contrerévolution religieuse. D. L. Z. VI Nr. 1 c. 15 und von Balan, Monumenta saeculi XVI ebenda Nr. 10 c. 356 ff.

86. Artikel der Beilage der Allg. Z. Nr. 250 (Z. G. der preußischen Reformzeit), Nr. 275 (die Aufhebung des Edikts von Nantes) u. Nr. 322 (Vlämisches).

1886.

87. Geschichte Karls V. Bd. II, 1. Hälfte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 382 S.

88. Artikel der Beilage der Allg. Z. Nr. 59 (Dahlmann) u. Nr. 309. 316. 326. 337. (Z. G. der neuesten Zeit.)

89. Rec. von Lenz, Rechenschaftsbericht Philipps des Großmüthigen. D. L. Z. VII c. 852 und von Decrue, Montmorency ebenda c. 1756 ff.

1887.

90. *Römische Triumphe. In Beyschlag's Deutsch-evangelischen Blättern XII Heft 1. Daraus separat abgedruckt als Nr. 2 der Flugschriften des evangelischen Bundes. 18 S.

91. Rec. von Redlich, Reichstag von Nürnberg. D. L. Z. VIII c. 1447 f.

92. Anzeigen von kunsthistorischen Arbeiten von Heiß u. von Bd. II der polit. Correspondenz der Stadt Straßburg in Beilage der Allg. Z. Nr. 27 u. 208.

1888.

93. Geschichte Karls V. Bd. II, 2. Hälfte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. VIII. S. u. S. 383—717.

94. *Zum Gedächtniß Kaiser Friedrichs. Rede bei der Gedenkfeier der Kaiser-Wilhelms-Universität am 30. Juni 1888 gehalten. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). 15 S.

95. Rec. von Häbler, Wirthschaftliche Blüthe Spaniens. D. L. Z. IX c. 1333 f.

1889.

96. Karl V. und die deutsche Reformation. Heft XXVII der Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Halle 1889. 88 S.

97. Biogr. von Tim. W. Röhrich in Allg. D. Biogr. XXIX, 68 f.

98. Differenzen zwischen Karl V. und seinem Bruder Ferdinand 1524. Quidde's Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft II, 1 ff.

1890.

99. Artikel der Beilage der Allg. Ztg. Nr. 3, 7, 15: Zur Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert.

100. Biogr. von Sand in Allg. D. Biogr. XXX, 338 f.

1891.

101. Karl V. und der katholische Bund von 1538. Quidde's Zeitschrift f. Gesch.-W. VI, 273 ff.

102. Rec. von Haym, Leben Duncker's in D. L. Z. XII c. 1028 ff.; Grießdorf, Zug Karls V. gegen Metz ebenda c. 1379; Ulmann, Maximilian I. Bd. II ebenda c. 1715 ff.

1892.

103. Geschichte Karls V. Bd. III. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. XVIII u. 371 S.

104. Anzeige der Nuntiaturberichte aus Deutschland (hrsg. von Friedensburg) I u. II. Quidde's Ztschr. f. Gesch.-W. VII, 333 ff.

105. Biographie von Sleidan in Allg. D. Biogr. XXXIV, 454 ff.

106. Rec. von Romano, Carlo V in Italia in D. L. Z. XIII c. 792 f.; Capasso, Legati al concilio di Vicenza ebenda c. 953; Froude, Armada ebenda c. 1335 f.; Dittrich, Nuntiaturberichte Morone's c. 1590 ff.

1893.

107. Rec. von Nitti, Leone X in D. L. Z. XIV c. 13 ff. und Lettere di Sarpi a Contarini ebenda c. 207.

Historische und politische
Aufsätze und Reden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I. Rede zur Feier des 18. Oktober 1863.

Im Rathhaussaale zu Karlsruhe.

So weit deutsches Land deutsche Männer trägt, lebt heute in allen Gemüthern dasselbe Gefühl der dankbaren Erinnerung, des vaterländischen Stolzes, der ernsten Freude. Niemand ist in unserem Volke so arm an Geist, daß er nicht wüßte oder heute nicht erführe, um was es sich heute handelt. Niemand ist so gleichgültig, daß heute nicht auch sein kaltes oder leeres Herz eine Ahnung durchzuckte von dem, was Vaterlandsliebe heißt und Bürgerpflicht. Niemand ist so verbittert, daß heute nicht auch ihn ein Hauch der Freude höbe und wenigstens etwas von Hoffnung in ihm zurück ließe.

So begegnen sich alle die Millionen deutscher Menschen, die sonst so viel kleiner und großer Hader trennt, heute in derselben einträchtigen Empfindung. Heute gibt es keine Parteien, keine feindlichen Glaubensbekenntnisse, keine Eifersucht zwischen Staat und Staat und Stamm und Stamm und Stadt und Stadt: heute sind wir Alle eins. Denn keine der Tagesfragen, die uns einander gegenüber stellt, keine ist groß genug, um an das große Andenken zu reichen, das uns heute verknüpft, und vor dem Glanze des nationalen Ruhmes, der heute in unseren Herzen aufleuchtet, verbleichen alle die kleinlichen Rivalitäten und Einbildungen, die uns sonst beherrschen mögen. Heute empfinden Alle, daß es für den Deutschen nur eine Größe gibt, die seines deutschen Vaterlandes, daß vor ihr alles Sonderleben sich beugen muß, daß ihr alle Glieder und alle Parteien zu dienen haben.

Und wahrlich, schätzen wir es nicht gering, daß uns ein=

mal Alle ein starkes Gefühl der Eintracht verbindet, denn das, was anderen Nationen dieses Gefühl mitten in den heißesten Kämpfen des Tages immer wieder erweckt: ein kräftiges erfolgreiches Zusammenstehen gegen das Ausland — das ist es ja eben, wonach wir bis heute vergebens uns sehnen. Fünfzig Jahre müssen wir in unserer Geschichte zurück gehen, um einen Punkt zu finden, in dem Alle sich mit Stolz als Deutsche fühlen dürfen. Und doch kann keine Nation gedeihen ohne dieses warme Gefühl der Gemeinsamkeit. Darum halten wir diesen Tag in Ehren als eine kostbare Quelle der Eintracht! Erfüllen wir uns Alle recht lebendig mit dem Bewußtsein, daß wir vor Allem Deutsche sind und dann erst Anhänger dieser oder jener Partei, dieses oder jenes Interesses. Wie von allen unseren Bergen heute die Feuer verkünden, daß in allen Gauen des deutschen Landes ein deutsches Fest gefeiert wird, so soll in uns diese Kunde eine Wahrheit sein.

Möchten wir aber ebenso wie in Empfindungen einig sein in Erkenntniß dessen, was diesem 18. Oktober eine so außerordentliche Bedeutung verleiht. Denn das patriotische Gefühl erhält immer nur durch die klare Einsicht Dauer und praktische Wirkung. Und namentlich uns Deutschen, die wir so gern in Empfindungen schwelgen, die wir so leicht enthusiastisch aufjauchzen, um den Tag darauf in die Engherzigkeit des Kleinlebens zurück zu sinken, die wir so reich sind an patriotischen Liedern und so arm an patriotischen Thaten, namentlich uns Deutschen geziemt es, in den eigentlichen Grund dieses Festjubels einzudringen, damit wir eine fruchtbare Ueberzeugung, einen ernsten Entschluß mit hinüber nehmen in das alltägliche Leben.

Wir feiern in der Leipziger Schlacht den großen Wendepunkt in dem Kampfe unseres Volkes um Unabhängigkeit und Ehre gegen den fremden Unterdrücker, den ruhmreichen Sieg, den wir nicht nur für uns, sondern für die ganze Welt errangen, die lange traurige Jahre unter einer beispiellosen Knechtschaft geseufzt hatte. Wir feiern den Tag, der es entschied, daß wieder deutsche Männer deutsches Land als freies Eigen inne hatten, nachdem sie lange Zeit dem fremden Herrn gedient, mit deutschem Gut und Blut fremde Herrlichkeit genährt hatten.

Ihr wißt Alle, wodurch dieses ehrwürdige, einst über allen Nationen mächtige deutsche Reich so tief gesunken war, daß gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts bei dem Erscheinen schwacher französischer Kolonnen jenseits des Rheins mehr als einmal das Land zitterte bis nach Wetzlar und Nürnberg, daß Fürsten, Stände und Städte sich in den Staub warfen, auch vor einem winzigen Heere, daß dann die mächtigsten Glieder in getrenntem Kampfe erlagen und das französische Banner unaufhaltsam vordrang bis an die russische und ungarische Grenze. Ihr wißt, daß dieses Elend über Deutschland kam, weil in diesem Lande zwar die Wissenschaften und Künste gediehen, das Leben des Hauses in Ehrbarkeit und Zucht blühte, Bauer und Bürger emsig schaffte in Feld und Werkstatt, aber der Staat traurig verkrüppelt war. Der Gang unserer geschichtlichen Entwicklung und der Trieb unserer Natur hatte uns Deutsche dem öffentlichen Leben beispiellos entfremdet, allen Sinn für öffentliche Interessen und Pflichten ertödtet, alles Gefühl für öffentliche Ehre erstickt. Wir hatten in unserer Weisheit, die alles Fernste und Kleinste umfaßte, die eine große Wahrheit vollkommen vergessen: daß alles menschliche Sein und Wirken zuletzt in der großen sittlichen Gemeinschaft des Staates wurzelt, daß der Einzelne nicht gedeihen kann, wenn der Grund, der ihn trägt, wenn der Staat nicht gedeiht, und daß der Staat nicht gedeihen kann ohne die ernste, hingebende, ausdauernde Thätigkeit der Bürger für staatliche Zwecke. Und obgleich wir uns, wohl nicht ohne Recht, als das frömmste Volk rühmten, so hatte doch das Vergessen jener Wahrheit und das Versäumen der in ihr liegenden Pflichten unser Leben ausgedörrt und allerlei kleinlichen Egoismus in ihm mächtig werden lassen. Es war aber diese Entfremdung von bürgerlicher Pflicht, bürgerlicher Ehre und bürgerlicher Tugend in unserm Volke zu dem Grade angewachsen, daß viele der besten deutschen Männer nicht nur gleichgültig das Elend des fremden Joches herankommen sahen, sondern die Einen unter dem Donner der Schlachten, welche uns dem Fremden unterwarfen, ungestört ihre philosophischen Betrachtungen fortsetzten, die Andern in jenem Elend gar ein besonderes Glück begrüßten.

Niemals, wahrlich, stand deutsche Ehre so tief, und wenn

wir als Menschen reich waren an allerlei Wissen und Tüchtigkeit, als Nation waren wir erbärmlich im stärksten Sinne des Worts. Eben dieser Abgrund der Schmach mußte uns umschließen, eben dieses Uebermaß unerhörter moralischer und materieller Leiden mußte uns niederdrücken, damit wir in uns gingen und einen neuen Menschen anzogen. Ja, meine Freunde, da das deutsche Volk in Knechtschaft und Elend am Boden lag, da erinnerte es sich seines Volksthums, des Ruhmes seiner Vorfahren, der Herrlichkeit seiner Sprache; da erfüllte es sich mit stolzem Selbstbewußtsein und bürgerlichem Pflichtgefühl, mit tapferem Muth und treuer Hingebung. Und sieben Jahre, nachdem diese innerliche Erneuerung begonnen, sieben Jahre nach der Schlacht bei Jena schlugen unsere Väter die Schlacht bei Leipzig, trugen die deutschen Fahnen in das Herz des feindlichen Landes und stellten die Selbständigkeit unseres Volkes ruhmreich her. Sie waren in der kurzen Zeit andere geworden, ganz andere. Darum konnte höchster Ruhm so schnell auf höchste Schande folgen, weil unser Volk so rasch durch eine ewig denkwürdige moralische Erhebung sich mit allen Tugenden ausgestattet hatte, die ein Volk groß machen und glücklich, weil es aus einem gleichgültigen ein im höchsten Grad begeistertes, aus einem kleinlichen ein nur auf die größten Aufgaben gerichtetes, aus einem egoistischen ein von lauterster Frömmigkeit durchglühtes, weil es aus einem zaghaften und furchtsamen Volke ein im höchsten Maße tapferes und muthiges geworden war. Wir dürfen es mit stolzem Selbstgefühl aussprechen: Kein Volk hat je die schwerste Prüfung ruhmreicher bestanden, als das deutsche Volk damals, kein Volk hat größere Anstrengungen mit größerer Begeisterung zugleich und ruhigerer Würde gemacht und im Siege den Uebermuth des Feindes mit edlerer Mäßigung gebeugt. Kein Volk hat je bessere Generale und Soldaten gehabt, als wir damals in Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, in ihren Veteranen und in den Freiwilligen, welche aus allen Gauen sich heran drängten, kein Volk edlere Männer als wir damals in Stein, Fichte, Arndt.

Das ist es, was uns heute mit so besonderer Wärme erfüllt, darin liegt der Zauber jener Freiheitskriege für jedes deutsche Gemüth, daß der beste Kern des deutschen Wesens nie

so rein und gesund herausgetreten ist, als in jener großen Erhebung. Wir haben damals nicht nur unsere Unabhängigkeit wieder errungen, sondern zu allem Guten und Edlen, was seitdem unter uns gediehen ist, damals den Keim gelegt. Damals begründete Freiherr von Stein, an die lange vergessenen Grundzüge deutscher Staatsbildung wieder anknüpfend, städtisches Selbstregiment, freie Bewegung in Besitz und Gewerbe; damals verwirklichte der Bauernsohn Scharnhorst den großen Gedanken der Volkswehr; damals sangen Körner, Arndt und Uhland die Lieder, welche bis auf den heutigen Tag unser Stolz sind und weckten wieder die Sangeslust eines freien Volkes; damals lenkte Jahn die Aufmerksamkeit auf die Leibesübungen und wurde der Vater der Turnerei; damals schuf Jakob Grimm die Wissenschaft der deutschen Sprache, grub die kostbaren, so lange vergessenen Erinnerungen unseres frühsten Volkslebens aus und gab der Phantasie unserer Kinder die köstliche Nahrung seiner Mährchen; damals wurden andere vom Geist der Zeit erfüllte Männer die Gründer einer neuen Wissenschaft in allen Gebieten der Forschung und die deutsche Kunst gewann damals kräftigen Schwung: kurz, alle unsere beste nationale Habe wurzelt in jener Zeit der nationalen Wiedergeburt.

Aber, sagen Manche, es mag wohl sein, daß jene Zeit groß war und ruhmreich, aber wie steht es mit der Gegenwart? Mit welchem Gewissen feiern wir die Erinnerung des höchsten Ehrentages, die wir selber so arm sind an nationaler Ehre? Und die so reden, ergießen sich in unendlichen Klagen und Anklagen und wissen die Trostlosigkeit unserer Lage nicht düster genug zu schildern. Wie ist es? Haben diese Männer ein Recht, so zu reden? Sie halten uns eine Gewissensfrage vor: wir dürfen die Antwort nicht schuldig bleiben an einem Tage, der uns so dringend zur strengsten Selbstprüfung auffordert.

Ich denke, es wird Niemand so verstimmt sein, daß er verkennen könnte die vielen und großen Fortschritte, welche unser Volk in den letzten fünfzig Jahren gemacht hat. Ich wenigstens möchte wohl behaupten, daß nach meiner Kenntniß der vaterländischen Geschichte das deutsche Volk kaum je in einem halben Jahrhundert eine so heilsame Entwicklung vollzogen hat als in dem hinter uns liegenden. Zwar zunächst nach der gewaltigen

Erhebung sank es, von den ungeheuern Anstrengungen eines fast zwanzigjährigen Kriegsstandes erschöpft, tief zurück in Gleichgültigkeit und Schlafsucht, so daß auf die ruhmvollen Tage von Leipzig und Waterloo die Kläglichkeit der Karlsbader und Wiener Beschlüsse folgen durfte, und das Land dem Druck einer eben so unfähigen wie unnationalen Staatskunst erlag. Aber die Keime der moralischen und politischen Erhebung, welche seit 1806 in allen deutschen Landen gepflanzt waren, konnten nicht ausgerissen, sie konnten nicht einmal in ihrem Wachsthum gehemmt werden. Wir wurden als Menschen freier und besser, als Bürger selbstständiger und treuer, als Deutsche einiger. Staat, Gemeinde und Haus gediehen gleichmäßig. Wir wurden in demselben Grade wohlhabender und unabhängiger, einsichtiger und kräftiger.

Aber freilich, so wenig dieser Fortschritt unseres deutschen Lebens in Abrede gestellt werden kann, eben so wenig wird irgend Jemand von uns läugnen, daß das bisher von uns Erreichte noch weit entfernt ist von dem Ziele, welches wir erreichen müssen. Ich brauche an diesem Festtage den Blick nicht zu verdüstern mit einer Schilderung der vielen und großen Mißstände, unter denen wir noch heute leiden, ja heute in viel höherem Maße als vielleicht seit lange. Ich brauche nicht darauf hinzuweisen, daß die Güter, welche der Heldenmuth unserer Väter vor fünfzig Jahren so ruhmreich rettete, die Unabhängigkeit der deutschen Welt, die Sicherheit des deutschen Besitzes, der feste Zusammenhalt der deutschen Kraft, daß alle diese theuersten Güter eines Volkes heute abermals von schweren Gefahren bedroht sind, für deren Abwehr uns keine zuverlässige Kraft zur Verfügung steht. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß eben jenes Land, welches sich in den großen Kämpfen des Jahres 1813 mit unvergänglichem Ruhm bedeckte und allen Deutschen mit dem Beispiel einer wundervollen Volkserhebung voranging, daß eben dieses Land heute die traurigste Mißregierung nur zu langmüthig erträgt und sich sogar nöthigen läßt, das Andenken seines größten Ehrentages außerhalb seiner Grenzen zu feiern. Uns Allen liegen diese Dinge schwer auf dem Herzen.

Aber, wahrhaftig, es wäre schlimm, wenn der heutige Festtag nicht vermöchte, oder wenigstens beitrüge, uns mit besseren

Hoffnungen für die Zukunft, mit unerschütterlichem Glauben an den hohen Beruf unseres Volkes und mit den ernsten männlichen Entschlüssen zu erfüllen, von denen alles Große im Leben abhängt. Wahrlich, wir wären die ganz unwürdigen Nachkommen jenes Geschlechts, dessen Thaten uns heute das Recht geben, stolz unser Haupt zu erheben unter den Völkern der Erde, wenn wir kleinmüthig verzagten, viel Kleineres zu vollbringen, als 1813 vollbracht wurde. Aber so Gott will, diesen härtesten Tadel wollen wir nicht verdienen bei Denen, die nach uns kommen. Unsere Söhne und Enkel sollen dereinst nicht von uns sagen: als der deutsche Name ausgetilgt schien in Knechtschaft und Elend, da ermannte sich das Volk vom Meere bis zu den Alpen und warf mit gesammelter begeisterter Kraft das Joch ab und zermalmte den Gewaltigen der Erde; als aber das deutsche Land blühte in Wohlstand und Bildung, als vierzig Millionen gesunder, kräftiger Menschen in ihm wohnten, beneidenswerth in jeder Art des Besitzes, da kränkelte in dem Genuß das Mark des Charakters und in fruchtlosem, weil schwächlichen Bemühen um die Vollendung der nationalen Wohlfahrt, um die Begründung nationaler Macht zerbröckelte das hoffnungsreiche Gebäude deutschen Glücks. Unsere Söhne sollen nicht von uns sagen: wir seufzen in schwerem Unglück, weil unsere Väter nicht verstanden Männer zu sein.

Daß es so dereinst von uns nicht heiße, dieser ernste, heilige Entschluß, ich bin es überzeugt, erfüllt heute alle deutschen Gemüther. Und weil wir dieses Entschlusses voll sind, weil wir uns gelobt haben, mit unsrer besten Kraft dem bedrohten Vaterlande zu dienen, weil wir uns mit der klaren Erkenntniß durchdrungen haben, daß all unser bürgerliches Gedeihen in Haus und Feld und Werkstatt auf Sand steht, so lange nicht die schützende Macht eines großen vaterländischen Staatswesens die Grenzen hütet, weil wir endlich als gewissenhaftes Volk die Pflicht verstanden haben, eben so gut unsern Mann zu stehen in der Gemeinde und im Staate als im Hause, weil diese Ueberzeugung, dieses Pflichtgefühl, dieser Entschluß uns eine feste Bürgschaft gibt für eine ehrenvolle Zukunft unseres Volks, darum und nur darum ist das ganze deutsche Land heute ein einziger Festplatz, darum und nur darum leuchten die Feuer

dem Himmel dankend von unseren Bergen, darum und nur darum ziehen heute die Abgesandten des Volks aus allen Gauen auf die geheiligte Wahlstatt, um dort, auf den Gräbern der Gefallenen das feierliche Gelübde der deutschen Menschheit nieder zu legen, daß die Todten nicht umsonst sollen geblutet haben.

Darum treten auch wir festen frohen Muthes im Geiste auf das Leipziger Schlachtfeld dankend, preisend, gelobend. Und Gott, der mit unsern Vätern war, er wird auch mit uns sein.

II. Don Gaspar Melchor de Jovellanos.

Als ich im zweiten Bande dieser Zeitschrift[1]) eine flüchtige Skizze der spanischen Entwicklung während des vorigen Jahrhunderts entwarf, sagte ich: „Die spanische Bildung dieser Zeit, mag man nun die wissenschaftliche und politische Einsicht, oder die humane Veredlung des Lebens und Empfindens ins Auge fassen, hat in Don Gaspar Melchor de Jovellanos ihren Höhepunkt erreicht.“ Damals konnte ich diesen Ausspruch nur durch eine allgemeine Charakteristik des ausgezeichneten Mannes, dessen Namen man bei uns kaum kennt, erhärten, und auch in meiner „Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution“ erlaubte der Zusammenhang nicht, den edlen Asturier eingehend zu schildern, weil er geistig und zeitlich mit seiner vollen Bedeutung in einer etwas späteren Periode als der dort behandelten steht. Die in vieler Hinsicht schönste, innerlich lohnendste Aufgabe, welche meines Erachtens dieser Zeitraum der spanischen Geschichte bietet, ist mir so noch geblieben; ich will versuchen, hier wenigstens einen Theil derselben zu lösen.

Jovellanos[2]) wurde am 5. Januar 1744 in Gijon, der be-

1) [Der von Sybel herausgegebenen Historischen Zeitschrift, in deren zehntem Band S. 323 ff. Ende 1863 der folgende Aufsatz zuerst veröffentlicht wurde.]

2) Für das Biographische bilden die Memorias para la vida del excmo Señor D. Gaspar Melchor de Jovellanos por D. Juan Agustin Cean Bermudez, Madrid 1814, die bis heute meines Wissens durch nichts wesentlich erweiterte Hauptquelle. Bermudez, dessen Werke über die römischen Alterthümer und die Kunstgeschichte Spaniens bekannter sind, war von früh an mit Jovellanos innig befreundet und mit den Details seines Lebens so vertraut, daß er verschiedentlich sogar eigene Angaben desselben berichtigt. In allem Thatsächlichen durchaus zuverlässig, ist das

deutendsten obwohl damals nur etwa 3000 Einwohner zählenden Hafenstadt Asturiens geboren. Sein Vater Don Francisco Gregorio Jove Llanos y Careño, von sehr altem Geschlechte aber geringem Besitze, hatte der edlen Doña Francisca Apolinaria Jove Ramirez die Hand gereicht, der Tochter des Marques San Esteban del Puerto, einer Dame von seltener Schönheit und großen Tugenden, die ihn mit neun Kindern beschenkte, fünf Söhnen und vier Töchtern. Don Francisco nahm in Gijon eine sehr hervorragende Stellung ein; er war regidor und alferez mayor, was wir etwa mit Kämmerer und Stadthauptmann wiedergeben könnten; mehr aber als das bedeutete sein erleuchteter Patriotismus, seine Gelehrsamkeit und poetische Begabung. Diese geistigen Gaben hatten sich als das beste Erbtheil auf die zahlreiche Familie verpflanzt: die sämmtlichen Kinder machten sich durch die eine oder andere Fähigkeit bemerk-

Buch dagegen sehr arm in Allem, was die geistige Würdigung angeht. Die späteren Herausgeber der Werke haben diesem Mangel in nichts abgeholfen. Der frühste unter ihnen, D. Ramon Maria Cañedo, welcher Madrid 1830 bis 1832 eine Coleccion de varias obras en prosa y verso veranstaltete, benutzte wenigstens das von Bermudez gelieferte Material mit einiger Sorgfalt. Sein nächster Nachfolger D. Venceslao de Linares y Pacheco, dessen Ausgabe Barcelona 1839 in 8 Bänden erschien, giebt nichts als einen sehr mangelhaften Auszug aus Bermudez. Und was den neuesten Bearbeiter, D. Candido Nocedal, betrifft, so begreife ich nicht, wie Lafuente in seiner Historia de España t. 23 p. 95 von der biographischen Einleitung sagen mochte, sie sei „un elocuente discurso basado sopre lo que ha encontrado de mas autentico acerca de la vida del autor.“ Sie ist nichts als eine zugleich lückenhafte und weitschweifige Verwässerung der Daten Bermudez', und ihre „Beredtsamkeit“ reducirt sich auf eine lästige Fülle z. Th. komischer Ausfälle gegen den Liberalismus der Gegenwart. Dagegen hat diese neueste Sammlung in sich einen höheren Werth, als man nach dem Urtheile Ticknors in der eben erschienenen verbesserten Ausgabe seiner History of spanish literature t. 3 p. 456 vermuthen sollte. Nocedal hat manche bisher unbekannte Stücke, darunter namentlich sehr werthvolle Briefe, zum ersten Male veröffentlicht, Unechtes ausgeschieden und eine verständige Ordnung nach sachlichem und chronologischem Gesichtspunkte durchgeführt. Ich werde daher immer nach Nocedals Ausgabe citiren, obwohl von ihr der letzte Band wenigstens noch nicht nach Deutschland gekommen ist. Sie bildet bis jetzt den 46. und 50. Band der trefflichen Bibliotheca de autores españoles, welche Rivadeneyra in Madrid herausgiebt.

lich; die Schwestern, welche Ehen mit Männern aus den ersten Häusern des Landes schlossen, galten als Vorbilder häuslicher und geselliger Tugenden; die Brüder thaten sich durch wissenschaftliche Kenntnisse und künstlerische Fertigkeiten hervor. Die Stadt blickte mit Stolz auf dieses Geschlecht, dessen sämmtliche Glieder neben den inneren Vorzügen reich waren an Wohlgestalt und Anmuth. Immerhin reichte das aber nicht aus, ihnen Allen den Lebensweg zu ebenen. „Niedergebeugt, erzählt Bermudez, von der Last einer so zahlreichen Familie, dachten die Eltern daran, einen der Söhne der Kirche zu weihen, damit er seine Geschwister unterstützen könne, und sie warfen ihr Auge auf Don Gaspar, der sich ihnen wegen seiner Lernbegierde und reichen Anlagen am besten für diesen Beruf zu eignen schien. Nachdem er rasch die Elemente und das Latein in Gijon erlernt, brachten sie ihn nach Oviedo (der vier Meilen entfernten Hauptstadt Asturiens und Sitz des Bischofs) auf die dortige Universität, um die Philosophie zu studieren, wobei er einen raschen Geist und einen seltenen Scharfsinn für das Verständniß der dunkeln und verwickelten Methode der Scotistischen Schule bewies. Dann mit dreizehn Jahren gab ihm der hochwürdige Bischof die erste Tonsur, damit er die Diakonatspfründe von San Bartolomé de Nava erhalten könne, wofür ihn seine Tante, die Aebtissin von San Pelayo, präsentirt hatte.“ Darauf bezog er die Universität Avila, um sich vornehmlich dem Studium beider Rechte in dem Hause des hochansehnlichen Prälaten Don Romualdo Velarde y Cienfuegos zuzuwenden, einem Seminar für den asturischen Adel, aus welchem viele würdige Juristen und Geistliche hervorgegangen waren. Hier wurde er 1761 mit einem Canonicat und 1763 mit einer dritten Pfründe ausgestattet, und nachdem er dann seine Studien in Avila als Baccalaureus und Licenciat beendet, verlieh ihm der Prälat ein Canonicatsstipendium in Alcalá de Henares, wo Jovellanos noch bis 1766 mit Studien, Disputiren und Dociren zubrachte.

Um recht zu verstehen, was dieser Bildungsgang eigentlich bedeutete, um zu erfahren, mit welchen Kenntnissen die Schule von Gijon und die Universitäten von Oviedo, Avila und Alcalá unseren Don Gaspar ausstatteten, müssen wir einen Augenblick bei dem damaligen Zustande des spanischen Unterrichts-

wesens verweilen, von dem man sich in Deutschland nicht ganz leicht eine richtige Vorstellung machen kann. Damals und bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts gab es in Spanien streng genommen weder Elementar- noch Mittelschulen. Die Elementarschulen, welche existirten, in den Klöstern und anderen Stiftungen oder von den Gemeinden unterhalten, hatten nicht die Volksbildung, sondern lediglich die Vorbereitung künftiger Theologen oder Beamten zum Zweck und waren deshalb großentheils mit den zahllosen Lateinschulen verbunden, welche nicht nur in den kleinsten Städten, sondern sogar in vielen Dörfern gefunden wurden. Hier gaben meist die sogenannten Domines, im höheren Studium gescheiterte Candidaten, den Unterricht, das, was man Grammatik nannte. Obwohl weder die Muttersprache, noch Mathematik, Geschichte oder Geographie die geringste Berücksichtigung fanden und die modernen Sprachen so gut wie das Griechische vollkommen ausgeschlossen waren, machten doch die „Studenten der Humanität" in der Sprache Latiums erstaunlich geringe Fortschritte. Jahrelang mit dem Herplappern der versificirten Regeln nach lateinisch geschriebenen Grammatiken von Lehrern geplagt, welche selber gewöhnlich nie den Livius oder Horaz gesehen hatten, waren sie nur selten im Stande, einen römischen Autor zu lesen. Nach 1845, von welchem Jahre die Einführung eines erträglichen Unterrichtswesens in Spanien datirt, fand man unter hundert Studenten der Rechte kaum zwölf, welche Cicero oder Virgil verstanden. Neben dem Latein wurde nur noch Rhetorik und Poetik, ebenfalls in lateinischer Sprache, getrieben. Diese zweideutigen Fächer, die man gern aus den obersten Klassen mancher deutschen Lyceen verschwinden sehen würde, vollendeten den Unverstand der spanischen Lateinschulen, in denen zehn- und elfjährige Knaben mit ihren leeren Formeln gemartert wurden.

Mit zwölf Jahren war gewöhnlich das Studium der humanidades beendet, und es folgte die „Philosophie", die man auch noch facultad de artes nannte. Der junge Geist wurde hier in die Geheimnisse der Scholastik eingeweiht, in die kleine und die große Logik, in die Kategorien und Argumente des mißverstandenen Aristoteles, in die Kenntniß der ratio quae und der ratio sub qua, in das ganze Chaos der Syllogistik

mit ihren Capiteln des Baralipton, Fapesmo, Frisesorum, Felapton und wie die barbarischen Capitel sonst heißen, die man in einem barbarischen Latein vortrug. Die Theologen sollten diese Tortur vier, die Juristen und Mediciner zwei Jahre durchmachen. Darauf folgten die höheren Facultäten, denen man eine ebenso ungebührlich lange Zeit widmete, wie die eigentliche Schulzeit verkürzt wurde. Auch in den Fachstudien herrschte die im Lauf der Zeiten ihrer ursprünglichen Kraft vollkommen entkleidete scholastische Methode um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf den spanischen Universitäten noch mit derselben Unbedingtheit, wie bei uns dreihundert Jahre früher; auch hier wurde Alles in Latein verhandelt. Alle Katheder befanden sich in den Händen von Geistlichen, welche die Abhandlungen spanischer Gelehrten des sechszehnten Jahrhunderts über einzelne Materien mit solcher Breite vortrugen, daß ein acht- oder zehnjähriges Studium immer nur einen geringen Theil der besonderen Wissenschaft umfaßte[1]). Was man auf diesen Universitäten, deren Spanien damals noch vierzig zählte, lernte, war für die meisten weniger als nichts; die seltenen freiern Köpfe gewannen daraus nur die Ueberzeugung von der absoluten Verkehrtheit dieser Studieneinrichtung. Jovellanos hatte wenigstens das Glück, daß in Alcalá, einer der drei universidades mayores, gerade während seiner Studentenzeit der erste Hauch eines neuen Geistes sich zu regen begann, während die beiden anderen mayores, Salamanca und Valladolid, den späteren Reformen Karls III. einen ebenso bornirten wie unerschütterlichen Widerstand entgegen stellten.

1766 ging Jovellanos nach Madrid, um sich mit Empfehlungsbriefen für ein Canonicat an der bischöflichen Kirche von Tuy in Galicien ausstatten zu lassen. Hier riethen ihm sein Onkel, der Herzog von Losada, und sein Vetter, der Marques von

1) Ueber das spanische Unterrichtswesen besitzen wir eine klassische Arbeit von D. Antonio Gil de Zárate: De la instruccion pública en España. Madrid 1855. 3 tom. Zárate war von 1844 bis 1851 Director des Unterrichtswesens und hat in dieser Zeit mit großer Umsicht und Geschicklichkeit den Grund zu einer umfassenden Reform gelegt. Sein Buch gehört sicherlich zu den besten, welche die spanische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts besitzt.

Casa-Tremañes, von der Verfolgung der geistlichen Laufbahn ab, die eben damals durch die schärfere antiklericale Wendung des Königs, welche mit der Ernennung des Grafen Aranda zum Präsidenten des Raths von Castilien signalisirt wurde, ihres früheren Glanzes entkleidet zu werden begann. Bis dahin waren zu den höchsten Würden des Staats nur Geistliche befördert; in Aranda sah man den ersten weltlichen Präsidenten des obersten Raths, einen Mann von so weltlicher Gesinnung, von so ausgesprochener Feindseligkeit gegen die hierarchischen Traditionen, daß plötzlich die juristische Carriere den Vorsprung gewann vor der Tonsur. Jovellanos wird schwerlich dem Rath seiner hohen Verwandten sehr widerstrebt haben. Da er in seinen Studien die kirchenrechtlichen Disciplinen hauptsächlich gepflegt hatte, stand dem Uebergang vom theologischen zum richterlichen Beruf auch in dieser Hinsicht nichts im Wege in einem Lande, wo die akademische Vorbereitung so wenig bedeutete wie die Wissenschaft in der Praxis. 1767 wurde er zum Criminalrichter bei der Audiencia in Sevilla ernannt, und Anfang 1768 brach er nach Andalusien auf, um in dem von der Natur so überreich gesegneten Lande des Guadalquivir zehn glückliche Jahre zu verleben. Schon damals muß in ihm die Kraft des Geistes und Charakters unverkennbar gewesen sein. Denn als er sich von Aranda verabschiedete, entließ ihn dieser mit einem eigenthümlichen Auftrage. Von der stattlichen Figur und dem schönen ausdrucksvollen Kopfe mit reichem blonden Haar gefesselt, sagte er zu Jovellanos: „Seid Ihr mit Eurer blonden Perrücke geschmückt, um sie einzuzwängen, wie die andern Steifkragen? Nein, ich befehle Euch, Ihr sollt das Haar nicht schneiden, keine Perrücke tragen, sondern Eure eigenen Locken wachsen lassen bis an die Schulter; Ihr sollt einen Anfang machen mit der Verbannung dieser Thorheiten, die nichts beitragen zur Würde der Toga.“

Mit dieser Mission, in dem Lande der Etiquette schwieriger als es scheinen mag, kam Don Gaspar, der Sohn des äußersten Nordens, in dem fremden Sevilla an. Daß sie ihm sein neues Leben nicht verdarb, beweist allein für seine gewinnende Persönlichkeit. Der Anstoß, den die fehlende Perrücke gab, wurde rasch verwischt durch die liebenswürdige Jugend, den reichen

Geist und den reinen Sinn, welcher rasch alle Besten Sevillas in warmer Freundschaft mit dem Ankömmling verknüpfte. Obwohl ohne eigentliche Vorbereitung für das Richteramt wurde er doch in Kurzem das regelmäßige Organ seines Collegiums in allen schwierigen Fällen, und seine allseitige Tüchtigkeit führte ihn nicht allein nach wenigen Jahren in die obere, mehr administrative Abtheilung der Audiencia, sondern brachte ihm eine Reihe anderer Commissionen, durch welche die Regierung ihn ehrte. Rasch aber griff er über seine eigentliche Berufsthätigkeit hinaus. Sevilla nahm damals seinen vollen Theil an der Belebung der spanischen Politik und Literatur, welche eben damals in so erfreulicher Weise durchgriff; Don Pablo de Olavide, bekannt als eines der letzten Opfer der Inquisition, leitete von Sevilla aus die deutschen Ansiedelungen auf der Sierra Morena und bildete in seiner Tertulia einen anregenden Mittelpunkt für alle strebsamen Geister; der fromme Bruder Diego Gonzalez, einer der originellsten Dichter jener Zeit, belebte die poetischen Neigungen Jovellanos'; Don Luis Ignacio Aguirre, zurückgekehrt von einer Reise durch die wichtigsten Länder Europas, brachte reiche Schätze fremder Literatur mit und unterstützte Olavides Hinweisung auf das Beispiel der Engländer und Franzosen. Die glücklichen Jahre des hoffnungsvollen Aufschwungs einer aus tiefstem Verfall sich erhebenden Nation trafen für Jovellanos zusammen mit seiner besten Jugendkraft, und mit frischem Enthusiasmus, mit wärmstem Eifer warf er sich in die vorwärts strebenden Tendenzen seines Volkes und seiner Zeit hinein. Schon damals aber umfaßte sein Blick die verschiedensten Gebiete. Während er mit seinen Freunden und Freundinnen poetisch scherzte, der jungen Schule von Salamanca seinen spornenden Rath lieh und sogar zweimal einen Streifzug in das dramatische Gebiet[1]) wagte, verfolgte er eifrig die

1) Es scheint mir überflüssig, über den poetischen Werth dieser Arbeiten J.' zu reden, da er selber ihnen nie eine höhere Bedeutung beigelegt und sie lediglich als Spiel der Jugend betrachtet hat. Sein frühestes größeres Werk war die Tragödie Pelayo (1769), die nur gegen seinen Willen in den Druck gekommen ist. El delincuente honrado, eine 1773 geschriebene Komödie, ist sicher, wie außerordentlichen Beifall sie auch in Spanien gefunden hat, ebensowenig von dichterischer Genialität durchglüht

kunstgeschichtlichen Untersuchungen seines Freundes und Landsmanns Cean Bermudez, sein Auge an den damals noch nicht geplünderten Meisterwerken der Schule von Sevilla weidend; und während sein Beruf ihn in die Jurisprudenz führte, ging seine früh ausgesprochene Neigung auf die Geschichte seines Landes, auf Sammlung von Urkunden und Inschriften, vor Allem aber darauf, die Lehren der Geschichte fruchtbar zu machen für die Gegenwart und an ihrer Hand die nationale Reform zu fördern, wo sich immer eine Gelegenheit bot.

Ich habe an anderem Orte[1]) gezeigt, was die wichtigste Aufgabe des spanischen Lebens im achtzehnten Jahrhundert war, und was von der Regierung Karls III., von seinen erleuchteten Räthen Aranda, Campomanes, Floridablanca gethan wurde, um diese Aufgabe zu lösen. Jovellanos war bestimmt, an diesen segensreichen Arbeiten der siebenziger und achtziger Jahre einen hervorragenden Antheil zu nehmen. Schon als Student machte er keine Reise, ohne die Zustände der besuchten Gegend sorgfältig zu beobachten. Als er von Madrid nach Sevilla ging, erregten die Colonien der Sierra Morena seine lebhafteste Theilnahme, und in Sevilla selbst vertiefte er sich alsbald in die umfassendsten ökonomischen Forschungen, die ihn nach einigen Jahren befähigten, sogar die Gelehrsamkeit Campomanes' auf Uebersehenes aufmerksam zu machen, und in verschiedenen Berichten der Audiencia sowie in zahlreichen Vorträgen, welche er in der Patriotischen Gesellschaft Sevillas hielt, den Ruf eines der unterrichtetsten und geistvollsten Nationalökonomen seiner Zeit zu erwerben, ehe er die Mitte der dreißiger Jahre erreicht hatte. So hervorragende Leistungen mußten bei der Armuth des Landes an geistigen Kräften sein glückliches Leben in Sevilla bald stören; im August 1778 wurde er als alcalde de casa y corte nach Madrid versetzt.

Besäßen wir eine Biographie Jovellanos', wie er sie längst

wie die Oden und Satiren von J.; aber das geringschätzige Urtheil Schacks wird man deshalb doch nicht billigen, und hier wie anderswo lieber Ticknor beipflichten. Für die Würdigung J.' im Ganzen bedeuten aber seine Poesien kaum mehr, als etwa die Sonette und Oden W. v. Humboldts bei der Schätzung dieses Mannes in Betracht kommen.

1) In der Einleitung zu der „Geschichte Spaniens."

verdient hätte, so würde uns sein Leben in Sevilla sicherlich das Bild eines seltenen Glückes, einer durch nichts getrübten Entfaltung reicher Kräfte des Geistes und Charakters auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Schaffens und Empfindens gewähren. Jetzt kennen wir nur wenige verlorene Züge. Wenn uns Cean Bermudez erzählt, wie er trotz drückenden Geldmangels die dem Richter gewohnheitsmäßig zufließenden Sporteln beharrlich zurückgewiesen, wie er im ärmlichsten Zimmer unter vielen und seltenen Büchern gelebt, wie er, kaum in den Besitz eines etwas besseren Gehalts gelangt, sofort seine Pfründen aufgegeben, wie er mitten in eigener Noth jedem fremden Unglück mit fast unkluger Aufopferung beigesprungen und sein Haus stets von Bauern und Handwerkern belagert gewesen sei, die Rath oder Geld bei ihm suchten; wenn wir hören, wie er den Angeklagten mit aller Energie die Qualen der Tortur milderte, die Gefängnisse regelmäßig besuchte und in ihnen die Barbarei schmutziger Wohnungen und elender Kost verfolgte; wenn wir sehen, wie Sevilla ihm Ehren auf Ehren nach Madrid nachsandte, so ahnen wir wohl, wie unser Jovino dort an dem schönen Baetis die Tage verbrachte. Aber eine etwas klarere Vorstellung geben allein einzelne seiner lyrischen Gedichte, deren Anspielungen freilich großenteils unverständlich sind. Von der ausgedehnten Correspondenz Jovellanos' aus jener Zeit ist bis jetzt ein einziger Brief bekannt! Die lyrischen Ergüsse stehen in den Sammlungen, ohne daß sich Jemand die Mühe genommen hätte, die Zeit der Abfassung festzustellen, und wer jene ebenso tugendhafte als schöne Andalusierin war, welche Jovellanos' unter dem Namen Galatea feiert, danach zu forschen scheint noch Niemand in den Sinn gekommen zu sein. Jedenfalls war sein Leben in Sevilla reich an vollster Befriedigung; er riß sich von seinen dortigen Freunden so schwer los, als wäre die Versetzung in die Hauptstadt eine Verbannung gewesen. Sein Abschiedslied an die Freunde in Sevilla[1]) trägt einen so leiden-

1) Voyme de ti alejando por instantes,
oh gran Sevilla! el corazon cubierto
De triste luto, y del contino llanto
Profundamente aradas mis mejillas etc. t. I p. 39 in der Ausgabe von Nocedal.

schaftlichen Ausdruck der Trostlosigkeit, daß wir Deutschen ihn bei einem so ernsten, kräftigen Manne gar nicht begreifen.

Das Madrid des Jahres 1778 war ein wesentlich anderes als dasjenige, welches Jovellanos zehn Jahre früher kennen gelernt hatte. Im Februar 1777 war Floridablanca an die Spitze der Regierung getreten, nachdem er in Rom die Aufhebung des Jesuitenordens durchgesetzt und damit die Emancipation des Staats von der Hierarchie, soweit sie damals sich erreichen ließ, gekrönt hatte. Nun gewannen die weitreichenden geistigen und politischen Vorbereitungen der früheren Jahre erst ihren vollen praktischen Sinn: die Reform in allen Lebensgebieten wurde der consequent durchgeführte Gedanke der Regierung, den auch der thöricht erneuerte Krieg mit England nicht zu beirren vermochte. Campomanes stand damals auf der Höhe seiner genialen Wirksamkeit; von ihm geweckt sammelten die patriotischen Gesellschaften aller Orten die besten Kräfte zu reicher, gemeinnütziger Thätigkeit; eine stattliche Reihe begabter und eifriger Männer standen um die Führer versammelt und in Literatur und Leben, in Unterricht und Gesetzgebung, in Wissenschaft und Kunst regten sich zahlreiche Hände mit einem hoffnungsvollen Eifer, wie es Spanien noch nie gesehen hatte. Zugleich wurde die Last hinderlicher Privilegien und der Unfug der Universitäten, die Masse der verderblichen Nationalvorurtheile und der schlechten Gesetze, die Unwissenheit und die Trägheit von allen Seiten angegriffen. Hier bedeckte sich das Land mit Spinn- und Nähschulen, dort wurden Kanäle gegraben, Straßen und Brücken gebaut; hier regte es sich in den Akademien und Gesellschaften, dort stellten sich einsichtige Prälaten an die Spitze ihres Klerus, um die reichen Schätze der Kathedralen nicht mehr zur Fütterung des Bettels, sondern zur Weckung lohnender Thätigkeit zu verwenden. Der Erfolg freilich dieser löblichen Anstrengungen zeigte sich mehr auf der Oberfläche, als daß er die Tiefe des Lebens ergriff: wie hätte es bei so beispiellos verrotteten Zuständen anders sein können! Aber das Streben war ja nur um so respektabler. Das achtzehnte Jahrhundert kennt keine besseren, einsichtigeren Patrioten als Campomanes und seine Genossen.

Unter ihnen nahm Jovellanos sofort eine bedeutsame

Stellung ein. Er stand auf dem Höhepunkt männlicher Kraft. Ein reiches Wissen, eine mannigfaltige Erfahrung, eine seltene Fülle der verschiedensten Gaben, die auszeichnende Anerkennung, mit welcher ihn die Hauptstadt Andalusiens begleitete, wie sollte ihm das Alles in dem damaligen Madrid nicht die Wege des Einflusses geebnet haben! Campomanes empfing ihn mit offenen Armen und führte ihn sofort in die Akademie der Geschichte ein, während die Patriotische Gesellschaft der Residenz ihn noch, während er in Sevilla war, zum Ehrenmitgliede ernannt hatte. Was Madrid damals an bedeutenden Männern besaß, reichte dem ebenso liebenswürdigen als tüchtigen Freunde von Campomanes eine freundliche Hand; in gleichem Maße erweiterte sich ihm der Gesichtskreis wie der Wirkungskreis. Von der verzweifelten Stimmung, mit der er sich von Sevilla trennte, sehen wir bald keine Spur mehr, obwohl sein eigentlicher Beruf, die Verfolgung der Verbrecher der Hauptstadt, seiner Natur höchst widerwärtig war. Aber schon 1780 wurde er davon befreit, indem die Regierung ihn zum Mitgliede eines der hohen Räthe der Monarchie ernannte, und zwar desjenigen, welcher mit der fast souveränen Verwaltung der ausgedehnten Gebiete der vier großen Ritterorden betraut war. Nun konnte er die Arme freier wegen. Am 4. Juni desselben Jahres wählte ihn die Akademie der schönen Künste zu ihrem Mitgliede und übertrug ihm schon bei der nächsten Preisverteilung die Festrede; die Akademie der castilianischen Sprache erwies ihm am 24. Juli 1781 dieselbe Ehre; auch sie ließ sich durch ihn beim Geburtstage des Königs vertreten und zeigte, als sie ihn in die für eine correcte Ausgabe des Fuero-juzgo gebildete Commission wählte, wie sie ihn als Kenner der ältesten spanischen Sprache und der Rechtsalterthümer schätzte[1]).

Sein Einfluß bei der Regierung war von der Art, daß nicht leicht ein Rath oder eine Empfehlung von ihm unbeachtet

1) Jovellanos gehörte zu den Ersten, welche das Studium der spanischen Rechtsgeschichte erfolgreich in Angriff nahmen. Mit unermüdlichem Nachdruck wies er bei jeder Gelegenheit auf die Nothwendigkeit hin, diesem Studium in der Bildung der Juristen einen hervorragenden Platz anzuweisen.

blieb. Freilich wußte man ja auch, daß er nie durch andere Beweggründe in seinem Urtheilen und Thun bestimmt wurde, als durch das einsichtigste Interesse am öffentlichen Wohl, daß dieses Interesse weder vor Schwierigkeiten zurückschreckte, die nach der Lage der Dinge überhaupt zu überwinden waren, noch sich je zu schädlichen Wagnissen fortreißen ließ. In Allem, was uns von der Feder Jovellanos' aus den ersten achtziger Jahren erhalten ist, tritt uns jene gesunde Reife des Geistes entgegen, welche in der Kraft des Unternehmens und der Sorgfalt des Ueberlegens, in der Wärme für die vorliegende Aufgabe und der kaltblütigen Erwägung der Gesammtlage, in der Verbindung der theoretischen und der praktischen Begabung sich ausprägt. Diese spanische Gesellschaft, welche fast in Allem mit den ersten Elementen zu beginnen hatte, gab ihren geistigen Führern eine eigenthümliche Stellung. Dem heutigen Beobachter, der weiß, wie traurig alle jene kaum keimenden Saaten bald von einem nichtswürdigen Günstlingsregiment nieder getreten werden sollten, uns erscheinen jene Männer wie von tragischem Verhängniß umstrickt; ihnen selbst aber lachte damals die frohste Aussicht in eine glückliche Zukunft, und beflügelt von dieser Hoffnung, erfüllt von den Bildern einer ruhmreichen nationalen Vergangenheit bauten sie zugleich auf althistorischem Boden mit der Rüstigkeit der ersten Gründer. Alles lag ihnen offen, Alles sollte gewissermaßen zum ersten Male versucht werden. Es kam ihnen etwas von jener unvergleichlichen Gunst der antiken Verhältnisse zu Statten, welche dem Einzelnen erlaubten, alle Kräfte gleichmäßig zu einer harmonischen Humanität zu entfalten. In dem damaligen Spanien konnte man zugleich Staatsmann und Gelehrter sein, zugleich an der Spitze des öffentlichen Lebens stehen und in allen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst schöpferisch mitarbeiten und doch das Leben als Mensch und Freund reichlich genießen. Tritt dies schon bei Campomanes hervor, so ist es der charakteristische Zug von Jovellanos, daß sich in ihm eine Fülle der Thätigkeiten, eine Allseitigkeit der Begabungen darstellt, wie sie in der modernen Welt nur außerordentlich selten begegnet. Der rastlos thätige Rath der Orden, das mit zahlreichen Fachstudien beladene Mitglied dreier Akademien, der Vorsitzende der Patriotischen Gesell-

schaft, die damals fast wie eine Volksvertretung angesehen war, der Verfasser manchen Band füllender nationalökonomischer und politischer Gutachten über die wichtigsten Fragen ist der intime Freund des jungen talentvollen Dichters Melendez Valdes, steht in lebhaftester Correspondenz mit vielen in Wissenschaft, Kunst und Leben hervorragenden Landsleuten, Engländern und Franzosen, lebt mit seiner Familie in der Heimath in wärmstem Zusammenhang und hat endlich für jedes kleinste locale Interesse seiner Vaterstadt, für den Bau eines neuen Thores, die Verbesserung des Hafens, die Anlage einer Baumpflanzung eine so thätige Theilnahme, daß man, wenn man seinen Briefwechsel mit den Freunden in Gijon liest, zu der Vorstellung kommt, als hätten ihn diese asturischen Kleinigkeiten ganz ausgefüllt. Aber nicht allein das erinnert uns an die glücklichen Zeiten der alten Welt. Es kommt hinzu, daß dieser der Totalität des Lebens mächtige Geist in einem schönen Körper wohnt, und daß der Fülle der Gedanken eine Sprache als Organ dient, die auch den Fremden durch klaren Wohllaut und harmonische Gliederung erquickt.

Den zehn Jahren ungetrübten Glückes in Sevilla, wie es ein junger Mann nur ersehnen mag, folgten zehn Jahre des Wirkens und Schaffens in Madrid, die uns die gereifte Manneskraft in beneidenswerther Entfaltung zeigen, obwohl sich Jovellanos in Madrid selbst eigentlich nie recht behaglich gefühlt zu haben scheint. Aber der Tod Karls III. brachte einen grellen Umschlag für das Land wie für seine besten Söhne, und auch Jovellanos sollte bald genug erfahren, daß unter der Herrschaft einer Königin wie Marie Luise und eines Günstlings wie Godoy kein Ehrenmann unbeschädigt bleiben kann. Unter den Werkzeugen des neuen Regiments machte sich der Finanzminister Lerena durch Willkür und neidische Gewaltthätigkeit besonders gehässig; er arbeitete in vorderster Reihe, um die erschütterte Stellung Floridablancas vollends unmöglich zu machen und die Träger des früheren Systems einen nach dem andern zu beseitigen. Von diesen war ihm der geistreiche, gewandte, aber etwas leichtfertige, kecke Franzose Cabarrus, Direktor der Bank von San Carlos, besonders im Wege. Lerena ließ nichts, auch die gemeinschädlichsten Intriguen

nicht unversucht, um die für den Staat so wichtige Bank und damit ihren Chef zu ruiniren. Nachdem ihm dies im Verlauf des Jahres 1789 nur zu gut gelungen war, sollte im Frühling 1790 gegen Cabarrus der vernichtende Streich geführt werden. Dazu schien aber die Entfernung Jovellanos' wünschenswerth, von dem man wußte, daß er nicht nur, wie viele angesehene Männer, mit Cabarrus durch langjährige Freundschaft verbunden war, sondern daß er auch für den bedrohten Freund selbst unter den schwierigsten Verhältnissen handelnd einzutreten verstand. Jovellanos erhielt also im März den Befehl, zuerst umfassende Arbeiten in dem Collegium des Ordens von Calatrava in Salamanca auszuführen und dann nach Asturien zu gehen, um den Betrieb der Kohlenbergwerke zu untersuchen. In Salamanca noch mit dem ersten Auftrage beschäftigt, erfuhr er, daß Cabarrus in Madrid verhaftet sei. Sofort war er entschlossen, das Aeußerste zur Rettung desselben zu thun. Durch eine Eingabe an den König, die er zu befördern wußte, ohne daß Godoy, die Königin und Lerena davon erfuhren, verschaffte er sich den Befehl, nach Madrid zu kommen, um dem Ordensrath über gewisse wichtige Fragen mündlich zu berichten, ehe er nach Asturien gehe. Kaum im Besitz dieser Ordre machte er sich nach der Hauptstadt auf. Vergebens stellte ihm Bermudez, der ihm entgegen geeilt war, vor, daß alle seine Bemühungen für den Freund nutzlos, ihm selbst aber in hohem Grade verderblich werden würden; unbeirrt setzte er die Reise fort. Aber schon wenige Stunden nach seiner Ankunft in Madrid erhielt er ein Schreiben des Justizministers, welches ihm unter strengen Vorwürfen über die ohne königliche Erlaubniß geschehene Rückkehr befahl, „sofort, auf der Stelle" Madrid zu verlassen. Jovellanos antwortete durch Uebersendung der königlichen Ordre. Nun mußte man ihn wohl für einen Tag dulden, aber die Absicht Jovellanos' wurde nichts desto weniger vereitelt. Cabarrus war in engem Verwahrsam; ein mächtiger Freund, auf welchen Jovellanos seine hauptsächliche Hoffnung gesetzt hatte, lehnte es ab, ihn zu sprechen, mit der Aeußerung: wenn Jovellanos ein Held sein wolle, er könne es nicht sein. So blieb ihm nichts übrig, als dem wiederholten Befehl, ohne allen Verzug die Reise nach

Asturien anzutreten, Folge zu leisten. Es war für ihn eine schlecht verhüllte Verbannung.

Jovellanos trat damit für lange von dem Schauplatz des Wirkens für Spanien zurück; in die asturische Heimath verwiesen gehörten von nun an seine Gedanken und Thaten zunächst dieser an. Persönlich nahm er diesen Wechsel des Geschicks keineswegs schwer, vielmehr erklärte er oft, sich nichts besseres zu wünschen, als eine ungehemmte Thätigkeit in dem kleinen, ihm so theueren Kreise der asturischen Gebirge. Ein Mann wie er, unempfindlich für den Glanz hoher Stellungen und den Reiz der Macht, begrub sich gern in einen wenig beachteten und doch so wichtigen Grenzstrich, in dem sich, wie er hoffte, Alles vollkommener verwirklichen ließ, was er bisher für das ganze Reich erstrebt hatte. Dieses war zunächst der frivolen Willkür preisgegeben; wie tröstlich, wenn das Fürstenthum Asturien seine an Souveränetät streifende Selbständigkeit unter seiner persönlichen Leitung benutzte, um für das materielle und geistige Wohl der Bevölkerung die Gedanken der Reform wahrhaft fruchtbar zu machen!

Doch ehe ich zu schildern versuche, was Jovellanos in den nächsten Jahren für Asturien that, fordert ein Werk unsere Aufmerksamkeit, das zwar erst in Gijon vollendet wurde, aber mit der früheren Thätigkeit Jovellanos im innigsten Zusammenhange steht, sie gewissermaßen zum Abschlusse bringt und uns den Geist am besten zu offenbaren geeignet ist, in welchem sein Verfasser in Madrid wirkte. Ich meine den Bericht über die agrarische Gesetzgebung[1]).

Seit Campomanes zum Fiscal des Raths von Castilien ernannt war, hatten sich bei dieser obersten Behörde des Reichs eine Menge von Vorstellungen und Beschwerden über die Verwahrlosung des Ackerbaues angesammelt. Salamanca klagte, daß in seinem Bezirke 172 despoblados wären, d. h. früher bewohnte jetzt aber verlassene Orte, die zum Besitze geistlicher

1) Informe de la sociedad económica de Madrid al Real y supremo Consejo de Castilla en el expediente de ley agraria. Oft einzeln gedruckt, in der Ausgabe Nocedals t. II p. 79 sqq. Diese Schrift ist nicht nur ins Französische und Englische, sondern auch von H. v. Beguelin (Berlin 1816) ins Deutsche übersetzt.

Corporationen oder großer Majorate gehörten; Ciudad-Rodrigo, daß in 110 despoblados Land von 30000 Scheffel Aussaat wüst liege; der District von Utrera hatte 21000 Scheffel, Jerez de la Frontera 15527 Morgen in demselben vorkommenen Zustande; der Intendant von Burgos stellte vor, daß alle Bauern seines Kreises elende Sklaven der Kirchen und Gutsherren seien; Andere meldeten eine trostlose Abnahme der Bevölkerung durch die furchtbaren Uebergriffe der Heerdengesellschaft der Mestra u. s. w. Der Generalprocurator des Reichs stützte auf diese zahlreichen Beschwerden den Antrag, die schädlichen Privilegien von Corporationen und Einzelnen zu beseitigen, und sobald das kund geworden war, strömten von allen Seiten die Bitten um eine vollständige Reform ein. Campomanes hielt jedoch die Sache noch nicht für reif, sondern empfahl, das ganze bisher angesammelte Material der Patriotischen Gesellschaft von Madrid zur Abgabe ihres Gutachtens zu übermitteln. Die Gesellschaft, erst vor wenigen Jahren ins Leben gerufen, fühlte sich der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen; nachdem sechs Jahre vergangen waren, bat sie den Rath die ungeheure Actenmasse verarbeiten, einen genauen Bericht darüber anfertigen und ihr diesen als Grundlage ihrer Arbeit zugehen zu lassen. Der Rath fand die Bitte verständig. Ende 1784 erhielt die Gesellschaft den gewünschten Bericht und beschloß sofort, eine besondere Commission mit dem Gutachten zu beauftragen. Diese gab nach einigen weiteren Vorarbeiten im September 1787 das Ganze an Jovellanos.

Jovellanos hatte sich, wie schon erwähnt, seit Anfang der siebenziger Jahre den volkswirthschaftlichen Studien mit besonderem Eifer ergeben. Er war alsbald nach Gründung der Patriotischen Gesellschaft zu Sevilla die Seele derselben geworden, hatte für die Einrichtung von Spinnschulen in der Stadt und auf dem Lande, für Verbesserung der Spinnräder und des Flachsbaus, für Veredlung der Olivencultur und der Oelbereitung eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelt und mit dieser gemeinnützigen Praxis ein ausgedehntes Studium sowohl der nationalökonomischen Literatur Europas als der historischen Bewegung des Volkswohlstandes in Spanien und seiner gegenwärtigen Lage verbunden. Nationalökonomie schien ihm damals

die vornehmlichste, namentlich für einen Beamten unentbehrlichste aller Wissenschaften zu sein. In Madrid fand diese Richtung den günstigsten Boden. In Gesellschaft von Campomanes konnte sich sowohl der praktische Sinn, als das historische und allgemein wissenschaftliche Interesse nach allen Seiten erweitern und bewähren. Jovellanos wurde dann auch schon 1783 von der Patriotischen Gesellschaft der Hauptstadt mit der Leitung ihrer Arbeiten betraut, und trotz der massenhaften Berufsgeschäfte, trotz der zahlreichen Ansprüche, welche die drei Akademien, deren Mitglied er war, an ihn machten, trotz der Arbeiten, welche die Ernennung zum Mitgliede der obersten Commission für Handel, Bergwerke und Münzen mit sich brachte, übernahm er in den nächsten Jahren für die Gesellschaft die Berichterstattung über eine Reihe verwickelter Fragen, die Prüfung der ihr eingereichten Denkschriften, die Vertheilung der ausgesetzten Preise und die Vertretung bei feierlichen Gelegenheiten. Seine Berichte über die Bank von San Carlos, über Einrichtung von Hospitälern, über die Freigebung der Gewerbe, über Anlage einer adligen Unterstützungskasse, über Versicherungsgesellschaften u. s. w. bilden einen wesentlichen Theil seiner Schriften. Die Krone aber seiner nationalökonomischen Arbeiten ist der Bericht über die agrarische Gesetzgebung, dessen Ausarbeitung ihm, wie erwähnt, 1787 übertragen wurde.

Jovellanos fand bei der Schwierigkeit und Wichtigkeit des Gegenstandes für nöthig, das ihm vorliegende Material durch sorgfältige Studien und ausgedehnte Recherchen zu vervollständigen. Er trat mit einer Menge unterrichteter Personen in fast allen Provinzen des Reichs in Verkehr, spannte seine amtlichen Verbindungen an, um über alle wichtigen Verhältnisse zuverlässigen Aufschluß zu bekommen, und durchsuchte den Schatz seiner eigenen Papiere, in denen er über fast alle Reisen, die er gemacht hatte, genaue Notizen aufbewahrte. Nachdem er dann der Commission den Entwurf des Berichts vorgelegt und diese ihn gebilligt hatte, begab er sich an die Ausarbeitung, die aber in Folge der Calamitäten des Regierungswechsels, seiner Verweisung aus Madrid und der trostlosen Zustände des Landes längere Zeit unterbrochen und erst 1794 in Gijon beendigt wurde. Die befriedigte Ruhe gemeinnützigen Wirkens in der

Heimath spiegelt sich in der klaren Durchsichtigkeit des Gedankenganges und der Darstellung; Inhalt und Form trägt überall den Stempel eines in schönster Reife stehenden Geistes.

Wie überhaupt die Spanier jener Zeit so war auch Jovellanos kein abstracter Denker. Er so wenig wie Campomanes ging von der Theorie aus, sondern von den Bedürfnissen der lebendigen Praxis; nicht der Gelehrte, sondern der Staatsmann bestimmte seine Forschungen und Forderungen. Dennoch stehen seine ökonomischen Schriften auf einer wesentlich anderen Stufe als die von Campomanes. Machen uns die Werke dieses den Eindruck, als hätte er seine, wie es der Drang des Moments gerade erlaubte, hingeworfenen Ideen ohne Sichtung und Ordnung, ohne irgend welche Sorgfalt für Form und Consequenz publicirt, so strebt Jovellanos, überall aus der Mannigfaltigkeit der Erfahrungen auf die Einheit eines Princips zurück zu führen, und um diesen geistigen Mittelpunkt die praktischen Forderungen, wenn auch ohne jeglichen Zwang, zu gruppiren. Die historische und die philosophische Methode haben sich in seinem Kopfe vertragen, wie der Gelehrte dem Staatsmann bei ihm bereitwillig die Hand reicht. So beherrscht er auch den verwickeltsten Stoff mit vollständiger Klarheit, und seine Disposition ist ebenso einfach und folgerichtig wie die Sprache zugleich präcis und reich, blühend und sachgemäß.

Viele der Bittsteller und Beschwerdeführer hatten mit ihren Klagen über die gegenwärtige Lage des Ackerbaus Vorschläge für seine Förderung verbunden und diese am wirksamsten von speciellen Gesetzen, von Verboten und Geboten erwartet. Jovellanos tritt dieser Ansicht bestimmt entgegen. Nachdem er zur Einleitung den Gang des spanischen Ackerbaus seit den Römerzeiten kurz skizzirt, folgert er daraus, daß in allen Perioden die politische Lage und die Gesetzgebung auf das Gedeihen der Landwirthschaft einen bestimmenden Einfluß geübt habe. „Die eifrigen Beamten, fährt er fort, deren Reformpläne bei den Acten liegen, haben diesen Einfluß der Gesetze sehr wohl erkannt, aber sie haben daraus einen irrigen Schluß gezogen. Es ist keiner unter ihnen, der nicht neue Gesetze zur Hebung des Landbaus fordert, ohne zu erwägen, daß die traurige Lage desselben zum größten Theile grade von den Gesetzen verschuldet

ist, daß es sich folglich nicht darum handeln kann, sie zu vermehren, sondern sie zu vermindern, nicht sowohl darum, neue Gesetze zu geben, als alte zu beseitigen. Wenn man nur ein wenig über den Gegenstand nachdenkt, wird man erkennen, daß der Anbau immer eine natürliche Tendenz zur Vervollkommnung hat, daß die Gesetze diese Tendenz nur zu begünstigen haben, daß diese Gunst weniger darin bestehen kann, ihn zu spornen, als die ihm entgegenstehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen, mit einem Worte, daß der einzige Zweck der Gesetze in Bezug auf den Ackerbau darin liegt, das Interesse der an ihm Betheiligten zu schützen." Dieses Interesse, das ist das der ganzen Ausführung zu Grunde liegende Princip, dieses Interesse der Einzelnen bildet die einzige gesunde Grundlage des Gedeihens. Es erkennt besser als die weiseste Regierung, was in jedem einzelnen Falle die vortheilhafteste Cultur ist. Es kann fehl gehen, wird dann aber sofort durch den eigenen Schaden belehrt und auf den richtigen Weg zurückgeführt. Der Staat hat nichts zu thun, als die demselben im Wege stehenden Hindernisse zu beseitigen, das freie Walten des Privatinteresses zu schützen.

Unter diesen Hindernissen nehmen die verkehrten Gesetze und ihre mißbräuchliche Anwendung weitaus den ersten Rang ein. „Als die Gesellschaft die castilianische Gesetzgebung in Bezug auf den Ackerbau prüfte, mußte sie erschrecken über die Masse von Bestimmungen, welche unsere Gesetzbücher über einen so einfachen Gegenstand enthalten. Sie darf sich nicht scheuen, es offen auszusprechen, daß der größte Theil derselben entweder durchaus widersinnig, oder doch schädlich, oder wenigstens wirkungslos gewesen ist und noch ist." Woher kommt das? „Weil die Nationalökonomie, eine unserem Jahrhundert und vielleicht noch näher unserer Epoche angehörende Wissenschaft, auf die agrarische Gesetzgebung nie einen Einfluß geübt hat. Die Jurisprudenz schrieb dieselbe für sich allein, und sie ist bei uns zu unserem Unglück auf eine Handvoll privatrechtlicher Maximen zusammengeschrumpft, welche man aus dem römischen Recht entlehnte und auf alle übrigen Nationen übertrug." Also die agrarische Gesetzgebung, wenn auch in Spanien durch die Nothwendigkeit der abnormen Verhältnisse des Mittelalters erzeugt, von den Gemeinden gewünscht und den augenblicklichen Bedürfnissen an-

gepaßt, ist, weil man auch unter ganz veränderten Verhältnissen festhielt, was einmal unerläßlich gewesen, das vor Allem zu beseitigende Hinderniß eines gedeihlichen Aufschwungs der Landwirthschaft. Ein anderes liegt in den Irrthümern der öffentlichen Meinung, in der Unwissenheit der Besitzer und Pächter. Ein drittes endlich wird von natürlichen Verhältnissen gebildet, von der Beschaffenheit des Landes. Diese Dreitheilung legt der Verfasser seinem Berichte zu Grunde, indem er mit weitaus dem größten Nachdruck, wie sich schon aus dem Gesagten ergiebt, auf die Beseitigung schädlicher Gesetze dringt.

„Wenn das Interesse der Einzelnen die Haupttriebkraft für einen gedeihlichen Ackerbau bildet, so ist klar, daß keine Gesetze verderblicher sein können als diejenigen, welche dieses Interesse statt es zu vervielfachen, verringern, indem sie die Menge des Besitzes und der Besitzer einschränken. Dahin gehören die Gesetze, welche durch eine Art politische Trägheit einen kostbaren Theil des kulturfähigen Landes ohne Herrn und Pächter gelassen und dadurch den Staat um das reiche Product gebracht haben, welches das Privatinteresse daraus erzeugen würde. Ich meine die baldios.“ Jovellanos schildert nun, wie die westgothische Einwanderung und die arabische Invasion beträchtliche Landesstrecken ohne Herrn und Cultur gelassen, dann die von der ewigen Kriegsnoth des Mittelalters beförderte Viehzucht sich dieser Strecken bemächtigt und nach der Vertreibung der Mauren sich in diesem Besitze behauptet, ihre Cultur verboten habe. Aber ganz abgesehen von dem allgemeinen Interesse zeigt der Verfasser, daß sogar die Heerdenbesitzer bei diesem Verfahren im Irrthum waren. „Wenn diese wüstliegenden Flächen in Privatbesitz verwandelt würden, eingehegt, gedüngt und gehörig bestellt, so würden sie eine weit reichere Weide gewähren und eine größere Menge Vieh ernähren. Aber, sagt man, die Privatbesitzer werden dieses Land nicht zur Weide, sondern zum Fruchtbau verwenden und dadurch die Viehzucht beschädigen. Das ist falsch. In den Händen von Privaten können die baldios eine ausgedehnte Cultur erfahren und gleichzeitig dieselbe oder eine noch größere Menge Vieh nähren. Wäre aber selbst jene Behauptung richtig: wer will leugnen, daß eine Nation, welche Ueberfluß hat an Menschen und Korn,

reicher ist, als eine andere, welche Ueberfluß hat an Vieh? Aber, sagt man, dann werden die Fleischpreise außerordentlich in die Höhe gehen und der Nation die nothwendigste Nahrung vertheuert werden. Nun, wenn die Fleischpreise steigen, wird dann nicht das Interesse sich nothwendig auf die Fleischerzeugung richten, wird es dann nicht von selbst die Viehzucht dem Fruchtbau vorziehen? So gewiß ist es, daß in allen diesen Dingen das wünschenswerthe Gleichgewicht sich besser ohne als mit Hülfe der Gesetze herstellt." Daraus ergiebt sich also die Forderung, den Verkauf aller baldios zuzulassen. Sollte Jemand noch Bedenken haben, so werden sie durch die Beobachtung schwinden, daß die an solchen Wüstungen reichsten Provinzen zugleich in ihren übrigen Theilen die dünnste Bevölkerung haben, daß in ihnen der Mangel an Arbeitskräften den Betrieb der ungeheuren und schlecht bestellten Gütercomplexe ungemein erschwert und vertheuert. Fragt es sich nun, in welcher Weise der Verkauf stattfinden soll, so hat der Verfasser dafür kein allgemeines System zu empfehlen. „Eine gleichförmige Methode würde bei der großen Verschiedenheit der Provinzen viele Nachtheile herbeiführen." Man muß anders in dem entvölkerten, aber mit reichen Städten ausgestatteten Andalusien verfahren, wo ungeheure Flächen wüst liegen, anders in Castilien, anders wieder in den nördlichen Provinzen. Sowohl der Verkauf im Großen als der in kleinen Parzellen, sowohl die Austheilung auf Erbpacht als die gegen einfache Rente gewährt unter besonderen Verhältnissen besondere Vortheile. Ueberall aber hat man einmal danach zu streben, die möglichst große Zahl von Individuen in den Stand zu setzen, ihre Kraft auf den Anbau zu verwenden, und sodann danach, daß die gegen Pacht oder Erbpacht ausgegebenen Parzellen so rasch, als es irgend angeht, in freies Eigenthum übergehen; denn nur das freie Eigenthum regt den Menschen zur höchsten Kraftentfaltung an. „In Summa glaubt die Gesellschaft, daß bei Ausführung dieser Maßregel keine allgemeine Vorschrift gelten kann; es muß ihr eine sorgfältige Prüfung der besonderen Verhältnisse vorausgehen, um sie nicht nur den Bedürfnissen jeder Provinz, sondern auch denen jedes Kreises anzupassen, und sowohl diese Prüfung als die Ausführung muß Provinzialjunten und den einzelnen Gemeinden

unter Aufsicht der obersten Behörde anvertraut werden.“ Dasselbe, was von den baldíos gesagt ist, findet Anwendung auf die Gemeindeländereien. Einen Theil derselben sollte man verkaufen, einen anderen verpachten. Durch den Verkauf verliert freilich die Gemeinde an Grundbesitz, aber dieser Besitz ist jetzt ein todter. Wenn sie dagegen mit den Kaufgeldern Sümpfe austrocknet, die Flußschifffahrt erleichtert, einen Hafen baut oder einen Kanal, eine Brücke oder Straße und dadurch Anbau, Industrie und Verkehr fördert, so wird sie ohne Grundbesitz reicher sein als jetzt mit demselben. Und müssen auch später die Bürger zur Deckung der Gemeindebedürfnisse steuern, würde es für sie nicht besser sein, zwei zu zahlen wenn sie vier haben, als nichts zu zahlen und nichts zu haben?

Wenn man nun aber die ganz herrenlosen Wüstungen der baldíos und die Gemeindeländereien in Privatbesitz verwandeln und diesen wirklich fruchtbar machen will, so muß man zugleich das „schimpfliche Privilegium beseitigen, welches zu gewissen Zeiten den Privatbesitz in baldíos verwandelt. Eine barbarische in barbarischen Zeiten entstandene Gewohnheit hat das barbarische und schimpfliche Verbot eingeführt, die Aecker zu schließen und durch diesen Angriff auf das Wesen des Privateigenthums der Cultur eins der schädlichsten Hindernisse entgegengestellt.“ Was ist der Ursprung dieses verderblichen, absurden und ungerechten Verbots? Unter den Römern findet man nicht die Spur eines solchen Mißbrauchs. Columella, Spanier von Geburt und mit den Verhältnissen der spanischen Landwirthschaft aufs genaueste vertraut, erwähnt nirgend einen derartigen Mißstand, und Marcus Varro empfiehlt sogar besonders die in Spanien übliche Weise der Einzäunung. Ebensowenig wußten die Westgothen von dieser schlechten Gewohnheit, nahmen vielmehr durchweg die römische Gesetzgebung über die unbedingt freie Benutzung des Ackers an; das Fuero-juzgo bestraft streng die Betretung eines fremden Ackers. Als aber die arabische Invasion erfolgte und die beweglichen Viehheerden den größten Schatz der jeden Augenblick feindlichen Ueberfällen ausgesetzten Bevölkerung bildeten, da räumte man zuerst bis zur Eroberung Toledos in den Ebenen von Leon und Altcastilien, dann bis zur Eroberung Sevillas in Neucastilien, der Mancha und einem

Theil Andalusiens, endlich auch an den Grenzen Granadas und an denen von Navarra, Portugal und Aragon bis zur Vereinigung der beiden Kronen den Heerden die Erlaubniß ein, nach gemachter Erndte die Aecker zur Weide zu benutzen. Aber eine solche Erlaubniß, die Folge besonderer und vorübergehender Umstände, konnte nie die Eigenthümer des Rechts berauben, ihre Aecker zu schließen. Es fehlten überdies alle Bedingungen, um aus jener Erlaubniß ein Gewohnheitsrecht werden zu lassen. Denn einmal galt sie nicht allgemein, da sie weder in den Gebirgsgegenden noch in den Districten mit künstlicher Bewässerung bestand. Sodann aber war sie nicht vernünftig, weil sie gegen die wesentlichsten Rechte des Eigenthums stritt. Vor Allem aber stritt sie mit allen Gesetzen; denn weder das Fuero von Leon, noch das Fuero viejo von Castilien, noch die Alfonsinische Gesetzgebung haben unter ihren zahlreichen Bestimmungen über den Landbau eine einzige, welche ein Verbot der Einzäunung der Aecker enthielte. Nur zwei Gesetze aus dem Jahre 1490 können für die Anmaßung der Heerdenbesitzer angeführt werden. Aber diese beiden Gesetze beziehen sich, wie genau gezeigt wird, nur auf einen bestimmten District und auf ein vorübergehendes Verhältniß, und konnten deshalb weder ein allgemeines Recht für das ganze Reich schaffen, noch das natürliche Recht des Eigenthümers alteriren, seinen Acker zu schließen. Trotzdem haben die Juristen ein allgemeines Verbot der Einzäunung angenommen und die Gerichte dieses Verbot durchgeführt. Beides verdankt man dem verderblichen Einfluß der Mesta, jener mächtigen Heerdengesellschaft, welche seit dem sechszehnten Jahrhundert die ganze spanische Landwirthschaft ihren besonderen Interessen unterwürfig gemacht hat.

Das muß durchaus aufhören und zunächst dem Eigenthümer das unbeschränkte Recht zurückgegeben werden, seine Aecker lediglich in seinem Interesse auszunutzen und sie gegen die Einbrüche der Heerden zu schützen, wie es ihm am vortheilhaftesten scheint. Erst dieses volle Eigenthum wird der kräftigste Sporn einer umsichtigen und thätigen Cultur sein, erst dadurch wird der Boden seine ganze Productionsfähigkeit entwickeln. Indem dann der Pächter und Besitzer auf einem kleineren Complex eine größere Summe von Arbeit verwerthen kann, wird sich

zugleich der Umfang der Güter verkleinern und ihr Ertrag vergrößern. „Die Gesellschaft will damit jedoch nicht über jene große Frage entscheiden, welche die modernen Oekonomen so gespalten hat, die Frage nach dem Vorzug der großen oder der kleinen Cultur. Diese Frage, wie höchst wichtig sie ist, gehört nur indirect in das Gebiet der Gesetzgebung; denn, da die Theilung des Grundstücks ein Recht des Besitzers ist, so muß sich das Gesetz darauf beschränken, dieses Recht zu schützen, indem es die Theilung dem Interesse der Cultur überläßt. Aber dieses Interesse wird allerdings, wenn es einmal geschützt wird, unvermeidlich zur Verkleinerung der Complexe führen." Doch gilt auch hier keine allgemeine Regel. In den kühlen und bewässerten Gegenden herrscht nothwendig die kleine Cultur, weil hier der Boden mit seiner ununterbrochenen Productionsfähigkeit den Fleiß des Pächters fortwährend in Anspruch nimmt. Deshalb ist in Murcia und Valencia auf der einen, in Guipuzcoa und einem großen Theile Asturiens und Galiciens auf der anderen Seite die Theilung aufs äußerste gesteigert, während in den heißen und trockenen Gegenden, in Andalusien, der Mancha und Extremadura, wo die Aecker nie eine ununterbrochene Bestellung ertragen werden, die großen Complexe herrschen. Jedes der beiden Systeme hat seine besonderen Vortheile, man wird deshalb jedes dort anwenden, wo es den größten Gewinn verspricht, sobald man die schädlichen Schranken verderblicher Gesetze hinweggeräumt hat.

Das Mitgetheilte wird genügen, die Methode Jovellanos' zu charakterisiren. Von einem allgemeinen Principe ausgehend, das aber nicht der abstracten Speculation, sondern der denkenden Betrachtung der Wirklichkeit entnommen ist, faßt er die Lage der Landwirthschaft ins Auge. Das Interesse des Einzelnen, seinen Besitz zu vermehren, seine Lage zu verbessern, dieser natürliche Grundtrieb des Menschen, ist die letzte Quelle alles Fortschritts. Dieses Interesse in vollste Wirksamkeit zu setzen, ist die höchste Aufgabe der Gesetzgebung, die sich deshalb bescheiden muß, die dem Interesse entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen, nie den Anspruch erheben darf, jenes Interesse zu meistern. Von diesem Grundsatze aus werden nun die verschiedenen Verhältnisse ins Auge gefaßt. Ist die mög-

lichst ungehemmte Thätigkeit des Privatinteresses die Basis einer blühenden Cultur, so muß zunächst die Masse todtliegender Ländereien, denen die befruchtende Kraft des Privatbesitzes fehlt, in Privateigenthum verwandelt werden. Sodann erscheint es aber als Widersinn, länger die Fesseln des Privatbesitzes zu dulden. Das Eigenthum muß volles, freies Eigenthum sein. Keine Gesellschaft darf den Anspruch erheben, die Aecker einen Theil des Jahres für ihre Heerden zu benutzen. Dieser Anspruch ist um so unerträglicher, weil er nur aus den abnormen Verhältnissen des Mittelalters als vorübergehende Thatsache sich entwickelte und keinerlei gesetzliches Fundament hat. Nicht verständiger als diese Prätensionen der Mesta sind die wohlgemeinten aber schädlichen Vorschriften des Staats und der Gemeinden, welche im angeblichen Gesammtinteresse die eine Cultur vor der anderen bevorzugen, hier die Anlage, dort die Ausrottung von Weinbergen, Olivenplantagen, Weiden u. s. w. verbieten, hier gegen die Waldungen wüthen, dort sie in ein unantastbares Heiligthum verwandeln. Eine reiche Erfahrung hätte in Spanien lehren sollen, daß die wechselnden Handels- und Culturverhältnisse einen ebenso raschen Wechsel im Anbau nöthig machen, daß heute in einer Gegend Weinberge vortheilhaft sein können, wo sie nach fünfzig Jahren sehr wenig eintragen. Ebensowenig darf die Gesetzgebung es unternehmen, die Verhältnisse zwischen Besitzern und Pächtern zu regeln, eine bestimmte Höhe und Dauer und Art der Pacht festzustellen. Noch viel unerträglicher sind die Vorrechte der Mesta, welche auf dem ganzen Gebiete, das ihre zwischen den Gebirgen von Leon und den Ebenen von Extremadura wandernden Heerden durchziehen, nicht nur die Beweidung der abgeerndteten Aecker in Anspruch nehmen, sondern die Verwandlung von Weiden und Wiesen in Aecker verbieten, die Preise des Grases bestimmen und ein Verkaufsrecht in Bezug auf die Aecker besitzen. Dieser ganze ungeheure Unfug muß sofort beseitigt und der Gesellschaft nichts belassen werden als jene Wege, ohne die allerdings das Wandern der Schaafe unmöglich würde. Einen ähnlich hemmenden Einfluß üben die ungeheuren Besitzungen der todten Hand und die Majorate. In Bezug auf beide beschränkt sich Jovellanos, die außerordentlich schädlichen Wirkungen derselben bis zur

Greifbarkeit deutlich zu machen. Da er weiß, daß es nicht möglich ist, Klerus und Adel seiner Privilegien völlig zu entkleiden, und da es ihm nicht um theoretische Consequenz, sondern um praktische Wirksamkeit zu thun ist, so begnügt er sich, gewisse Einschränkungen vorzuschlagen, und an das Interesse der Betheiligten zu appelliren, die schließlich unter ihren Privilegien leiden wie die Gesammtheit. Auch hier sucht er eine Hauptstütze in dem geschichtlichen Nachweise, daß bis zum 14. Jahrhunderte sowohl die Vorrechte der todten Hand als die Majorate der spanischen Gesetzgebung fremd waren, beide nur mit dem römischen Rechte von Italien her importirt wurden.

Empfiehlt sich so in jedem Betracht die volle und unverkürzte Freiheit des Grundeigenthums, seiner Bewegung und Benutzung als die wesentlichste Grundlage einer blühenden Cultur, so fordert dasselbe Princip die volle Freiheit in der Verwendung der Producte des Landbaus. Alle Maßregeln, durch welche der Staat oder einzelne Gemeinden den Preis von Korn, Fleisch, Oel, Wein u. s. w. bestimmen, sind verderblich. Die Regierung ist von dieser Einsicht ausgegangen, als sie die Getreidetaxe aufhob. Was aber vom Getreide gilt, das gilt ebenso von den übrigen Producten, und was dem Staat im Ganzen ziemt, das ziemt auch den einzelnen Gemeinden, welche bisher mit unzähligen Vorschriften und Verboten den freien Gang des Verkehrs hemmen, den Aufschwung der Landwirthschaft hindern und statt, wie die Absicht ist, billige Preise zu erzielen, vielmehr zugleich die Lebensmittel vertheuern. Die Lebensmittel sind nur billig, wenn sie reichlich auf den Markt kommen, und sie kommen nur reichlich auf den Markt, wenn derselbe durchaus frei ist, die Preise sich lediglich durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage regeln. Eine nothwendige Consequenz dieser Sätze ist die Handelsfreiheit sowohl im Innern als nach Außen. Jovellanos will nur eine Ausnahme zulassen: es wäre wünschenswerth, auch die Ein- und Ausfuhr des Getreides ganz frei zu geben, aber ein Land, meint er, das wie Spanien im Durchschnitt wahrscheinlich weniger producirt, als es gebraucht, würde durch die Getreideausfuhr leiden, und ein Land, in dem die einen Provinzen Ueberfluß, die andern Mangel an Korn haben, könnte von der freien Einfuhr beschädigt werden. Man wird

heut zu Tage das Raisonnement, das übrigens höchst wahrscheinlich mehr von äußeren Rücksichten als von der eigenen Ueberzeugung dictirt wurde[1]), nicht mehr gelten lassen, aber die Inconsequenz Jovellanos' begreifen, wenn man sich erinnert, daß damals noch kein Land auch nur daran dachte, den Kornhandel frei zu geben. — Hierauf wendet sich die Betrachtung den Steuern zu. Die Einseitigkeit des Mercantilsystems, das in Spanien wie in anderen Ländern reichliches Unheil angerichtet hatte, wird verdammt, ohne in die entgegengesetzte Einseitigkeit der Physiokraten zu verfallen. Fabriken und Handel, sagt Jovellanos, können nur blühen, wenn ihnen ein thätiger Ackerbau die Stoffe liefert, ebenso aber bedarf der letztere die Unterstützung der Industrie und des Verkehrs. Was er dann von der Verkehrtheit der Provinzialrenten sagt, konnte im Wesentlichen nur die Argumente von Zavala, Ustariz und Ulloa wiederholen; aber die Anwendung auf den Ackerbau ergiebt immerhin eine Reihe neuer und fruchtbarer Gesichtspunkte.

Die zweite Classe der zu beseitigenden Hindernisse liegt in den Irrthümern der öffentlichen Meinung, in den verkehrten Ansichten der Regierenden, in der Unwissenheit der Menschen überhaupt. Hätte man in Spanien zu jeder Zeit die Bedeutung des Ackerbaus gewürdigt, so würde man nicht der Mesta, der todten Hand und den Majoraten die Grundbedingungen des Gedeihens geopfert, so würde man nicht kolossale Anstrengungen gemacht haben, um eine künstliche Industrie groß zu ziehen, dem Handel unmögliche Vortheile zuzuwenden. Besäßen auf der anderen Seite die Grundeigenthümer und ihre Pächter die nöthige Bildung, um die Schätze des Bodens zu erkennen, geschickt zu heben und vortheilhaft zu verwenden, so würde das von der Natur so reichlich bedachte Spanien unmöglich so weit

1) Gerade auf diesen Punkt haben wir vermuthlich die weiter unten anzuführende Verwahrung J.' zu beziehen, daß er in dem Bericht nicht seine eigenen Ansichten durchaus habe entwickeln können. Wenigstens findet sich in der Barceloneser Ausgabe der Obras t. IV p. 1 sqq. ein Bruchstück über verschiedene nationalökonomische Fragen aus unbekannter Zeit, in dem unter Anderem die Verkehrtheit und die dem beabsichtigten Zweck entgegengesetzten Wirkungen der Getreideausfuhrverbote sehr schlagend nachgewiesen werden.

hinter anderen Ländern zurückgeblieben sein. Um diese Bildung zu schaffen, muß hauptsächlich zweierlei geschehen. Einmal muß das bisher in Spanien vollkommen vernachlässigte Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften nach Kräften belebt, sodann aber dem gesammten Volke durch gute Schulen die Fähigkeit gegeben werden, die feststehenden praktischen Resultate dieser Wissenschaften zu fassen und zu verwerthen, einfache, populäre Belehrungen zu verstehen. Das letztere ist über Alles wichtig. „Durch das ganze Reich sollte der Volksunterricht ein Hauptgegenstand der Regierungssorge sein; es sollte kein Dorf, keinen Weiler geben, der nicht seine Schule hat; kein noch so Armer sollte dieses Unterrichts entbehren. Wenn auch die Nation diese Förderung nicht allen ihren Angehörigen schuldig wäre, als den hervorragendsten Act ihres Schutzes und ihrer Theilnahme, so müßte sie in ihrem eigenen Interesse darauf kommen, da diese Hebung der Volksbildung das einfachste Mittel ist, die Macht und den Ruhm der Nation zu mehren."

Den Schluß des Ganzen macht die Betrachtung der natürlichen Hindernisse, des Wassermangels, der schlechten Verbindungen, der Schwierigkeiten, mit denen die Schifffahrt auf den Flüssen und den Meeren zu ringen hat. Besonders in diesem letzten Abschnitte offenbart Jovellanos eine Fülle der seltensten praktischen Erfahrungen und der tiefsten Einsicht in den Zusammenhang der Dinge. Seine Rathschläge über die Methode der Straßenbauten, über die gleichmäßige Berücksichtigung des inneren und des äußeren Verkehrs, über den nothwendigen Zusammenhang zwischen Land- und Wasserstraßen und zwischen diesen beiden und den Häfen, über die Art, die Mittel zu diesen öffentlichen Bauten aufzubringen und ihre Ausführung zu bewerkstelligen, verdienten wohl noch heute an manchem Orte beachtet zu werden. Seine überall auf den Kern hinarbeitende Natur tritt besonders in der Opposition gegen große glänzende Unternehmungen und gegen die Staatsallmacht hervor. In Spanien, sagt er, hat man gleichzeitig eine Menge großer Straßenzüge in Angriff genommen und bis jetzt noch keinen einzigen nur halb vollendet, und man hat, was ebenso schlimm, alle Sorgfalt auf die ausgedehnten Linien verwendet und den Kleinverkehr ignorirt, der doch allein jenen großen Routen

Leben zuführen kann. Man sollte eher den umgekehrten Weg einschlagen, zuerst dafür sorgen, daß jeder Bauer in die Stadt kommen kann, dann den Verkehr der Städte unter einander fördern und zuletzt den der Provinzen unter einander. Da aber Klein- und Großverkehr sich gegenseitig bedingen, zugleich die Localcommunicationen und die Reichsstraßen gefördert werden müssen, so ist das Richtigste, den Straßenbau in drei Kategorien zu scheiden. Die großen Straßen sind Sache des Staats, die Provinzialstraßen sind Sache der Provinzen und die Vicinalwege Sache der Gemeinden. Nur die selbständige Thätigkeit der Provinzen und Gemeinden kann hier das rechte Leben schaffen.

„Das sind, so schließt der Bericht, die Hindernisse, welche die Natur, die öffentliche Meinung und die Gesetze dem Fortschritt der Cultur entgegenstellen, und das die Mittel, welche nach Ansicht der Gesellschaft ergriffen werden müssen, um der Thätigkeit der Landbevölkerung den kräftigsten Impuls und dem Landbau das größte Gedeihen zu geben. Ohne Zweifel wird Ew. Hoheit (der Rath von Castilien) alle seine Beharrlichkeit bedürfen, um so viele Gesetze zu beseitigen, so große Irrthümer auszurotten, so große Unternehmungen durchzuführen, gleichzeitig so viele Mißbräuche und Mißstände zu bekämpfen; aber das ist ja die Natur der großen Uebel, daß sie nur großen und mächtigen Anstrengungen erliegen. Die von der Gesellschaft empfohlenen Reformen erfordern eine um so kräftigere Thätigkeit, als sie gleichzeitig in Anwendung kommen müssen, wenn sie nicht schaden sollen. Der Verkauf der Gemeindeländereien würde den Besitz der todten Hand unermeßlich erweitern, wenn nicht das Gesetz über die Beschränkung dieses Besitzes vorbaute. Ohne ein solches Gesetz würde das Verbot, weitere Majorate zu gründen, und die Auflösung der kleinen Majorate unmerklich die ganze Masse des Grundeigenthums im Schoß der Kirche begraben, welche die Beschränkung der Majorate eben befreit hätte. Wozu würden die Einfriedigungen der Aecker helfen, wenn das System spezieller Vorschriften über diese und jene Cultur und die Privilegien der Heerdenbesitzer blieben? Wozu die Bewässerungsanlagen, wenn nicht die Einzäunungen gestattet werden? Der Bau der Häfen hat nur

einen Sinn bei gleichzeitigem Bau der das Hinterland öffnenden Straßen, dieser nur bei gleichzeitiger Freigebung des Verkehrs, und diese ist nur möglich bei einem mit den Rechten des Eigenthums und der Freiheit des Anbaus verträglichen Steuersystem. In der Politik, Señor, wie in der Natur ist Alles aufs genaueste verknüpft, und ein vereinzeltes Gesetz, eine unzeitige oder übel durchgeführte Maßregel kann das größte Unheil anrichten. Wenn aber eine so umfassende Anstrengung erforderlich ist, so gebietet die Größe des Uebels, die dringende Nothwendigkeit der Heilung, vor dieser Mühe nicht zurückzuschrecken. Es handelt sich um nichts geringeres, als die erste und reichste Quelle des öffentlichen und Privatreichthums zu öffnen, die Nation auf die Höhe der Macht und des Glanzes zu führen und das Volk auf die Höhe des menschlichen Glückes. Es handelt sich darum, die Fülle der uns verliehenen natürlichen Gaben, den Vortheil unserer Lage, den Besitz der reichsten Colonien endlich fruchtbar zu machen, und zwar nicht durch phantastische Projecte, sondern durch gerechte Gesetze, nicht durch Befehlen und Verbieten, sondern durch Herstellung der legitimen Rechte des Eigenthums und der Arbeit. Andere Staaten mögen ihren Ruhm suchen in Umsturz und Zerstörung, in Auflösung der socialen Ordnung und jenen wilden Systemen, welche unter dem Namen von Reformen die Wahrheit prostituiren, die Gerechtigkeit verbannen und die Unschuld unterdrücken, während Ew. Hoheit in tiefer und frommer Weisheit sich damit begnügt, die richtige Grenzlinie zu bestimmen, welche die ewige Vernunft gezogen hat zwischen der Bevormundung und der Vernachlässigung des Volkes."

Ich muß es den Männern von Fach überlassen, die Stelle zu bestimmen, welche dem Bericht Jovellanos' in der gleichzeitigen volkswirthschaftlichen Literatur gebührt; in der Entwicklung ebenso wohl der spanischen Geistesbildung überhaupt als der spanischen Nationalökonomie insbesondere bildet er eine bedeutsame Epoche. Er ist der geniale Abschluß der Forschungen, welche von Ustariz bis Campomanes in drei Generationen gemacht waren; er ist die reinste und reifste Frucht der geistigen Entwicklung des spanischen Volkes während des 18. Jahrhunderts, das auf der Halbinsel keine klassischere

Schrift hervorgebracht hat, mag man Inhalt oder Form betrachten. Der Bericht erscheint so, obwohl wir in ihm nicht einmal das vor uns haben, was Jovellanos für seine Person als das Richtige erkannt hatte, sondern nur dasjenige, wofür er die Billigung der Madrider Gesellschaft erlangen konnte. Wir haben dafür in einem erst jetzt durch Nocedal publicirten Briefe ein unzweideutiges Zeugniß. Bald nach Absendung seines Berichtes schrieb Jovellanos einem Engländer, nachdem er die Politik der allmäligen Reform im Gegensatz zu dem gewaltsamen Umsturz als sein Glaubensbekenntniß bezeichnet: „Inzwischen muß jede Nation an der Verbesserung des in ihr herrschenden Systems arbeiten, wie irrthümlich es auch sei, um zu einem richtigern oder weniger verkehrten zu gelangen. Wenn man z. B. an Stelle unserer Agrargesetzgebung die Gütergemeinschaft einführen wollte, so würde man eine große Thorheit begehen. Godwin selber, wenn er, statt eine Theorie auszudenken, eine wirkliche Verbesserung erstrebte, müßte sein System dem Nachdenken der Gelehrten überlassen und ein anderes ausführbares vorschlagen; er müßte die Gesetze möglichst vermindern, dem individuellen Eigenthum an Land und Arbeit die möglichste Freiheit geben und in dem persönlichen Interesse den Sporn suchen, den man unverständiger Weise von Gesetzen und Reglements erwartet; er müßte nach Kräften die Volksbildung heben und statt durch Privilegien, Freiheiten und partielle Protection die Volksthätigkeit durch Anlage von Wegen, Kanälen, Wasserleitungen, durch Flußcorrectionen und Vertheilung von Wüstungen beleben. Das ist mein System, wie ich es in dem Bericht sehr viel strenger durchgeführt haben würde, wenn ich in meinem Namen spräche. Aber ich schrieb im Auftrage einer Corporation, welche die ganze Consequenz meiner Ideen nicht gebilligt haben würde, deren Zustimmung mir aber doch von Wichtigkeit war, nicht allein, weil meine Vorschläge dadurch das Gewicht einer öffentlichen Autorität erhielten, sondern auch, weil sie allein unter dieser Bedingung hoffen dürfen, je das Licht der Oeffentlichkeit zu sehen“ [1]). Diese Hoffnung ging in Erfüllung. Die Patriotische Gesellschaft der Hauptstadt

1) Nocedal t. II p. 367.

hörte die Verlesung des Berichts mit der lebendigsten Theilnahme, sprach dem Verfasser ihren bewundernden Dank aus und ließ die Schrift im folgenden Jahre als ihr Gutachten, ohne ein Komma zu verändern, auf ihre Kosten drucken. Am 20. Januar 1796 aber schon konnte Jovellanos einem Freunde schreiben: „Mein Bericht macht großes Glück, und ich hoffe vollständig meinen Wunsch zu erreichen, der sich darauf beschränkt, daß meine Arbeit überall gelesen wird. Nur wenn ihre Grundsätze die öffentliche Meinung umgebildet haben, kann später einmal der Versuch gemacht werden, sie durchzuführen, was jetzt bei dem Widerspruch der Büreaukratie unmöglich ist.“

Seit dem Herbst 1790 lebte Jovellanos in Asturien, von der Regierung beauftragt mit der Untersuchung der dortigen reichen, aber bisher wenig, oder doch nur von Engländern ausgebeuteten Kohlenbergwerke und der Hebung ihres Betriebes. Asturien hatte unter allen Umständen und zu allen Zeiten in dem Interesse Jovellanos' kräftig fortgelebt; für den Jüngling wie für den Mann gab es keine größere Freude, als wenn er die Gebirge seiner Heimath durchstreifen, ihre Geschichte durchforschen, in die Archive der Klöster und Kirchen sich vertiefen, oder wenn er für irgend ein gemeinnütziges Unternehmen des Fürstenthums thätig sein konnte. Wenn der Verstand die Gesammtheit des Reichs als Grundlage aller öffentlichen Dinge schätzte, so schlug das Herz offenbar wärmer für Asturien als für Spanien.

Dieses Asturien war freilich recht dazu gemacht, einem Manne von so historischem Sinne und reicher Phantasie wie Jovellanos die wärmste Anhänglichkeit einzuflößen. Im Süden durch hohe Gebirge von Leon geschieden, im Norden auf seiner größten Ausdehnung vom buchtenreichen Meere bespült, nur mit kurzen Grenzlinien Altcastilien und Galicien berührend, hatte es von den ältesten Zeiten her seine Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit mit besonderem Glücke behauptet. Die römische Herrschaft war hier nie anerkannt; die arabische Invasion scheiterte an diesen Bergen, welche den sagenhaften König Pelayo von der Höhle Covadonga aus das christliche und spa-

nische Banner zum ersten Mal wieder zu Sieg und Ruhm führen sahen. Hier stand dann die Wiege der neuen spanischen Monarchie, hier erhoben sich die ältesten Kirchen und Klöster, zum Andenken an diese Thaten und Schicksale nannte man den Thronerben des Reichs Prinz von Asturien. Die meisten spanischen Provinzen behaupteten, wie man weiß, trotz Philipp II., bis zum Ende der habsburgischen Dynastie eine Fülle von Sonderrechten, neben der die Einheit der Monarchie nichts war als ein ziemlich leerer Name. Erst unter Philipp V. wurde dieselbe mehr zu einer lebensvollen Wirklichkeit gemacht; erst da verloren namentlich die Länder der Krone Aragon ihre privilegirte Sonderstellung. Aber wie die Baskenlande so wurde auch Asturien selbst dieses Mal von der nivellirenden Hand verschont: es trat nicht ein in die neugeschaffene Einheit der Cortes, es behielt seine Sondervertretung, sein alterthümliches Selbstregiment.

Jovellanos schrieb 1795 für das geographische Wörterbuch der spanischen Encyklopädie den Artikel Oviedo, worin wir eine Schilderung der asturischen Verfassung finden, wie sie sich seit vielen Jahrhunderten fast unverändert erhalten hatte. An der Spitze des Fürstenthums stand die Iunta general, zusammengesetzt aus den Vertretern derjenigen Gemeinden, welche man de jurisdiccion realenga nannte, d. h. welche unter königlicher, nicht unter adliger Gerichtsbarkeit lebten. Von ihnen wählten 34, welche ihre Selbständigkeit immer bewahrt, und die man mit dem Namen concejos auszeichnete, jede ihren besonderen Vertreter, während die obispalías, d. h. die früher unter bischöflicher Gerichtsbarkeit gestandenen und erst später davon befreiten, je drei einen Vertreter, zusammen acht schickten. Zu diesen 42 Deputirten trat der alférez mayor, der Stadthauptmann von Oviedo, welche Würde im Hause der Grafen Toreno erblich geworden war, sodann der von den Deputirten gewählte procurador general und endlich als Präsident der Vorstand der königlichen Audiencia, des obersten Gerichtshofes, welcher, auch erst 1718 eingesetzt, in zweiter Instanz entschied, während die Rechtsprechung erster Instanz von gewählten Richtern gehandhabt wurde. Alle Angelegenheiten von öffentlichem Interesse wurden von dieser alle drei Jahre regelmäßig zusammentretenden, aber auch in außerordentlichen Fällen vom procurador ge-

neral berufenen Versammlung geprüft, entschieden und die Ausführung der Beschlüsse überwacht. Ihr permanenter Vertreter war einmal der procurador general, sodann eine diesem beigegebene und von der Versammlung alle drei Jahre neu gewählte diputacion, welche aus sieben Personen außer dem procurador und dem alférez bestand und immer in Oviedo als eigentliche Regierung versammelt war. „Man sieht daraus, sagt Jovellanos, wie weise in alter Zeit die Regierung des Fürstenthums eingerichtet wurde. Zu bedauern ist nur, daß die Gemeinden das Recht, ihre Gemeindebehörden zu wählen, verloren haben und dadurch die früher allgemeine Selbstvertretung in den Besitz weniger Familien gekommen ist", was dann freilich den Werth dieses Selbstregiments sehr vermindern mußte.

Immerhin bot dasselbe in Zeiten, wie sie seit 1788 über Spanien kamen, einen gewissen Schutz, und in der That wurde es Jovellanos vergönnt, sieben Jahre lang in diesem entlegenen Nordstrich eine höchst anziehende und segensreiche Wirksamkeit zu entfalten. Dieselbe war zunächst durch den Regierungsauftrag bestimmt. Der Marineminister Don Antonio Valdés, ein einsichtiger und mannigfach verdienter Mann, wünschte die englischen Kohlen in Spanien durch die asturischen zu verdrängen. Zu diesem Zweck mußte der Betrieb der Kohlenbergwerke selber verbessert, dann aber die Möglichkeit eines billigen Transports geschaffen werden; beides zu besorgen war Jovellanos' Aufgabe. Aber seinem umfassenden Geiste war längst klar geworden, daß man solche Dinge nicht isolirt fördern könne, daß ein schwunghafter Betrieb der Kohlenwerke von einer ganzen Reihe tiefgreifender Vorbedingungen abhänge, von dem Vorhandensein intelligenter Ingenieure, erfahrener Bergleute, geschickter Arbeiter, von der Belebung der asturischen Eisenindustrie, welche den Kohlen die nächste Verwerthung sicherte, von der Verbesserung der 32 asturischen Häfen, die fast alle versandet waren, vom Bau einer Straße nicht nur an das Meer, sondern ebenso nach Leon, von der Hebung des Seehandels, von der Bildung tüchtiger Capitäne und Steuermänner u. s. w. Ein einzelner Zweig der Industrie ließ sich nicht in Schwung bringen, eine einzelne Straße konnte keinen Verkehr schaffen. Es handelte sich also um eine totale Reform des asturischen Lebens, des asturischen

Ackerbaus ebensowohl wie der Industrie und des Handels, der geistigen und moralischen Bildung wie der nützlichen Volksthätigkeit. Schon 1781 hatte er von Madrid aus der Patriotischen Gesellschaft von Asturien, welche ihn zum Ehrenmitglied ernannt, einen Discurs übersendet „über die Mittel, den Wohlstand des Fürstenthums zu heben" [1]), welcher alle jene verschiedenen Aufgaben in meisterhafter Weise zusammenstellte und kurz den Weg zu ihrer Lösung anzeigte. Sodann hatte er 1782 einen Besuch in Gijon benutzt, um persönlich in dieser Richtung auf seine Landsleute zu wirken. In einem Vortrag vor der Patriotischen Gesellschaft hatte er auf die Nothwendigkeit hingewiesen, mathematische und naturwissenschaftliche Bildung zu fördern, wenn man die reichen Schätze des Landes erfolgreich ausbeuten wolle. Bis dahin existirte ein Unterricht in diesen Disciplinen gar nicht, weder an den vielen Lateinschulen noch auf der Universität Oviedo. In dem erwähnten Discurs hatte er die Errichtung eines Adelsseminars für diese Studien nach dem Muster des von der Baskischen Gesellschaft in Vergara geschaffenen empfohlen. Jetzt aber sah er, daß für ein derartiges Unternehmen alle Vorbedingungen fehlten, daß man namentlich Niemand hatte, um den Unterricht zu ertheilen. Deshalb beschränkte er sich jetzt darauf zu proponiren, die Gesellschaft solle eine Subscription eröffnen, um zwei tüchtige junge Männer nach Vergara zu schicken, sie dort vier Jahre Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie und Metallurgie studiren und dann ein Jahr durch Frankreich, England und den Norden Europas reisen zu lassen. Eine Summe von 70000 rs. werde dafür und für die Beschaffung der nöthigen Bücher und Instrumente genügen; 158 Actionäre könnten dem Lande diesen außerordentlichen Gewinn sichern, wenn sie fünf Jahre hundert Realen zahlten. Wäre aber diese Anstrengung zu groß, so möchte man mit Einem derartigen Stipendium beginnen. Wirklich brachte er die Subscription in Gang; aber kaum war er wieder in Madrid, so schlief die Sache ein; Gleichgültigkeit hier, Neid da vereitelte das patriotische Werk.

Jovellanos ließ sich dadurch nicht im mindesten beirren.

1) Nocedal t. II p. 438 sqq.

Er benutzte des Marineministers Eifer für den asturischen Kohlenbau, um 1789 in einem von ihm geforderten Gutachten neben der Freigebung der Kohlenindustrie, dem Bau einer Straße von den Gruben zum Meer vor Allem die Errichtung einer Anstalt für das Studium der Mineralogie und der damit zusammenhängenden Wissenschaften zu fordern. In Asturien angekommen war sein Erstes, das Land nach allen Richtungen zu durchsuchen, den erstaunlichen Reichthum an Steinkohlen, die zum Theil dicht unter dem Boden und wenige hundert Schritt vom Meere lagen, sorgfältig zu constatiren und dann in einem ausführlichen Bericht seine früheren Anträge in erweiterter Gestalt zu wiederholen. Der Kohlenbau konnte nie prosperiren ohne energische Belebung des Seehandels, und diese ließ sich nur von der selbstthätigen Theilnahme der Bevölkerung, von der vermehrten Einsicht derselben, vor Allem auch von der Bildung tüchtiger Seemänner erwarten. Mit dem Studium der Mineralogie und ihrer Hilfswissenschaften mußte also der Unterricht in allen denjenigen Kenntnissen verbunden werden, welche der Seemann braucht. 1791 genehmigte der König den Plan, ein asturisches Institut für diese Zwecke in Gijon zu errichten. Während Jovellanos mit der Eröffnung und dem Bau von zahlreichen Kohlengruben, mit der Anlage der Straße vom Mittelpunkt derselben ans Meer und mit den zahllosen daraus sich ergebenden Streitigkeiten beladen war, fand er doch die Zeit, neben der großen Arbeit über die agrarische Gesetzgebung die Begründung des Instituts mit rastloser Anstrengung zu fördern. Mit welchen Schwierigkeiten ein derartiges Unternehmen im damaligen Spanien verbunden war, können wir uns nicht vorstellen. Die Einen hatten dagegen alle die Einwendungen zu machen, auf welche ein ganz neues Ding überall stößt, von dem Niemand etwas versteht; den Einwürfen der Unwissenheit schlossen sich die der Bigotterie und des Fanatismus an; der gute Wille der Einsichtigen wurde gelähmt durch ihre Trägheit oder Armuth, und endlich hätte der Plan wohl Anklang gefunden, wenn das Institut überall hätte sein können, daß es aber Gijon allein gehören sollte, erregte die Entrüstung aller anderen Orte und namentlich Oviedos. Jovellanos überzeugte sich bald, daß all diese Schwierigkeiten nur durch die

That zu überwinden seien. Am 6. Januar 1794 wurde das asturische Institut feierlich eröffnet.

Es war an diesem Tage eine große Herrlichkeit in Gijon: an zwei Abenden allgemeine Illumination der reich bekränzten Stadt, Prozessionen, Messen, Glockengeläute, unendliche Reden, kurz das ganze Gepränge, in dem die südlichen Nationen so gern schwelgen. Man hätte wohl ein Recht zu diesem Jubel gehabt, wenn man nur ein klein wenig mehr für die eigentliche Sache gethan hätte. Aber für diese war trotz der dreijährigen Anstrengungen Don Gaspars und seiner Verwandten und Freunde noch unendlich wenig geschehen: in einem Hause der Familie wurde das Institut eröffnet mit einem einzigen Professor! Den Unterricht in Spanisch, Französisch und Englisch übernahm Jovellanos selbst, den in der Mathematik sein Bruder Don Francisco de Paula, und dieser, Capitän auf der Marine, belud sich auch mit den Direktionsgeschäften. Mit bescheideneren Kräften konnte man wohl nicht beginnen, aber der Erfolg lohnte die Kühnheit. Am Schlusse des ersten Jahres war die Zahl der Schüler auf sechzig gestiegen, von denen einunddreißig in der Prüfung die Note sehr gut und zwölf gut bekamen. Mit diesem Resultat konnte Jovellanos vor die Welt treten. In einer urkundlichen Darstellung der bisherigen Arbeiten und Erfolge[1]) appellirte er an die Theilnahme aller patriotischen Spanier und besonders seiner asturischen Landsleute in Europa wie in Amerika, deren Eifer er durch eine endlose Correspondenz unablässig spornte. Daneben mußte für die innere Organisation der Schule, für den zweckmäßigen Lehrplan, für Lehrbücher gearbeitet werden. Wie sich das Institut allmälig im Kopfe Jovellanos' ausbildete, wurde es zu einer Art polytechnischer Schule, welche die mathematischen Fächer, Physik, Chemie, Mechanik, Astronomie, Mineralogie, Metallurgie, daneben Zeichnen, Geschichte, Geographie, Philosophie, moderne Sprachen umfaßte. Dieser Lehrplan, sein Stufengang, die Lehrmethode, Alles mußte aber neu, zum ersten Male in Spanien, geschaffen werden; Jovellanos scheute vor der Arbeit nicht zu-

1) Noticia del Real Instituto Asturiano, zuerst gedruckt Oviedo 1795, bei Nocedal t. II p. 379 sqq.

rück, die das in sich schloß. Er übernahm nicht nur selber, wie bereits erwähnt, den Sprachunterricht, sondern er schrieb selber die Lehrbücher dafür, wie er die Lehrmethode für sämmtliche Fächer feststellte, die disciplinarischen Gesetze verfaßte und ihre Durchführung Tag für Tag überwachte.

Der Staatsmann, der Nationalökonom, der Gelehrte wurde in seinem fünfzigsten Jahre Schulmann. Es war das eine consequente Fortbildung des einen Grundgedankens, welcher Jovellanos von früh an in allen seinen Arbeiten bestimmte. Unter der Reformregierung Karls III. hatte er sich damit begnügen können, die Staatskräfte zur Hebung des Wohlstandes und der Bildung seines Volkes in Bewegung zu setzen. Hatte er aber schon damals zusammen mit Campomanes die Selbstthätigkeit der Bevölkerung heranzuziehen gesucht, so waren jetzt, unter dem schlechten Günstlingsregiment, alle Hoffnungen auf diese Volksarbeit beschränkt. Von oben her geschah nichts mehr, das Volk selber mußte sich vorwärts bringen. Wie aber sollte es die richtigen Wege dafür einschlagen, wenn es von Unwissenheit und Trägheit beherrscht wurde? Unterricht und Erziehung mußten die Kräfte erst wecken, welche thätig werden sollten. Zunächst blieb Jovellanos auch hier in dem Kreise seiner früheren Ideen, zunächst richtete er sein asturisches Institut auf die unmittelbar praktischen Wissenschaften. Aber er erkannte bald, daß damit die volle Kraft des Geistes nicht entwickelt werde, daß eine ideale Grundlage Noth thue, daß nur allgemeine menschliche Bildung die Praktiker und Techniker zu einer wirklich segensreichen Wirksamkeit befähige. So kam er dazu, mit jedem Jahre den Kreis der allgemein bildenden Unterrichtsgegenstände zu erweitern und jedem einzelnen Stoffe eine fortschreitende Vertiefung zu geben: an den Sprachunterricht schloß sich Geographie und Geschichte, beide innig miteinander verbunden, und an die Logik, welche er in der spanischen Grammatik behandelt wissen wollte, Geschichte der Philosophie. Mit besonderem Eifer verfolgte er den Gedanken, den Unterricht in der Muttersprache zur breiten Grundlage der allgemeinen Geistesbildung zu machen und arbeitete dafür einen vollständigen curso de humanidades castellanas aus[1]). Die lateinische Grammatik

1) Abgedruckt in der Barceloneser Ausgabe t. IV p. 202 sqq.

hatte in Spanien nicht bewiesen, welche bildende Kraft in ihr lag; von unfähigen Lehrern nach unsinnigen Methoden gelehrt gab sie dem Geiste nichts als einen Haufen todter Regeln. Ueberdies lag die todte Sprache der großen Menge der Bevölkerung naturgemäß fern; nur die verkehrteste Sitte konnte die ganze Masse der Schüler in die Lateinschulen treiben. Es handelte sich darum, eine allgemein gültige und brauchbare Basis der Geistesbildung zu finden: in einer zweckmäßigen Behandlung der Muttersprache glaubte sie Jovellanos zu erkennen zu derselben Zeit, wo in Deutschland die deutsche Grammatik anfing den Schulen empfohlen zu werden. Es konnte nicht fehlen, daß Jovellanos bei diesem Versuch in ähnliche Abstractionen, in dieselben Irrwege einer philosophischen Grammatik gerieth, auf denen man heute noch bei uns so viele Kinder plagt. Aber es ist immerhin in hohem Grade merkwürdig, daß ein Mann, in dem Maße von ganz andern Dingen beschäftigt wie er, allein für sich durch die Consequenz seines Denkens auf eine Methode kam, welche von der ganzen Richtung des Jahrhunderts wohl gewissermaßen gefordert wurde, aber doch meines Wissens sonst nur in dem gelehrten Deutschland zum Durchbruch kam, und daß er dann diesen Gedanken sofort in einem Lehrbuche realisirte. Und auch das charakterisirt ihn, daß er hier, unter der Herrschaft der Sprachlogik, doch wieder seinem historischen Sinne gerecht wurde, indem er mit der allgemeinen Grammatik eine Lectüre verbunden haben wollte, welche ihren Mittelpunkt in den Klassikern des sechzehnten Jahrhunderts, besonders seinen Lieblingen Luis de Leon und Luis de Granada, finden, aber auch zu den ältesten Denkmälern der spanischen Sprache hinaufreichen sollte.

Mitten in diesen Arbeiten des reinsten und fruchtbarsten Patriotismus, der daneben noch für eine unglaubliche Menge anderer Interessen thätig war, ein Wörterbuch des asturischen Dialekts, eine genaue Topographie des Fürstenthums, eine artistische Beschreibung desselben anregte, mitten in diesem stillen Wirken überraschte Jovellanos die seltsame Nachricht, er sei zum Gesandten in Rußland ernannt! Er hatte das Räthsel noch nicht gefaßt, als die nicht weniger wunderliche Botschaft kam, er sei zum Minister der Justiz und der Gnaden ernannt, und

so ungläubig er war, es bestätigte sich nicht allein die letztere Nachricht, sondern sie erwies sich auch als voller praktischer Ernst. Was war geschehen, daß der Verbannte, den man bis dahin ängstlich von Madrid ferngehalten, dem man kaum eine kümmerliche Anerkennung für seine seltenen Verdienste hatte zukommen lassen, daß dieser selbe nun plötzlich ins Ministerium berufen wurde? Um diese sonderbare Wendung zu verstehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, wie sich die Dinge in Spanien während der letzten Jahre gestaltet hatten.

Der am 22. Juli 1795 in Basel erlangte Friedensschluß mit Frankreich hatte die Lage der Regierung nur für den Augenblick erleichtert. Die Art, wie er zu Stande gekommen, machte den schlimmeren Krieg mit England unvermeidlich. Gleich im ersten Jahre desselben trat die große Gefahr hervor, welche Spanien in Amerika bedrohte: das Beispiel der Vereinigten Staaten begann jetzt unter der Beihilfe englischer Umtriebe in den spanischen Colonien zu wirken. Die Finanznoth stieg mit jedem Tage. Die Frivolität und Sittenlosigkeit Godoys reifte um so mehr, je unkluger die Königin ihre häßliche Neigung zur Schau trug und den Günstling mit Würden und Schätzen überschüttete. Der Staatsorganismus löste sich zusehends auf. Ein unglaubliches Chaos von Intriguen hetzte alle Elemente der Gesellschaft gegen einander. Um sich einigermaßen eine Vorstellung von dem Grade der allgemeinen Zerrüttung zu machen, braucht man nur einen Streit zu betrachten, den der König im October 1797 mit dem Rath von Castilien, der obersten Reichsbehörde, hatte. Wegen irgend eines richterlichen Entscheides derselben richtete Karl IV. an sie eine Cabinetsordre, worin er im Tone der heftigsten Leidenschaft u. a. vorwarf: „Eigennutz, Unwissenheit und Leidenschaft hat mitten in meinem Rath ihren Sitz aufgeschlagen und den Willen vieler Mitglieder umstrickt. Ich will und befehle deshalb, daß in Zukunft kein Spruch desselben zur Ausführung kommt, ohne vorher meinem Staatssecretär vorgelegt und von ihm gebilligt zu sein.“ Darauf richtete der Rath eine Antwort an die Majestät, wie sie wohl selten einem Fürsten von einer Behörde zu Theil geworden ist. Er müsse, erklärte der Rath, seine Würde und Souveränetät aufrecht erhalten, wie sie in seiner ursprüng-

lichen Verfassung liege. Er habe geglaubt, gegen die unzähligen Widersetzlichkeiten am Throne eine Stütze zu finden, nun müsse er sich zu seinem bittersten Schmerz von dem Fürsten selber geschmäht und mißhandelt sehen. Aber er könne nicht glauben, daß ein solcher Schimpf in dem heroischen Herzen Sr. Majestät entsprungen sei. „Der Rath weiß sehr wohl, welche verächtliche Feder (d. h. Godoy), den geheiligten Namen Ew. Majestät usurpirend, eine solche Ordre geschrieben oder dictirt hat." Der angegriffene Spruch sei durchaus den Gesetzen gemäß. „Derjenige, der Ew. Majestät das Gegentheil eingeredet hat, ist ein niedriger Verführer, der längst in den entferntesten Winkel der Erde hätte verbannt werden sollen." Wenn die Monarchie ferner in der Weise regiert werde, wie in den letzten Jahren, „so sieht der Rath mit betrübtem Herzen den Untergang des Reichs vor Augen, ja was mehr ist (er zittert es aussprechen zu müssen), den fluchwürdigen Umsturz des Thrones. Möge daher Ew. Majestät aus der tiefen Lethargie erwachen, in der sie seit so lange liegt; es ist Zeit, daß Ew. Majestät die gemeinen Verführer abschüttele, welche sie umstricken, daß sie dem Rath seine alte Würde und Macht zurückgebe." Was den Befehl angeht, künftig alle Entscheidungen dem Minister vorzulegen, so erklärt der Rath rund heraus, so lange er existire, könne er durch einen Einzelnen nicht controlirt werden. „Der Rath, Señor, ist durch seine nationale Verfassung Souverän, und seine Decrete können deshalb von einem Unterthanen nicht geprüft werden. Das ist es, was der Rath nöthig gefunden hat, Ew. Majestät auf die Cabinetsordre zu erwidern" [1]).

Diesen Zustand völliger Anarchie, der für Godoy persönlich, wie man sieht, anfing sehr bedenklich zu werden, benutzte Cabarrus, um eine Maßregel durchzusetzen, von der er sich den heilsamsten Einfluß versprach. Cabarrus war Ende 1792 aus seiner Haft befreit und von Godoy unter dem Druck der Kriegs- und Geldverlegenheiten in den folgenden Jahren mehr und mehr herangezogen worden. Die ersten Anknüpfungen

1) S. diesen merkwürdigen Schriftwechsel bei Lafuente, historia de España t. XXIII p. 90 sqq.

mit der französischen Republik gingen Ende 1794 durch Cabarrus' Hand, der bald eine so einflußreiche Stellung gewann, daß die fremden Diplomaten mit ihm in Verkehr zu treten suchten. Cabarrus war gewandt und leichtfertig genug, um bei Godoy rasch großes Ansehen zu gewinnen. Er war aber auch klug genug, um die Gefahr der Lage zu durchschauen. Schon im December 1795 hielt er es für nothwendig, dem Friedensfürsten vorzustellen, daß bei den gegenwärtigen Einrichtungen nicht nur die Monarchie, sondern mehr noch die Minister den schlimmsten Wechselfällen ausgesetzt seien. Indem er an die Furcht des Günstlings vor einem möglichen Umschwung appellirte, wo derselbe dann der durch nichts gehemmten Wuth seiner Feinde preisgegeben sei, schlug er ihm eine Reihe Veränderungen vor, die in abenteuerlicher Mischung Gutes und Verkehrtes durch einander mengten. Dem Schreiben war aber beigelegt sein Briefwechsel mit Jovellanos über die Ackerbaufrage, um, wie Cabarrus bei der Publication behauptet, seinen Freund durch die Gunst Godoys gegen Nachstellungen zu schützen, die ihn damals bedroht hätten[1]). Offenbar beabsichtigte Cabarrus, den Fürsten auf Jovellanos aufmerksam zu machen. Aber damals erreichte er so wenig diese Absicht wie die andere, eine Reform der Verfassung durchzusetzen.

Anders standen die Dinge zwei Jahre später. Die Bedrängniß des englischen Krieges, eine wachsende Verstimmung des französischen Directoriums gegen Godoy, die leidenschaftlichen Angriffe, die er im Innern heute von der Inquisition, morgen von den Anhängern der Aufklärung erfuhr, und endlich eine leise Erschütterung des königlichen Vertrauens ließen jetzt die Vorstellungen Cabarrus' Gehör finden, daß Godoy unrettbar verloren sei, wenn er sich nicht Männer von anerkannter Tüchtigkeit und großer Popularität zugeselle. Der König, der vielleicht wirklich durch die unerhörte Dreistigkeit des Raths von Castilien für einen Moment aus seiner Lethargie aufgeschreckt war, willigte ein, Jovellanos und Don Francisco de Saavedra ins Cabinet zu berufen. Die Köni-

1) Cartas escritas por el conde de Cabarrus al Sr. D. Gaspar de Jovellanos, y precedidas de otra al principe de la Paz. Madrid 1813.

gin, in ihrer instinctiven und höchst berechtigten Abneigung gegen den integren Charakter Don Gaspars, suchte sich zwar vor seiner Erscheinung dadurch zu schützen, daß sie plötzlich seine Ernennung zum Gesandten in Rußland durchsetzte; aber diese Maßregel war so augenscheinlich nur geeignet, die allgemeine Aufregung zu steigern, daß sie nach wenigen Tagen zurückgenommen werden mußte.

Jovellanos hätte kein härterer Schlag treffen können als dieser Triumph seines leichtsinnigen Freundes. Cabarrus jubelte, die Monarchie sei gerettet: Jovellanos durchschaute auf den ersten Blick, daß er unter den gegebenen Verhältnissen nichts nützen, nur sich ruiniren und die segensreiche Arbeit, die er sieben Jahre lang für Asturien gethan hatte, zerstören könne. Aber wenn in dem damaligen Spanien die Büreaukratie in ihrer Spitze dem Könige offen den Gehorsam verweigern konnte, so war es undenkbar, daß ein Einzelner den Befehlen des Königs sich entziehe. Jovellanos mußte sich wohl oder übel in das Unvermeidliche fügen. Der Jubel, welcher Gijon die begeistertsten Ovationen darbringen ließ, bald das ganze Fürstenthum erfüllte und von da sich über Spanien verbreitete, gab ihm das Geleite nach Madrid. Ehe er die Hauptstadt erreichte, traf ihn Cabarrus am Abend des 21. Nov. 1797 im Paß von Guadarrama. Welche Schilderung entwarf der von den Zuständen des Hofs! Mit Ekel und Entsetzen hörte Jovellanos seine Erzählungen die ganze Nacht. Wenn es so stand, war es ja unverantwortlich, seinen reinen Namen dieser Besudelung auszusetzen; er erklärte seinem Freunde, er sei zu alt für ein so verwegenes Spiel, er werde nach Asturien zurückkehren. Dem aber trat Cabarrus doch wieder mit gewichtigen Gründen entgegen. Wenn er so handele, richte er sich und seine Freunde zu Grunde, zerstöre auf lange jede Möglichkeit einer Besserung der trostlosen Lage des Landes. Er zog Jovellanos mit sich fort nach dem Escorial.

Wir haben leider über die nun beginnende Episode in Jovellanos' Leben weniger Nachrichten als von einem andern Zeitraum, da er nach einer Angabe Bermudez' alle darauf bezüglichen Papiere in gerechter Besorgniß vor drohenden Nachstellungen vernichtete. Nur über seine erste Begegnung mit Godoy

haben sich in seinem Tagebuch folgende abgerissene Sätze gefunden: „Unterhaltung mit Cabarrus und Saavedra. Alles droht einen nahen Einsturz, der uns Alle umstrickt. Meine Verwirrung und Niedergeschlagenheit wächst. Der Friedensfürst ladet uns zur Tafel: wir gehn in schlechten Kleidern hin. Zu seiner Rechten die Prinzessin[1]), zur Linken die Pepita Tudo. Dieser Anblick vollendet meinen Widerwillen, ich kann ihn nicht ertragen. Ich aß und sprach nichts." Cabarrus und Saavedra und die von allen Seiten herbeieilenden Freunde mußten noch einmal alles aufbieten, um Jovellanos zum Eintritt ins Ministerium zu bewegen.

Zunächst schien es, als sollte Cabarrus doch Recht behalten. Das Land erwachte wie aus einem Fieberschlaf. Die Universitäten, die Behörden, die Städte begrüßten Jovellanos durch Deputationen und Zuschriften, eine frohe Hoffnung ging durch das Reich, daß der Anfang eines erträglichen Regiments gekommen sei. Das machte Eindruck auf den König. Er hörte seine neuen Räthe mit steigender Aufmerksamkeit; allmälig konnten sie mit Reformvorschlägen und Enthüllungen über die wahren Zustände des Landes ziemlich weit gehn. Jovellanos erlangte die Genehmigung einer Umgestaltung des Unterrichtswesens, welche in Salamanca durch einen ausgezeichneten Prälaten wirklich in Angriff genommen wurde; ja er konnte einen Gesetzesentwurf vorlegen, welcher die Inquisition unschädlich gemacht haben würde. Das Wichtigste aber war, daß Godoy theils den Einwirkungen der beiden neuen Minister auf den König, theils den Angriffen des französischen Gesandten Truguet erlag und am 28. März 1798 seine Entlassung erhielt.

Aber alle diese Erfolge bedeuteten nichts auf die Dauer. Vielmehr erlebte Jovellanos, was Anfang 1792 Floridablanca erfahren hatte: brachte es Jemand dahin, den Günstling ernstlich zu bedrohen, so war die nächste Folge, daß sich alle bösen Cabalen der Königin auf ihn concentrirten, was gleichbedeutend war mit seinem Sturz. Es mag nicht nur auf vagen Gerüch-

1) Die Tochter eines Bruders Karls III., mit der sich Godoy 1797 verheirathet hatte, während er die Tudo, welche nach den Einen seine Maitresse, nach den Andern gar seine Frau war, ungenirt bei sich behielt.

ten beruhen, was Bermudez und Muriel erzählen, daß der König nach der Entlassung Godoys plötzlich von so heftigem Zorn gegen denselben ergriffen worden sei, daß Jovellanos und Saavedra vielleicht die Macht gehabt haben würden, den Günstling für immer unschädlich zu machen, was aber die Beiden in kurzsichtigem Edelmuth, trotz aller Vorstellungen Cabarrus', abgelehnt. Aber solchen heftigen Aufwallungen pflegten bei Karl IV. Zeiten der äußersten Schwäche zu folgen, in denen ihn die Königin wie ein Kind leiten konnte. Ich möchte es schwer glauben, daß sie oder Godoy so weit gegangen sei, den beiden feindlichen Ministern nach dem Leben zu trachten, wie stark auch verschiedene Zeugnisse dafür sprechen[1]); gewiß ist, daß es ihren Ränken gelang, am 15. August 1798 die Entlassung Jovellanos' durchzusetzen.

Unter dem 20. August findet sich wieder die erste Aufzeichnung in seinem Tagebuche. „Ich schreibe, sagt er, jetzt mit der Brille. Wie hat mein Gesicht in dieser kurzen Zeit gelitten, was habe ich in ihr erlebt!" Aber eine mehrmonatliche Badecur in Trillo stellte seine Gesundheit einigermaßen her, und im November finden wir ihn in Gijon wieder in die Arbeiten vertieft, die wir bereits kennen. Sein Bruder Paula war inzwischen gestorben, hatte ihm das väterliche Haus und ein Eisen-

1) Cean Bermudez, welcher auch in dieser Zeit täglich um Jovellanos war, erzählt p. 69 sqq., der Minister sei gleich bei seinem ersten längeren Aufenthalt im Escorial von Choliken geplagt worden, an denen er früher nie gelitten habe; diese Choliken hätten in Madrid trotz aller dagegen angewandten Mittel fortgedauert, in Aranjuez aber gar einen krampfhaften Charakter angenommen, während Saavedra sogar Monate lang in höchster Lebensgefahr sich befunden. Jovellanos selber spricht in verschiedenen Briefen, die er am 29. Nov. aus Gijon schrieb, in sehr unzweideutigen Ausdrücken davon, daß er das Ministerium verlassen, „um mein Leben zu retten", das durch das Ministerium mit der äußersten Gefahr bedroht gewesen. (Nocedal t. II p. 327 sq.) Endlich hat Cañedo, der erste Herausgeber der Werke J.' t. VII p. 300 folgende Notiz: „Jene Choliken rührten daher, daß Godoy einen Bedienten J.' mit zehen Unzen Gold bestochen hatte." J. habe diese Thatsache ganz zuverlässig constatirt, sich aber begnügt, den Menschen aus dem Hause zu werfen. Solche Vergiftungsversuche wären, das muß man sagen, noch nicht das schlimmste, was den Beschuldigten zur Last fällt.

werk, aber auch eine Menge Sorgen hinterlassen. Für das Institut mußte er nun allein Alles thun, worin er sich früher mit dem Bruder getheilt hatte, und diese Last wurde um so schwerer, als der glückliche Fortgang des Unternehmens 1797 ermuthigt hatte, den Bau eines großen Schulhauses zu unternehmen, für dessen Fortführung in den nächsten Jahren die nöthigsten Mittel nur mit der äußersten Anstrengung herbeigeschafft werden konnten. Jovellanos schenkte seiner Lieblingsschöpfung Alles, was er hatte: Zeit, Kräfte und Geld; aber bei der strengsten Einschränkung seiner Privatbedürfnisse konnte er doch den Ansprüchen nicht genügen. Denn die verzweifelte Lage der Staatsfinanzen nöthigte im Frühling 1799, die Gehalte in Papiergeld auszuzahlen, welches Anfang April 40, Mitte April aber schon 46 Procent unter Pari stand; im August hörte die Zahlung vollends auf und wurde bis December nicht wieder aufgenommen[1]). Alle ökonomischen Verhältnisse geriethen in die vollständigste Zerrüttung, die für das Institut von Privaten gezeichneten Beiträge blieben aus. Da bedurfte es denn der ganzen warmen Hingebung, der geschickten Energie Jovellanos', um den Bau nicht ganz ins Stocken gerathen zu lassen und gleichzeitig die innere Entwicklung der Schule zu fördern.

Jovellanos brachte die folgenden Jahre, ganz von gemeinnützigen Arbeiten erfüllt, von dem trüben Gang der europäischen und spanischen Dinge scheinbar wenig berührt, in seinem alten Familiensitze zu Gijon hin. Von einem Thurme des Hauses umfaßte der Blick das Meer und den Kranz der Berge und die sichtlich aufblühende Stadt; um ihn standen die Schätze seiner gelehrten Sammlungen, eine reiche Bibliothek, viele Stöße von copirten Inschriften, Urkunden u. dgl., dann auch werthvolle Gemälde und andere Kunstgegenstände. Je länger er sich wieder in dieses asturische Stillleben vertiefte, desto mehr schwand die widerliche Erinnerung an den letzten Madrider Aufenthalt, desto mehr durfte er hoffen, von den gewaltigen Sündern vergessen zu sein. Da plötzlich entlud sich auf ihn die Wuth der Erbärmlichen, welche überall Conspirationen sahen, wo nichts war als die unausbleibliche Frucht ihres beispiellosen Mißregi-

1) Nach verschiedenen Briefen J.' bei Nocedal t. II p. 334 sqq.

ments. Am Morgen des 10. März 1801 vor Sonnenaufgang wurde er in seinem Schlafzimmer überfallen, seiner Papiere beraubt, fortgeführt, wie ein gemeiner Verbrecher auf langer Wanderung über Leon, Burgos, Zaragoza nach Barcelona geschleppt, dort eingeschifft und endlich am 18. April in der Carthause Jesus Nazareno im Innern von Mallorca untergebracht.

Godoy hat versucht, in seinen Memoiren den Schandfleck dieser Mißhandlung des edelsten Mannes und der noch empörenderen Dinge, die wir hören werden, von sich abzuwaschen und alle Schuld auf den Nachfolger Jovellanos', den Justizminister Caballero, einen allerdings jeder Schlechtigkeit fähigen Menschen, zu werfen. Niemand würde an sich einer solchen Behauptung Glauben schenken, da die kecke Lügenhaftigkeit der Selbstvertheidigung Godoys zum Ueberfluß nachgewiesen ist; damit nicht der geringste Zweifel bestehe, hat Lafuente[1]) aus dem Madrider Archiv ein Schreiben Godoys an die Königin vom 5. Febr. 1801 mitgetheilt, worin dieser die unbarmherzige Vernichtung seiner Gegner ankündigt, zu denen er Jovellanos ausdrücklich zählt. Wie nichtswürdig aber das damals in Spanien herrschende Regiment war, dafür giebt es wenige beredtere Belege als das gegen Jovellanos beobachtete Verfahren. „Der Befehl meiner Einsperrung, erzählt er selber, lautete auf unbestimmte Zeit, d. h. auf Zeit meines Lebens"; worauf sich aber diese Maßregel gründete, was nur ihren Vorwand abgab[2]), darüber auch nur eine Andeutung zu geben, hielt man in Madrid für überflüssig; Jovellanos bekam den Befehl, der ihn für immer begraben sollte, nicht einmal zu sehen. Gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft in der Carthause richtete er über diese ungeheuerliche Procedur eine Vorstellung an den König. Man kann nichts Würdigeres, nichts Beredteres lesen; die Gaben des Staatsmanns und des Dichters haben zusammen gewirkt, um diese Sätze hervorzubringen, vielleicht die vollen-

1) t. XXII p. 235.

2) Es ließ sich durchaus nichts ausfindig machen als folgender Umstand. 1801 wurde in Spanien eine in London gedruckte spanische Uebersetzung Rousseaus verbreitet, in deren Vorrede sich das Lob J.' fand. Als dieser jegliche Gemeinschaft mit dem Buch perhorrescirte und auch darüber nach Madrid schrieb, verbot ihm die Regierung, sie ferner zu belästigen!

detsten, die je aus Jovellanos' Feder geflossen sind. Nicht eine Bitte, eine, wenn auch in die bescheidensten loyalsten Formen gekleidete, vernichtende Anklage war es gegen die schrankenlose Willkür, die ihn betroffen. Er stellte die anerkannten Leistungen seines einunddreißigjährigen Dienstes für König und Vaterland, seine unermüdliche Thätigkeit für das allgemeine Wohl in schneidenden Contrast mit der Schmach der ihm widerfahrenen Behandlung, er brandmarkte die Brutalität eines solchen Verfahrens ohne Anklage, ja ohne Angabe der behaupteten Schuld mit einer Macht ergreifender Gründe, die wohl selbst den Stumpfsinn Karls IV. bewegt hätte. Er forderte endlich nicht Gnade, sondern Gerechtigkeit. Er verlangte vor ein ordentliches Gericht gestellt zu werden, und wenn, wie es nicht anders sein könne, seine Freisprechung erfolgen müsse, so genüge das nicht, sondern dann gebühre ihm eine feierliche Genugthuung für den vor aller Welt erlittenen Schimpf.

Er richtete diese Vorstellung an seinen treuen Freund Don Juan Arias de Saavedra, gegen den sich sein Vetter, der Marques von Valdecarzana, erboten hatte, die Schrift dem Könige zu überreichen. Aber Godoy und Caballero hatten vorgebaut: Saavedra war nach Siguenza, Cean Bermudez nach Sevilla verbannt und die andern Freunde Jovellanos' so bedroht, daß der Marques nicht wagte, sein Versprechen zu erfüllen. Sobald Jovellanos davon erfuhr, setzte er am 8. Oktober eine zweite Vorstellung auf, in der er kurz die Hauptpunkte der ersten wiederholte, die er überdies beilegte. Er sitze, klagte er, nun schon sechs Monate in dieser schrecklichen Gefangenschaft, ohne daß ihm irgend ein Grund davon mitgetheilt sei. Er dringt in den ernstesten Worten auf Gerechtigkeit und schließt mit folgenden Sätzen: „Ich erbitte, Señor, die Gerechtigkeit Ew. Majestät nicht allein für mich, sondern für die ganze Nation. Denn es ist in ihr kein rechtschaffener Mann, der an meiner Sache nicht selber interessirt sei. Die Unterdrückung meiner Unschuld bedroht die Unschuld aller Spanier, die Vernichtung meiner Freiheit bedroht die Freiheit aller meiner Mitbürger. Ew. Majestät ist mir, ist sich selber diese Gerechtigkeit schuldig." Diese zweite Schrift schickte er an seinen Kaplan in Gijon, der sich nach Madrid begeben und sie auf alle Gefahr in die Hand

des Königs bringen wollte. Aber die Regierung, die alle Lebensinteressen der Nation der kläglichsten Verwahrlosung preisgab, hatte für die Verfolgung der besten Patrioten die umfassendste Thätigkeit. Alle Freunde und Verwandte des Gefangenen waren mit Spionen umstellt, und noch ehe sich der Kaplan nach der Hauptstadt auf den Weg machte, hatte man dort bereits von seinem Vorhaben erfahren, ließ ihm auf den von Asturien nach Madrid führenden Straßen auflauern, und als er dennoch in der Residenz anlangte, ihn sofort verhaften, sieben Monate lang im Gefängnisse quälen, dann nach Asturien schleppen und unter die strengste Aufsicht des Bischofs von Oviedo stellen. Zu gleicher Zeit war in Barcelona ein Beamter des mit Jovellanos befreundeten Marques von Campo-Sagrado lediglich deshalb verhaftet, weil sich unter des Kaplans Papieren ein Brief von ihm fand; auch diesen Mann hielt man vier Monate lang gefangen. Indessen hatten die Vorstellungen doch den Weg ins Publikum gefunden, man schrieb sie fleißig ab und verbreitete sie über das Land; ja ein ehrenwerther Mann wußte es einzurichten, daß er eine Copie an den König brachte. Aber das sollte nur die Lage Jovellanos' aufs empfindlichste verschlimmern. Caballero schrieb einen wüthenden Brief an den Generalcapitän von Mallorca, daß es dem Gefangenen, trotz des strengsten Gebots, ihm keinerlei Verbindung mit der Außenwelt zu gestatten noch den Gebrauch von Tinte, Papier, Feder oder Bleistift, dennoch möglich gewesen sei, zwei Vorstellungen nach Madrid zu bringen. Am 5. Mai 1802 wurde Jovellanos aus der Carthause, wo er mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit und Ueberlegenheit die Mönche rasch in warme Verehrer verwandelt hatte, nach dem über Palma gelegenen Kastell Bellver geschafft und dort unter eine unbarmherzig strenge Bewachung gestellt, zu deren Durchführung gleichzeitig Commandant, Garnison und das gesammte Personal gewechselt wurde. Wir haben noch alle die Befehle des Ministers vor uns, welche immer von neuem die grausamste Mißhandlung einschärften, daß nie ein Diener zu ihm dürfe, ohne vorher und nachher sorgfältig durchsucht zu werden, daß der Beichtvater kein Wort als über Gewissensangelegenheiten mit ihm reden, daß ihn kein anderer Mensch sehen, daß er sein heißes, enges Zimmer nie verlassen, daß er

nichts schreiben dürfe, was nicht der Regierung vorgelegt werde u. s. w. Als diese Härte dem fast sechzigjährigen Mann eine gefährliche Entzündung und den Anfang des Staars zuzog und der Arzt die Nothwendigkeit erklärte, ihn Seebäder nehmen zu lassen, schämte sich Caballero nicht, zu verordnen, Jovellanos dürfe baden, aber nur auf der öffentlichen Promenade von Palma und unter zahlreicher Bewachung! Nur die allgemeine Entrüstung der Insel bewirkte die Rücknahme dieses schimpflichen Befehls, und nur die Beschäftigung der Madrider Despoten durch andere Sorgen verschaffte dem Gefangenen, der auch den gefühllosesten Kerkermeister zu gewinnen und die ganze mallorkinische Bevölkerung für sich zu interessiren verstand, allmälig so viel Freiheit, daß er sich wissenschaftlich beschäftigen und mit einigen Freunden auf dem Festlande correspondiren konnte.

In keiner Periode seines Lebens erscheint uns Jovellanos als Mensch bedeutender, ehrwürdiger als in seiner siebenjährigen Gefangenschaft. Bis dahin war er immer von einer Masse der verschiedenartigsten Arbeiten beladen gewesen, rastlos für sein Vaterland, seine Heimath, für jede wissenschaftliche und künstlerische Richtung thätig. Hier im Kerker mußte er mit sich selber leben, hier fand er die Muße, seinen innersten Gedanken und Empfindungen Ausdruck zu geben, an der Vollendung seiner Selbstbildung zu arbeiten. Freilich entfaltete sich auch hier nur dieselbe reine, reiche Natur, die wir schon in dem ersten Auftreten des jungen Mannes beobachtet haben; aber diese Natur ist durch das Feuer der Trübsal verklärt, und im Kampf mit dem härtesten Schicksal erprobt sie ihre ganze Größe. Jovellanos müßte kein Südländer, kein Mann von starker Empfindung gewesen sein, wenn ihn das, was ihm jetzt widerfuhr, nicht mit der heißesten Indignation hätte erfüllen sollen. Die Energie des sittlichen Abscheus, mit der er die Henker seines Volkes haßte, bricht mächtig vor in mehreren Oden und Satiren, welche er aus seinem Kerker an die wenigen treuen Freunde richtete. Der trostlose Verfall des Landes, welches vor zwanzig Jahren einer so schönen Zukunft entgegen zu arbeiten schien, die schimpfliche Abhängigkeit von Frankreich, die Zerstörung des Wohlstandes, die Knechtung der Gerechtigkeit, die Verödung des

geistigen Lebens erfüllt ihn mit bitterstem Schmerz. Nichts aber ist ihm trauriger, als die schamlose Verwilderung der Sitten, zu welcher die Königin und ihr Buhle für alle Schwachen die unwiderstehlichsten Verlocker wurden. Die tapferen Helden, so klagt Jovellanos in der schönen Ode an Ernst[1]), welche einst den Ruhm unseres Namens über die Erde trugen, sie leben nicht einmal mehr in der Erinnerung; die Ruinen Sagunts, so lange unser Stolz, verkünden heute nur unsere Schande; Cortez und Pizarro rufen aus ihren Gräbern unsere Schmach. Es gab wohl einen Tag, da unser Name einen schönen Klang hatte. Aber heute liegt Spanien da in ohnmächtigem Elend, von allen verachtet, nicht fähig, nur zu fassen das Schwert, vor dem ehemals die Welt zitterte, nicht fähig, den Fuß zu bewegen, die Augen zu heben vom Boden. An seiner Seite steht die blasse Furcht, die feige Armuth, die dumme Faulheit und die freche Unwissenheit, welche mit dem Finger zeigt auf die wenigen Weisen und ihnen die Lippen schließt mit brutalem Gelächter. Die Religion, welche unsere Ahnen mit Strömen Bluts sich bewahrten, ist verachtet; die Diener der Gerechtigkeit brechen als Tempelschänder ein in das Heiligthum, zerreißen mit unerhörter Schamlosigkeit den Schleier der Göttin und neigen die Waage zu Gunsten der Gewalt und des Lasters. Der Ehebruch geht ein und aus als der wahre Hausgott, und ausgelassen in die Hände klatschend zählt er seine Triumphe nach Tausenden; die Gerechten verkriechen sich, Hymen weint, die Tugend jammert. Am Bätis rast die Pest, unsere Schiffe mit den indischen Schätzen sind die Beute des Briten, und der ehrlose Krieg bedeckt uns mit Blut. Hispania, mit zerrissenem Gewand, mit aufgelöstem Haar, zu ihrer Seite niedergetreten die Löwen Castiliens, sie erhebt die schönen Hände zum Himmel, der ihren Klagen eine eherne Wölbung entgegenstellt, und jammert: Wie lange, o ewiger Gott, soll das Schwert deiner ewigen Gerechtigkeit aufgehoben bleiben, wie lange will deine Liebe, dein Mitleid den Jammer meiner Söhne sehen? Wie lange sollen die Werkstätten und Felder öde, das Wissen verachtet, die Schönheit käuflich, das Heer ohne Haupt sein, wie

1) Nocedal t. I p. 24 sq.

lange soll das Laster prunken auf dem Throne? Soll das das Ziel meines Ruhmes sein, das Ende meiner Laufbahn, sollen Elend, Hunger, Pest und Niederträchtigkeit die letzten Blätter meiner Geschichte füllen? O wende Herr dein gnädig Antlitz auf meine Trübsal, gieb der Luft ihre Reinheit zurück, der Erde ihre Arme, deinen Altären die Verehrung, dem Guten Kraft und Ehre, der Gerechtigkeit Freiheit und den Musen Friede!

Noch heißeren Groll athmen die Satiren mit dem Juvenalischen Ausruf: Quis tam patiens ut teneat se?[1]) die, ohne Zweifel nach spanischer Sitte in zahlreichen Abschriften verbreitet, zusammen mit den kräftigen Dichtungen Quintanas nicht wenig beitrugen, in weiteren Kreisen die moralische Erhebung vorzubereiten, welche dem endlichen verzweifelten Ausbruch des so furchtbar mißhandelten Volkes die Fähigkeit geben sollte, sich gegen die Macht Napoleons zu behaupten. Es hat nicht leicht in neueren Zeiten eine Nation Härteres erlebt, als damals die Spanier, welchen die Parallele mit der jüngsten Vergangenheit unter Karl III. den Schimpf und das Elend der Gegenwart vollends unerträglich machen mußte. Und für welchen Spanier konnte dieser Zustand entsetzlicher sein als eben für Jovellanos, den einzigen noch in voller Kraft dastehenden Führer jener glorreichen Reformbewegung, dem man eben deshalb die Willkür am empfindlichsten zu kosten gab? Wir dürften uns wahrlich nicht wundern, wenn Seelen- und Körperleiden mit vereinigtem Druck diesen starken Geist niedergebeugt, in leidenschaftlichem Grimm oder Schwermuth begraben hätten. Aber nichts von dem geschah. Der Gefangene, der seiner sittlichen Entrüstung so warmen dichterischen Ausdruck zu geben weiß, besitzt zugleich die ruhige Fassung des Weisen, dem auch das Schlimmste den klaren Blick nicht trübt. Und dieser Weise, der in den Dichtungen Miltons und Homers und in den Dialogen Platos sich eine bisher wenig gekannte Welt eröffnet, dieser Weise hat den sichersten Halt in einer lauteren Frömmigkeit. Ihm hat die Bildung des achtzehnten Jahrhunderts das religiöse Leben nicht verkümmert, er, der unermüdliche Vor-

1) Nocedal I p. 33 sqq.

kämpfer gegen Hierarchie und Bigotterie, lebt mit seinem Gott im innigsten Verkehr, ja er weiß in seiner Kirche und in ihren Formen das Geistige sich werth zu erhalten, aus dem sie hervorgewachsen. Freilich erhebt sich diese Frömmigkeit nichtsdestoweniger hoch über alle Schranken des Dogma und des kirchlich-nationalen Eifers und trägt den Charakter der edelsten Humanität.

Wie Jovellanos das religiöse Element faßte, sehen wir aus verschiedenen Briefen und größeren Arbeiten, die er in Mallorca schrieb. Ein junger Theologe, der eben die Universität verließ, hatte ihn um Rath gefragt, wie er seine weiteren Studien einrichten solle; Jovellanos erwiederte: „Der Theologe muß sein ganzes Studium in den Quellen machen, aber die erste Quelle der Theologie ist die heilige Schrift. In ihr muß der Theologe den Mittelpunkt seiner Forschungen haben, wie sie das Buch eines jeden Christen ist, wie sie Alle lesen und zu allen Stunden über sie nachdenken sollten.“ Derselbe Gesichtspunkt gilt ihm jetzt auch für die Volksbildung. Während seiner Gefangenschaft erließ die Patriotische Gesellschaft der Insel ein Preisausschreiben für die beste Arbeit über Einrichtung eines Seminars für Adlige. Früher, hörten wir, hatte auch Jovellanos seinen asturischen Landsleuten ein solches Seminar empfohlen; aber jetzt dachte er anders. In einer ausführlichen Denkschrift legte er der Gesellschaft seine Ansichten über öffentliche Erziehung dar. Es sei sehr zu loben, bemerkte er, daß man ein so großes Gewicht auf die Verbesserung des Unterrichts lege, da von der Bildung, der gesunden wahren Bildung des Volks all sein übriges Gedeihen abhänge, weshalb die Pflege des Volksunterrichts die erste Sorge einer verständigen Regierung sein müsse. Aber auf diesen Unterricht, diese Bildung haben Alle einen gleichmäßigen Anspruch, wie es für den Staat von der höchsten Wichtigkeit ist, daß Alle an ihr Theil haben. Die Absicht, ein Seminar für Adlige und Reiche zu gründen, möge man daher aufgeben, denn gerade diese Klassen bedürften der öffentlichen Fürsorge am wenigsten. Die Gesellschaft möge statt dessen eine allgemeine Anstalt für den höheren Unterricht gründen, vor Allem aber sorgen, daß der wichtigste Unterrichtszweig, der Elementarunterricht, ver-

bessert und ausgebreitet werde auf jedes Dorf. Um das zu erreichen, werde man besonders reichere Mittel, bessere Lehrer und Schulbücher brauchen, aber auch das Rechnen und wo möglich Zeichnen in den Lehrplan aufnehmen müssen. In der höheren Anstalt handle es sich um zweierlei Dinge, um die Bildung des künftigen Gelehrten und die der bürgerlichen Bevölkerung, der Grundbesitzer, Kaufleute, Fabrikanten u. s. w. Beide haben ganz verschiedene Wege zu gehen. Für den Gelehrten ist das Latein wesentlich, doch muß er auch vor Allem in der Muttersprache gebildet werden und daneben Mathematik lernen. Für den Bürger empfiehlt er den Lehrplan seines asturischen Instituts. Allen aber thut Eins gleichmäßig Noth: ein ernstliches Studium der christlichen Religion; das allein kann der gesammten Bildung ein zuverlässiges Fundament geben. Einer der schlimmsten Schäden des bisherigen Unterrichtswesens bestand darin, daß nicht nur die Masse des Volkes über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen vollkommen unwissend blieb, sondern sogar viele Gebildete dieses Schicksal theilten. Er entwickelt nun ein vollständiges System des Religionsunterrichts für die verschiedenen Stufen, vom Auswendiglernen eines kurz gefaßten Katechismus bis zur genauen Lectüre der Bibel in spanischer Sprache, welche das Ganze abschließen soll. Die Bibel, ruft er, diese Quelle alles Heils, sie muß Jedermann vertraut werden, ohne Kenntniß der Bibel ist kein christliches Leben und Denken, keine Reinigung und Befestigung der Moral denkbar. Und ohne diese religiöse Bildung, ohne dieses entwickelte religiöse Gefühl ist alles andere Wissen und Können nichtig, da auf ihm die Charaktertüchtigkeit beruht, das letzte Ziel der Erziehung.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich im Einzelnen schildern, wie Jovellanos seine erzwungene Muße nutzte, wie er in der Carthause mit einem gelehrten Mönch botanisirte und dem Kloster eine sorgfältig geschriebene Flora der Umgegend hinterließ; wie er im Castell zuerst dieses selber in seinen kunsthistorischen Merkwürdigkeiten für seinen Freund Cean schilderte und zeichnete, dann in alten Handschriften Mathematiker und Architekten des sechszehnten Jahrhunderts ausgrub, die interessantesten Kunstschätze von Palma beschrieb, nach englischen

Werken die mittelalterliche Architektur Englands bearbeitete, daneben Miltons verlorenes Paradies anfing zu übersetzen und, wie bereits erwähnt, den ersten tiefen Blick in die griechische Welt that, die ihn mit jugendlichem Entzücken erfüllte. Allmälig gelang es ihm, sich eine leidliche Existenz zu schaffen. Nur ein Kummer blieb immer gleich: was wurde aus dem Institut in Gijon! Wenn er seufzt nach der Heimath, nach den Freunden, so erreicht die Klage ihren Höhepunkt bei dem Gedanken an diese seine Lieblingsschöpfung. In jedem Augenblick, sagt er, sendet mein Institut sein trauriges Bild zu mir. Ich pflanzte einen schönen Weinberg der Weisheit, sieben Lenze gedieh er fröhlich zur Freude und zum Stolz des Landes. Nun hat ein wilder Orkan ihn zerstört, den Winzer vertrieben, die Ranken herabgerissen; die Quellen vertrocknen, Dornen und Unkraut bedecken ihn, und der Gärtner sitzt gefangen und kann nicht helfen! So schrieb er in einer poetischen Epistel vom 8. August 1802; ganz ebenso dachte er in dem Moment, da die furchtbare Katastrophe, welche im Frühling 1808 über Spanien hereinbrach, seinen Kerker öffnete. Er würde, sagt Cean, seine Tage in der Carthause beschlossen haben, wenn nicht die außerordentliche Liebe zu dem Institut ihn nach Gijon getrieben hätte.

Am 22. März 1808, nach dem Sturz Godoys und Karls IV., erließ Caballero ein Decret, welches Jovellanos die gnädige Erlaubniß gab, nach Madrid zurückzukehren. Dieser richtete darauf ein Schreiben an den jungen König Ferdinand, worin er diesem dankte, aber zugleich die ihm angetragene Gnade zurückwies: sein Ruf sei befleckt und könne nur durch eine strenge Untersuchung hergestellt werden. Wenn dieselbe seine völlige Unschuld erwiesen, dann möge der König das Resultat publiciren und alle gegen ihn erlassenen willkürlichen Befehle vernichten. Nur das könne ihm eine späte Genugthuung schaffen. Dieses Schreiben sammt den zwei Vorstellungen aus dem Beginn seiner Gefangenschaft schickte Jovellanos am 18. April an Escoiquiz, die Seele der damaligen Regierung, und bat diesen sein Gesuch zu befürworten. Sobald seine Unschuld hergestellt, wünsche er als Lohn für seine Dienste nichts, als daß man ihn in den stillen Winkel zurückkehren lasse, aus dem man ihn gerissen, und ihm die früheren Aufträge erneuere, damit er den

ganz verfallenen Steinkohlenhandel Asturiens wieder belebe, das von der Wuth seiner Feinde verfolgte Institut herstelle und vervollkommne und endlich die Straße von Asturien nach Leon vollende. Denn Unthätigkeit sei ihm unerträglich, freilich ebenso das Wirken in größeren Kreisen jetzt unmöglich. Denn abgesehen von seinem im höchsten Grade geschwächten Gesicht habe der letzte Winter mit dem scandalösen Zank in der königlichen Familie, der Verhaftung des Thronerben und dem offen hervortretenden Verrath des Landes an Frankreich seinen Kopf und seine Nerven dermaßen angegriffen, „daß ich weder lesen kann noch irgend eine Arbeit treiben und fast unfähig bin, in der Oeffentlichkeit zu leben.“ Ehe diese Briefe Madrid erreichten, brachte dort der 2. Mai das Verhängniß zum Ausbruch; als Jovellanos am 20. Mai zu Barcelona das Land bestieg, loderte auf der Halbinsel von den Pyrenäen bis an die Säulen des Herkules jener furchtbare Kampf, welcher das Signal wurde zur Erhebung Europas.

Gleich in Barcelona umbrauste Jovellanos das beispiellose Chaos von Haß, Begeisterung und Fanatismus, welches in jenen Tagen seine Heimath plötzlich aus dem Schweigen der Verzweiflung in den gewaltigsten Tumult warf, den je ein Volk erlebt hat. Ihm, dem Märtyrer der gehaßten Günstlingsgesellschaft, tobte der Enthusiasmus der Massen entgegen, sobald man von seiner Ankunft erfuhr: ein furchtbarer Contrast gegen die stille Einsamkeit, in welcher er sieben Jahre zugebracht hatte. Dieser grelle Wechsel drohte seine physische Kraft auf den ersten Schlag zu zerbrechen. Trotz aller Bitten eilte er davon, um in der asturischen Heimath die nöthigste Herstellung seiner Gesundheit zu suchen. Aber wohin er kam, dasselbe Tosen einer wilden Volkserhebung, wo man ihn erkannte, derselbe stürmische Jubel, dem er sich nur mit der größten Anstrengung entzog. In Zaragoza, wo die Bewegung bereits organisirt war, wollte man ihn zuerst nicht einlassen; da er seinen Namen nannte, rissen ihn die Massen in lärmendem Triumph zu Don José Palafox, dem vom Volk gewählten Chef Aragoniens, das sich anschickte, zu seiner alten Selbständigkeit zurückzukehren. Palafox bestürmte Jovellanos zu bleiben, mit ihm den Aufstand zu leiten, für die umfassende Organi-

sation der spanischen Volkskräfte und des sich selbst überlassenen Landes zu sorgen. Jovellanos überzeugte aber den Generalcapitän, daß es ihm physisch unmöglich sei, jetzt eine Arbeit zu übernehmen. Inzwischen hatte sein ältester, treuester Freund, Don Juan Arias de Saavedra, ihn gebeten, zu ihm nach Jadraque zu kommen und dort in der Ruhe und Liebe seiner Familie seiner Gesundheit zu leben. Jovellanos ging gern darauf ein, da er wohl fühlte, daß die weite Reise nach Asturien durch die von Krieg und Aufstand erfüllten Provinzen ihn zu Grunde richten würde. Am 1. Juni kam er glücklich bei Saavedra an. Welch ein Wiedersehen nach zehnjähriger Trennung! Was war aus den patriotischen Idealen beider Männer geworden! Welcher furchtbaren Zukunft taumelte Spanien entgegen! Denn, wahrlich, wer nicht ganz vom Sturm der Leidenschaft verwirrt war, konnte nur das Schlimmste erwarten. Und in welchem Zustande sah Saavedra den Freund! Er erkannte ihn nicht, so hatte die Gefangenschaft, die Krankheit, die Sorge den einst so stattlichen Mann in einen zerbrechlichen, abgemagerten, halbblinden Greis verwandelt. „Die Leiden und Beschwerden der letzten Jahre, erzählt Jovellanos selber, hatten meinen Kopf so geschwächt, daß ich keiner Arbeit fähig war, welche eine anhaltende und intensive Thätigkeit erforderte, und meine Nerven in einen solchen Zustand der Reizbarkeit versetzt, daß sie nicht der geringsten Aufregung widerstehen konnten. Jede plötzliche Gemüthsbewegung, in Schmerz oder Freude, jedes energische Nachdenken, jede heftige Aeußerung erschütterte mich so, daß die Augen sich unwillkührlich mit Thränen füllten und mir der Athem stockte." Das war aus dem rüstigen Mann von unerschöpflicher Arbeitskraft in dem Augenblicke geworden, wo Spanien seiner Einsicht und seines Charakters so dringend bedurft hätte; der Despotismus hatte diejenige Persönlichkeit durch seine Mißhandlungen gebrochen, die mehr als eine andere im Stande gewesen wäre, Spanien aus dem Abgrund zu retten, in dem der Absolutismus das Land begraben hatte.

Jovellanos hoffte endlich Ruhe zu finden. Aber wenn der Lärm der Waffen nicht in das Haus Saavedras drang, so stellten sich sofort andere, nicht weniger peinliche Heimsuchungen ein. Gleich am 2. Juni überbrachte ein Courier den Befehl

Murats, Jovellanos solle unverzüglich nach Madrid kommen. Wenige Tage darauf erschien ein Courier von Bayonne mit Schreiben Napoleons und Josephs, welche Jovellanos in den schmeichelhaftesten Ausdrücken aufforderten, nach Asturien zu gehen und dort die Rebellion zu dämpfen[1]); beigelegt war ein vertraulicher Brief des Don José Miguel de Azanza, welcher Jovellanos Glück wünschte zu seiner Freiheit und die Erinnerungen alter Freundschaft erneuernd ihm ankündigte, der Kaiser habe ihn zum Minister des Innern bestimmt. Auf die erste Nachricht folgten rasch Briefe von O-farril, Mazarredo, Urquijo und vor Allem von Cabarrus, welche den Kranken mit allen Gründen des Patriotismus, der Klugheit, der Freundschaft, des Ehrgeizes bestürmten, den ehrenvollen Ruf anzunehmen, um unter einer neuen aufgeklärten Gewalt die großen Reformpläne zu verwirklichen, die er bisher nur in seinem Geiste habe nähren können. Man wird geneigt sein zu meinen, diese Anträge hätten einem Manne wie Jovellanos auch nicht das geringste Bedenken machen können. Aber so einfach lagen die Dinge zu Anfang Juni 1808 in Spanien keineswegs. Ein denkender Kopf mochte sehr wohl zweifeln, auf welchem Wege dem unglücklichen Lande sich eine Möglichkeit eröffnen konnte, zu erträglichen Zuständen zu gelangen. Die Erbärmlichkeit der einheimischen Dynastie, deren Schande eben damals die Steine von Bayonne erzählten, die absolute Hilflosigkeit des Landes, die rohe Wuth der fanatischen Mönche und des von ihnen erhitzten Pöbels, die namenlose Zerrüttung aller öffentlichen Verhältnisse stand gegenüber der gewinnenden Persönlichkeit des neuen Königs, der nach allen Erfahrungen unwiderstehlichen Weltmacht Napoleons, den z. Th. sehr werthvollen Reformideen dieses Gewaltigen und seinem bewährten Organisationstalent. Die Chancen lagen damals so, daß nicht wenige Vertreter des Fortschritts dem Ruf Napoleons Folge leisteten, weniger aus großem Vertrauen zu seinem guten Willen, als aus Verzweiflung an der Unverbesserlichkeit der Bourbons und Unglauben

1) Asturien, auf seine alte Vertretung gestützt, hatte zu der förmlichen Erhebung, zur Einsetzung von souveränen Provinzialregierungen das Signal gegeben und zuerst die englische Hilfe angerufen.

an das Vermögen Spaniens, sich selber zu retten. Dazu kam, daß unter den Männern, die Jovellanos jetzt von Bayonne aus bestürmten, mehr als ein vertrauter Freund sich befand, und daß eben diese Männer, die nach dem Geständniß eines der späteren Führer der spanischen Revolution „ein unermeßliches Capital von Kenntnissen und Fähigkeiten" repräsentirten, berufen waren, die neue Regierung zu bilden, deren Krone Jovellanos werden sollte. Aber Jovellanos fand hier wie immer das Richtige. Er wurde in diesem Kreise liberaler Staatsmänner der Erste, an dem jede Verlockung scheiterte. Er drückte damit dem leidenschaftlichen Entschluß seines Volkes den Stempel der Weisheit auf und hemmte weiteren Abfall. Anfangs freilich schützte er gegen den Befehl Murats vorsichtig seine zerrüttete Gesundheit vor, dann aber erklärte er den Freunden unumwunden: wenn die Sache des Vaterlandes wirklich so verzweifelt sei, wie sie meinten, so werde sie doch immer die Sache der Ehre und Treue bleiben, der jeder gute Spanier sich zum Ruhme rechnen müsse auf alle Gefahr hin zu dienen. Napoleon jedoch legte einen so außerordentlichen Werth darauf, sein Regiment wenigstens mit dem Namen Jovellanos' zu zieren, daß trotz der bestimmtesten wiederholten Weigerungen desselben seine Ernennung zum Minister des Innern in der Gazeta von Madrid publicirt wurde.

Wie durch ein Wunder erholte sich der Kranke trotz dieser unaufhörlich auf ihn eindringenden Stürme, trotz der gewaltigen Gemütsbewegungen, welche die Sommermonate von 1808 für jeden Spanier brachten, in der liebevollen Pflege der Familie Saavedras und unter der Leitung eines tüchtigen Arztes, der von Madrid herbeigeeilt war, über alle Erwartung. Als im September die Provinzialjunten ihre Vertreter zu der Centraljunta schickten und Asturien Jovellanos und den ihm befreundeten Marques von Campo-Sagrado zu dieser hohen Würde ernannte, war es ihm möglich, diesem Rufe zu folgen, wie viel lieber er auch seine Thätigkeit auf Asturien beschränkt hätte. Am 17. September verließ er Jadraque. Wenige Tage darauf stand er im Mittelpunkt der spanischen Bewegung.

Es beginnt der merkwürdigste Abschnitt des Lebens, mit dessen Verlauf wir uns beschäftigt haben; wir treten in die

Periode, wo die Geschicke der spanischen Nation zu einem guten Theil von der Einsicht und Energie Jovellanos' abhingen. Die Geschichte der spanischen Revolution vom September 1808 bis zum Januar 1810 wird ihr Auge fortwährend auf diesen most excellent of men, wie ihn der Historiker Southey nennt, gerichtet halten müssen. Aber eben wegen dieser höchst bedeutsamen Stellung, die Jovellanos in den nächsten Jahren einnimmt, ist es unthunlich, ihm hier in die Einzelheiten seiner damaligen Arbeiten und Bestrebungen zu folgen; ich müßte die Geschichte der Centraljunta schreiben, um den Charakter seiner Politik klar hinzustellen[1]).

Man wird aus dem ganzen Gang seines Lebens und der eigenthümlich tiefen und stillen Art seiner geistigen Entwickelung a priori den Schluß ziehen, daß Jovellanos der Mann nicht war, um in einem Sturm, wie er damals über Spanien brauste, die entfesselten Kräfte seiner Nation mit festem Griff zu fassen und sie rücksichtslos zum Ziel zu zwingen. Er war ein Mann der Reform, nicht der Revolution, der unermüdlichen friedlichen Arbeit, nicht des Alles wagenden Umsturzes. Zu keiner Zeit seines Lebens hätte er wohl den Aufgaben ganz genügen können, welche jetzt gelöst werden mußten: alt, schwach, leidend, wie er in die Centralregierung eintrat, konnte er nur seine reiche Einsicht, seinen fleckenlosen Charakter, seinen auch jetzt noch unermüdlichen Eifer in die Wagschale werfen: durchgreifende, im Nothfall vor dem Aeußersten unerschütterte Energie konnte er nicht ins Spiel bringen. So wurde er wohl der gute Genius seines Volkes in Rath und treuer Arbeit, aber die Cabalen und Vorurtheile seiner Collegen machten fast alle seine Anstrengungen fruchtlos. Vergebens drang er von vorn herein auf Berufung der Cortes, vergeblich forderte er die reiflichste Vorbereitung dieser großen Maßregel, vergeblich sprach und schrieb er für die Preßfreiheit, vergeblich stellte er in jedem Moment das leuchtende Beispiel der reinsten Uneigennützigkeit und des tapfersten Opfermuths auf: er war stets in der Minderheit, und

[1) Vgl. darüber B.'s spätere Ausführungen in dem 1865 erschienenen ersten Bande seiner Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französ. Revolution bis auf unsere Tage S. 313 ff. 367 ff.]

wenn er einmal durchdrang, so vereitelte die Intrigue, was die Kraft seiner Gründe den Widerwilligen entrissen hatte. So sah er alle Hoffnungen scheitern. Immer rettungsloser trieb das Land der Sklaverei oder der Anarchie entgegen. Von Aranjuez, wo die Centraljunta ihre Thätigkeit begann, nach Toledo, Talavera, Truxillo, Sevilla, von da nach Cadiz wurde sie von den unaufhaltsam vordringenden französischen Waffen zurückgeworfen, und als sie endlich im Januar 1810 ihre Gewalt der Regentschaft übertrug und nun der gerechte Unwille der Einen, der böse skandalsüchtige turbulente Haß der Andern die aufgelöste Behörde mit begründeten und unbegründeten Anklagen überhäufte, da sah sich auch der edelste Patriot in diesen trüben Wirbel hineingezogen. Die Wuth der Leidenschaften kannte keinen Unterschied und schleuderte ihre maßlosen Anschuldigungen gegen sämmtliche Mitglieder der Regierung ohne Ausnahme.

Das zwang Jovellanos zum letzten Male die Feder in die Hand. Zur Vertheidigung der Centraljunta überhaupt, wesentlich aber zur Rechtfertigung seines eigenen Verhaltens schrieb er seine Appellation an seine Mitbürger[1]), welche mit reichen Actenstücken 1811 in Coruña erschien. Alle die seltenen Gaben seines Geistes, seines Gemüths und Charakters treten hier zum letzten Male hervor in dem, was er erzählt und wie er erzählt. Er ist aufs tiefste gekränkt durch die schändlichen Verleumdungen, von denen man ihn nicht ausgenommen, durch die Beweise des Mißtrauens, mit denen die Regierung von Galicien auf Befehl von Cadiz seinen Namen angetastet; er schreibt in Armuth und Noth — „ich weiß nicht, wohin ich mein Haupt legen soll" — da die patriotischen Opfer der letzten Jahre seine Mittel total erschöpft; er schreibt in dem bitteren Gefühl, am Abend eines dem öffentlichen Wohl geweihten Lebens von den Vertretern der jungen Freiheit nicht viel weniger verletzt zu sein

1) Don Gaspar de Jovellanos á sus compatriotas. Memoria en que se rebaten las calumnias divulgadas contra los individuos de la Junta Central, y se dá razon de la conducta y opiniones del autor desde que recobró su libertad. Con notas y apéndices de documentos justificativos. 2 tom. 4. Nocedal t. I p. 503—619.

als vorhin von dem Despotismus: diese Lage prägt sich in der lebhaften, hie und da leidenschaftlichen Farbe der Darstellung unverkennbar aus. Aber er ist trotzdem hier derselbe über alle Anfechtung erhabene Geist wie einst in dem Kerker von Bellver, und was durch alle Verhältnisse zu einer gereizten persönlichen Polemik verdammt zu sein schien, das wurde in seiner Hand das reinste Denkmal der Erhebung seines Volkes, ein politisches Testament von höchstem Werth.

Jovellanos war in der Centraljunta der unerschütterliche Verfechter der Volksrechte und einer wahrhaften Freiheit gewesen, er hatte unablässig getrieben, der Nation, die aus sich die heldenmüthige Erhebung gegen einen übermächtigen Feind vollbracht, die alten Fesseln abzunehmen. Aber er war eben so sehr zu jeder Zeit gegen die Zügellosigkeit aufgetreten, wie gegen die verrotteten Schranken des von Klerus, Adel und Büreaukratie erfüllten despotischen Staats. Er wollte der Gegenwart ihr volles Recht geben, doch ohne die gesunden Elemente der Vergangenheit in blindem Eifer zu zerstören: er wollte den Staat nicht in die Luft bauen. So sah er sich denn in der Mitte zwischen den unverbesserlichen Anhängern des Alten und den phantastischen Jüngern eines unerprobten Radicalismus, und während er in der Centraljunta hauptsächlich jene zu bekämpfen hatte, richtete er sich doch zugleich gegen die verlockenden Theorien dieser, die er täglich mehr Einfluß gewinnen sah. Die verschiedenen Denkschriften und Gutachten, welche er über die Berufung und Zusammensetzung der Cortes ausarbeitete, zeigen uns diese seine mittlere Stellung, die Schärfe seines politischen Blicks im reinsten Lichte. Er will von Anfang an die Berufung der Cortes, die Heranziehung des vollen Gewichts der Volksmeinung. Es fragt sich, wie diese Cortes gebildet werden sollen, da der Absolutismus der letzten drei Jahrhunderte von der uralten Institution nichts übrig gelassen hat, als einen wesenlosen Schatten. Soll man auf die Zeit zurückgreifen, wo die Cortes zuletzt eine wirkliche Macht waren, auf den Beginn des sechszehnten Jahrhunderts, oder soll man nach den neuesten Ideen eine von aller Ueberlieferung absehende Einrichtung schaffen? D. h. soll man die Cortes in drei oder vier Ständen zusammentreten lassen, oder der unge-

theilten souveränen Nation eine einzige ungetheilte Repräsentation geben? Jenes hieße das Recht der Gegenwart und die Erfahrungen der Jahrhunderte mißachten, dieses willkürlich von aller Ueberlieferung, von den berechtigten Ansprüchen der mächtigsten historischen Factoren absehen und einer trüben Utopie nachjagen. Adel und Klerus sind überdies in Spanien nicht nur Größen der Vergangenheit, sondern höchst lebensvolle Mächte der Gegenwart; ein Gebäude ohne ihre vollwichtige Theilnahme aufführen, heißt auf den Sand bauen. Man kann deshalb weder das unveränderte Alte herstellen, noch ein absolut Neues ersinnen. Man muß dem Volke ein größeres Recht geben als es hatte, aber Adel und Klerus nicht des Rechtes berauben, das sie immer besaßen, nicht den Einfluß ignoriren, den sie jetzt noch haben. Man muß der Volkskammer eine Pairskammer zur Seite stellen. Allein dadurch wird man allen großen Factoren der Vergangenheit und Gegenwart gerecht, allein so sichert man der neuen Verfassung die von der politischen Erfahrung festgestellten Bürgschaften. Nur dieses Gleichgewicht zweier gesetzgebenden Körper schützt die Freiheit wie die Ordnung, bildet einen festen Damm gegen fürstliche Willkür wie gegen demokratische Excesse, hindert den Stillstand wie die Ueberstürzung. Jedenfalls hat die Centraljunta kein Recht, die tausendjährigen Ueberlieferungen der spanischen Verfassungsgeschichte zu verachten. Nur die in den Cortes vertretene Nation selber kann, wenn sie es nöthig findet, etwas ganz Neues schaffen, doch auch sie wird gut thun, darin weise Beschränkung zu üben, nicht den gefährlichen Sprung aus dem Despotismus in schrankenlose Freiheit zu thun, nicht den verhängnißvollen Theorien von der Volkssouveränetät nachzujagen, welche in Spanien keine Wurzel haben.

Hätte die Centraljunta für diese in jener Zeit bewundernswerthe Staatsweisheit ein Verständniß gehabt, Spanien wären vielleicht die harten Erfahrungen erspart worden, welche sich an die Verfassung von 1812 geknüpft haben. Aber die Hartnäckigkeit der Stabilen wich nicht, bis die Wogen der radicalen Revolution über ihnen zusammenschlugen, und da lag es denn in der Natur der Dinge, daß die Wortführer des Radicalismus für die Rathschläge Jovellanos' so taub waren wie

vorher ihre Antipoden. Die letzten Tage des greisen Patrioten wurden verbittert nicht nur durch den Undank, mit dem man seine Dienste lohnte, sondern mehr durch den Gang der Cortesverhandlungen. Im October 1810 sprach er seine Besorgnisse in einem Briefe an Lord Holland aus, den er während seines letzten Aufenthalts in Sevilla kennen gelernt hatte, und mit dem er dann einen fortlaufenden politischen Briefwechsel führte[1]. „Sehr große Sorgen, sagt er da, macht mir die Organisation der Cortes. Die Form, in der sie sich constituirt haben, ist zu liberal, zu ungeregelt. Sie haben die Executive, die schon vorher ihrer Natur nach, und weil sie in der öffentlichen Meinung keine Stütze hatte, zu schwach war, in absolute Abhängigkeit von der Legislative gesetzt, haben ihr keine Art von Veto, kein Recht der Revision oder Sanction gegeben; sie haben sich als einzige Kammer constituirt; sie haben kein Mittel gefunden, um wenigstens in dieser einzigen Kammer eine wiederholte Beschlußnahme herbeizuführen, und was vor Allem die schlimmsten Folgen haben kann, die Anträge, Verhandlungen und Beschlüsse werden in Hast gemacht, ohne die sorgsame Prüfung, welche die Wichtigkeit der Fragen erfordert.“ Er hoffte, durch seine Memoria, durch die gründliche Erörterung der wichtigsten constitutionellen Fragen in den ihr beigefügten Actenstücken auf die Cortes einen wohlthätigen Einfluß zu üben. Aber der Drucker in Coruña brauchte, wohl weil eben diese Einwirkung hintertrieben werden sollte, ein volles Jahr, bis endlich die ersten Exemplare nach Cadiz gehen konnten, zu spät, um bei den Arbeiten der Verfassungscommission berücksichtigt zu werden. Die Briefe, welche Jovellanos über den Verfassungsentwurf an verschiedene Freunde unter den Cortes schrieb, blieben ebenso fruchtlos.

Selten wohl hat ein Mann von dieser Reinheit des Charakters, dieser Wärme des Patriotismus, dieser Kraft des Geistes härtere Prüfungen erfahren, als in den letzten zehn Jahren seines Lebens unablässig auf Jovellanos einstürmten. Zuerst

1) Der Lord verehrte J. so, daß er einer Marmorbüste desselben den Platz anwies neben der seines Oheims Pitt: der Spanier sei werth neben dem größten Engländer des achtzehnten Jahrhunderts zu stehen.

die siebenjährige Gefangenschaft mit ihren Kränkungen und körperlichen Leiden; dann die fruchtlose Arbeit in der Centraljunta; darauf die Mißachtung durch dieselben Organe der Nation, für die er immer gefochten hatte, endlich ein Leben in Noth und Elend und in schwerem Kummer um den verhängnißvollen Gang der politischen Entwickelung seines Volkes. Und doch sollte auch das noch nicht genug sein. Jovellanos war am 26. Februar 1810 mit seinem Freunde, dem Marques von Campo Sagrado, von Cadiz abgereist, um in Asturien zu der seit so vielen Jahren ersehnten Thätigkeit zurückzukehren. Aber am 5. März faßte auf der Höhe von Finisterre ein heftiger Sturm das Schiff, jagte es den Felsen entgegen, so daß die Passagiere eine furchtbare Nacht in der sichern Erwartung des Untergangs verbrachten, und nöthigte, im letzten Moment nachlassend, dennoch die Reise zu unterbrechen. In dem kleinen galicischen Hafen Muros de Noya mußte es am 6. März Anker werfen. Jovellanos hatte dem Tod ruhig ins Auge gesehen: was konnte er ihm rauben? Aber mit lebhaftem Schmerz erfüllte ihn die unmittelbar nach dem Landen empfangene Kunde, daß Asturien abermals von den Franzosen occupirt, die Rückkehr dahin unmöglich sei. Zum Glück bot ihm und seinem Freunde eine edelmüthige Wittwe in dem kleinen Ort ein Obdach und erwies ihnen die Gastfreundschaft, deren sie so sehr bedurften! Erst im Juli 1811 konnte Jovellanos die Reise nach Asturien unternehmen. Unerwartet kam er zu Lande am 6. August in Gijon an. Er richtete sein Pferd zur Kirche und warf sich vor dem Altare nieder, in langem Gebete sein Herz erleichternd. Inzwischen hatte man von seiner Ankunft gehört. Da er aus der Kirche trat, empfingen ihn Hunderte mit dem Rufe: Viva el padre de la patria, viva el bienhechor de esta villa y de toda la provincia! Zugleich läuteten alle Glocken, die Geschütze gaben Salven, die Schiffe im Hafen flaggten, und den Abend leuchtete die Stadt von tausend Lichtern und Feuern. Als er in sein Haus trat, begrüßten ihn die Behörden der Gemeinde mit feierlichem Willkomm.

Aber mehr als dieser Jubel der Vaterstadt ihn erfreute, bekümmerte ihn der traurige Zustand, in dem er sein Institut fand, das die Franzosen mit ihrem bekannten Vandalismus als

Kaserne benutzt hatten. Sofort nahm er die Arbeit seiner Herstellung in die Hand, und mit derselben Rastlosigkeit wie vor zehn und fünfzehn Jahren brachte er es dahin, daß in dem Gebäude, welches er ohne Fenster, Thüren und Bänke gefunden hatte, schon auf den 20. November die feierliche Wiedereröffnung des Unterrichts angesetzt werden konnte. In dieser gemeinnützigen Thätigkeit lächelte ihm noch einmal das Glück früherer Jahre, und mit der Zufriedenheit kehrte die körperliche Kraft wieder. Aber es war nur ein flüchtiger Schein. Anfang November stürmten die Franzosen abermals heran. Am 6. eilte Alles in namenloser Verwirrung auf die Schiffe. Das Fahrzeug, auf dem Jovellanos mit einem Freunde Valdes Llanos Zuflucht gesucht, wurde überladen, so daß es den Herbststürmen keinen Widerstand entgegensetzen konnte. Nachdem sie acht schreckliche Tage auf dem Meer zugebracht, landeten sie endlich am 14. in einem elenden Hafen. Jovellanos mußte man bewußtlos aufs Land tragen. Seine Absicht war, mit dem nächsten Schiff nach Cadiz zu gehen, wohin ihn die Regentschaft berufen hatte, oder nach England, wo sein Name in hohem Ansehen stand. Aber zuerst wurde das Gijoner Fahrzeug, auf dem noch sein Gepäck, der Rest seiner Habe, sich befand, in der Nacht vom 16. vom Sturm an den Felsen geschmettert, dann fesselte ihn die Krankheit seines Freundes. Selber von einem tödtlichen Brustleiden ergriffen pflegte er den Genossen bis zum Schwinden der letzten Hoffnung. Valdes Llanos starb am 25. November, Jovellanos folgte ihm am 27.

Sollte es eine irrige Meinung von mir sein, daß ein Mann wie dieser verdient, aus dem Dunkel gezogen zu werden, von dem er wenigstens für uns Deutsche bisher bedeckt war? Ich glaube nicht. Ich denke, es ist unser geistiges Bedürfniß, das wahrhaft Edle und Bedeutende zu würdigen, wo immer es seine Wurzel geschlagen hat; es ist eine Forderung unserer Wissenschaft, die Lücken auszufüllen, die sich in unserer Kenntniß des europäischen Lebens namentlich in einer so wichtigen Epoche wie der Jovellanos' finden. Vielleicht aber hat die Betrachtung dieser Persönlichkeit noch einen anderen Werth. Dem Mann von Geist und Charakter legen die großen Krisen des Volkslebens die schwersten Prüfungen auf. Wir stehen in einer

solchen Krisis. Wir empfinden es tagtäglich, daß Ansprüche an uns herantreten, denen wir ohne die empfindlichsten persönlichen Opfer nicht genügen können. Wem sie zu schwer dünken, der vergleiche seine Lage mit der des Spaniers. Er wird wohl gestehen müssen, daß unter uns Niemand so hart auf die Probe gestellt wird, daß nach allen Rücksichten unsere Situation eine vergleichsweise unendlich günstige ist.

III. Der deutsche Liberalismus.

Eine Selbstkritik (1866).

Es sind mehr als dreihundert Jahre vergangen, seit das deutsche Volk in seiner Gesammtheit mit großem Thun in den Gang der menschlichen Entwickelung eingriff. Die Reformation war das letzte gemeinsame Werk der Deutschen auf dem Gebiete des handelnden Lebens und dieses letzte Werk vollendete ihre Zersplitterung, beendete ihr nationales Dasein. Die gewaltige unendlich segensreiche That Luther's ruhte auf dem Zusammenwirken von Männern, deren Wiege in Franken, Schwaben, Hessen, Thüringen, Sachsen stand; nur die Bayern hatten wenig Theil daran. Aber diese That, indem sie unser Seelenleben auf die Freiheit des innersten Menschen begründete, im Sinne der ältesten Gemeinden und nach den Worten Christi die Welt verachten und der Gottseligkeit nachtrachten lehrte, dem tiefsten Zuge unserer germanischen Natur folgend das persönliche Gewissen von allen Weltrücksichten losband, diese That zerbrach die letzten schwachen Bande, welche noch das heilige römische Reich deutscher Nation zusammengehalten hatten. Für die lutherische Richtung sind die Dinge dieser Welt von unerheblichem Gewicht. Die Dinge dieser realen Welt hatten uns Deutschen immer nur zu wenig gegolten. In ihren glänzendsten Momenten war die Politik unserer großen Kaiser ein Streben nach idealen Zielen. Man braucht nur unsere Minnepoesie mit den Liedern der Troubadours zu vergleichen, um gewahr zu werden, daß schon zur Zeit der Hohenstaufen unseren bedeutendsten Köpfen das männliche Handeln wenig galt neben dem Leben in zarten Empfindungen und hohen Gedanken. Die ganz auf den inneren Menschen gerichtete Art Luther's gab

dieser Einseitigkeit unseres Wesens auf Jahrhunderte die unbedingte Herrschaft.

Den Engländern wurde die Reformation die Gelegenheit, ihr Staatswesen scharf und fest abzuschließen und zusammenzufassen. Die Niederlande fanden in der Glaubenserneuerung die Kraft, einen ewig denkwürdigen Kampf für die nationale Unabhängigkeit gegen die spanische Weltmacht zu führen. Die Schweizer, Dänen und Schweden verknüpften ebenso die politische mit der religiösen Arbeit. Wir allein ließen uns nur unser Seelenheil angelegen sein. Freilich war es nicht der Reformatoren Schuld, daß in jenem großen Wendepunkte unseres Daseins die Habsburger sich aller deutschen Denkweise ganz und gar entfremdet hatten, daß Karl V. die kaiserliche Macht im Sinne römisch-spanischer Herrschgier und Uniformität übte. Aber das ist doch wohl unzweifelhaft: wäre in unseren lutherischen Fürsten zu den Zeiten Maximilian's II. nur ein Funke vom Geiste der Oranier gewesen, sie hätten mit leichtester Mühe das hispanische Wesen ausgetrieben und Deutschland sich selber zurück gegeben. Und dieses Selbst war protestantisch.

Auch unsere lutherischen Fürsten hatten eine Politik und zwar eine ganz neue, bis dahin nie gesehene Politik. Es war die Politik, welche bis auf die jüngsten Tage die deutschen Geschicke hauptsächlich beherrscht hat: die Politik der moralischen Bedenken, der hausväterlichen Gewissenhaftigkeit, der Tüchtigkeit im Kleinen und der Ohnmacht im Großen, des emsigen Fleißes im engen Kreise und der bornirten Trägheit, wo Großes auf dem Spiele stand. Diese Politik hat das solide Bürgerthum unserer Städte, das behäbige Gedeihen unserer Dörfer, die Blüthe unserer Schulen und Universitäten, den gewissenhaften Fleiß unserer Amtsstuben, den Ernst unserer Wissenschaft, die Reinheit unseres Familienlebens begründet oder gefördert, sie hat geschaffen oder doch ausgebildet Alles, worauf wir stolz sein können, was unser häusliches, privates, ökonomisches Glück ausmacht. Sie hat aber auch geschaffen jene erbärmliche Kleinstaaterei, welche nur Raum gewährt für den Familienvater, aber den Mann, den Bürger tödtet, jenes armselige Philisterthum, das die Kraft unseres Volkes in Banden schlägt, jene traurige Gewöhnung unseres Geistes, in den kühnsten Phan-

tasien den Himmel zu stürmen und vor den kleinsten Hindernissen der Erde die Arme muthlos sinken zu lassen. Sie hat dem Staat das männerbildende Mark ausgesogen und ihn so zu sagen in einen Kleinkindergarten verwandelt, der uns vor allen Fährlichkeiten, aber auch vor aller Größe der bösen Welt bewahrt hat.

Die erste Leistung dieses protestantischen Kleinfürstenthums auf dem Gebiete der großen Politik war, daß es die von den Niederlanden und England in den Tod getroffene spanische Macht Herrin werden ließ über Deutschland, daß es in Unfähigkeit und Uneinigkeit der Liga Muth machte, die Vorläufer des dreißigjährigen Krieges in Scene zu setzen und dann in diesem entsetzlichen Kriege selber durch Lahmheit und Schwäche das Grab unserer nationalen Existenz, unserer Lebenslust und Lebenskraft grub. Es ist eine üble Gewohnheit unserer protestantischen Geschichtschreibung, die Schuld dieses Elends den Katholiken aufzubürden. Der einzige deutsche Fürst jener trostlosen Tage, der Verstand und Entschluß hatte, war der Kurfürst Maximilian von Bayern. Von einem Jesuitenzögling eine andere Richtung zu verlangen, als er sie befolgte, ist thöricht. Hätten aber die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Herzoge von Württemberg und Braunschweig nur von ferne die Fähigkeit gehabt, der bayrischen Politik die Stange zu halten, so wären niemals Schweden und Franzosen Herren der deutschen Geschicke geworden.

Die Nation, sagte ich, hat in der Reformation zum letzten Male mit verbundenen Kräften gehandelt. Seitdem gingen die Wege ihrer verschiedenen Theile aus einander. Seitdem war der Particularismus die Signatur der deutschen Politik; seitdem war zugleich das Gegentheil aller politischen Denk- und Gefühlsweise das charakteristische Merkmal der deutschen Art. Was seitdem unter uns von großen Thaten vollbracht ist, das gehört einzelnen Kreisen der Gesammtheit an, das ist zugleich im Widerspruche mit den unter uns herrschenden Anschauungen geschehen. Wir können Gott nie genug preisen, daß er in dieser unserer jammervollen Zersplitterung einzelnen Landschaften und einzelnen Männern die Kraft verlieh, zu vier Malen in der Zeit von zwei Jahrhunderten so zu handeln, daß die Macht

ihrer Thaten sich ausbreitete erst über den Norden, dann auch über den Süden des zerrissenen Vaterlandes, und daß er diese Kraft immer wieder an denselben Staat heftete und dergestalt ihn wachsen ließ an Macht und Gesundheit und Ruhm, daß auch der Kleinmuth hoffen darf, das deutsche Volk werde wieder gesammelt werden unter dem schirmenden Dach und an den männlichen Arbeiten eines wahren Staats und nicht zerschellen wie Juden, Griechen und Polen.

Als das Elend des deutschen Krieges seine letzten thränenreichen Scenen über das verödete und zertretene Land führte, stand in der Mark Brandenburg ein Fürst auf, der zum ersten Male wieder einen Versuch deutscher Politik machte, der zum ersten Male wieder großen Gedanken nachhing mit dem Willen, sie nicht im Kopfe, sondern in der wirklichen Welt leben zu lassen. Auf der Folie der Erbärmlichkeit des voraus gegangenen Jahrhunderts erscheint uns vielleicht der große Kurfürst hie und da zu groß. Gewiß ist er der erste Fürst, bei dessen Thaten und Plänen das bekümmerte Gemüth wieder aufathmet. Die Erben seiner jungen Macht sanken vielfach in die herkömmlichen Wege protestantischer Fürstenart zurück. Aber der als der Dritte nach ihm den preußischen Thron bestieg, war jener wahrhaft große Friedrich, der nicht nur für Deutschland, sondern für die Menschheit eine neue Zeit herauf führte. Ein zu viel genannter hannoverscher Hofhistoriograph hat, unterstützt von einem schwäbischen Pastor und erfindungsreichen Querköpfen anderer Kleinstaaten, sich neuerdings abgemüht zu beweisen, daß der große Fritz in Wahrheit ein kleiner Despot gewesen sei. Wunderbarer Weise haben diese Bemühungen geringen Erfolg gehabt. Denn, wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir bekennen, daß an dem Maß der unter uns Deutschen herrschend gewordenen Betrachtungsweise gemessen Friedrich der Große kaum recht bestehen kann. Er hat in der That den Idealen unseres kleinstaatlichen Gemüths durchaus nicht entsprochen. Er hat das Selbstbestimmungsrecht der Schlesier in keiner Weise respektirt; er hat die arme Maria Theresia höchst unedel immer dann attakirt, wenn es ihr am Wenigsten, ihm am Besten convenirte; er hat in der polnischen Theilung ein Verbrechen begangen, von dem sich jeder aufrichtige Liberale mit tiefster

Entrüstung abwenden muß; er hat in seinem Heere und sonst den Adel in einem Maße bevorzugt, das unser bürgerliches Bewußtsein auf das Entschiedenste mißbilligen muß. Und noch mehr. Der ganze scharfe, harte Zug dieser Natur, der eisige Spott, die schneidende Ironie, die Abwesenheit aller gemüthlichen Illusionen, das Vorherrschen der kältesten Verstandesthätigkeit bildet ein psychologisches Ganze, das dem Durchschnitt deutschen Wesens so fern als möglich liegt. Unter den Herrschern, die früher Großes mit deutscher Macht gethan, findet man kaum Einen, der eine innerliche Verwandtschaft mit Friedrich II. zeigte. Weder der Kaiser dieses Namens, noch sein Vater Heinrich VI. besitzt diese concentrirte Thatkraft, diese Alles durchdringende Schärfe des Blicks. Er ist eine ganz einsame Erscheinung in dem Kreise deutscher Größen. Und doch wurde er auf lange der Mittelpunkt deutscher Gedanken und Hoffnungen. Doch begeisterte er Lessing und Goethe, doch wollte ihn Schiller zum Gegenstande einer großen Dichtung machen, doch lebt sein Bild noch heute frisch in dem Gedächtniß der Menschen von Anspach und Bayreuth, die schon lange von dem preußischen Staate abgetrennt sind, doch blickt jeder gradgewachsene Deutsche mit ehrfürchtigem Dank zu jenem herrlichen Standbild auf, das uns den großen König im Herzen seiner Hauptstadt zeigt, getragen von den besten Kräften des damaligen Deutschlands. Und daß die Nation sich so zu einem ihr innerlich fremden Herrscher zu stellen wußte, das beweist nicht nur die durch keine Irrgänge ihrer Geschicke zu beirrende Gesundheit und Unbefangenheit ihres Urtheils, sondern das Walten eines mächtigen Dranges in ihrem Innern nach Macht und Größe, müßten sie auch erkauft werden durch eine starke Selbstentäußerung.

Aber auch dieser zweite Ruck aus dem alten Elend heraus hatte immer nur die Möglichkeit der Besserung geschaffen. Zehn Jahre nach Friedrich's Tode schien die Nation wieder in den trübsten Sumpf versunken und zwanzig Jahre später vernichtete Jena den letzten Schimmer, der noch von Friedrich's Thaten die preußische Monarchie umstrahlte. In diesen zwanzig Jahren des traurigsten Niedergangs concentrirt sich die herrlichste Blüthe unseres Geisteslebens. Dichtung und Wissen-

schaft arbeiteten eben damals im schönsten Bunde, uns geistig auf dieselbe Höhe zu heben, welche Friedrich politisch eingenommen hatte. Wie seine Thaten bis an die fernsten Enden Europas wirkten, Spanier und Portugiesen vom Joch des Jesuitismus und des gedankenlosen Müßiggangs befreien halfen, preußische Heereseinrichtungen bis nach Madrid trugen, überhaupt aber die große Wendung bedeuteten, daß die Ideen englischer und französischer Aufklärer die Herrschaft übernahmen in Staat und Kirche, so traten nun unsere Goethe, Kant, Schiller, Wolf, Humboldt in den Vordergrund, um eine neue Geistesordnung zu begründen, deren reifste Früchte vielleicht erst unsere Enkel pflücken werden.

Nie kann die Größe dieser Geistesthaten genug bewundert werden; sie werden für alle Zeiten die höchsten Zierden unseres Namens sein. Aber es sollte uns eben hier an dem beredtesten Beispiel gelehrt werden, daß in einem sehr wesentlichen Stücke alle jene Größen fehl gingen, und mit ihnen die ganze Richtung, der unser Volk seit Jahrhunderten gefolgt war. Es kann doch, meine ich, wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, nicht in Abrede gestellt werden, daß der Grundzug unserer klassischen Literatur dahin ging, der geistigen Bildung, dem Erkennen, Denken, Empfinden eine übertriebene Bedeutung beizulegen, die dem Handeln zugekehrte Seite unserer Natur zu vernachlässigen und sich mit jener Geistigkeit in eine exclusive Sphäre zurückzuziehen, in einen antiken Idealismus zu versteigen, der zu den Grundbedingungen des modernen, speciell des germanischen Lebens nicht paßt. Weder das religiöse Moment, noch die handelnde Manneskraft wurden gebührend berücksichtigt. Es haftete dieser literarischen Epoche etwas an von den Schäden des Humanismus, dessen durchsichtige Klarheit so wenig die sittlichen Zustände beseitigen konnte, unter denen Europa im Beginn des sechszehnten Jahrhunderts seufzte, wie die ästhetische und kritische Glorie von Jena und Weimar das Mindeste that, um die jammervolle Katastrophe von 1806 zu hindern. Unser Volk strahlte eben damals im hellsten Glanze der Dichtung, Philosophie und gelehrten Forschung, als es auf den Punkt kam, moralisch vernichtet zu werden.

Wir haben an dieser Erscheinung noch einen Punkt beson-

ders hervor zu heben: das Verhalten jener großen Geister zum Staat. Es war nicht nach der Art der Griechen des Perikleischen Zeitalters, sondern jener vaterlandslosen Griechen, die nur in Ideen eine Heimath hatten. Die unter uns herrschende Ansicht ist noch immer geneigt, dieser bedenklichen Anomalie ein Mäntelchen umzuhängen. Man sagt, der Dichter habe nichts mit Politik zu thun. Nun, mit Kammerverhandlungen und staatsrechtlichen Controversen hat er sich freilich nicht zu befassen; wer aber meint, den Dichter kümmere die Noth des Vaterlandes nicht, es sei normal, daß ein großer Geist mit seinen Gedanken im fernen Asien weile, während die nächste Heimath um die Existenz ringt, es sei natürlich, daß ein auserwählter Kreis hochbegabter Männer im innigsten Verkehr ästhetische Minutien und philologische Specialitäten erörtere, während die ganze Welt in Flammen steht und nicht nur große Staatsactionen im Gange sind, sondern geradezu alle Fundamente des menschlichen Daseins in Frage gestellt sind, der hat doch eine sehr sonderbare Vorstellung von der menschlichen Stellung des Dichters. Eine Vorstellung, die lediglich den krankhaften Abstractionen unserer kümmerlichen Zwergstaaterei entnommen ist und in der ganzen Geschichte aller Völker kaum eine einzige Parallele zu ihrer Stütze entdecken dürfte. Aeschylos, Sophokles und Aristophanes standen nicht so zu vaterländischen Dingen, Walther von der Vogelweide, Dante und Cervantes wahrlich auch nicht.

Und nicht blos die Dichter, sondern ebenso die Denker jenes herrlichen Kreises hatten eine durchaus schiefe Stellung zu der realen Basis aller menschlichen Entwickelung. W. v. Humboldt's „Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" (1792), sind ein höchst charakteristisches Denkmal der Art, wie damals unsere besten Köpfe den Staat ansahen. Man darf freilich nicht vergessen, wie eng und peinlich in jener Zeit die bureaukratisch-absolutistische Bevormundung die Menschen einzwängte und daß der unmittelbare praktische Zweck der Schrift war, Dalberg vor verderblicher Vielregiererei zu warnen. Aber diese äußeren Umstände konnten dem Gedankengange eines so freien Kopfes wie Humboldt keine Gewalt anthun, sie konnten den Ideen höchstens hie und da eine besondere Accentuirung geben, nie sie selber schaffen.

Dieselben entkeimten in der That dem innersten Geistesleben des hochstrebenden Mannes und gaben, indem sie seine Herzensmeinung über das Verhältniß des Menschen zum Staat offenbarten, zugleich der ganzen Auffassung einen klassischen Ausdruck, welche die besten Köpfe unseres Volkes erfüllte. Dieses Volk hatte in der Blüthe seiner Jugend den nationalen Staat zerschlagen oder doch durch den rebellischen zu fürstlicher Selbständigkeit aufstrebenden Adel zerschlagen lassen, es hatte seitdem eigentlich staatlos gelebt, es hatte dieser Lage die furchtbarsten Heimsuchungen verdankt, aber sich nichtsdestoweniger in unverwüstlicher Gesundheit wieder zu einer Kraft und Fülle der Privatexistenz, zu einer Geltung und Entfaltung des individuellen Menschenwerths, zu einer Größe geistiger Thaten erhoben, die es mit stolzem Selbstbewußtsein auf die anderen staatlich geschlossenen Völker blicken ließ. Dieser Flug der persönlichen Entwickelung hob sich eben damals so hoch, daß er sich die Vollendung aller menschlichen Aufgaben zuzutrauen den Muth besaß, wenn nur die Schranken beseitigt würden, mit denen ihn eine rauhe und kleine Wirklichkeit einengte. Der Theorie der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts bedeutete diese Wirklichkeit nichts als ein lästiges Uebel, und so konnte denn Humboldt, einer der wenigen Staatsmänner, die uns seit Jahrhunderten zu Theil geworden sind, dazu kommen, den Staat als ein nothwendiges Uebel zu definiren, dessen Wirksamkeit gar nicht eng genug eingeschlossen werden könne.

Selten wohl hat sich die Schwäche der auf sich selbst vertrauenden Ideen schlagender enthüllt. Humboldt's Ideal war ein in Gedanken gefundenes, zugleich aber machte es den Anspruch sich auf ein geschichtliches Beispiel zu stützen. In beider Hinsicht waren die Resultate seiner Betrachtung gleich hinfällig. Wenn es darauf ankommt, dem Menschen die „höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen" zu sichern, so ist es klar, daß die sittlichen Kräfte im Gleichgewicht bleiben müssen mit den intellectuellen, und wenn es sich um die Uebung der höchsten sittlichen Kräfte handelt, so ergiebt sich leicht, daß ihnen nur die große, dem kleinen persönlichen Interesse entrückte Bühne des Staatslebens einen vollkommen würdigen und ausreichenden Schauplatz bietet. Wenn aber

Humboldt sein Ideal menschlicher harmonischer Bildung an das griechische Muster anlehnte, so predigt eben dieses Muster das genaue Gegentheil der Humboldt'schen Lehre mit unwiderstehlicher Beredtsamkeit. Die schöne Harmonie allseitiger Bildung, welche Humboldt bei den Griechen bewunderte, war in ihrer eminentesten Erscheinung die Frucht jener ernsten geschlossenen Solonischen Zucht, welche den Staat in den Mittelpunkt der männlichen Pflichten rückte. Den Marathonomachen galt wahrhaftig das theure Vaterland, um das sie Alles muthig erduldeten, nicht als ein nothwendiges Uebel, dessen sich der freie Mann möglichst zu entledigen habe. Den herrlichen Gestalten des Perikleischen Kreises war der Staat die feste breite Basis alles sittlichen Thuns: dem Staat diente Phidias, vielleicht der größte Künstler aller Zeiten, Staatsideen verkörperten die Herrlichkeiten der Akropolis. Als aber der peloponnesische Krieg die alte Zucht und den alten Glauben begrub und ein neues Geschlecht der Frechheit und Willkür das Vaterland zum Werkzeug persönlicher Absichten erniedrigte, da verhüllte sich die Glorie auch des griechischen Geistes und die Weisheit von Sokrates, Platon und Aristoteles vermochte ein Volk nicht zu retten, dem der feste sittliche Grund des Staats zertrümmert war.

In der That wir bedurften dringend einer Züchtigung, die das Selbstvertrauen der Ideen ermäßigte, die unser Volk mit harter Faust erkennen lehrte, daß das ästhetische Schaffen und das philosophische Erkennen nicht die Summe menschlicher Aufgaben umschließt. Der Jammer von 1806 und 1807 und das schwere Ringen der sittlichen Volkskraft in den folgenden Jahren mußte uns eine Wiedergeburt geben, die sich nicht auf die Herstellung äußerer Unabhängigkeit beschränkte, sondern den innersten Kern unserer Ueberzeugungen traf. Auch diese Wiedergeburt fand wieder in demselben Staate eine fruchtbare Stätte, den der große Kurfürst und der große König zum rettenden Felsen aufgerichtet hatten in dem wüsten Chaos des deutschen Reiches. Nicht um Weimar und Jena, sondern um Berlin handelte es sich da, nicht um die Gesänge der Dichter und die Systeme der Philosophen, sondern um die rettenden Thaten der Staatsmänner und Feldherrn, nicht um die feinen Cirkel hochgebildeter Aesthetiker, sondern um die harten Fäuste durch eine

ruhmreiche Geschichte an Hingebung gewöhnter Bauern. Die großen Geister, welche mit ihren erhabenen Gedanken im Universum weilten, hätten die deutsche Art vielleicht ruhig zu Grunde gehen lassen; die mittleren Begabungen mit niedrigerem Flug und engerem Blick waren es, welche die ganze Schmach ganz empfanden und vor Allem: nicht die bisher fast allein ästimirten Kräfte der gestaltenden Phantasie und des abstracten Denkvermögens, sondern die bisher gering geachteten des Charakters traten nun auf den Plan und gaben die Losung. Wir hatten aber das Glück, daß auch der unter uns bisher ganz unbekannte Schlag in großem Stil handelnder Patrioten sofort einige wirklich große Vertreter fand. Das erst schloß das Bild jener außerordentlichen Zeit würdig ab, daß nun neben die Helden der Dichtung und Forschung die Helden der politischen und kriegerischen That traten, und auf die Hunderttausende, welche den Liedern unserer Dichter begeistert gelauscht hatten, andere Hunderttausende folgten, welche im Sinne der Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher zu handeln und zu schlagen verstanden. Niemand kann verkennen, daß der Geist, welcher seit 1806 im Norden mächtig wurde, zu dem Geiste, welcher die Nation in den vorausgegangenen Jahrzehnten beherrscht hatte, in einem tiefen Gegensatze stand, daß der Freiherr vom Stein, dieser wirklich große Staatsmann, von durchaus anderen Grundanschauungen bestimmt wurde, als sie bisher in den literarischen Kreisen geherrscht hatten. Dieser Gegensatz war nothwendig. Aber wir dürfen es als ein seltenes Glück preisen, daß er sich zugleich durch das Hereintreten zahlreicher Elemente, welche gewissermaßen beiden Strömungen angehörten, ermäßigte, und so darstellte als eine verschiedene Manifestation derselben einigen Volksnatur nach verschiedenen Seiten unter dem Impuls verschiedener Zeitansprüche. Die Einseitigkeit der Romantiker, welche nach einem schroffen Bruch mit den Tendenzen des achtzehnten Jahrhunderts drängten, wies der gesunde Sinn des Volks zurück, lieber die Ausschließlichkeit der früheren Bestrebungen berichtigend durch eine unbefangene Aufnahme der neuen Forderungen, welche eine neue Zeit mit sich brachte.

Menschlich betrachtet hätten wir uns nicht schöner, harmonischer bewegen können, als wir so thaten. Nachdem wir den

höchsten Preis in den idealen Sphären der Dichtung, der Philosophie und der gelehrten Forschung gewonnen hatten, lernten wir in schwerer Prüfung rasch das bisher vernachlässigte Gebiet des handelnden Lebens bestellen; nachdem wir dem antiken Humanismus reichlich geopfert, dienten wir dem christlichen Germanismus; nachdem wir die begeistertsten Kosmopoliten gewesen und den Gedanken des Weltbürgerthums für immer ihr Recht erobert hatten, wurden wir ebenso begeisterte Patrioten, um das Vaterland in ruhmreichen Kämpfen zu befreien, wie wir eben das Reich der Ideen befreit hatten. Aber politisch betrachtet erwiesen sich diese Leistungen nicht gleichmäßig befriedigend. Die Tendenz der Befreiungskämpfe drang rasch von Preußen nach allen Seiten vor, und entzündete die Gemüther bis nach Schwaben und Bayern. Diese Tendenz war keineswegs eine ausschließlich preußische, sie war deutsch. „So weit die deutsche Zunge klingt", das war die Losung. Die Herrlichkeit Deutschlands sollte auferstehn. Aber wie war es mit diesem Deutschland in Wirklichkeit bestellt? Focht Deutschland für die deutsche Sache? O wahrhaftig nein! das zerstückte Preußen und Braunschweig und Hannover und Kurhessen, sie erhoben sich für den Kampf der Befreiung zusammen mit Russen und Briten, und die größere Hälfte der Deutschen focht unter französischen Fahnen, und das Metternich'sche Oesterreich sah lauernd zu, auf welcher Seite der größere Vortheil mit geringerer Mühe zu gewinnen sei. Preußen war es jetzt, wie unter Friedrich II. und dem großen Kurfürsten und zwar dieses Mal zum ersten Male das freie Volkskraft übende Preußen, das die deutsche Sache führte und die deutschen Schlachten schlug; dieses Preußen aber war ein hundertfach gebundenes und gelähmtes, von außen und von innen. Obwohl seine Stellung zu Deutschland nie klarer und nie herrlicher an den Tag getreten war, konnte es doch nicht dazu kommen, mit den deutschen Kräften für deutsche Interessen durchgreifend zu arbeiten. Nicht allein die Rheinbundsstaaten, sondern sogar Hannover traten, während Preußen die Last des Krieges mit fast übermenschlicher Anstrengung trug, auf die Seite der Metternich'schen Politik, um die Frucht des großen Kampfes zu verderben und Deutschland in das alte Elend der Herrenlosigkeit und des

kleinen dynastischen Egoismus zurück zu stoßen. Und nicht allein diese Gegner eilten die einzige Gunst des Moments zu zerstören, sondern Preußen selber, im Krieg unvergleichlich, erwies sich in der Politik unfertig und unklar. Nachdem es unter Stein die volle Bedeutung des Staates in ihrer ganzen sittlichen Tiefe klarer und schärfer, als irgendwo zu irgend einer Zeit vorher geschehen war, erfaßt und das Vaterland auf die Liebe und Tüchtigkeit des selbstthätigen Volks zu bauen begonnen, nachdem es dann einen großen kühnen Gedanken mit dem Schwert verwirklicht hatte, fehlte ihm die Fähigkeit, diplomatisch und politisch die dauernden Formen zu schaffen, in denen dieser Gedanke ein fruchtbares Leben hätte gestalten mögen.

Wir thun sehr Unrecht, deswegen die Diplomaten des Wiener Congresses anzuklagen. Lebte irgend Jemand unter uns, der in sich ein klares Bild trug von einer gesunden nationalen Organisation der deutschen Staatenverhältnisse? Hatten die besten Männer im Kampfe ein anderes Ziel verfolgt, als das der nationalen Unabhängigkeit im weitesten und vagsten Sinne? Hatte selbst Stein, als er der Herstellung der selbstsüchtigen Souveränetäten entgegen arbeitete, eine deutsche Verfassung im Auge, die ein sicheres Fundament geboten haben würde? Und abgesehen von dieser schwierigsten Frage der Neugestaltung Deutschlands gab es damals nur für die einzelnen Staaten irgend welche scharf ausgeprägte Forderungen? Es ist ein großer Irrthum zu meinen, der Befreiungskrieg wäre zugleich ein Freiheitskrieg gewesen, die in Preußen unter die Waffen eilenden Männer hätten zugleich die innere Freiheit neben der äußeren Unabhängigkeit im Auge gehabt. Es war ein erstes ruhmreiches Erwachen eines Theiles unseres Volkes aus langer Gleichgültigkeit, aber dieser erste Schritt hielt sich in sehr bestimmten Grenzen, wie er an sehr strengen Bedingungen hing. Auch das preußische Volk war nicht in kühner Selbstbestimmung aufgestanden, welche die Wirksamkeit der Stein'schen Institutionen in wenigen Jahren nicht zu geben vermocht hatte, sondern es hatte gehorsam wenn auch lebhaft verlangend den Ruf seines Königs erwartet. In aufopfernder Hingebung an den bestehenden Staat hatte es Großes geleistet, aber es war nicht in

unaufhaltsamer Kraft über dieses Bestehende hinaus gebrochen. Es erhob sich nicht wie die Spanier trotz dem Könige, und es wollte nicht aus sich neue Lebensformen schaffen wie die Cortes von Cadiz. Sein Heldenmuth war groß, aber seine politische Fügsamkeit war ebenso groß. Es vernahm das Versprechen einer Verfassung mit dankbarem Herzen, aber es sah gelassenen Sinnes, daß der König dieses Versprechen nicht zu erfüllen gut fand. Es gab namentlich nach glücklicher Beendigung des großen Kampfes keine treibende Kraft, welche der Monarch hätte berücksichtigen müssen. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" wurde noch einmal für eine Generation die wenig widersprochene Losung.

Nicht allein in Preußen, auch in den süddeutschen Staaten, in denen der junge Liberalismus sich die ersten Sporen verdiente, war die Grundstimmung keine erheblich verschiedene. Näher von den französischen Ideen und den Kämpfen der französischen Zeitungen und Kammern berührt, in neu zusammengesetzten Staaten nicht durch die Macht der Ueberlieferung gehemmt, vielfach durch Willkür und Unfähigkeit der Verwaltung gereizt, an sich unruhig und wechselnden Stimmungen zugänglich, boten die Bevölkerungen hier von Zeit zu Zeit das Bild einer stärkeren politischen Bewegung. Aber wenn man genauer zusieht, entdeckt man doch leicht, daß sich Metternich als einen rechten Hasenfuß erwies, wenn er sich 1819 und 1820 um die Kammerdebatten in den süddeutschen Residenzen ernste Sorgen machte. Nur das an das stille Geflüster unseres bisherigen Stilllebens gewöhnte Ohr konnte diese Redekämpfe für drohende Orkane halten. Größerer Ernst war zunächst nur in den phantastischen Schwärmereien der Burschenschaften: diese ganz nebelhaften Träume der Studenten waren der volle Ausdruck unserer politischen Reife; in ihnen kam die Kraft zu Tage, über welche wir damals in der Richtung des politischen Fortschritts verfügten. Unsere wirkliche Kraft aber arbeitete auf ganz anderen Gebieten. Vor Allem in der Wissenschaft, daneben in der Verwaltung. Die Züge des protestantischen Staats traten wieder hervor, jene kleine Gewissenhaftigkeit, jene meist enge Tüchtigkeit im Einzelnen, welche unser politisches Erbtheil der Reformation gewesen war. Und zwar nicht nur in den Kleinstaaten, sondern am eminentesten in Preußen. Wie König

Friedrich Wilhelm III. der echte Erbe jener bedenklichen, ängstlichen, aber sorgsamen Kurfürstenpolitik war, welche Brandenburg im dreißigjährigen Kriege unglücklich gemacht hatte, so nahm sein ganzes Regiment, je mehr man sich von der großen Zeit des Weltkampfes entfernte, immer mehr jenen im Einzelnen tüchtigen, im Großen kleinen Charakter an, welcher für die deutsche Art so bezeichnend geworden war. Preußen wurde der rechte deutsche Musterstaat mit allen guten und allen schlimmen Eigenschaften.

Erst die großen Erlebnisse der jüngsten Tage haben es möglich gemacht, die preußische Friedenspolitik seit 1815 gerecht zu würdigen. Sie erfüllte die Aufgabe der stillen emsigen Sammlung nach furchtbar zerstörenden Stürmen für eine Zeit neuen gewaltigen Aufschwungs. Nicht unausgesetzt vermögen die Staaten mit ganzem Kraftaufwand hohen Zielen nachzustreben; sie sind dem Gesetz wechselnder Arbeit unterworfen wie die Einzelnen, sie bedürfen nach schweren Anstrengungen der Ruhe und für neue Arbeiten der stillen Vorbereitung wie diese. Preußen hatte seit 1740 mit kurzen Unterbrechungen eine übermäßige Last der kriegerischen und politischen Action getragen, der Friede von 1815 fand es tief erschöpft in allen seinen Gliedern. Nur die peinlichste Sparsamkeit, nur die strengste Concentrirung aller Kräfte auf die wirthschaftliche und moralische Herstellung, nur das ängstliche Sichfernhalten von allen auswärtigen Conflicten vermochte dem Staate die gesunde Kraftfülle wieder zu geben, ohne welche jede große auswärtige Politik mehr zerstört als schafft. Und diese Aufgabe mußte unter den denkbar schwierigsten Umständen gelöst werden: mit einem durch den Neid der Mächte zerrissenen und einiger kostbaren Theile beraubten Gebiet, mit einem von der Natur nur kärglich begabten Lande, mit einer confessionell stark gemischten Bevölkerung und unter dem Druck dreier übermächtiger Nachbarn, deren Stoße die Grenzen zum Theil bedenklich offen lagen. Wer diese Situation billig erwägt, wird es weniger beklagen, daß Preußen auf mehr als dreißig Jahre aus der europäischen Politik verschwand, und er wird für die Leistungen der preußischen Administration im Innern ein volles Lob haben. So schlimm es in anderer Hinsicht wirkte, daß Preußen nicht 1815

langsam und vorsichtig die constitutionelle Bahn betrat, und dann 1848 durch eine häßliche Revolution in die gewagtesten Experimente hinein geworfen werden mußte, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß jenem dringendsten Bedürfnisse der Erholung und Sammlung der weise verwaltende Absolutismus vielleicht besser diente. Und so kläglich es war, daß dasselbe Preußen, in dem eben die kühnsten Geister thätig gewesen waren für eine wahrhaft schöpferische deutsche Politik, nun demüthig den Schlepp des Metternich'schen Selbstentmannungssystems trug, und nur zu oft den Büttel spielte für den traurigen Conservatismus von Wien und Petersburg, so kann doch auch der entschiedenste Gegner dieser Politik nicht in Abrede stellen, daß die gesicherte Position Preußens in der nordischen Allianz jenem obersten Interesse seines damaligen Strebens vielfach zu Gute kam.

Aber wie sehr die Stillstandspolitik, der sich Preußen von 1815 bis 1840 ergab, gewinnen mag dadurch, daß eine spätere Zeit die damals gesparten Kräfte im größten Stil zu verwenden verstanden hat, wie sehr wir heute jene Periode zu der mit 1864 anhebenden in ein ähnliches Verhältniß stellen mögen, als es die sammelnde und vorbereitende Regierung Friedrich Wilhelm's I. zu den Großthaten seines Sohnes hatte, für die Entwickelung der eben mit den ersten Schlägen geweckten politischen Kraft der Nation war sie doch ein rechtes Unheil. Die großen neun Jahre, welche auf den Tilsiter Frieden folgten, hatten eine reiche Summe bedeutender Keime geweckt, deren wenn auch nur bescheidene Pflege die ganze politische Lage der Nation umgestaltet haben würde. Wir hatten einen kühnen Blick in die große Welt gethan, wir hatten in erster Linie mit unserem Schwert dieser Welt eine neue Ordnung gegeben, wir hatten zugleich aus Stein's Händen die kostbarsten Elemente eines gesunden Staatswesens empfangen: wenn eine Regierung von unbefangenem Urtheil und mäßigem Geschick diese Kräfte und Umstände benutzt hätte, Preußen wäre schon damals der anerkannte, der auf alle Beziehungen heilsam wirkende Mittelpunkt des deutschen Lebens geworden. Es brauchte sich weder für die spanische Revolution, noch für die neapolitanischen Carbonari, weder für die Rotteck'schen Theorien, noch für die burschenschaft-

lichen Experimente zu interessiren, es konnte eine gemessene, vorsichtige, streng moderirte Politik etwa im Sinn der englischen Tories verfolgen, es konnte die Allianz mit Oesterreich und Rußland pflegen, es konnte sogar in deutschen Dingen von allen größeren Unternehmungen sich fern halten, und es hatte trotz Allem die Möglichkeit, auf die politische Reifung seines Volkes fördernd, statt erstickend und zugleich auf den Gang der europäischen Politik moderirend, statt verwirrend zu wirken. Preußen hat zwar in vielen der wichtigsten Fragen jener Jahre durchaus nicht mit der gehässigen Leidenschaft gearbeitet, welche den Acten der Wiener und Petersburger Politik fast überall anklebt, wo nur von ferne ein Gegensatz gegen liberale Tendenzen gewittert werden konnte; die Instructionen seiner Minister und die Handlungen seiner Diplomaten waren oft von wohlthuendem Maß und unbefangener Einsicht dictirt; aber doch lag es so tief in den Banden der schlimmen Genossen, daß es die Unthaten der heiligen Allianz in Italien und Spanien kaum irgendwo gehindert, in Deutschland aber das Schlechteste nur zu oft mitbetrieben hat.

So bot Preußen dem Wachsthum unserer schwachen politischen Kräfte auf seinem eigenen Gebiete gar keine Gunst, in den deutschen Kleinstaaten trat es demselben mit verderblicher Feindschaft entgegen. Während es dadurch seine Stellung an der Spitze Deutschlands untergrub, seinen eigenen Staat zu Deutschland in ein höchst ungünstiges politisches Verhältniß setzte, das glänzende Uebergewicht seiner politischen Kräfte in das Gegentheil verwandelte, gab es den übrigen deutschen Ländern die schlimme Richtung auf enge und unfruchtbare Opposition. Die Jahre, in denen Preußen politisch todt lag, wurden für die kleinen deutschen Staaten so zu sagen die politische Schul- und Universitätszeit. Während Preußen berufen gewesen wäre, diese Studien zu leiten, übte es so auf dieselben nicht allein keinen wohlthätigen, sondern einen höchst nachtheiligen Einfluß, und als es dann endlich auch seinerseits eintrat in den Ringplatz, waren seine kleinen Nachbarn schon ausstudierte Routiniers, welche die Methode deutscher Politik einigermaßen festgestellt hatten, und Preußen blieb nichts übrig, als in ihren Spuren zu wandeln, die, wenn sie schon für die kleinen Staaten

nicht zum Ziele führten, für Preußen geradezu labyrinthischen Irrgängen glichen. Das waren die Umstände, unter denen der deutsche Liberalismus seine für das ganze spätere Leben wie man weiß vielfach entscheidende Jugendzeit verlebte.

Es wäre für uns von erheblichem Werth, die Entwickelungsgeschichte des Liberalismus in den Jahren 1815 bis 1848 genau zu kennen. Heute kennen wir sie nur in den allgemeinsten Umrissen und ich zweifle, ob uns eine detaillirte, authentische Kunde je zu Theil werden wird. Denn wo sollen wir die zehn oder zwölf Specialhistoriker finden, welche die Geduld haben, die Geschichte des Liberalismus in Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Hannover u. s. w. aus den unzähligen Bänden der Kammerverhandlungen, aus den Actenstößen der Archive und zersplitterten Privatcorrespondenzen zusammen zu suchen, welche zugleich die Kenntniß der Nachbarländer, der deutschen und der europäischen Politik besitzen, um die wichtigsten Wendungen auf ihren wahren Ursprung zurück zu führen? Wo wäre das Publicum, das so mühsame Arbeit an so kleinem Stoff möglich machte? Was aber den Geschichtschreiber nicht reizen kann zum Schreiben, das kann auch bedeutende Männer nicht reizen zum Handeln. Wollen wir ehrlich sein, so müssen wir bekennen, daß die Thätigkeit des Liberalismus während der angegebenen Zeit in den Kleinstaaten wohl viel Verdienstliches hatte, die Zustände der einzelnen Länder in manchen Stücken erheblich verbesserte, namentlich oft genug Schlimmes verhinderte, vor Allem den Geist der Nation wach hielt und ihm die erste politische Schulung gab, daß sie aber im Ganzen klein, unerquicklich und unfruchtbar blieb und der Nation nicht gewähren konnte, was dieselbe dringend bedurfte. Es war das nicht die Schuld des Liberalismus, sondern der Verhältnisse. D a m i t d e r M a n n i m S t a a t e w i r k e n k ö n n e, m u ß e r v o r A l l e m e i n e n S t a a t h a b e n; a l l e j e n e e i n z e l n e n d e u t s c h e n L ä n d e r a b e r, a u f w e l c h e d e r L i b e r a l i s m u s d u r c h d i e R e s i g n a t i o n P r e u ß e n s s i c h b e s c h r ä n k t s a h, w a r e n k e i n e S t a a t e n. Sie besaßen weder die für jeden Staat unerläßliche Selbständigkeit der Bewegung, noch verfügten sie über die ebenso unerläßliche Summe der geistigen und materiellen Mittel. Allem ihren Thun war die engste Grenze gezogen. In der

großen Politik wurden sie durch den vereinigten Druck von Oesterreich und Preußen gehemmt oder durch den Antagonismus der beiden Großmächte willenlos hin und her geworfen. In der inneren Verwaltung genirte der unabweisbare Einfluß von so und so vielen Nachbarn und vor Allem der Mangel einer Gebietsausdehnung, welche eine Thätigkeit in größerem Styl ermöglicht hätte. Der beste Wille der Regierenden mußte an der Enge des Raumes und an der Dürftigkeit der verfügbaren Kräfte scheitern. Die von bitterer Nothwendigkeit auferlegte Zwergpolitik verzerrte jede staatliche Lebensäußerung mehr oder weniger zur Carricatur.

Die Gerechtigkeit verlangt anzuerkennen, daß diese Kleinstaaten unter den gegebenen Verhältnissen im Durchschnitt mehr leisteten, als man mit irgend welcher Wahrscheinlichkeit hätte voraus sagen mögen. In der That, nur die Bescheidenheit und Gewissenhaftigkeit der deutschen Natur machte es möglich, daß diese kümmerliche Kleinstaaterei im Ganzen eine Tüchtigkeit der Administration gewann, der wir es verdanken, daß ein großer Theil des deutschen Volkes, trotz der peinlichsten Ungunst der politischen Lage, seit 1815 wirthschaftlich und geistig die erfreulichsten Fortschritte gemacht hat. Es gehörte die ganze Uneigennützigkeit und stille Häuslichkeit unserer Art dazu, um all diesen kleinen Staatswesen unermüdliche und redliche Beamten zu schaffen. Mehr in's Große, auf Glanz und Macht gerichtete Menschen, als wir es sind, hätten diese Misère nie ertragen, die uns erst spät als Misère erschien, von Vielen noch heute als unser größter Stolz gepriesen wird. Aber wenn so in diesen Kleinstaaten die stille Detailarbeit des Beamten meist gedieh, Bürger und Bauer sich behaglich fühlte im engsten und ärmsten Kreise, sogar der deutsche Idealismus sich nicht hindern ließ am Aufbau der prächtigsten Luftschlösser, so war doch das platterdings unmöglich, daß diese Scheinstaaten ein wirkliches politisches Leben entwickeln halfen. Man darf nur nicht vergessen, daß es bei uns darauf ankam, die ersten Elemente politischer Bildung zu gewinnen, nach einer absolut unpolitischen Vergangenheit von Jahrhunderten den ersten Schritt zu thun aus einer durchaus von privaten Interessen, von häuslichen, wissenschaftlichen, poetischen, religiösen Bestrebungen er-

füllten Existenz auf die große Bühne des Staatslebens. Dieser Schritt konnte mit Erfolg nur unternommen werden, wenn die besten Köpfe der Nation daran eifrigsten Theil nahmen, wenn große Ziele unter den günstigsten Umständen sie vom Buch und aus der Stube auf den Markt riefen. Wo aber in aller Welt boten die deutschen Kleinstaaten in jenen Jahren solche Ziele und solche Umstände? Alles verschwor sich, um auch die politisch Eifrigsten zurück zu scheuchen und hätten wir Männer besessen, von der Natur mit den größten Gaben für eine große Staatsthätigkeit ausgestattet, sie wären durch die völlige Unmöglichkeit irgend befriedigende Resultate zu erringen, ja jene Gaben überhaupt nur zu üben, von der politischen Carrière abgeschreckt worden. Und so ist es denn geschehen, daß neben der stattlichen Reihe hervorragender Gelehrten, Künstler, Industrieller, Richter und Beamten, welche Deutschland in den drei und dreißig Jahren nach der Begründung des Bundes hervor gebracht hat, kaum einzelne Männer genannt werden können, denen eine gewisse politische Bedeutung zuerkannt werden darf. Nicht wenige der bedeutendsten Führer des damaligen Liberalismus standen geistig tief unter dem Niveau, auf das Männer wie Niebuhr und Savigny unsere Staatseinsicht gehoben hatten und wenn ihre rohere Praxis im Ganzen richtiger das Bedürfniß der Zeit traf als die Weisheit jener Conservativen, so bringt doch eine eindringendere Betrachtung jener Zeit mehr und mehr an den Tag, daß ihre Opposition gegen den Bundestag aus stark particularistischen Motiven hervor ging und daß ihr Freisinn unter Umständen sich nicht bedachte über patriotische Pflicht und nationales Interesse leicht hinweg zu gehen. Man braucht nur Paul Pfizer's trefflichen Briefwechsel zweier Deutschen (1832) zu lesen, um gewahr zu werden, wie nahe nahe damals der Gedanke lag, mit französischer Hülfe die Verfassungsinteressen zu fördern, und man braucht nur an die verbissene Opposition zu denken, auf welche der Zollverein in diesen liberalen Kreisen des Südwestens stieß, um die unsichere und zweifelhafte Grundlage zu erkennen, welche diese Anfänge eines freien Lebens trug. Freilich hatte jede deutsche Kammer fort und fort ihre Größen, freilich traten hie und da Männer auf, deren Wort über die engen Grenzen

des Landes hinüber tönte, Einzelne sogar, zu denen die enthusiastische Jugend der ganzen Nation bewundernd aufblickte, aber mit sehr wenigen Ausnahmen schlummern alle diese Größen schon nach zwanzig, dreißig Jahren den süßen Schlaf der Vergessenheit. Man gehe in die einzelnen Länder und frage nach den Koryphäen der Opposition von 1820 oder 1830 und nur wenige dankbare Gemüther wird man finden, die sich ein lebendiges Gedächtniß bewahrt haben für die patriotischen Leistungen jener Männer, welche es unternahmen, ihr Volk aus unwürdigen Zuständen zu befreien und ein Leben voll Mühe und Entsagung einer unlösbaren Aufgabe opferten.

Daß diese Aufgabe nach jeder Seite auf die ungeheuersten Schwierigkeiten stieß, daran trug eine besondere Schuld die abnorme Stellung unseres Adels. In jedem monarchischen Staate ist der Adel der eigentlich politische Stand. Nicht nur in England ist es seit Jahrhunderten der Adel in seinen verschiedenen Klassen gewesen, welcher die Last der politischen Arbeit fast ausschließlich getragen hat, sondern auch in den continentalen Staaten hat ohne Ausnahme der Adel immer eine hervorragende Rolle in den Staatsgeschäften gespielt und wenn diese Rolle in der modernen Verfassungsgeschichte Frankreichs und Spaniens eine wenig glückliche gewesen ist, so liegt eben darin ein wesentlicher Grund, weshalb es diese Länder bis zur Stunde in geordneter politischer Freiheit so wenig weit gebracht haben, während auf der anderen Seite Italien seine ungeahnten Erfolge hauptsächlich der intelligenten und patriotischen Theilnahme seines Adels an dem großen Werke der nationalen Wiedergeburt verdankt. Die unveränderliche Natur der Verhältnisse ist die Ursache dieser überall in gleicher Weise hervortretenden Erscheinung, daß monarchische Staaten nur die Wahl haben, entweder mit Hülfe des Adels zu einer moderirten Verfassung, zu parlamentarischen Formen zu gelangen, oder unter der Herrschaft einer bureaukratischen, mehr oder weniger absolutistischen Regierung zu bleiben. In allen modernen Staaten hat sich das Bürgerthum zu einer hohen wirthschaftlichen Bedeutung, zu einer stolzen Macht der wissenschaftlichen und industriellen Intelligenz erhoben; alle modernen Staaten ruhen wesentlich auf der bürgerlichen Arbeit, alle werden daher auch im politi-

schen Leben den bürgerlichen Kräften einen bedeutenden Einfluß einräumen müssen. Aber zur eigentlichen politischen Action ist nichts destoweniger der Mittelstand wenig geschaffen. Er wird überall ein Hauptfactor im Staatsleben sein, seine Einsicht, seine Thätigkeit, sein Vermögen wird vom Staat in erster Linie in Anspruch genommen, seine Interessen und Tendenzen werden von jedem verständigen Staatsmann in erster Linie berücksichtigt werden müssen. Aber die Natur seiner gesellschaftlichen Stellung, die Wirkung seiner Berufsthätigkeit auf Lebensgewohnheiten und Charakterformen und Gedankenrichtungen wird den bürgerlichen Mann nur in seltenen Fällen befähigen, in großen politischen Geschäften mit Erfolg zu arbeiten. Er wird den Kammern die einsichtigsten und kenntnißreichsten Mitglieder, aber nur selten Führer geben, welche die gesammte Situation mit staatsmännischem Blick zu beherrschen und im entscheidenden Augenblick die entscheidende That zu thun verstehen. Er wird den Ministerien die vortrefflichsten Räthe liefern, aber nur selten gute Minister, welche im Stande sind, ebenso geschickt mit den regierenden Herren zu verkehren wie mit den Abgeordneten. Der Bürger ist geschaffen zur Arbeit, aber nicht zur Herrschaft und des Staatsmanns wesentliche Aufgabe ist zu herrschen. Die tüchtigsten Kräfte des Bürgerthums haben sich von unten herauf gearbeitet, ihre Wiege stand in einem engen Stübchen, in engen und ärmlichen Verhältnissen war ihre Jugend ein Kampf mit Noth aller Art, erst spät errangen sie eine Stellung, die einen freieren Blick gewährt über die Lage der Welt und Arbeit und Mühe für ihr Haus, ihr Geschäft bleibt in der Regel das Loos ihres Lebens, bis die schöpferische Kraft verbraucht ist. Ein solcher Lebenslauf ist der menschlichen Tüchtigkeit das Förderlichste, was gedacht werden kann, er giebt Charakter, Freiheit und Reinheit der Seele. Aber wer so sich empor gerungen hat, der ist in einem gewissen Sinne für die Politik zu gut. Er hat gelernt, in allen Dingen der eigenen Kraft vertrauen und der eigenen Ueberzeugung folgen, er biegt und schmiegt sich nicht, er trägt einen hohen männlichen Stolz in sich und doch wieder eine schüchterne Bescheidenheit, er ist stark aber auch ungelenk, er ist gewissenhaft aber auch eigensinnig. Stellt einen

solchen Mann in einen Kreis von Diplomaten oder stellt ihn neben einen Thron: er wird jene innerlich gering schätzen und doch von ihnen dupirt werden, der Pomp des Schlosses wird ihm bald zu sehr imponiren, bald ihn zu sehr abstoßen. Er wird sich immer in einer fremden Welt fühlen und nach der Stille und Unabhängigkeit seiner bürgerlichen Arbeit zurück verlangen. Das Bürgerthum ist nun einmal im Kern seines Wesens demokratisch und dieser demokratische Grundzug wird den bürgerlichen Staatsmann immer in einen gewissen Gegensatz rücken zu den aristokratischen Existenzen, welche jeden Monarchen umgeben und tragen und dieser Gegensatz wird die Folge haben, daß er sich entweder mit Verleugnung seiner Natur in eine servile Unterthänigkeit stürzt oder in einer fortwährenden kleinen Reibung eine Fülle der besten Kraft nutzlos verbraucht.

Aber alle diese Mißstände verschwinden vor dem Einen, daß der Bürgerliche erst spät, von einem ganz andern Berufe aus zur Politik kommt, daß er nicht zum Staatsmann erzogen und gebildet ist, daß ihm deshalb wesentliche Kenntnisse, Uebungen, Geschicklichkeiten fehlen, deren der Staatsmann in keiner Weise entbehren kann. Es ist einer der verderblichsten Irrthümer, in welche uns unsere ganz unpolitische Art und der Mangel aller großen politischen Erfahrungen verstrickt hat, zu meinen, jeder tüchtige Gelehrte, Advocat, Kaufmann, Beamte, der Interesse habe an öffentlichen Dingen und fleißig die Zeitung lese, sei befähigt activ in die Politik einzugreifen, es bedürfe dafür durchaus keiner besonderen Vorbereitung, keines speciellen Studiums und die Politik lasse sich vortrefflich neben den sonstigen Berufspflichten treiben. Allerdings wenn diese Politik sich nicht höher versteigt, als in irgend einer kleinen Kammer an den Regierungsvorlagen ein wenig herum zu pflücken, hier einen Schreiber und da einen Gensdarmen zu streichen, dem Wahlbezirk eine Chaussee zu verschaffen oder eine Eisenbahnstation, dann sind ja gewiß verständige Bürgermeister, Beamte und Richter unter der Leitung eines etwas weiter sehenden Professors oder Juristen ein ganz gutes Collegium. Aber es wird doch Niemand behaupten, daß mit dieser Art von Kammerthäitgkeit irgend etwas Erhebliches geleistet werde, und wenn nun, wie es doch auch der kleinsten deutschen Kammer

Bayerische Staatsbibliothek München

begegnet, größere Entscheidungen gegeben werden sollen, die mehr verlangen als die leibliche Kenntniß eines Wahlbezirks und die Einsicht eines kleinstädtischen Biedermannes und die Charakterstärke eines abhängigen Beamten, wie sieht es dann aus? Ich kenne keinen seltsameren Anblick, als den unsere deutschen Kammern gewähren, wenn sie wirkliche politische Fragen zu lösen haben. Dieses ernste, gewissenhafte, gründliche deutsche Volk zeigt sich da in denjenigen, denen es die Entscheidung über seine größten Geschicke anvertraut hat, von einer Seite, die zu seinen sonstigen Art den unerfreulichsten Contrast bildet. Die Männer, die da in solchen wichtigen Momenten auf den grünen oder rothen Bänken sitzen, sind in ihrem Beruf gewiß von anerkennenswerther Tüchtigkeit, wie hätten sie sonst das Vertrauen der Wähler gewonnen? aber nun sollen sie über Dinge entscheiden, die ihrem Gesichtskreise fern liegen, über die sie keinerlei selbständiges Urtheil, keinerlei gründliche Kenntniß haben. Da werden sie dann entweder die Beute der ministeriellen Ueberlegenheit, die ihnen oft mit den plumpsten Künsten Beschlüsse entreißt, deren Consequenz sich ihrer Einsicht verbirgt, oder sie ermannen sich zu einem tapferen oppositionellen Votum, das aber schon deshalb keine praktischen Folgen hat, weil die Opposition nur in den seltesten Fällen über die Kräfte verfügt, welche im Stande wären die Regierung zu übernehmen. Diese Kräfte aber fehlen, weil die Versammlung mit verschwindenden Ausnahmen von Personen gebildet wird, welche sich nur nebenher mit der Politik beschäftigen. Eine Kammer, deren Parteien nicht von wirklichen Staatsmännern geführt werden, ist eine Mißgeburt; Staatsmänner aber werden so wenig im späteren Alter improvisirt als tüchtige Mediciner, Juristen und Philologen. Staatsmänner gehen nicht aus einer dilettantischen Beschäftigung mit dem Staat hervor, sondern aus einer ernsten, dem Staat gewidmeten Lebensarbeit. Politik ist ein Beruf wie Jurisprudenz und Medicin, und zwar der höchste und schwierigste Beruf, dem sich der Mann widmen kann. Es ist eine wahre Versündigung am deutschen Lande und am deutschen Namen, daß wir, die wir das Kleinste mit gründlicher Sammlung aller Kräfte betreiben, das Größte und Höchste der menschlichen Dinge, den Staat, mit spielendem Dilettantismus

abthun zu können meinen, wir, die unter allen Nationen die schwierigste politische Aufgabe zu lösen haben mit den bescheidensten politischen Anlagen.

Wenn nun aber bedeutende politische Leistungen nur erwartet werden können von Männern, welche die Politik zu ihrem Lebensberufe gemacht haben, und wenn dem bürgerlichen Stande die eigentlich politische Carrière fern liegt, so ergiebt sich daraus von selber, wie unerläßlich jedem Volke die Beihülfe des Adels ist, wenn es große politische Aufgaben lösen will. Haben doch selbst wir, unter denen bürgerliches Wesen und bürgerliche Anschauungen und Bestrebungen ein ganz ungebührliches Uebergewicht erlangt haben, sogar in unserem kleinstaatlichen Leben die Erfahrung gemacht, daß die wenigen wirklich hervorragenden politischen Köpfe in der Regel dem Adel angehören! Aber es war unser Verhängniß, daß der auch bei uns zur politischen Führung berufene Adel mit seltenen Ausnahmen dem nothwendigen Streben der Nation in kleinlicher und bornirter Feindseligkeit gegenüber stand. Zwei miteinander auf's innigste zusammenhängende Aufgaben waren uns seit 1815 gestellt: wir hatten den unsere Nation zerreißenden Partikularismus und den mit diesem verbündeten Absolutismus zu brechen; wir hatten dem Volk die natürliche Thätigkeit im Staate zurück zu erobern und einen der Bedeutung dieses Volkes entsprechenden Staat zu schaffen. In beiden Stücken hat bis zur Stunde der Adel als Stand gegen uns gekämpft, statt daß es sein wie des englischen und italienischen Adels Beruf gewesen wäre, an der Spitze der Nation nach einer politischen Gestaltung zu ringen, die allein auch ihm eine seiner würdige Stellung zu geben vermag. Auch diese Abnormität verdanken wir hauptsächlich der Krankhaftigkeit unserer bisherigen Entwickelung, welche die Nation auflöste in ein Chaos particularer Gebilde. Da die Kaiser den nationalen Staat nicht zu behaupten vermochten, fiel der Adel von seinem natürlichen Berufe ab, unter dem Monarchen den ersten Rang einzunehmen, und bekleidete sich selber mit den Fetzen der monarchischen Würde. Was wirklich aristokratische Kraft in sich trug, wurde souverän in jener traurigen Mißgestalt, welche das heilige römische Reich deutscher Nation seit dem sechszehnten Jahrhundert zu einer wunderlichen

Carricatur aller gesunden Staatsordnung machte. Diese adelige Scheinsouveränetät aber stand im unversöhnlichen Widerspruche mit allen großen nationalen Tendenzen, und dieser Widerspruch prägte allmählich unserem Adel einen ganz volksfeindlichen Charakter auf. Da er auf den Duodezthronen saß, deren Existenz selber mit der Würde und Macht der Nation unverträglich war, da er von den kleinen Höfen aus über das Volk herrschte, statt an der Spitze des Volkes einem wirklichen Staate zu dienen, so verfiel mit der Zeit sein ganzes politisches Wesen, sein politisches Denken und Trachten einer Verschrobenheit, die ihn von der gesunden Kraft des Volkes weiter und weiter trennte. Aber er verlor auch den natürlichen und für seine eigene Erhaltung nothwendigen Zusammenhang mit dem Bürgerthum. Wo der Adel eine normale Stellung einnimmt, da unterhält er fortwährend mit der großen Schicht der bürgerlichen Gesellschaft einen erfrischenden Austausch: er giebt ihr seine jüngeren Söhne zurück und nimmt von ihr die hervorragendsten Kräfte in seine Mitte auf. Es herrscht da kein feindseliger Gegensatz zwischen Adel und Bürgerthum, sondern eine wohlthätige Arbeitstheilung. Nur unter dieser Bedingung, daß es seine besten Repräsentanten in den eigentlich politischen Stand entsendet, kann das Bürgerthum dem Adel die oberste Staatsleitung überlassen und nur auf dieser verständigen Gemeinschaft der Interessen unter den verschiedenen Elementen der Staatsgenossenschaft kann ein kräftiges Staatswesen ruhen. Wir hatten das genaue Gegentheil dieses normalen Verhältnisses, und in Folge davon nahm unsere politische Entwicklung den verdrießlichsten Gang. Nirgends in Europa außer bei uns ist der Adel auf die Dauer der Verbündete des Absolutismus gewesen, nirgends als bei uns hat er systematisch bureaukratische Regierungsformen vertreten gegen den Anspruch auf Selbstverwaltung, in der dem Adel immer eine bedeutende Rolle zufallen muß, während er neben der Bureaukratie mit allen höfischen und militärischen Connexionen machtlos ist. Diese sinnwidrige Haltung unseres Adels vergiftete nun aber vollends die politischen Kämpfe des kleinstaatlichen Liberalismus; denn sie entzog demselben die natürlichen Führer, sie war neben dem absolutistischen Druck der beiden Großmächte ein weiteres Moment, das den Libera-

lismus zu unfruchtbarer Opposition verurtheilte, und sie gab ihm endlich eine radicale Tendenz, welche vielleicht der Monarchie, gewiß dem Liberalismus gefährlich wurde.

Wer alle diese Umstände unbefangen würdigt, wird die Erfolglosigkeit der liberalen Bestrebungen bis zum Jahre 1848 natürlich finden. Eingeschlossen in eine Menge kleiner Staaten, die nur kleine Kräfte auf die politische Bühne lockten, unter dem Druck des österreichischen und preußischen Absolutismus, bekämpft von Dynastien, deren Naturwidrigkeit sich nur behaupten konnte, wenn der Nation ein gesundes politisches Leben versagt blieb, bekämpft von dem mit diesen Dynastien, in denen er selber herrschte, unlöslich verwachsenen Adel, bekämpft endlich von einer vielfach verdienten Bureaukratie, welche die beste politische Kraft des Bürgerthums in sich schloß, so konnte der Liberalismus nie zu einer herrschenden Macht im Staate werden. Er war auf das undankbare Geschäft der Opposition angewiesen, dem er sich dreißig Jahre widmete, in manchen einzelnen Dingen erfolgreich, im Ganzen und Großen mit verbitternder Unfruchtbarkeit geschlagen. Das was das Ziel jeder gesunden Partei sein muß, nach errungenem Siege die eigenen Gedanken regierend zu verwirklichen, dieses Ziel konnte der Liberalismus nur in seltenen Ausnahmefällen, von einem glücklichen Zufall begünstigt, erreichen. Er siegte wohl öfter, aber die Ungunst der gesammten Lage ließ ihn kaum je zur Regierung kommen, und weil ihm so die Erfahrungen abgingen, welche allein in der Regierung erworben werden, und weil seiner Thätigkeit das natürliche positive Ziel versagt war, gerieth er in jene negative Opposition, deren Streben oft mehr dahin ging, die feindliche Regierung zu hemmen als den Staat zu fördern, in jene verderbliche Betrachtungsweise, der jede Regierung an sich etwas Uebles ist und die deshalb dazu kommt, die Existenz des Staates selber zu untergraben.

Der Liberalismus hatte dreißig Jahre vergebens gerungen, der Nation eine erträgliche staatliche Existenz zu erobern. War deshalb seine Arbeit fruchtlos? Erhebliche positive Resultate konnte er unmöglich gewinnen, so lange er auf die Thätigkeit

in den Kleinstaaten beschränkt blieb, so lange er auf einer jedes wahrhafte Staatsleben an sich ausschließenden Operationsbasis stand, so lange er, in zahlreiche kleine Detachements zerrissen, von der geschlossenen Uebermacht Oesterreichs und Preußens nieder gedrückt und von dem den Absolutismus und Particularismus repräsentirenden Bundestage gefesselt wurde, so lange er unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen nur die Minderzahl der Deutschen in Bewegung setzen konnte. Der Versuch, im vereinzelten Kampf die Kleinstaaten für sich zu erobern, mußte nothwendig scheitern, und der Versuch, die gesammelte nationale Kraft zum Sturm zu führen, konnte gar nicht einmal gemacht werden, so lange das preußische Volk zur Seite gehalten wurde. Aber wie verderblich alle diese Umstände wirkten, wie schlimm es namentlich war, daß sie die Spitze des liberalen Angriffs gegen Beschwerden zweiten Ranges richteten und von dem eigentlichen Sitz des Uebels, von der nationalen Zerrissenheit, ablenkten, daß die einzige große nationale Schöpfung jener Zeit, der Zollverein, von den Liberalen sogar vielfach die erbittertste Anfeindung erlitt, dennoch wurde das Große erreicht, daß die Nation mehr und mehr zu politischem Leben erwachte, daß die Reihen der Kämpfer sich mit jedem Jahre ausdehnten und vertieften, daß der Kampf von den südlichen zu den nördlichen Kleinstaaten vordrang und endlich auch Preußen ergriff. Bis zur Julirevolution beschränkte er sich eigentlich ganz auf die süddeutschen Kammern unter sehr geringer Theilnahme der Literatur. Seit 1830 traten Sachsen, Kurhessen, Hannover, Braunschweig hinzu und die Presse nahm einen erheblichen Aufschwung. Die eigentliche Macht des deutschen Geistes stand aber auch damals noch zweifelnd oder abgeneigt zur Seite. Die brutale Austreibung der Göttinger Sieben rief zuerst die deutsche Wissenschaft in die Arena. Diese hatte bis dahin wesentlich in der Humboldt'schen Anschauung, oder doch wenigstens in äußerlicher Uebereinstimmung mit derselben, das Reich der Ideen cultivirt, unsere Professoren hatten wie olympische Götter auf den Lärm der gemeinen Wirklichkeit herab geblickt, voll Geringschätzung gegen die oberflächlichen Raisonnements der Kammerredner und die Bodenlosigkeit der Rotteck'schen Staatstheorie, ebenso oft voll serviler Unterwürfig-

keit gegen die Macht, und wäre es auch nur die Scheinmacht von Darmstadt oder Kassel; der hannoversche König erwarb sich das Verdienst, indem er anerkannte Zierden der deutschen Wissenschaft mit plumper Faust antastete und zugleich dem deutschen Gewissen den Krieg erklärte, die göttliche Ruhe der deutschen Professorenwelt aufzustören und eine Reihe der Hervorragendsten mitten unter die Kämpfer des Tages zu stellen. Die großen wissenschaftlichen Thaten, zu welchen die Sätze Kant's und Wolf's den Grund gelegt hatten, waren inzwischen auf den verschiedenen Gebieten in der Hauptsache vollbracht, nach der Poesie und Philosophie hatte die gelehrte Forschung ihre Arbeit in rühmlichster Weise gethan, und eine unabweisbare Nothwendigkeit trieb nun die Nation, nachdem sie das Reich des Geistes in allen Richtungen ausgebaut, endlich den Grund jeder nationalen Existenz, den Staat, ernstlich in's Auge zu fassen. Die Wissenschaft selber nahm eine praktische Wendung: die Geschichte nahte sich, die Räthsel des grauen Alterthums mehr den Antiquaren überlassend, den Problemen der Gegenwart, die Theologie wagte Fragen zu erörtern, die jedes christliche Gemüth gewaltig bewegten, die Naturwissenschaften setzten sich zu den Aufgaben der Industrie und des Ackerbaus in die lebendigste Beziehung, und die Jünger Hegel's, des königlich preußischen Staatsphilosophen, wandten die dialektischen Formeln des zuletzt hochconservativen Meisters an als furchtbare Mauerbrecher gegen die stärksten Positionen des Bestehenden. Alles geistige Leben gerieth in starke Gährung; das ruhige Phlegma des deutschen Philisters, dem es eben noch als unbestreitbares Axiom gegolten hatte, daß ein ordentlicher Mann sich um Politik nicht zu kümmern habe, wurde zugleich von der lebhaften Sprache der Zeitungen und dem Brausen der ersten Locomotiven erschüttert, und damit nichts fehle, um die deutsche Indolenz in die Enge zu treiben: König Friedrich Wilhelm IV. übernahm es, die stehenden Wasser des preußischen Staatslebens von Grund aus aufzuregen. Er hatte noch nicht acht Jahre mit seinen widerspruchsvollen Experimenten in die glimmenden Kohlen geblasen, so schlug die Lohe in wilden Bränden um die Kuppel des Königsschlosses von Berlin.

Von dem Augenblicke, da Preußen in den politischen Kampf

eintrat, wurden die Chancen des Liberalismus absolut andere. Der Vereinigte Landtag zeigte sofort den unendlichen Abstand zwischen der parlamentarischen Kraft eines wirklichen Staats und den Oppositionsversuchen kleiner Kammern. Bis dahin war der Liberalismus darauf beschränkt gewesen, in aussichtslosem Ringen die Kräfte zu üben und zu mehren, bis dahin hatte er nur die Außenwerke der feindlichen Stellung, die Polizeiwillkür, die Censur, die geheimen Gerichte u. s. w. angreifen können: jetzt begann der ernste Kampf in geschlossenen Reihen mit starken Massen, und unter den Kämpfern traten alsbald solche hervor, welche die Absicht und das Vermögen hatten, positiv in das Staatsleben einzugreifen und von der richtigen Einsicht ausgingen, daß es weniger darauf ankomme viel zu fordern als etwas zu erreichen. Hätte Preußen nur einige Jahre Zeit gehabt auf diesem Wege fortzuschreiten, es würde rasch das Versäumte nachgeholt haben. Aber die Revolution beendete die Vorbereitung, ehe sie ihr Ziel erreicht hatte und stellte Aufgaben, für deren glückliche Lösung die Kräfte noch fehlten. Die Bewegung traf sogleich den Mittelpunkt der gegnerischen Macht: den souveränen Particularismus. Man begriff endlich, daß mit aller Freiheit der Einzelstaaten wenig gewonnen sei, daß es vor Allem darauf ankomme, den nationalen Staat zu schaffen. Freilich entbrannte sofort um diesen Punkt der heftigste Hader unter den bisher mit einander Verbündeten. Hatte bisher Alles, was liberal war, nur den gemeinsamen Feind gesehen, ohne gewahr zu werden, wie unendlich weit die eigenen Forderungen aus einander gingen, so zeigte gleich der März 1848, daß die Ungesundheit der bisherigen Verhältnisse eine Fülle der verderblichsten Bestrebungen erzeugt hatte. Da der Liberalismus bis dahin ausschließlich Opposition gemacht hatte, seine Politik in der Hauptsache auf Rede und Schrift beschränkt geblieben war, so hatten sich die mannigfaltigsten Theorien bilden können über die beste Art den Staat einzurichten. Der negative Zug, der dem Liberalismus durch die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen aufgezwungen war, hatte namentlich in den vierziger Jahren, da der Widerspruch zwischen den wirklichen Zuständen und den berechtigten Ansprüchen der Nation immer schneidender wurde, eine gefährliche

Stärke erlangt. Die verwegnen Theorien der Junghegelianer, die tollen Lehren des französischen Radicalismus hatten zusammentreffend mit den romantischen Restaurationsversuchen des preußischen Königs in den Köpfen der Jugend und auch mancher Reiferen eine furchtbare Verwirrung angerichtet, und in den Kammerkämpfen Badens und Sachsens in einer schallenden Rhetorik geübte Volkstribunen meinten nun alles Ernstes, von dem Phantom der französischen Republik geblendet, der Augenblick, in dem das deutsche Volk den ersten ernsten Versuch machen konnte, sich eine gewisse Theilnahme an der Bestimmung seiner öffentlichen Geschicke zu erobern, sei geeignet, auf das letzte Ziel eines phantastischen Radicalismus loszustürmen. Die Nüchternheit unseres Volkes räumte zwar diesem Extrem nur eine enge Bühne ein, um seine zerstörenden Experimente in Scene zu setzen; da aber die Masse auch der Gebildeten jeder politischen Erfahrung und Uebung noch entbehrte, so wurde auch die besonnene Mittelpartei, der die große Mehrheit der Nation mehr oder weniger klar folgte, vielfach von träumerischen Anwandlungen in's Schwanken gebracht und gehindert, rasch und consequent auf ein erreichbares Ziel hinzuarbeiten. Vor Allem mußte jetzt Preußen schwer dafür büßen, daß es seinem Volke so lange eine große politische Thätigkeit versagt hatte. Statt der feste Halt einer verständig schaffenden Reform zu sein, wurde es der Tummelplatz der wüstesten Utopien und statt in seiner Hauptstadt die deutschen Kräfte zu sammeln, mußte es von Frankfurt mäßigende Einflüsse erwarten. Mehr als ein anderes Land wurde es der Spielball der zerstörenden Extreme und nachdem eine Weile die Berliner Nationalversammlung geschäftig gewesen war, die unerläßlichen Fundamente einer monarchischen Staatsordnung zu zerstören, trat dann jene unselige Restaurationspartei hervor, welche es zu ihrer Aufgabe zu machen schien, den preußischen Adel in einen unversöhnlichen Gegensatz zu allem gesunden Staatsleben und zu den unverrückbaren Zielpunkten preußischer Politik selbst zu stellen.

Während so von Berlin jede Art politischer Verderbniß ausging, wurde in Frankfurt der Versuch gemacht, die deutsche Krankheit schonend und doch gründlich zu heilen. Wie hätte

dieses Unternehmen nicht auf die zahlreichsten Schwierigkeiten stoßen sollen? Wie hätten die Deutschen im Stande sein sollen die Klippen zu umschiffen, an denen noch fast jede constituirende Versammlung gescheitert ist? Die Männer, welche sich in der Paulskirche an das Ungeheure wagten, erwarben sich wenigstens das große Verdienst, während sie in einer Zeit der wildesten Gährung in den Freiheitsfragen dem besonnenen Maß vergeblich die Herrschaft zu erhalten rangen, für die Neuordnung Deutschlands ein Programm aufzustellen, das in der chaotischen Verwirrung über die Hauptfragen das erste Licht verbreitete. Jeder gerechte Beurtheiler, der die Lage der Zeit umsichtig erwägt, wird es dem Centrum nachrühmen, daß es nüchterne Einsicht und politische Bildung in einem Umfange offenbarte, wie ihn der bisherige Verlauf unserer politischen Entwickelung durchaus nicht hoffen ließ. Plötzlich aus der Enge der Kleinstaaterei auf die größte Bühne gestellt, aus der Diskussion oft recht gleichgültiger Theorien vor die Lösung der schwierigsten Weltfragen geführt, für diese Aufgabe fast ohne alle vorbereitende Arbeit der Literatur, ohne alle Stütze einer organisirten Regierungsgewalt, auf allen Seiten von tumultuarischen Ansprüchen bedrängt, auf einem Boden stehend, dessen politische Zustände jeden Monat die wichtigsten Veränderungen erfuhren, wußten diese zum großen Theil vom Katheder oder von anderen ganz unpolitischen Thätigkeiten abgerufenen Männer eine Festigkeit und Umsicht zu bewähren, die, wenn sie nicht das ersehnte Ziel im ersten Lauf erreichte, doch das politische Denken der Nation in der erfreulichsten Weise umgestaltete.

Der erste Versuch die deutsche Frage zu lösen mußte scheitern, schon deshalb, weil die wirkliche Macht der dabei maßgebenden Factoren, der einander entgegen strebenden Interessen erst durch diesen Versuch offenbart werden mußte. Wie Preußen und Oesterreich, wie die verschiedenen Kleinstaaten zu dieser Frage standen, wie die Dynastien und wie die Bevölkerungen sich zu ihr verhielten, wie das Ausland auf ihre Lösung einzuwirken versuchen werde, darüber konnte noch im Sommer 1848 Niemand etwas Zuverlässiges wissen. Erst in dem Maße, wie die Mehrheit der Paulskirche ihr Verfassungsproject reifte, traten alle jene Verhältnisse allmählich an den Tag. Nicht nach

Maßgabe dieser Verhältnisse konnte daher die Mehrheit ihren Plan entwerfen, sondern vielmehr auf Grund dessen, was sie im Allgemeinen nach den bisher in deutschen Dingen gemachten Erfahrungen für wünschenswerth und möglich hielt, was der allgemeinen Natur der mit einander zu verbindenden Staaten zu entsprechen schien. Bei dieser Sachlage wird es gewiß zu allen Zeiten Anerkennung finden, daß die Versammlung, abgesehen von den unglücklichen ebenso despotischen wie radicalen Grundrechten, einen Verfassungsplan aufzustellen verstand, der in gewissen Hauptpunkten den Bedürfnissen der Nation Befriedigung verhieß, ohne die krause Mannigfaltigkeit des historischen Bestandes zu zertreten, der den Antagonismus Oesterreichs und Preußens zu schlichten versprach, zwischen conservativer und radicaler Einseitigkeit die Mitte suchte, und daß sie diesem Plan in einer mitten unter der größten revolutionären Confusion gewählten Versammlung eine freilich nur schwache Mehrheit zu schaffen wußte. Im Vergleich mit unserem bisherigen Politisiren war die Reichsverfassung ein erheblicher Fortschritt, wie wenig es begriffen werden kann, daß Manche noch heute in ihr eine brauchbare Grundlage unseres nationalen Lebens erkennen wollen, da es jetzt doch klar sein sollte, wie unzulässig sie zwischen den Principien des Einheits- und des Bundesstaats schwankt, und wie unmöglich die abstract durchgreifende Einheit ist, die sie aus den einzelnen Staaten zimmern will. Ihr Hauptverdienst bestand vielmehr darin, in die Nacht unserer politischen Träume das erste hellere Licht zu werfen und den Weg anzudeuten, der aus dem Labyrinth der deutschen Zersplitterung führen könne.

Mehr freilich als das zu leisten überstieg in jedem Betracht die Kräfte dieses ersten deutschen Parlaments und die Möglichkeiten der damaligen Lage. Blicken wir auf die traurige Verwirrung, welche in diesem Frühling die deutschen Lande erfüllte, nachdem die 1848 zuerst aufgeworfenen Fragen achtzehn Jahre lang discutirt und nach allen Richtungen die reichsten Erfahrungen gemacht waren, so müssen wir es als eine überraschende Gunst des Geschickes preisen, daß damals die Männer sich zusammen fanden, welche unter den schwierigsten Verhältnissen nur so viel vermochten. Die Ausführung ihres

Plans freilich mußte scheitern. Zuerst weil das Preußen von 1849, das Preußen Friedrich Wilhelm's IV., zur Lösung der ihm vom Parlament zugedachten Aufgabe durchaus unfähig war. Sodann weil die Nation auch einem besser gerüsteten Preußen die unerläßliche Unterstützung geweigert haben würde. Endlich weil die Reichsverfassuag, von allen anderen Mängeln abgesehen, insofern ein theoretisches Product war, als sie sich nicht auf eine concrete ausführende Macht stützte, nicht von dem preußischen Interesse als dem allein maßgebenden ausging, sondern eine gewisse ideale Diagonale zwischen den widerstrebenden Interessen Preußens und der Kleinstaaten zog, welche einem Jeden möglichst gerecht zu werden trachtete, in Wahrheit aber Keinen befriedigte.

Friedrich Wilhelm IV. wies die Kaiserkrone zurück. Aber er versuchte den Grundgedanken der Reichsverfassung mit gewissen conservativen Modificationen durch das Dreikönigsbündniß zu realisiren. Die damaligen Rathgeber der preußischen Krone standen den politischen Anschauungen der Frankfurter Mehrheit möglichst fern, aber sie mußten ihr die widerwillige Huldigung darbringen, daß sie für die deutsche Zukunft einen Weg bezeichnet habe, der, obwohl überwiegend aus dem Gesichtspunkte der kleinen Staaten und von Angehörigen derselben entworfen, doch im Großen einem vitalen Interesse Preußens entspreche. Die Männer der Paulskirche waren gescheitert, da ihnen die reale Macht des preußischen Staates versagte. Sie sollten die bittere Genugthuung erhalten, daß diese Macht, der sie ihre patriotische Unterstützung nicht weigerten, viel kläglicher scheiterte. Sie sollten in den Wechselfällen der Union zusammen mit der preußischen Regierung die lehrreiche Erfahrung machen, daß der deutsche Particularismus, soweit er nur über ein gewisses Maß von Kraft verfügte, selbst einer maßvollen Unterordnung unter eine nationale Macht mit der heftigsten Leidenschaft widerstrebte. Eben hatten diese kleinen Kronen es erlebt, daß gegen die Revolution nur Preußen sie schützen könne, während Oesterreich vom Czaren die Rettung aus gleicher Noth erflehen mußte: kaum hergestellt, standen sie gegen den Retter in systematischer Conspiration und ruhten nicht, bis Preußen in Olmütz Buße that für die Sünde, mit schonendster Rück-

sicht auf die Dynastien ein Minimum nationaler Machtordnung erstrebt zu haben. Jene preußische Restaurationspartei, deren contrerevolutionärer Fanatismus die Excesse des vaterlandslosen Radicalismus zu überbieten trachtete, hatte bei dieser Erniedrigung Preußens den frohlockenden Helfershelfer gespielt.

Die deutsche Frage legte sich schlafen und die deutsche Ehre schlief neben ihr. Wir selber lieferten die Elbherzogthümer dem brutalen Dänen aus, wir selber legten Hand an die deutsche Flotte. Ein lebhafter empfindendes Volk hätte die Schmach, welche der hergestellte Bundestag auf unsere Nation häufte, nicht ertragen. Wir waren gelassen genug, uns mit Resignation in Zustände zu finden, die uns nur unerquicklich schienen. Wir krochen in die kleine Privatexistenz zurück, schrieben und lasen wieder unzählige Bücher und gingen unseren sonstigen Geschäften nach. Unendlich klägliche Zeiten für Jeden, der Mannesstolz in sich trug.

Gottlob! sie sollten nicht lange währen. Neben uns war Italien erwacht, und Italien beugte sich nicht wie wir. Italien besaß einen Mann, der großen Muth mit größerer Klugheit verband, und es besaß einen König, in dem wirklich königliche Empfindungen lebten. Italien war nicht zerfressen von eigensinnigem Doctrinarismus, und Italien erfreute sich nicht des Gleichmuths, oder wenn man lieber will der Seelengröße, welche sich über die unwürdigste Lage des Vaterlandes zu trösten weiß mit der guten Ordnung des Hauses und dem tiefsinnigen Schwelgen in Ideen und Phantasien. Italien hatte den gesunden Groll eines seit drei Jahrhunderten mißhandelten Volkes gegen seine Peiniger, und es stellte diesem Groll einen klugen Sinn zur Verfügung, dem es in politischen Dingen um Erfolge, nicht um Meinungen zu thun ist. Und diese Empfindungen und Bestrebungen des italienischen Volkes theilte mit voller Energie der Adel, ob er in der Diplomatie oder im Heer stand; überall besetzte er die ersten Reihen in der nationalen Schlachtordnung. Während der Continent unter einer von Preußen bis nach Spanien reichenden Restauration seufzte, wagte das kleine Sar-

dinien constitutionell zu sein und ein Land der modernen Volkswirthschaft, einen Stoß vorzubereiten, der die Lage des Welttheils von Grund aus ändern sollte.

An uns Deutschen ging diese große Bewegung fast unbemerkt vorüber. Europäische Fragen gab es für unseren Liberalismus kaum. Er besaß keine Organe, um den verschlungenen Windungen großer diplomatischer Actionen zu folgen. Ein kurzes Jahr zur Regierung gelangt, war er überall wieder zur Seite gedrängt, in private Stellungen zurück geworfen, aus denen nur spärliche und dünne Fäden in Regionen reichten, in welchen es einigermaßen möglich gewesen wäre die europäische Politik zu übersehen. Er stand wieder ungefähr wie vor 1848. Allerdings waren ihm in allen Staaten gewisse werthvolle Positionen geblieben, allerdings hatte er einen unendlich erweiterten Horizont; in Preußen war die Verfassung gerettet; Preßfreiheit, Geschwornengerichte und manches Andere stand in den meisten Staaten, wenn auch hart bedrängt, aufrecht. Aber er kämpfte wieder in zerrissenen Gliedern wie ehemals und diese Glieder wurden überdies durch früher ungekannte Spaltungen gelockert. Demokraten und Constitutionelle, Großdeutsche und Kleindeutsche, bald auch Schutzzöllner und Freihändler theilten die vor 1848 geschlossene liberale Phalanx. In der großen Bewegung war manche kostbare Einsicht gewonnen, aber das Grundübel der deutschen Politik, der Particularismus, stand in vollster Blüthe. Die Vorkämpfer von Frankfurt, die Väter der Reichsverfassung, geriethen allmählich in Mißcredit oder richteten sich selber, wie Heinrich von Gagern, unbarmherzig zu Grunde. Der Mißerfolg ihrer Bestrebungen und die unerfreulichen Zustände in dem Preußen, dem sie die deutsche Macht hatten anvertrauen wollen, ließen sie dem lieben Publicum verdächtig werden, das sich in seinem kleinen Localpatriotismus wieder mit der philisterhaftesten Beschränktheit von den Gesängen der in hundert Farben schillernden landesherrlichen Loyalität einlullen ließ. Ueberhaupt stand die Politik in üblem Geruch. Industrie und Handel hatten einen mächtigen Aufschwung genommen; man verdiente viel Geld und lebte alle Tage besser. Rasch reich gewordene Kaufherrn hatten die Genugthuung, Bureaukratie und Adel finanziell, bald auch in einzelnen Fällen

social zu überflügeln. Sie prunkten in den elegantesten Equipagen, sie hatten Livreen wie der Herr Baron, sie gaben Diners, an denen Diplomaten und Minister gern Theil nahmen, sie bekamen Orden und Titel, ja sie wurden, wenn es ganz gut ging, selber Baron. Wie hätten diese Millionäre dazu kommen sollen, sich mit den Verlegenheiten dieser Nation zu incommodiren, die keine Anleihen machte, keine lukrativen Concessionen ertheilte und durchweg in schlechten Verhältnissen lebte? Die Restaurationspolitik verstand es mit der haute finance und der großen Industrie die intimsten Beziehungen anzuknüpfen. Der böse deutsche Idealismus, der die Revolution entzündet haben sollte, während er in Wirklichkeit die morschen Throne gutherzig gerettet hatte, wurde nun gründlich ausgetrieben und nach Kräften durch einen Materialismus ersetzt, der bereit war für gutes Leben Alles dahin zu geben, was mit dem Curszettel in keinem unmittelbaren Rapport stand. In der Misère der Kleinstaaterei und Vaterlandslosigkeit hatte die Nation sich früher jenem transcendentalen Idealismus in die Arme geworfen, der von unserer großen Literaturepoche glänzend entfaltet auch dann noch unsere Köpfe beherrschte, als sie die Kraft verloren, sich in der scharfen und dünnen Luft der reinen Ideen zu behaupten; dieser Idealismus hatte unser Sehvermögen für die realen Dinge, er hatte namentlich die Gabe des männlichen Handelns bedenklich geschwächt. Nun wurden wir in das entgegengesetzte Extrem eines ziemlich raffinirten Materialismus geschleudert, und siehe da: dieser Materialismus wurde unseren politischen Fähigkeiten fast verderblicher als der Idealismus. Denn nicht wie bei Engländern und Franzosen und Amerikanern durch die gewaltige Realität eines großen, mächtigen, alles private Gedeihen stützenden und fördernden Staatswesens balancirt, nahm dieser Materialismus alle die schlimmen Verirrungen auf, durch welche wir uns früher das nationale Leben zerrüttet hatten. Er fühlte sich kosmopolitisch erhaben über das kleine Elend deutscher Politik, und er spann sich echt philiströs in die prunkenden Genüsse seines Landsitzes ein; er ging allerlei gebildeten Liebhabereien nach, schwelgte in entnervender Musik, oder sammelte mittelmäßige Gemälde, oder pflegte ein reiches Gewächshaus, oder excellirte in irgend einer Branche der Thierzucht; er machte

jedes Jahr eine große Reise und kannte die weite Welt mit Ausnahme seines eigenen Vaterlandes. —

Ist das zu bitter? o wahrhaftig es war bitter für jeden ehrliebenden Deutschen, dieses Buhlen des unabhängigen Bürgerthums mit der schlechten Gewalt, dieses Rivalisiren mit den üblen Gewohnheiten des Adels, dieses Seufzen nach der Gnade eines kleinen Hofes, all diese Niederträchtigkeit zu erleben, die den deutschen Boden mit Füßen trat, dem sie all ihr Glück verdankte! Und es ist nicht die Zeit, die tödtlichen Schäden, die unseren Leib verderben, mit schonender Hand anzudeuten und sie dann mit dem Mantel christlicher Liebe rasch zu verhüllen. Es ist vielmehr Zeit, die ganze Mannesliebe in hellen Flammen aufschlagen zu lassen zu dem, was uns Allen allein das Dasein trägt und hütet, und den ganzen Manneszorn auszuströmen gegen die häßlichen Züge, welche das Antlitz unseres Volkes entstellen.

Die fünfziger Jahre enthüllten verschiedene höchst bedenkliche Symptome nationaler Krankheit. Die von Allen verachtete Farce des Bundestags hatte wieder Macht Verfassungen umzuwerfen und in Kurhessen ein Spiel anzuzetteln, das jedem Ehrenmann die Schamröthe in's Gesicht treiben mußte. Die Spielhöllen versammelten in jedem Sommer die Roués aller Nationen auf deutschem Boden und verpesteten die reine Luft des Schwarzwaldes und des Taunus mit dem Gifthauch des glänzenden Lasters. Das einzige werthvolle nationale Band, der Zollverein, wurde von den Bregenzer Verschworenen ernstlich gefährdet. In Preußen verdarb die Kreuzzeitungspartei das religiöse Leben, nachdem sie das politische zerrüttet hatte. Eine alle Länder umspannende hierarchische Partei arbeitete mit Erfolg daran, unser frommes Volk frivolen Richtungen zuzutreiben; neben einer häßlichen Scheinheiligkeit begann mehr oder weniger dreiste Gottlosigkeit an dem festen Grunde unserer Sitte zu fressen. In der protestantischen Kirche wucherte eine vielfach unsere Bildung in's Gesicht schlagende Orthodoxie, in der katholischen wurden die schlimmsten ultramontanen Tendenzen mächtig; beide beuteten den Satz von der Solidarität zwischen Thron und Altar aus, um die Staatsgewalt ihren absolut staatsfeindlichen Tendenzen dienstbar zu machen. In Oester-

reich trat die ganze Unversöhnlichkeit grell zu Tage, in der die Interessen des Hauses Habsburg zu jeder Zeit gestanden hatten mit den heiligsten Anliegen Deutschlands wie mit jedem Volkswohl, und nichts destoweniger umgarnten diese Interessen nicht allein die meisten Regierungen, sondern weite Schichten der deutschen Bevölkerung, welche sich von den hohen Zinsen der österreichischen Papiere verlocken ließen, ihr Glück an das eines bankerotten Staats zu knüpfen. Die erfreuliche Entfaltung des Nationalwohlstands drohte unserer Politik neue Gefahren. Die Ohnmacht des Liberalismus wuchs, als die Regierungen ganze Landestheile durch die Verheißung oder Versagung einer Eisenbahn an sich zu ketten vermochten. Wir erfreuten uns wahrlich keiner überschüssigen Kraft und doch entführte uns die Auswanderung jährlich wachsende Massen der rüstigsten Menschen. Europa schien der Freiheit verloren, desto glänzender leuchtete der Stern der Vereinigten Staaten. Die monarchische Reform war mißlungen: sollten wir nicht wie die Germanen der Schweiz und Amerikas für die Republik bestimmt sein? Nicht Wenige der entschlossensten Vorkämpfer des Constitutionalismus im Jahre 1848 neigten jetzt mehr demokratischen Richtungen zu; der geistvollste Vertreter der preußischen Hegemonie weissagte der Demokratie die Herrschaft über Europa. Viele der Ersten hatten sich mißmuthig aus dem parlamentarischen Kampf zurückgezogen und hingen nun politischen Grübeleien nach.

Indem wir so mit unseren Gedanken in's Weite schweiften, mit unserem Thun in kümmerlichster Enge lagen, erlebte Europa die folgenreichste Umgestaltung seiner gesammten Lage. Napoleon rächte sein Geschlecht an der heiligen Allianz, indem er mit England den mächtigsten Genossen derselben niederwarf, die große Solidarität der conservativen Interessen, welche die drei Ostmächte verbunden hatte, zerriß und einer kühnen französischen Politik die Wege ebnete. Dieser Politik legte Cavour die Zukunft Italiens in die Hand. Mit einer bewundernswürdigen Mischung diplomatischer Verschlagenheit und schöpferischer Energie bereitete der große Italiener seinem Vaterlande die Möglichkeit der Wiedergeburt durch das Bündniß mit dem Imperator, dessen Ahnen der italienischen Erde angehört, dessen Oheim mit echt italienischen Gaben die Welt beherrscht,

dessen erste Jugendabenteuer den Interessen der italienischen Revolution gedient hatten. Nachdem Rußland gebeugt war, galt es den eigentlichen Hort der Legitimität zu treffen und den dreihundertjährigen Antagonismus zwischen Frankreich und Oesterreich zu entscheiden zu Gunsten des Napoleonismus. Die Bourbonen hatten schließlich im achtzehnten Jahrhundert mit dem Hause Habsburg gemeinsame Sache gemacht, sie waren nach der Revolution durch Habsburgische Künste hergestellt und gegängelt, sie hatten das große Streitobject der beiden Mächte, Italien, an Habsburg überantwortet, das nun eben sich anschickte, alle hierarchisch-katholischen Kräfte um sich zu schaaren und dadurch jede katholische Macht unter den Druck seines Einflusses zu stellen.

Es war eine Wendung von wahrhaft welthistorischer Bedeutung, als Napoleon sich mit der italienischen Nation verbündete, um die Habsburgische Machtstellung in's Herz zu treffen. Es war eine Wendung, welche die ganze Lage des Welttheils umzugestalten versprach, vor Allem auch die Lebensbedingungen der deutschen Nation mit gewaltigem Stoß berühren mußte. Seitdem die ersten Anzeichen dieser hochwichtigen Verwickelung in unseren Gesichtskreis traten, konnte es für uns nichts geben, das unsere gespannte Aufmerksamkeit von diesem Gegenstande hätte ablenken dürfen. Leider waren diejenigen, welche den Beruf hatten, bei der antinationalen Tendenz fast sämmtlicher Regierungen die Interessen der Nation bei einem solchen Conflicte zu wahren, wie schon bemerkt, wenig in der Lage, nur eine genaue Kenntniß der zum Streit sich rüstenden Kräfte und ihrer wahren Intentionen zu erlangen. Die Vertreter des Liberalismus in den verschiedenen Staaten entbehrten mit ganz vereinzelten Ausnahmen der Stellung, welche erfordert wird, um der Entwickelung großer Weltfragen Schritt für Schritt zu folgen. Sie waren auf die Information beschränkt, welche die Journale brachten. Sie hatten sogar — und das war ihre Schuld — die üble Gewohnheit, fast nur deutsche Zeitungen zu lesen. Wären unter ihnen Männer gewesen — und das hätte doch sein sollen — welche seit dem Vortreten der italienischen Frage die Sachlage in Italien, Frankreich, England mit eigenen Augen studirten, welche in

Wien und Paris das Ohr anlegten, um den geheimen Herzschlag der österreichischen und französischen Politik zu belauschen, welche vor Allem mit Cavour, dem Vertreter des liberalen und nationalen Princips in dem sich vorbereitenden Drama, in ein näheres Verhältniß traten, ich meine, das deutsche Volk hätte von vorn herein eine richtigere Stellung zu einer Frage genommen, die berufen war, das Vorspiel unserer eigenen nationalen Erhebung zu werden.

Ein besonderer Umstand bewirkte, daß wir auch dann noch die italienische Bewegung wenig beachteten, als ihr Wellenschlag bereits die Fundamente des europäischen Staatensystems stark zu erschüttern begann. In Preußen hatte sich die Restauration trotz schwerer Missethaten in der Gewalt behauptet; das Ministerium Manteuffel trug allmählich die Verachtung aller nicht durch Parteiinteresse geblendeten Leute, es seufzte unter der Geringschätzung seines eignen Herrn, aber es blieb. Da erbarmte sich der Himmel des mißhandelten Staats. Im Herbst 1858 trat Friedrich Wilhelm IV. von der Bühne zurück, auf der er viel Geist, aber wenig politischen Blick gezeigt hatte. Der Prinz von Preußen übernahm die Regentschaft und sein Erstes war, die Räthe zu entfernen, welche vor acht Jahren zugleich mit der Ehre Preußens ihn selber schwer verletzt hatten. Männer, welche bisher mit unermüdlicher Bravheit an der Spitze der kleinen Opposition der politischen und moralischen Verderbniß entgegen gearbeitet hatten, wurden zur Leitung der Geschäfte berufen.

Das war ein Ereigniß, welches die Lage nicht nur Preußens, sondern Deutschlands mit einem Schlage veränderte. Das Ministerium Auerswald schien ein parlamentarisches Ministerium zu bedeuten in einem Umfange, wie es Deutschland in ruhigen Zeiten noch nie erlebt hatte. Es leuchtete wirklich eine neue Aera auf. Während Preußen mit dankbarem Herzen zu dem Fürsten aufblickte, welcher ohne den Schatten einer äußeren Nöthigung lediglich, weil er die Noth des Landes kannte, seine Schmach mit empfand und selber wie das Land nach reinen Händen verlangte, die Thäter von Olmütz vom Ruder stieß, erfuhr Deutschland sofort, was Preußen ihm bedeutete. Als Herr v Manteuffel noch stand, hatte Herr v. d. Pfordten in

dem auf's Aeußerste gesteigerten Conflicte mit der bayrischen Kammer zuversichtlich zur Auflösung derselben gegriffen mit dem festen Entschluß, wie man meinte, in dem sehr wahrscheinlichen Nothfall die Verfassung selbst nicht zu schonen. Der Wechsel in Berlin wendete das Spiel unaufhaltsam zu Gunsten der bayrischen Opposition: sie erfocht in den Wahlen einen glänzenden Sieg, der Minister wagte nicht an die Gewalt zu appelliren und das böse System, unter welchem Bayern seit 1849 geseufzt hatte wie Preußen nur immer, gerieth mehr und mehr in Bedrängniß. Der Liberalismus feierte seine ersten bedeutsamen Triumphe ohne die schlimme Hülfe der Revolution. Preußen schien auf dem besten Wege endlich die Stelle im Kreise der deutschen Staaten zu gewinnen, die es seit 1813 hätte festhalten sollen.

Diese eigenen Erlebnisse lenkten begreiflich die Aufmerksamkeit von den unendlich größeren Dingen ab, welche sich gleichzeitig in Europa vorbereiteten. Die Neujahrsrede Napoleon's war für Deutschland eine größere Ueberraschung noch als für alle anderen Länder. Fast Niemand war über die Situation nur einigermaßen orientirt, oder in der Gemüthsverfassung, um unbefangen und aufmerksam dem großen europäischen Handel zu folgen. In Preußen wünschte man nichts sehnlicher als die innere Ordnung mit ungetheiltem Eifer zu befestigen; man hatte unendlich viel nachzuholen und man war entschlossen, die Gunst des Moments, auf deren Beständigkeit doch vielleicht nicht zu fest gerechnet werden durfte, mit concentrirter Kraft für den verfassungsmäßigen Ausbau des Staatslebens zu benutzen. Sehr anders lag es im übrigen Deutschland. Hier fand sich die von den preußischen Ereignissen rasch belebte Opposition im heftigsten Kampf mit den bestehenden Gewalten. Diese Gewalten hatten in den letzten Jahren eine mehr oder weniger offene Anlehnung in Paris gesucht. Der Mann des Staatsstreichs galt natürlich überdies dem liberalen Bewußtsein als der schlimmste und gefährlichste Missethäter. In der kläglichen Wirklichkeit des deutschen Lebens hatten sich die Gemüther aufgerichtet an den Großthaten der Befreiungskriege, welche namentlich der Süden eben aus der glänzenden Schilderung Häusser's gewissermaßen erst kennen

gelernt hatte. Nun wagte ein Napoleonide, d. h. selbstverständlich ein geschworener Feind der deutschen Nationalität, ein durch den frevelhaftesten Umsturz der Verfassung erhobener Imperator, d. h. der geschworene Feind aller verfassungsmäßigen Freiheit, Oesterreich in Italien anzutasten. War das nicht ganz so wie 1796? War das nicht die Wiederholung des Spiels, mit dem der Corse damals die Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands zu kläglichem Falle gebracht hatte?

Oesterreich verstand es diese Stimmungen meisterhaft auszubeuten. Oesterreich hatte trotz Concordat, vollständiger Beseitigung der eigenen Verfassung, eifrigstem Kampf gegen die Verfassungen von Kurhessen und Hannover, in der öffentlichen Meinung seit 1849 mehr Terrain gewonnen als verloren. Seine Staatsmänner, namentlich Herr v. Bruck, hatten die Lehre: „Klappern gehört zum Handwerk" mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit befolgt. Den preußischen Reactionsdoctrinären gern das Vergnügen überlassend, der öffentlichen Meinung bei jeder Gelegenheit in's Gesicht zu schlagen, hatten sie ihr viel reactionäreres System klug in ein populäres Mäntelchen gehüllt, in ihren zahlreichen Preßorganen dem gläubigen Publicum fort und fort die schönsten Dinge von den großartigen Reformen verkündigen lassen, durch welche nun nächstens die „unerschöpflichen Hülfsmittel" des Kaiserstaats flüssig gemacht werden würden, die gern phantasirenden deutschen Kannegießer jedes Vierteljahr mit einem neuen grandiosen Project entzückt und durch alles das, da die vortrefflichen Metalliques und National halbjährlich dem Budget zahlloser Hausstände auf die angenehmste Weise unter die Arme griffen, nicht nur im Süden weitverbreitete Sympathien geweckt. Eben standen die österreichischen Finanzen, an deren Prosperiren Hunderttausende auf's Lebhafteste interessirt waren, auf dem Punkte ganz normale Verhältnisse zu erlangen: da kam jener Neujahrsgruß, der in wenigen Wochen das deutsche Vermögen um viele Millionen verkürzte, dem üppig aufschießenden Gedeihen von Handel und Gewerbe ein empörendes Halt zurief, plötzlich die ganze Hülflosigkeit der deutschen Zustände enthüllte. Wir hatten neun Jahre in tiefem politischen Schlaf gelegen: wir waren ganz aufgelegt zu einer glänzenden Entfaltung unserer patriotischen

Kräfte. Wie ein durch Feuersbrunst Aufgeschreckter fuhren wir in die Höhe. Wer, schrien wir, hat dies Unheil angerichtet? Der böse Erbfeind Deutschlands, antworteten tausend Stimmen. Konnte etwas wahrscheinlicher sein? Und dieser Erbfeind, fuhren die Stimmen fort, stützt sich auf eure eignen schlechten Regierungen, welche ja längst um seine Gunst gebuhlt haben. Ein Schrei der Entrüstung hallte durch alle deutschen Lande. Auf! Auf! riefen Millionen, das theure Vaterland vertheidigt mit einmüthiger Kraft. Wir wollen der Welt zeigen, daß Deutschland heute etwas anderes ist, als vor sechszig Jahren. Eine unendliche teutonische Begeisterung überfluthete das weite Land und das Haus Habsburg fuhr mit vollen Segeln aus, um mit deutschen Kräften wie schon so oft deutsches Unglück zu schaffen.

Wer sich heute sieben Jahre zurück versetzt, der kann ein Gefühl peinlicher Beschämung kaum abwehren. Die mühsame politische Arbeit des Jahrhunderts sollte endlich den ersten großen Sieg feiern, in einer Sache, die unserer eigenen Herzensangelegenheit so nahe stand als möglich, und die Mehrzahl der Deutschen ließ sich von einem tollen Fanatismus um ein Haar dazu fortreißen, gegen ihr eigenstes Interesse in's Feld zu ziehen, den wahren Erbfeind deutscher Macht und Größe, das Haus Habsburg, vor der gerechten Nemesis mit dem Ruin deutscher Kraft zu schirmen! Ich selber bekenne mich schuldig, dieser schweren Verirrung des fast in allen Kleinstaaten Oesterreichs zujubelnden Liberalismus keineswegs nach Gebühr widerstanden zu haben und, wie stark mich die Raserei des damals namentlich den ganzen Süden beherrschenden großdeutschen Taumels anwiderte, doch in verschiedenen Schriften den Kampf für Oesterreich unter Bedingungen empfohlen zu haben, die sich einem schärferen politischen Blick als völlig illusorisch darstellen mußten. Aber ich muß zu meinem größeren Schmerz bekennen, daß ich unter den Liberalen der Kleinstaaten trotz bedenklicher Hinneigung zu Oesterreich zu einer wenig zahlreichen Minorität gehörte; das ganze Gros der Partei folgte blindlings einer absolut phantastischen Politik. Wie war es doch möglich, daß der Liberalismus sich verpflichtet hielt, den österreichischen Despotismus in Italien zu vertreten, für den Concordatsstaat

Partei zu nehmen gegen das freie Sardinien, Bündniß zu machen mit Klerus und Feudalen gegen das liberale Europa? In der That, die ganze Schwäche unseres politischen Urtheils, die erstaunliche Mangelhaftigkeit unserer politischen Information trat in dieser Frage auf's Betrübendste an den Tag. Von allen maßgebenden Verhältnissen waren wir verkehrt unterrichtet. Von der tiefgreifenden Veränderung, welche sich seit zehn Jahren in Italien vollzogen hatte, wußten wir nichts und ließen uns tagtäglich von der Allgemeinen Zeitung und den ihr nachschreibenden kleinen Blättern die plumpsten Lügen aufbinden; über das, was Napoleon, was Cavour, was Oesterreich wollte, befanden wir uns fortwährend in den seltsamsten Illusionen; die ganze Weltlage stellten wir in unserer Phantasie gründlich auf den Kopf. Das Einzige, was wir einer großen Weltbewegung entgegen zu bringen wußten, war ein höchst unklarer Patriotismus, nebelhafte Vorstellungen von deutscher Ehre und Macht, träumerische Einbildungen von dem wohlthätigen Rückschlag, den ein Kreuzzug für die Habsburgische Legitimität und die verderblichen Verträge von 1815 auf die freiheitliche Entwicklung im Innern üben werde.

Anders verhielt sich die öffentliche Meinung in Preußen. Den preußischen Liberalen kam, wie schon bemerkt, die auswärtige Verwickelung überhaupt ungelegen. Sie wünschten ganz den inneren Sorgen zu leben. Für Oesterreich in's Feld zu ziehen, konnte ihnen natürlich noch weniger conveniren. Da nun aber auch sie vielfach die landläufige Ansicht von den gefährlichen Absichten Napoleons theilten, so befanden sie sich der ganzen Frage gegenüber in einer sehr unbehaglichen Lage. Der Enthusiasmus der Kleinstaaten, der die preußische Wehrkraft ohne Weiteres für den österreichischen Besitz in Italien verwenden wollte, erregte ihnen Verdruß; der Rath einiger Wenigen, lieber die Noth Oesterreichs zu benutzen, um Genugthuung für Olmütz zu nehmen, stieß doch auch auf große Bedenken. Das Abgeordnetenhaus half sich in dieser Verlegenheit durch Schweigen. Nicht besser war die Regierung daran. Dem Leiter des auswärtigen Ministeriums, Herrn von Schleinitz, einem Manne von feiner Intelligenz, fehlte es an Entschlußkraft. Die übrigen Minister sahen sich als die ersten liberalen Minister Preu-

ßens in normaler Zeit von den widersprechendsten Einflüssen bestürmt: hier die festgegliederte, den Constitutionalismus mindestens mit kritischen Augen betrachtende Bureaukratie, da die drängenden Parteigenossen; hier ein mächtiger, am Hof geschickt vertretener Adel, da die über das ministerielle Programm weit hinaus gehenden demokratischen Tendenzen. Der Prinz-Regent meinte es aufrichtig mit dem neuen System, nur daß er es in seiner Weise verstand und durchaus nicht gewillt war, sich von einer öffentlichen Meinung Gebote auferlegen zu lassen, die nur er aus völliger Ohnmacht geweckt hatte. Kurz die Minister des Innern, der Finanzen u. s. w. waren von ihren Ressorts vollauf beschäftigt und konnten an die große europäische Frage wenig denken. Herrn von Schleinitz blieb allein die Last, darin eine angemessene Stellung zu ersinnen, und auch er wurde von den verschiedensten Strömungen hin und her geschoben.

Unter diesen Umständen blieb das Preußen der neuen Aera unendlich weit hinter den stürmischen Anforderungen des süddeutschen Liberalismus zurück. Sein wirkliches Interesse hätte verlangt, denselben gradeswegs entgegen zu treten. Da für eine solche Haltung aber der Entschluß und auch die Ueberzeugung fehlte, da man doch gegen Oesterreich bundesfreundliche Gesinnungen hegte, ohne freilich den maßlosen Prätensionen der Wiener Hofburg nachgeben zu können, da man gern die deutsche Kraft zusammengehalten hätte, ohne selber durch scharfe Energie dem turbulenten Treiben rings umher imponiren zu können, so ergab sich schließlich als Resultat des mühseligsten Lavirens eine recht undankbare Mittelstellung. In Wien wurde über den Verrath Preußens getobt und die Lerchenfeld, Moritz Mohl, Edel und wie die anderen Posaunen der großdeutschen Verblendung hießen, trugen diese Wuth an Isar, Main, Neckar und Rhein; in Paris sah man unzufrieden auf die militärischen Rüstungen, in denen Preußen dem süddeutschen Patriotismus unendlich vorauseilte und in Berlin und Frankfurt schüttelten gewisse diplomatische Kreise den Kopf über die Thorheit, daß Preußen den kostbarsten Moment, um in Deutschland den verderblichen österreichischen Einfluß zu verdrängen, benutze, um das Habsburgische Interesse durch mili-

tärische Demonstrationen zu stützen. Herr v. Bismarck-Schönhausen galt für den entschiedensten Vertreter dieser letzteren Richtung[1]).

Wollen wir das Gesammtbild zeichnen, welches der Liberalismus im Frühling 1859 darbot, so können wir nicht anders sagen, als daß es ein in jeder Hinsicht wenig erfreuliches war. Die Nation hatte durch die Erfahrungen von 1848 weder Sicherheit des Urtheils, noch Festigkeit der Haltung gewonnen. Die Bevölkerung der Kleinstaaten war in einem Hauptpunkte, der Auffassung des Verhältnisses zu Oesterreich, eher zurück gegangen als vorgeschritten. Die alte Scheidung zwischen den Kleinstaaten und Preußen war eher erweitert als ausgeglichen. Die Stimmungen und die Ansichten in beiden Theilen standen sich so schroff gegenüber, wie kaum je und neben dieser Spaltung trat eine andere, zwischen Süd und Nord hervor. Der Süden wurde die Beute einer jedes ruhige Urtheil abweisenden Aufregung, welche einem unklaren Enthusiasmus die, wie man meinte, so tief gewurzelten Freiheitstendenzen blindlings zu opfern bereit war. Der preußische Liberalismus zeigte sich nüchterner, aber auch er schwankte und verstand es nicht eine feste Position zu nehmen und wirksam gegen die Kleinstaaten geltend zu machen, wie das preußische und deutsche Interesse verlangt hätte. Diese Schwäche des preußischen Liberalismus war um so bedauerlicher, als er in der Regierung saß und zum ersten Male eine große Gelegenheit hatte, seinen politischen Beruf zu bewähren.

Aber während wir so selber nach allen Seiten übel bestanden, hatten wir zum ersten Male Glück. Wie schlimm wir auch fehlten, die Ereignisse erfochten uns einen großen Triumph. Oesterreich hatte zuletzt, nicht wenig von dem lauten Enthusiasmus des Südens ermuntert, in übermüthiger Verblendung die Mediation Englands und Preußens zurück gestoßen und den Bruch provocirt. In München, Stuttgart, Karlsruhe und

1) Erst der letzte Sommer hat dem größeren Publicum dafür authentische Beweise gebracht. Das im Journal des Débats vom 13. Juni 1866 publicirte vertrauliche Schreiben des Herrn von Bismarck an Herrn von Schleinitz d. d. Petersburg 12. Mai 1859 charakterisirt die damalige Politik des preußischen Gesandten in Petersburg mit der schärfsten Präcision.

Frankfurt jubelte Alles laut auf über diese herrliche Energie. Aber Oesterreich war nur stark in Thorheit. Seine militärische Kraft und Fähigkeit blieb unendlich weit hinter allen Erwartungen zurück, Franzosen und Italiener erfochten Sieg auf Sieg, und als dann die österreichische Armee die Linie des berühmten Festungsvierecks betreten hatte, da zeigte sich, daß der kaiserlichen Politik selbst das fehle, was sie früher auch in den traurigsten Zeiten charakterisirt hatte, zähe Ausdauer. In dem Augenblicke, wo Preußen und Deutschland wirklich auf dem Punkte stand, für Oesterreich in die Action zu treten, schloß es kleinmüthig Frieden. Die preußische Politik hatte Monate lang die stärksten Herausforderungen des Habsburgischen Hochmuths mit Langmuth ertragen, die empfindlichsten Blößen der Wiener Politik schonend verhüllt, die furchtbaren Beleidigungen von 1850 in christlicher Versöhnlichkeit vergessen: der Dank Franz Joseph's bestand darin, daß er Preußen die Schuld seiner Niederlage aufbürdete und die französische Macht in dem Augenblicke degagirte, wo ihr Preußen entgegen getreten war. Er hatte offenbar keinen heißeren Wunsch, als daß Preußen und Deutschland für seinen gutmüthigen Glauben an einen Habsburger empfindlich büße. Aber der Krieg zwischen Preußen und Frankreich kam nicht; statt dessen erfuhr die staunende Welt Details über die österreichische Kriegführung und Verwaltung, welche selbst im Süden einen raschen Umschlag bewirkten, obwohl Herr v. Lerchenfeld noch nach beendigtem Kriege bei der Discussion über die von Preußen beantragte Herabsetzung der Zölle auf Zucker und Eisen gegen die bayrischen Finanzen wüthete, um nur seinen blinden Haß gegen Preußen an einem allerdings sehr eclatanten Beispiele kund zu thun.

Der Verlauf des italienischen Krieges und der Fortgang der italienischen Bewegung enthielt eine wirksame Ermuthigung der liberalen und nationalen Bestrebungen auch in Deutschland. Jedermann hatte die Empfindung, von Oesterreich und seinen echten Anhängern, dem ultramontanen Klerus, der antinationalen Aristokratie, den kleinen Dynasten, dem engen vor jeder gesunden Entwickelung zitternden Particularismus, in der verdrießlichsten Weise betrogen zu sein. Man hatte sich für etwas

enthusiasmirt, das man von Grund des Herzens hätte hassen sollen, man hatte einer Bewegung blinden Groll entgegen gestellt, die es Pflicht gewesen wäre nach Kräften zu unterstützen. Kein Theil der Nation hatte die Probe mit sonderlichen Ehren bestanden, aber Preußen war doch einigermaßen einer verständigen Richtung gefolgt und wenn der Süden das noch nicht zugeben wollte, so war der Norden desto bereitwilliger seinen Irrthum einzugestehen und an Preußen gut zu machen, was er in teutonischem Eifer gefehlt hatte. Vor Aller Augen lag namentlich der große Abstand zwischen den militärischen Leistungen Preußens und der Kleinstaaten. Preußens Politik trat langsam und zögernd und mit starken Reserven auf Oesterreichs Seite, aber seine Rüstungen eilten den Worten voraus: im Süden hatte alle Welt seit Monaten im wildesten Kriegseifer getobt, als in München die Recruten anfingen wie in der seltsamsten Maskerade zu exerciren. Die kleinstaatlichen Contingente wären vermuthlich erst einige Monate nach dem Ausbruche der Kampfes kriegsbereit gewesen, und wenn Preußen nicht das einheitliche Commando über sie erhielt, so konnte auch dann nur wenig auf sie gerechnet werden. Die österreichischen Bravaden von der Sendung einer starken Streitmacht an den Rhein waren auf's Kläglichste zu Wasser geworden und auch diejenigen, welche in Stuttgart und München von nichts geredet hatten, als von einem unaufhaltsamen Vormarsch gegen Paris, mußten jetzt, wenn sie überhaupt in solchen Dingen irgend welches Verständniß besaßen, einsehen, daß die Vertheidigung des Rheins wesentlich auf Preußen ruhen werde. Der Bundestag hatte natürlich in der ganzen Angelegenheit die allertraurigste Rolle gespielt. Bei dieser ersten ernsten Kriegsgefahr, welche die deutschen Grenzen seit dem Bestehen des Bundes bedrohte, war seine absolute Ohnmacht, diese Grenzen zu schützen, handgreiflich geworden. Da nun überdies das preußische Ministerium einige schüchterne Andeutungen von seiner Geneigtheit gab, in deutschen wie in preußischen Dingen gut zu machen, was das Manteuffel'sche Regiment gesündigt hatte, so kehrte die liberale Meinung namentlich im Norden zu den Sätzen der Frankfurter Mehrheit über die Organisation Deutschlands zurück. Im Herbst 1859 entstand der Nationalverein.

Die Arbeit, welche 1848 gescheitert war, begann unter sehr veränderten Verhältnissen von Neuem. Die Umstände schienen günstig genug. In Preußen regierte ein ehrlicher Constitutionalismus, während in allen Mittelstaaten die Männer oder doch die Tendenzen noch am Ruder waren, welche die schlimme Restauration der fünfziger Jahre geleitet hatten. In Preußen schaarte sich die Bevölkerung mit Vertrauen um den Herrscher und seine Räthe, während in den weitaus meisten kleineren Staaten eine wohl begründete Unzufriedenheit herrschte. Dieses Preußen zeigte sich bereit und schien fähig, das deutsche Chaos, wenigstens in den für die Existenz der Nation dringendsten Punkten, zu ordnen. Es begann seine deutsche Politik in einer Frage kund zu geben, in der die Bundestagsreaction zugleich die liberale Meinung und das preußische Interesse am Gröblichsten verletzt hatte: das Ministerium Hohenzollern wollte dem armen Kurhessen Gerechtigkeit widerfahren lassen und so vor Allem auch das Arge sühnen, an dem ein hochstehender preußischer Richter, einer der frömmsten Vertreter der Kreuzzeitungstheorien, mitgewirkt hatte. Die Reorganisation des Bundeskriegswesens, die Begründung einer deutschen Flotte unter preußischem Commando war sodann in Aussicht genommen. Bedurfte der Liberalismus eines stärkeren Anhalts, um wirksam für die Bundesreform zu arbeiten?

Aber auch diesen zweiten Versuch, aus unserer nationalen Misere herauszukommen, griffen wir mit jenem seltsamen Ungeschick an, das einem seit Jahrhunderten der Politik entfremdeten, von durchaus unpolitischen Ideen und Gewohnheiten beherrschten Volke natürlich ist. Und zwar erwiesen sich alle Theile ziemlich gleichmäßig unzureichend. Die preußische Regierung, die preußischen Abgeordneten, der Nationalverein und die außerhalb desselben stehenden gleichgesinnten Abgeordneten in den kleinen Staaten. Offenbar handelte es sich hier um ein Unternehmen von der größten Bedeutung und Schwierigkeit. Man konnte die deutsche Frage nicht mehr mit einem Gottvertrauen angreifen wie vor zehn Jahren. Man hatte damals die bittersten Erfahrungen gemacht über den Sinn der mittelstaatlichen Dynastien und auch ihrer Bevölkerungen; man wußte, daß die kleinen Könige sich Preußen nur unterordnen

würden, wenn absolute Noth sie zwänge; man wußte, daß in Wien Haß gegen Preußen die alles andere dominirende Empfindung sei; man konnte nicht zweifeln, daß in Preußen selbst eine mächtige Opposition einer Bewegung sich entgegen stemmen werde, welche bestimmt war, den Liberalismus zum Herrn der deutschen Politik zu machen und Preußen dieser Politik immerhin in wichtigen Stücken unterzuordnen. Es war also wohl der Mühe werth, sich die Sache dreimal zu überlegen, ehe man mit ihr vortrat. Man mußte im Klaren sein, wie die preußische Regierung über die Bewegung denke, wie weit sie dieselbe zu fördern bereit und im Stande sei, und die preußische Regierung ihrerseits mußte die Consequenzen des ersten Schrittes, den sie in dieser Richtung that, sofort übersehen. So viel ich weiß, wurde von beiden Seiten dieses Unerläßliche versäumt. Der Nationalverein trat wie eine Improvisation in's Dasein und die kurhessische Frage wurde von Preußen nicht viel anders geschaffen. Die Männer, welche sich an die Spitze der nationalen Agitation stellten, kümmerten sich zunächst wenig darum, wie man in Berlin davon denke, und die Männer, welche zuerst von Kurhessen sprechen ließen, erfreuten sich meines Wissens nicht der Zustimmung desjenigen Ministers, in dessen Macht es doch allein lag die Worte zu Thaten werden zu lassen. Als man zuerst in Berlin von dem Auftreten des Nationalvereins hörte, war man eigentlich in der Lage eine Bewegung entschieden zu desavouiren, welche über die preußische Kraft zu Gunsten der deutschen Reform disponiren wollte, ohne zu fragen, ob Preußen der Moment und die Art und Weise convenire. Doch aber berührte das darin ausgesprochene Vertrauen zur preußischen Regierung, die noch vor Kurzem von aller Welt mit den heftigsten Vorwürfen überhäuft war, dieselbe so angenehm, doch entsprach eine solche Bewegung im Ganzen dem preußischen Interesse so sehr, namentlich in Hinblick auf die bedenkliche Isolirung Preußens in Europa, daß es für gut befunden wurde, ihr eine freundliche Miene zu machen, ohne sich freilich irgendwie zu engagiren. Das preußische Abgeordnetenhaus, dem in dieser Sache ein gewichtiges Wort gebührt hätte, verhielt sich zu ihr ähnlich wie ein Jahr vorher zur italienischen Frage. Es trug mit Recht Bedenken, in einem Augenblick die

deutsche Politik im weitesten Umfange zu beginnen, wo Preußen mit sich selbst noch so sehr viel zu thun hatte. Daß Preußen an der Spitze Deutschlands zu stehen habe, war ihm freilich unzweifelhaft und insofern war auch ihm die darauf hingerichtete Agitation willkommen; aber dieselbe formulirte ihre Ziele doch mit gar zu großer Unbestimmtheit, sie verwischte die bereits zu wenig festen Züge der Reichsverfassung in einigen der wichtigsten Punkte zur Unkenntlichkeit, während die preußischen Vertreter zweifelten, ob die volle Bestimmtheit jener Verfassung nur dem preußischen Interesse genüge. Sie vermißten außerdem in den Reihen derer, welche diese Bewegung aufnahmen, manche altbewährte Vertreter der preußischen Hegemonie; es war meist ein junges Geschlecht, welches von den Fähigkeiten des Frankfurter Centrums gering dachte und auf ganz neuen Wegen zum Ziele zu gelangen unternahm.

Man sieht, hier waren überall Incongruenzen. Die Kräfte, welche nothwendig zusammen wirken mußten, welche vielleicht beim einträchtigsten Zusammenwirken der Lösung der Aufgabe nicht gewachsen gewesen wären, standen nur in halbem Einvernehmen. Ein Jeder wünschte vom Andern gefördert zu werden, mochte sich aber von ferne nicht an ihn binden. Wie ganz anders hatte man die ähnliche Aufgabe in Italien angegriffen, wie ganz anders hatten Männer von den verschiedensten Principien dort für die nationale Sache sich zusammen gefunden! Das Resultat dieser unglücklichen Taktik war, daß die deutsche Frage mit lautem Geräusch auf die Tagesordnung gesetzt, in allen Blättern, in unzähligen Versammlungen und Vereinen erörtert wurde, ohne daß eine reale Macht planmäßig an ihrer Lösung arbeitete, daß sie Preußen die rührigste Feindschaft aller mittelstaatlichen und vieler kleinstaatlichen Regierungen, die erneute Abneigung des Südens, den verdoppelten Haß Oesterreichs erweckte, ohne ihm irgend eine nennenswerthe Stütze von der andern Seite zu schaffen. Die feindlichen Cabinette zweifelten nicht an der durchgreifenden Cooperation der neuen Aera und des Nationalvereins, während sich beide mit jedem Monat mehr von einander entfernten. Das Ministerium Hohenzollern erndtete in der That von dieser Bewegung nur Verlegenheiten.

Daran trug es nun freilich selber Schuld. Es mußte ent-

weder von vorn herein den unzeitigen Versuch abweisen, oder seine Leitung ernstlich in die Hand nehmen. Es durfte nicht in den Verdacht der Solidarität mit Bestrebungen kommen, die es nach innen und außen compromittirten, auf deren Thätigkeit es nicht den geringsten Einfluß übte. Wollte der Nationalverein auf einer Basis operiren, welche nicht die seinige war, wollte er auf Ziele hinaus, die es mißbilligte, so mußte es ihn lediglich seinem Schicksale überlassen oder vielleicht noch richtiger das Geeignete thun, um sein Dasein zu verkürzen. Bei der Schwierigkeit seiner Situation im Innern konnte es keinen Vortheil davon erwarten, wenn auch seine deutsche Politik in einem zweifelhaften Lichte erschien. Es war ein unglücklicher Gedanke, daß vielleicht einige zusammenhanglose Experimente in der deutschen Frage dazu dienen könnten, die durch eben solche Experimente im Innern geschaffenen Verlegenheiten zu mindern. Gewiß hatte das Ministerium im Frühling zu ausschließlich seine Gedanken auf die inneren Angelegenheiten concentrirt: damals wurde die gesammte Situation von einer großen europäischen Frage beherrscht, die Preußen nicht nach Belieben ignoriren konnte. Jetzt im Herbst wäre es offenbar, wie die Dinge einmal standen, richtiger gewesen, mit gesammelter Kraft die preußischen Aufgaben zu lösen, dadurch in Preußen eine sichere Basis zu gewinnen und erst danach an die deutschen Dinge zu gehen, welche vielleicht um so rascher einer heilsamen Wendung entgegen gereift wären, je mehr sie Preußen ihrem eigenen Wirrwarr überlassen hätte. Eine in Preußen wankende Regierung konnte durch eine Einmischung in die deutschen Händel nur vollends erschüttert werden.

Alles hing indessen davon ab, mit welchem Erfolge das Ministerium Hohenzollern seine Stellung in Preußen consolidirte. Die Sitzung des Landtages von 1859 war so rasch auf seinen Regierungsantritt gefolgt, daß nur die Unbilligkeit von ihm tiefgreifende Vorlagen hätte erwarten können. Desto dringender mußte es erscheinen, der Sitzung von 1860 mit dem bündigen Beweise entgegen zu treten, daß die Regierung die Absicht und die Kraft habe, die Erwartungen des Landes zu erfüllen. Leider hatten die Erschütterungen des Kriegs zur Folge, daß die Minister erst spät im Herbst 1859 zur Vor-

bereitung für den nächsten Landtag kamen. Das Volk seufzte nach Garantien gegen die Wiederkehr einer ähnlichen Willkür, wie sie Preußen unter dem Ministerium Manteuffel erfahren hatte; es sah mit Sorgen auf den Geist des Herrenhauses, auf den Mangel der Selbstverwaltung in den ländlichen Gemeinden der östlichen Provinzen, auf das Uebergewicht des Adels in der dort bestehenden Kreisordnung u. s. w. Gewiß bot sich der Regierung eine reiche Auswahl von Gegenständen, durch deren legislative Behandlung sie das Vertrauen des Landes und ihre eigene Stellung gekräftigt haben würde und sie mußte es als ein besonderes Glück preisen, daß eine Frage von der höchsten Bedeutung ihr die Mittel bot, die etwa vom Regenten erhobenen Bedenken aus dem Felde zu schlagen.

In dem Augenblicke, wo die Gefahr näher getreten war, der Macht Frankreichs mit den Waffen begegnen zu müssen, hatte sich in Berlin die Ueberzeugung festgestellt, daß eine Reform der Militärverfassung des preußischen Staates zu einer unerläßlichen Nothwendigkeit geworden sei. Die Mobilmachung des Sommers 1859 hatte alle die Nachtheile, welche mit der alten Ordnung verknüpft waren, zu lebhaftem Bewußtsein gebracht und die Erfahrungen, welche der italienische Krieg gewährte, hatten es für den Sachkundigen über jeden Zweifel erhoben, daß Preußen bei seinen gegenwärtigen Heereseinrichtungen nicht in der Lage sei, einem Conflict mit Frankreich ruhig entgegen sehen zu können. Diese Einrichtungen ruhten in wesentlichen Stücken auf Verhältnissen ganz abnormer Art, wie sie die Lage Preußens nach 1807 und die begeisterte Erhebung des Volkes im Frühling 1813 boten; sie setzten einmal eine Kraft spontaner Leistungen voraus, wie sie auch das kernigste Volk nur selten bewährt, und sie waren auf der andern Seite von einem Nothstande auferlegt, wie er Gottlob für Preußen längst aufgehört hatte zu bestehen. Diese Einrichtungen waren weder dem außerordentlichen Wachsthum der preußischen Bevölkerung und dem noch rapideren Aufschwung des Volkswohlstandes, noch den tiefgreifenden Veränderungen, welche die wunderbare Entwickelung der Verkehrsmittel auch für die militärischen Bewegungen bedingte, gefolgt. Das Grundprincip der allgemeinen Wehrpflicht war zu einer Unwahrheit geworden, indem das in den alten

Rahmen festgehaltene Heer nur noch drei Fünftheile der dienstpflichtigen Mannschaft wirklich faßte, zwei Fünftheile frei ausgehen ließ. Das Princip der Sparsamkeit, früher, in einer Zeit langen Friedens, für den Staat unbedingt maßgebend, drohte zur größten Verschwendung zu führen in einer Zeit, die eine Fülle kriegerischer Verwickelungen in ihrem Schooße trug; vor dem Auftreten des Napoleonismus, während der Herrschaft einer durch den Bund der Ostmächte garantirten Friedenspolitik konnte es für Preußen zweckmäßig sein, seinen Friedensetat möglichst knapp einzurichten, auch auf die Gefahr hin, im Kriege den kostbarsten Theil seiner Volkskraft, die Landwehr ersten Aufgebots, mit geringem militärischen Effect auf's Spiel setzen zu müssen, denn diese Kriegsgefahr war fern, wenig wahrscheinlich; seit dem russischen und namentlich seit dem italienischen Kriege mußte dieses Oeconomisiren im Frieden als ein höchst gewagtes Verfahren erscheinen. Die letzte Krisis hatte das Bedenkliche der alten Organisation von Neuem an's Licht gestellt. Es hatte sich gezeigt, daß in Folge der schwachen Zahl der Linientruppen schon in den Vorstadien eines drohenden Krieges und zum Behuf der ersten militärischen Aufstellung die Mobilmachung der Landwehr erforderlich war. Die Landwehr aber bestand in den höheren Jahrgängen aus verheiratheten Männern, die als Theil der mobilen Armee dem ersten Stoß des feindlichen Angriffs entgegengesetzt werden mußten. Eben erst aus den Geschäften des bürgerlichen Lebens gerissen, seit Jahren des Waffendienstes und der Disciplin entwöhnt, entbehrte sie noch dazu der militärisch geübten Officiere und Unterofficiere. Diese mußten, um den Landwehrkörpern einige Consistenz zu geben, in großer Zahl von der Linie entnommen werden. So wurden im Moment der Kriegsgefahr die bestehenden Cadres zerrissen, die Festigkeit der Linie erschüttert, ohne daß es doch sogleich gelang, den in der Eile zusammengesetzten Landwehrkörpern den zum Felddienst erforderlichen Halt zu geben.

Aus allen diesen gewichtigen Gründen war schon im Sommer 1859 beschlossen worden, an eine Reform der Militärorganisation die Hand zu legen. Der Prinz-Regent verfolgte diese Frage mit dem lebendigsten persönlichsten Interesse; ihre

Lösung schien ihm die wichtigste Aufgabe seiner Regierung. Im Beginn des Winters trat der Gegenstand aus den technischen Berathungen der Militärs in den Kreis der politischen Erwägungen des Ministeriums. Es war für dieses eine Sache der ernstesten Prüfung, zu entscheiden, ob die gesammte, namentlich auch die finanzielle Lage des Staats die Erhöhung der Wehrkraft gestatte und in welchem Umfange. Die Minister durften sich nicht darüber täuschen, daß die Maßregel im Volke auf ziemlich lebhaften Widerwillen stoßen werde. Die liberale Meinung war in allen militärischen Fragen ziemlich radicalen Anschauungen unterthänig geworden. Ein fast fünfzigjähriger Friede, die Unzufriedenheit mit einem hohen und, wie es schien, überflüssigen Aufwande für stehende Heere, das verlockende Beispiel der Schweiz und der Vereinigten Staaten, die beirrende Erinnerung an die Großthaten der Landwehr von 1813 bis 1815, die Abneigung gegen die absolutistischen Tendenzen der militärischen Aristokratie, die Abneigung gegen alle kriegerischen Störungen überhaupt, in einer Zeit des mehr und mehr zur Herrschaft gelangenden Industrialismus nur zu natürlich — das waren eine Reihe von Momenten, welche es voraus sehen ließen, daß die öffentliche Meinung sich jeder Vermehrung der Militärlast entgegen stellen werde. Es lag auf der Hand, daß aus eben diesen Gründen nur eine liberale Verwaltung Aussicht hatte, für eine solche Reorganisation die Zustimmung der Landesvertreter zu gewinnen; es war aber ebenso gewiß, daß auch liberale Minister diese Aufgabe nur dann glücklich zu lösen hoffen durften, wenn sie gleichzeitig ihren Liberalismus vor dem Lande über allen Zweifel erhoben und dem Volke die Ueberzeugung erweckten, ja die thatsächliche Gewißheit gaben, daß die Mehrbelastung im Militäretat ausgeglichen werde durch die Beseitigung anderer Lasten und Hindernisse, unter deren Druck das Land seit vielen Jahren gelitten hatte. Dieses Wechselverhältniß eben enthielt nun für das liberale System die kostbarsten Chancen. Diejenigen Personen und Stände, denen an der Militärreform für ihre besonderen Neigungen und Interessen das Meiste gelegen war, konnten zugleich dem Liberalismus des Ministeriums die größten Schwierigkeiten bereiten. Die Minister sahen sich also in der unvergleichlichen Lage, die mili-

tärische und die gesammte politische Frage in die innigste Beziehung zu einander zu setzen, durch die eine die andere zu poussiren, ihre Mitwirkung in der einen zu binden an die gewünschten Concessionen für die andere. Herr v. Manteuffel machte im Januar 1860 die vollkommen richtige Bemerkung: wären die Liberalen geschickt, sie würden uns mittelst der Militärfrage für immer vom Ruder verdrängen.

Aber die Liberalen bewiesen bei dieser ersten großen Gelegenheit, dem preußischen Staate eine feste und dauerhafte liberale Politik zu sichern, eine verhängnißvolle Unbeholfenheit. Schon ehe das Publicum irgend welche Details über die beabsichtigte Reorganisation erfuhr, wurde der plötzliche Rücktritt des populären Kriegsministers v. Bonin ein übles Omen für den ferneren Verlauf der Angelegenheit. Bonin galt allgemein für einen liberalen Militär: natürlich wurde angenommen, daß er sich zurück gezogen habe, weil die Umbildung des Heerwesens in einem reactionären Sinne erfolgen solle. In Wirklichkeit führten ganz andere Motive das Ausscheiden des Ministers herbei; in Wirklichkeit wäre er der zu lösenden Aufgabe kaum gewachsen gewesen. Aber die Art, wie der Rücktritt erfolgte, ohne eine angemessene Betheiligung der anderen Minister, deutete darauf hin, daß diese sich nicht die correcte Stellung zu verschaffen gewußt hatten zu einer Frage, welche die Existenz der ganzen Regierung bedingte. Ebenso wenig schienen sie diese Stellung bei der weiteren Formulirung der Vorlage einzunehmen. Es genügte offenbar nicht, daß sie vom Regenten die Einwilligung zu einer Reihe wohlthätiger Gesetzentwürfe erlangten: sie mußten die Garantien fordern, daß diese Entwürfe zu wirklichen Gesetzen würden, daß sie nicht an den Gewalten und Einflüssen scheiterten, welche von dem früheren Regime her in sämmtlichen Ministerien, in den obersten Posten der Provinzialverwaltung, im Herrenhause, in der Umgebung des Fürsten selber eine bedrohliche Macht besaßen. Obwohl die Stimmung des Landes in den letzten Monaten sich durch einzelne Vorgänge, z. B. beim Schillerfest, bedauerlich getrübt hatte, gehörte doch in Wahrheit nicht Großes dazu, um das öffentliche Vertrauen herzustellen. Es handelte sich nicht darum, in der Gesetzgebung gewagte Experimente zu realisiren,

das gesammte Personal rücksichtslos zu purificiren; wenn das Ministerium einige der drückendsten Abnormitäten des bisherigen Zustandes wirklich beseitigte, durch die Entfernung einiger mit Recht verhaßten Beamten Zeugniß von seinem Ernst gab und vor Allem im Herrenhause seiner Politik die unentbehrlichen Stützen schaffte, so ist nicht zu zweifeln, daß das Land sich darin gefunden hätte, eine auch empfindliche Mehrbelastung seiner Steuerkraft zu übernehmen. Vor Allem aber kam es zunächst nicht einmal darauf an, sich mit dem oft etwas schwerfälligen Verstande der öffentlichen Meinung auseinander zu setzen, sondern mit den Führern des Abgeordnetenhauses, den vieljährigen Parteigenossen, eine Verständigung herbeizuführen, welche jeden unbegründeten Argwohn auf der einen oder anderen Seite ausschloß. Die Partei, der die Mehrzahl der Minister angehört hatte, bildete jetzt die überwiegende Mehrheit des Hauses: es konnte doch unmöglich schwer sein, die angesehensten Mitglieder dieser Mehrheit, indem man sie über die Gesammtheit der Situation orientirte, von der Nothwendigkeit der Militärreform zu überzeugen und sie für ein freundliches Entgegenkommen zu gewinnen, auch wenn es nicht sofort gelingen sollte, die ganze Summe constitutioneller Bürgschaften dem Hause als Aequivalent darzubieten. Ein solcher offner, rückhaltloser Austausch zwischen den Ministern und ihren einflußreichsten Freunden im Hause konnte auch bedenkliche Lücken der ministeriellen Stellung decken.

Ich glaube nicht, daß man wird sagen können, im Vorstehenden seien übertriebene Forderungen einer idealen Politik entwickelt. Sie enthalten nichts als das absolut Selbstverständliche und Unerläßliche. Weist man dagegen auf die großen Schwierigkeiten hin, denen die Minister auch dafür begegnet seien, so ergiebt sich die Antwort, daß große Aufgaben freilich immer mit großen Schwierigkeiten verknüpft sind. Es handelte sich in der That um Großes. Es handelte sich darum, Preußen aus den Irrwegen revolutionärer und contrerevolutionärer Ausschweifungen auf die feste Bahn einer gesunden, stetig fortschreitenden Politik zurückzuführen; es handelte sich darum, durch ein kräftiges Preußen den deutschen Geschicken eine segensreiche Wendung zu geben, durch ein so

auf Deutschland gestütztes Preußen die sichtbar aus den Fugen gehende alte Ordnung Europas in einer Weise zu erneuern, wie es die Interessen Preußens und Deutschlands und der Civilisation überhaupt erheischten. Es konnte kein Moment gedacht werden, der einer wirklichen Staatskunst eine größere Gunst der Verhältnisse entgegen gebracht hätte. In Preußen, in Deutschland und in Europa lagen die wirksamsten Factoren zerstreut, welche eine über ihr Ziel klare Politik für sich in Bewegung setzen konnte. In Preußen und Deutschland streckte Alles verlangend die Hände aus nach einer Macht, welche sich von der traurigen Vergangenheit nur einigermaßen günstig abzuheben verstand; die europäische Situation enthielt gewiß Gefahren, ebenso gewiß aber die unvergleichlichsten Chancen, Preußen aus einer vierzigjährigen Nullität zu angemessenem Einfluß zu erheben.

Ich bin natürlich nicht im Stande, die Details der Bemühungen anzugeben, welche die Minister vor der Landtagseröffnung machten, um ihrem großen Unternehmen den Erfolg zu sichern. Aber so viel steht fest, daß sie das Herrenhaus vollkommen unberührt ließen, daß sie in allen Personalfragen sich zu schwach bewiesen, daß sie nichts thaten, um die Führer der liberalen Mehrheit bei Zeiten für die Militärvorlage zu gewinnen, und daß sie, während sie so den Ausgang der bevorstehenden parlamentarischen Campagne in keiner Weise durch liberale Garantien sicherten, den Forderungen des neuen Kriegsministers mit zu großer Nachgiebigkeit entgegen kamen. Vielleicht war es wirklich schwieriger, als die draußen stehenden sahen, dem Lande ein volles Aequivalent liberaler Reformen zu sichern: dann mußte der Finanzminister mit unbeugsamer Festigkeit darauf bestehen, daß auch die Militärreform sich in bescheideneren Grenzen hielt. Uebrigens bot die Lage Ressourcen die Menge, nach beiden Seiten volle Gerechtigkeit zu üben. Wie Preußen damals in Europa stand, mußte es sich in die Lage setzen, mit eigener Kraft jeder kriegerischen Eventualität zu begegnen. Wie der Regent die militärische Frage beurtheilte, war er gewiß jeder in sich begründeten liberalen Forderung zugänglich, wenn nur auf der anderen Seite die Sicherheit geboten wurde, jene Frage glücklich zu lösen. Machte er doch ernstliche Schwierig-

keiten, so hatten die Minister das Recht und die Pflicht, aus einer Stellung zurück zu treten, in der sie dem Lande nicht gut zu dienen hoffen durften. Da es gewiß ist, daß der Rücktritt des liberalen Ministeriums die Militärreorganisation damals einfach unmöglich gemacht hätte, so scheint es auch gewiß, daß der Regent Alles gethan haben würde, um die Räthe festzuhalten, welche die Reorganisation allein durchbringen konnten.

Am 12. Januar 1860 eröffnete der Prinz-Regent den Landtag mit einer Thronrede, welche die Umbildung der Heeresverfassung mit vollem Nachdruck in den Vordergrund der parlamentarischen Thätigkeit rückte. Der hohe Redner bezeichnete die Beseitigung der in den letzten zehn Jahren an den Tag getretenen Uebelstände in den militärischen Einrichtungen als seine Pflicht und sein Recht, er empfahl die reiflichst erwogene Vorlage der vorurtheilsfreien Prüfung und Beistimmung des Landtags, welche nach allen Seiten hin Zeugniß geben werde von dem Vertrauen des Landes in seine redlichen Absichten; nie noch sei der Vertretung des Landes eine Maßregel von solcher Bedeutung für die Größe und Macht des Vaterlandes vorgelegt worden. Jedermann mußte aus diesen Worten und aus der Art, wie sie gesprochen wurden, die Ueberzeugung gewinnen, daß das ganze Herz des Regenten an dieser Sache hing, daß seine Stellung zum Lande bedingt sei durch die Stellung, welche das Land zu dieser Frage einnehme. Die Thronrede unterließ nicht, dieser Anforderung einige Gewährungen voraus zu schicken, deren Wichtigkeit nicht verkannt werden konnte. Sie sprach von der Reform der deutschen Bundesverfassung in Ausdrücken, welche wenigstens den guten Willen der Regierung unzweideutig verkündigten. Sie bekannte sich zu dem Wunsche, „die Thätigkeit der deutschen Bundesversammlung in ihrem Verhältnisse zu den Verfassungen der Einzelstaaten auf das genaueste Maß competenzmäßiger Wirksamkeit sich beschränken zu sehen". Sie bekräftigte diesen Wunsch durch die Thatsache, daß Preußen in der kurhessischen Verfassungsfrage das Zurückgehen auf die Verfassung von 1831 befürwortet habe. Sie kündigte außerdem das Bestreben Preußens an, den Elbherzogthümern eine gesicherte, den anerkannten Landesrechten entsprechende Verfassung zu schaffen. Im Innern sollten Vor-

lagen über die Civilehe, über die Feststellung der Wahlbezirke, über Sicherung der Preßfreiheit, die Regulirung der Grundsteuer und über eine neue Kreisordnung die dringendsten Wünsche des Landes befriedigen.

Man kann nicht in Abrede stellen, daß diese Thronrede ein wohl zusammenhängendes System innerer und auswärtiger Politik entwickelte. Wenn Preußen das erhielt, was sie verkündigte, so war damit die neue Bahn verfassungsmäßigen Fortschritts so fest betreten, daß das Land sehr wohl eine größere Last für die Wehrkraft auf sich nehmen konnte, zumal Preußen gleichzeitig in Deutschland eine Stellung einnehmen sollte, welche seiner inneren Wiedergeburt würdig entsprach. In der That erfuhr die politische Lage durch die Thronrede die erfreulichste Veränderung. Man ging mit frischem Vertrauen an eine Arbeit, welche bestimmt schien, die neue Aera nach allen Seiten zu consolidiren. Aber schon nach wenigen Wochen bedeckte sich der parlamentarische Himmel mit den schwärzesten Wolken. Am 10. Februar legte das Minsterium die Gesetzentwürfe in Betreff der Militärreform vor. Bis zu diesem Tage hatte die ministerielle Presse mit unerschütterlicher Beharrlichkeit verkündigt, daß die Mehrausgaben für den Militäretat sechs Millionen nicht übersteigen würden; die Minister selber müssen ihre Freunde im Abgeordnetenhause in demselben Irrthum belassen haben. Denn als nun Herr v. Patow einen Mehraufwand von neun Millionen verkündigte, war das ganze Haus wie starr. Die doppelte Forderung hätte eine auf sie vorbereitete Versammlung nicht mehr erschrecken können. Mit einem Schlage war die gute Laune der Abgeordneten, der ganzen liberalen Bevölkerung gründlich zerstört. Die Abgeordneten sahen das Parteiverhältniß zu ihren früheren Führern im Ministerium gelöst, die üblen Prophezeihungen der radicalen Zweifler fanden in weiten Kreisen bereitwilligen Glauben und was das Schlimmste war: nur Wenige prüften die Militärvorlage selbst mit unbefangenem Blick. Die Procedur der Minister schien nur aus einem schlechten Gewissen erklärlich; der reizbare Argwohn des Liberalismus gegen Alles, was Militär heißt, neigte sich rasch dahin, in der ganzen Maßregel ein reactionäres Manöver zur Verdrängung der Land-

mehr, zur Verstärkung des Junkerthums in der Armee zu erblicken.

Unmittelbar auf die Vorlage der Militärreform folgte die Debatte des Herrenhauses über das Ehegesetz. Die Regierung brachte dieses Gesetz zum zweiten Male. Die Thronrede hatte den „lebhaften Wunsch" ausgedrückt, „daß es gelingen möge, diese so wichtige und dringende Reform endlich zu einem Abschluß zu bringen". Die Herren ließen sich dadurch nicht im Mindesten beirren; sie hielten gegen die gewichtigsten Ausführungen der Minister der Justiz und des Cultus unerschütterlich fest an den von einer extremen Orthodoxie eingegebenen Doctrinen, die sie zum Theil mit wahrhaft albernen Argumenten vertheidigten. Dr. Stahl mußte bekennen, daß er 1849 selber die jetzt von der Regierung beantragte facultative Civilehe warm befürwortet habe; es hinderte ihn das nicht, jetzt diese Civilehe als das schlimmste Uebel zu bezeichnen. Der Gesetzentwurf der Regierung fiel mit einer winzigen Minderheit von zehn oder zwölf Stimmen.

Diese Debatte und Abstimmung gestattete keinen Zweifel mehr, daß das Herrenhaus entschlossen sei, der Regierung eine systematische Opposition zu machen. Die Regierung ihrerseits schien entschlossen, den ihr in's Gesicht geworfenen Handschuh aufzunehmen. Die Preußische Zeitung, das Blatt des Ministeriums, brachte einen Artikel, welcher das Herrenhaus mit großer Lebhaftigkeit attakirte und sein Festhalten an jenem Conservatismus, welcher den Traditionen Preußens und dem gesammten Gange seiner Geschichte widerspreche. Wird der preußischen Regierung, so hieß es u. A. in dem Artikel, ihr Gewissen erlauben, den Gang der Gesetzgebung zu dauerndem Stillstand verurtheilen zu lassen, weil eine Partei den Moment ihrer Herrschaft geschickt dazu benutzt hat, auf Jahrzehnte hinaus den einen Factor der Gesetzgebung unter ihren überwiegenden Einfluß zu stellen? Das konnte wohl nichts anderes heißen, als daß die Regierung entschlossen sei, dem Herrenhause eine andere Zusammensetzung zu geben. In der That mußte die Regierung diesen Schritt thun, wenn sie nicht die ganze Session der Gefahr der Resultatlosigkeit, wenn sie nicht ihr ganzes System einem vollständigen Schiffbruch preisgeben wollte. Hatte

sie vorher sich der Illusion überlassen, die Autorität des Regenten werde genügen, um die Starrheit des Herrenhauses zu biegen, so konnte sie nach der eben gemachten Erfahrung durchaus nicht mehr bezweifeln, daß das Herrenhaus wie das Ehegesetz, so die Grundsteuerausgleichung vereiteln und mit der Regelung der Grundsteuer die wesentliche finanzielle Stütze der Militärreform umwerfen werde. An dieser Reform aber festhalten, während alle anderen Reformen fielen, das war ein Unternehmen, in das auch der unbefangenste Liberalismus kaum willigen konnte. Die Thronrede hatte ein innig in sich zusammenhängendes System politischer Arbeiten aufgestellt; es ging nicht an, daß man alle der liberalen Meinung willkommenen Maßregeln durch das Herrenhaus hindern ließ, zugleich aber die dem Herrenhaus willkommenen Militärvorlagen durchsetzen wollte. Hatte der argwöhnische Radicalismus von Anfang an im Hintergrunde aller Regierungsacte eine tückische Intrigue der Kreuzzeitungspartei gesehen, welche darauf hinauslaufe, die harmlosen Minister zu einer reactionären Corruption der Heereseinrichtungen zu benutzen und sie, wenn sie diesen Dienst gethan, fort zu schicken, so mußte dieser Verdacht jetzt auch bei wohlmeinenden Liberalen Wurzel fassen. Behielt das Herrenhaus die Macht, den Liberalismus der Regierung vollständig zu lähmen, so war ja gar kein anderes Resultat abzusehen, als daß von allen Vorlagen des Ministeriums lediglich die über das Militärwesen durchging. Wenn aber wirklich die Lage des Staates gegen eine solche einseitige Maßregel sprach, so mußte man nicht nur an der Kraft der Minister, sondern auch an dem Willen des Regenten irre werden. Dachte er vielleicht trotz Allem ähnlich wie das Herrenhaus?

Ich zweifle nicht, daß die Minister es versuchten, das Stimmenverhältniß im Herrenhause zu ihren Gunsten zu ändern, aber diese Versuche hatten keinen Erfolg. Ich kann nicht sagen, weshalb sie scheiterten. Aber der Hauptgrund kann nur gewesen sein, weil ihr Verhältniß zum Regenten entweder nie ganz das wünschenswerthe war, oder durch die Weiterungen der letzten Monate schon eine fatale Erschütterung erfahren hatte. Ich berühre hier einen Punkt, der für unsere liberale Politik von ganz besonderer Bedeutung ist. Fast überall in

Deutschland haben liberale Minister die schwierige Aufgabe, mit Fürsten zu verkehren, bei denen sie im Verdachte stehen, den fürstlichen Rechten Abbruch thun zu wollen. Ist nun dieser Verkehr überhaupt in vielem Betracht der delicateste Theil ihrer Mission, so wird er natürlich durch jenen Verdacht höchst dornenvoll. Die früher erörterte Stellung unseres Adels macht sich hier in der unglücklichsten Weise geltend. Hat wirklich ein Fürst aus klarer Einsicht und ehrlichem Willen den Entschluß gefaßt, seinen liberalen Ministern zu vertrauen, so ist seine adlige Umgebung unablässig bedacht, ihn in diesem Entschlusse wankend zu machen. In England versteht es sich von selbst, daß die regierenden Männer auch am Hofe eine ausreichende Vertretung haben. Diese Uebereinstimmung zwischen Hof und Regierung ist in der That etwas politisch einfach Selbstverständliches; ihr Mangel muß eine stete Friction unter den höchsten Einflüssen zur Folge haben. In Preußen, wo das liberale System zum ersten Male den Versuch machte, zu regieren, fehlte diese Uebereinstimmung natürlich wie an jedem anderen deutschen Hofe. Dafür erfreuten sich die Minister der vielsagenden Gunst, daß der Fürst selber, aus eigenstem Antrieb, ohne alle äußere Nöthigung sie berufen hatte, daß sie überdies zu ihm, wenigstens theilweise, in dem Verhältnisse von alten politischen Freunden, fast könnte man sagen Leidensgenossen standen. Dieses Verhältniß konnte vieles ersetzen, wenn es den Ministern gelang, das Vertrauen, das ihnen der Regent entgegen getragen hatte, zu befestigen, wenn sie ihm, was jeder Minister, um wirksam zu sein, seinem Fürsten sein muß, eine starke Autorität wurden und diese Autorität so übten, daß sie in jedem wichtigen Moment mit unbeugsamem Nachdruck, in allen untergeordneten Dingen mit gewinnender Liebenswürdigkeit auftrat. Ein Staatsmann muß vor Allem ein großer Menschenkenner sein, er muß Meister sein in der Kunst, die Menschen zu behandeln, vorzüglich diejenigen Menschen, welche am schwierigsten zu behandeln sind, die Fürsten. Besaßen die Minister, besaß insbesondere derjenige unter ihnen, der gar kein specielles Ressort und die nächsten persönlichen Beziehungen zu dem Prinzen hatte, diese Kunst, so mußte es, sollte man meinen, möglich sein, dem Regenten von Tage zu Tage näher zu treten

und die Macht der Krone wirksam zu machen gegen die feindlichen Kräfte, welche der Minister, ebenso aber des Regenten Werk zu vereiteln strebten. In Wahrheit handelte es sich ja um des Fürsten „eigenstes Werk". Wie sollte er nicht bereit gewesen sein, das zu thun, was für dessen Gelingen nothwendig war? Zumal es ja gar nicht darauf ankam, in den überlieferten Bestand des preußischen Staatswesens mit gewaltsamen Proceduren einzugreifen. Wie schlimm man auch den doctrinären Eigensinn oder den junkerlichen Haß des Herrenhauses taxiren mag, bisher hat der deutsche Adel noch nicht bewiesen, daß er die ernstliche Ungnade seines Hofes zu ertragen vermag. Es war schwerlich nothwendig, das Herrenhaus durch die ja allerdings bedenkliche Maßregel eines massenhaften Pairschubs unschädlich zu machen. Wahrscheinlich genügte das Wort und die Miene des Fürsten, um die Herren zur Raison zu bringen. Wenn dagegen die Minister es dahin kommen ließen, daß die Herren zweifeln durften, ob der Fürst das ernstlich wolle, was er in der Thronrede feierlichst verkündigt hatte, daß sie die Hoffnung fassen konnten, dem Fürsten selber den Liberalismus mehr und mehr zu verleiden, dann war auch kein Pairsschub stark genug, das Haus zu erschüttern, ganz abgesehen davon, daß ja die Minister, welche von dem Throninhaber jenes Geringere nicht erlangten, niemals erwarten konnten, dieses Größere durchzusetzen. So aber kam es. Die Minister waren im Palais nicht glücklich. Herr v. Auerswald fuhr ziemlich nutzlos jeden Tag zu Hofe. Der Regent wurde irre an seinen liberalen Räthen; ihr Einfluß wurde zurück geschoben durch den wachsenden Einfluß der Gegner. So geschah es, daß das Herrenhaus blieb wie es war. Es verwarf die Grundsteuervorlagen wie das Ehegesetz. Der ministerielle Feldzugsplan war gründlich mißlungen.

Bereits im März 1860 stand diese Sachlage für diejenigen, die politisch sehen und denken konnten, ziemlich fest. Es war zu befürchten, das Ministerium Auerswald werde scheitern. Mußte das gleichbedeutend sein mit einem Bankerott des Liberalismus überhaupt?

Ein Ministerium ist fast immer ein getreuer Ausdruck der Partei, welche es vertritt. Die Schäden und Schwächen, welche

in ihm zum Vorschein kommen, pflegen Schäden und Schwächen der Partei selbst zu sein. In unserem Falle traf dieser Satz vollkommen ein. Die zur Regierung berufenen Mitglieder der Partei repräsentirten Alles in Allem die beste Kraft der Partei. Wußte nun diese, was sie wissen mußte, daß auch diese beste Kraft schwerlich genügen werde, so ergab sich daraus um so mehr die Pflicht, den regierenden Freunden mit aller Hingebung und Thätigkeit zur Seite zu stehen, sie zu stützen und zu stärken. Man kann nicht sagen, daß die Partei dieser ganz unabweisbaren Forderung in einem irgend ausreichenden Maße nachgekommen sei. Und wollen wir den Hauptgrund dieser schweren Versäumniß bezeichnen, so können wir nur dasselbe wiederholen, was früher von dem deutschen Liberalismus überhaupt ausgesagt ist: die preußischen Liberalen wie ihre Gesinnungsgenossen in den Kleinstaaten trieben die Politik mit wenigen Ausnahmen als Dilettanten.

Im Januarheft 1860 der Preußischen Jahrbücher machte ich auf diesen Umstand nachdrücklich aufmerksam. „Wahrlich, hieß es in einem Rückblick auf die traurigen Erlebnisse des vorausgegangenen Jahres, diese Erfahrung sollte uns spornen, ernst in uns zu gehen! Denn was wir auch sagen mögen: ein Jeder von uns hatte sein Theil Schuld daran. Wir Alle hatten mit wenigen Ausnahmen fast ein Decennium hindurch die freilich schwere und undankbare, aber unerläßliche politische Arbeit zurück geschoben und ein Jeder über seinen privaten Geschäften das Allen Gemeinsame mehr oder weniger vergessen. Wie Dilettanten waren wir vor elf Jahren an die reichen Genüsse eines interessanten öffentlichen Lebens gegangen, hatten uns schnell übernommen, und als dann die Früchte der Politik bitter wurden, da verdroß es weit die Meisten, sie gingen in ihr behagliches Bücherzimmer, in Comptoir und Bureau zurück. Als dann der plötzlich aufgewirbelte Sturm uns in das öffentliche Leben zurück rief, hatten wir im Ganzen wenig gelernt und manches vergessen. In solch sprunghafter Manier lassen sich die öffentlichen Pflichten nicht abthun. So gut als irgend eine andere Wissenschaft und Kunst bedarf die Politik unausgesetzten Studiums, nie ermüdender Uebung, bedarf sie treuer Hingebung und ernster Energie. Und wenn es unseren Ge-

wohnheiten und Neigungen wenig zusagen mag, der unruhigen und undankbaren Thätigkeit auf dem Markt des öffentlichen Lebens unsere beste Kraft zu widmen, so sollte doch die Einsicht etwas vermögen, daß wir unmöglich die für uns besonders großen Schwierigkeiten einer befriedigenden Ordnung des deutschen Staatswesens überwinden werden, wenn nicht eine ansehnliche Zahl begabter Männer zu diesem Act der Hingabe an das Vaterland sich entschließt, die Einsicht, daß all' unsere Gelehrsamkeit, alle Bildung und aller Wohlstand wie auf Sand gebaut sind, so lange der Grund von Allem, ein gesunder Staat, mangelt."

Nie war eine Mahnung an die eigene Partei berechtigter. Hier lag der Alles entscheidende Punkt. Thaten diejenigen preußischen Liberalen, deren Organ die Jahrbücher waren, wie es verlangte, so konnte das Spiel noch immer gewonnen werden. Standen sie zu ihrem Ministerium, wie jede Partei zu ihrer Regierung soll, so konnten sie schon vor Eröffnung des Landtags schwere Mißgriffe verhüten. Es ist oben gesagt, wie schlimm es war, daß das Ministerium sich nicht bei Zeiten mit seinen Freunden über die Militärvorlage in Einvernehmen setzte. Gewiß muß man das Ministerium deswegen tadeln. Aber wenn dasselbe nun einmal das Nothwendige nicht aus sich that, konnten und mußten nicht die Freunde es dazu veranlassen? Wenn es sie nicht rief, warum kamen sie nicht aus eigenem Antrieb? Seit November waren alle Blätter voll von dieser wichtigen Angelegenheit; wie konnten sie es ertragen, nicht von Woche zu Woche über den Stand derselben auf's Genaueste informirt zu sein? Handelte es sich nicht um eine Sache, die so gut die ihrige war, als die der Minister? Die Minister mochten noch so spröde und verschlossen sein, befreundeten Männern von Gewicht und Autorität, die ihr Gewissen, ihre Pflicht zu ihnen führte, konnten sie unmöglich Schweigen entgegen setzen. Aber hier fehlte leider die eine Seite so viel wie die andere. Die Partei kümmerte sich so wenig um ihre Minister, wie die Minister um ihre Partei. Die Minister hatten nicht das Gefühl einer wahrhaften Solidarität mit der Partei und die Partei meinte, es sei genug, während der Session mit leidlicher Rücksicht auf die Minister die Vorlagen zu er-

ledigen. So wurde das unter einem politischen Volke völlig Undenkbare möglich, daß die bedeutsamste Maßregel, welche je einem preußischen Landtage vorgelegt wurde, für die nächsten Freunde des Ministeriums eine peinliche Ueberraschung enthielt.

Natürlich blieb es dabei nicht. Die Abgeordneten machten mit Recht den Ministern aus ihrem Verfahren einen lebhaften Vorwurf, aber sie bedachten nicht, daß auch sie ihr Theil Schuld daran trügen, sie bedachten noch weniger, daß, wenn sie sich durch das Verhalten der Minister ihnen innerlich entfremden ließen, schlimm sehr viel schlimmer würde. Sie thaten, wie Deutsche in der Politik zu thun pflegen, sie folgten Stimmungen statt Erwägungen, sie ließen eine gewisse Reizbarkeit gegen die Minister sich festsetzen und kamen allmählich dem herkömmlichen Standpunkte deutscher Opposition nahe, die Regierung als solche mit Mißtrauen zu betrachten, Freunde zurückzuweisen, weil sie Antheil nahmen an der Last der Regierung.

Verhängnißvoller aber als dieses persönliche Mißverhältniß wurde die Art der Geschäftsbehandlung. Für einen politischen Kopf giebt es kaum eine Einzelheit, und wäre sie die wichtigste, die er, auch nur vorwiegend, nach den in ihr selbst gelegenen Momenten behandelt. Er weiß, daß es darauf ankommt, Herr der Situation zu bleiben und dieselbe Frage hat ihm daher, je nach den wechselnden Anforderungen der Gesammtlage, heute eine andere Bedeutung als morgen. Wir Deutschen haben bisher zum großen Theil deshalb so viele kostbare Kraft verschwendet, weil unserer Art diese politische Betrachtungsweise außerordentlich fern liegt. Wir sind Schüler der Theorie, welche ja ihr von allen Umständen ganz unabhängiges Urtheil über die Dinge fällt; wir sind Kinder einer religiösen Vergangenheit und die Religion fragt nicht nach den Verhältnissen; wir sind im stillen Hause aufgewachsen, und da gilt uns mit Recht unbeugsame Tugend mehr als umschauende Klugheit. Auch wo sich unsere Thätigkeit der politischen Praxis nähert, folgen wir lieber dem Buchstaben des Gesetzes oder der Instruction, als einer selbstständigen Auffassung der Verhältnisse. Wer sich durch diese bestimmen läßt, erfährt leicht den Vorwurf der Willkür. In der Politik aber führt diese, ich könnte sagen, rein sachgemäße Erledigung der Geschäfte zu den übelsten Mißgriffen. Sie ist die

in unseren Kammern herkömmliche; sie wurde auch in der verhängnißvollen Sitzung von 1860 von den Liberalen im preußischen Abgeordnetenhause befolgt.

Die große, alles andere entscheidende Frage war die, wie das Haus die Militärvorlage behandeln werde. Wir haben gesehen, in eine wie außerordentlich schwierige Lage die Minister diese Angelegenheit gebracht hatten. Die das Volk erleichternden oder befreienden Maßregeln waren im Herrenhause gefallen, die Hoffnung des Volkes, daß es gelingen werde, eine liberale Politik nachdrücklich und fruchtbar einzupflanzen, war gescheitert, die reactionären Einflüsse erwiesen sich auf allen Gebieten des Staatslebens noch immer von überlegener Stärke: unter diesen Umständen sollte die Steuerkraft des Volkes eine sehr beträchtliche Mehrbelastung auf sich nehmen, und zwar für eine Umgestaltung des Heerwesens, welche die Landwehr in zweite Linie schob, den volksthümlichen Charakter der Armee zu schwächen schien. Gewiß machte diese Lage der Dinge es für die Abgeordneten sehr bedenklich, dem Entwurf der Regierung zuzustimmen. Nur wenn sie mit weitem Blick die gesammte Situation des preußischen Staates umfaßten und sich zugleich von den engbürgerlichen Vorurtheilen gegen alles Militärische lossagten, konnten sie den Punkt finden, auf dem nichtsdestoweniger die Annahme der Militärvorlage als unzweifelhafte Pflicht erschien. Drei große Gesichtspunkte mußten für diese Annahme entscheiden. Zuerst die europäische Lage des Staats. Eben als die Abgeordneten die Prüfung der Vorlage begannen, versetzte die Einverleibung von Nizza und Savoyen alle Welt in ängstliche Besorgniß. Napoleon schien den Augenblick gekommen zu glauben, wo er nach der Zersprengung aller alten Allianzen, nachdem es ihm gelungen, alle Mächte zu isoliren, kraft der militärischen und diplomatischen Ueberlegenheit Frankreichs das Gleichgewicht des Erdtheils zu seinen Gunsten beliebig verrücken könne. Die Einverleibung Savoyens, die damit verbundene Verletzung der schweizer Neutralität war ein starker Schritt in dieser Richtung. Die dabei angewandte Manipulation mußte die lebhaftesten Besorgnisse für die Zukunft erwecken. Und selbst wenn man die damals weit verbreitete Meinung nicht theilte, daß der nächste Schritt gegen Deutschland gerichtet

sein werde, immerhin war schon durch das Geschehene eine Stellung Frankreichs begründet, welche namentlich für Preußen unverkennbare Gefahren in sich schloß. Hatte es keinen französischen Angriff zu fürchten, so mußte es doch gewiß darauf gefaßt sein, bei jeder Gelegenheit, wo deutsche und französische Interessen nicht ganz zusammen fielen, einem Drucke Frankreichs zu begegnen, der üble Folgen haben konnte. Aber selbst hiervon abgesehen hatte die ganze europäische Staatsordnung eine so fundamentale Veränderung erfahren, daß Preußen unmöglich das System festhalten konnte, nach welchem es früher seine internationale Stellung bemessen hatte. Die alte Allianz mit Rußland und Oesterreich war vollständig zerstört und die seit dem Herbst gemachten Versuche, sie annähernd wieder herzustellen, hatten nur die völlige Aussichtslosigkeit dieser Bemühungen erwiesen. England zog sich mehr und mehr auf seine Weltstellung zurück, für die es weniger dringlich erschien, auch auf wichtige Veränderungen in Europa mit anderen als diplomatischen Mitteln einzuwirken. Preußen stand also wie die anderen Staaten allein, und es hatte mehr als andere zu fürchten. Der Haß Oesterreichs und der Mittelstaaten, die Nachbarschaft Frankreichs konnten eine ernste Gefahr werden und dieser Gefahr mußte es begegnen mit den Mitteln einer unfertigen Großmacht, zwischen deren Theilen seine erbittertsten Gegner sich eingenistet hatten. Das Militärsystem, wie es in Preußen seit 1815 bestanden hatte, trug durchweg einen defensiven Charakter, der, wie schon früher bemerkt, der gesicherten Friedenspolitik der Jahre 1815 bis 1848 entsprach, in der seitdem eingetretenen Epoche tiefgreifender Spannungen und Erschütterungen aber verhängnißvoll werden konnte für einen Staat, der eben durch seinen geringen Umfang und die ungünstige Configuration seines Gebiets genöthigt war, jedem Kampfe eine offensive Wendung zu geben.

Preußen war entstanden, gewachsen und aus dem Elend von 1807 gerettet durch kühne Offensive. Diese Offensive war ihm durch alle Verhältnisse zum Lebensgesetz gemacht. Es konnte nicht bleiben was es war. Es mußte wirklich groß oder wieder klein werden. Die preußischen, die deutschen Geschicke konnten sich nur erfüllen, wenn die Grenzen der preußischen

Macht sich erweiterten zu denen der deutschen. Nur in Deutschland konnten die Kräfte gefunden werden, welche Preußen seine Existenz sicherten, auch wenn ihm jede europäische Allianz fehlte. Nur Deutschland konnte Preußen die Ergänzung gewähren, die es nicht zu entbehren vermochte, um die auf die Dauer unerträgliche Ueberspannung seiner finanziellen und militärischen Kräfte in eine normale Anstrengung überzuführen. Die nationale Erhebung Italiens hatte in Deutschland nothwendiger Weise die ähnlichen Bestrebungen geweckt. Die preußische Regierung hatte ihnen schüchtern zugewinkt, zögernd einige vorsichtige Schritte ihnen entgegen gethan. Sie hatte in der kurhessischen Frage den Rechtsstandpunkt betont, sie hatte für die Schleswig-Holsteiner Theilnahme bewiesen, sie hatte für das Bundesheer Zweitheilung des Obercommandos beantragt, sie hatte in Berlin Vertreter der norddeutschen Uferstaaten versammelt, um über eine Befestigung der Nord- und Ostseeküsten zu verhandeln. Sie hatte in diesem Allen den versöhnlichsten, den bundesfreundlichsten, den bescheidensten Sinn bewiesen; sie dachte nicht an Hegemonie; sie wollte Preußen nur den durch alle thatsächlichen Verhältnisse ganz unbestreitbar gegebenen Einfluß sichern. Und was war die Folge? Daß die Mittelstaaten in Würzburg zu Haufe liefen und ein großes Complot gegen Preußen entwarfen; daß sie die den begründeten Ansprüchen Preußens weit nicht gerecht werdenden Anträge über die Reform der Bundeskriegsverfassung ablehnten, daß sie auch die maritimen Dinge an den Bund zu ziehen suchten, daß sie in der kurhessischen Frage an der alten Vergewaltigung festhielten. Und den innersten Sinn dieser Coalition enthüllte jener Herr v. Borries mit dem verrufenen Wort vom 1. Mai, daß die deutschen Fürsten lieber die Hülfe des Auslandes anrufen würden als eine leitende Stellung Preußens anerkennen, und als man an verschiedenen Punkten Deutschlands über diese Offenbarung des mittelstaatlichen Patriotismus seine Entrüstung kund gab, bestätigte der König von Hannover das Dictum seines Ministers dadurch, daß er ihn in den Grafenstand erhob.

Lag in diesen Verhältnissen nicht eine ernste Gefahr für Preußen? Konnte schon damals ein unbefangener Beobachter zweifeln, daß dieses deutsche Chaos nur geordnet werden könne

dadurch, daß entweder das preußische Schwert aus der Scheide fahre, oder wenigstens mit schwerer Wucht die kleinen Könige bedrohe? Oder wenn man die vielleicht richtige Resignation hatte, die deutsche Frage einstweilen ganz ruhen zu lassen, die Resignation konnte man unmöglich haben, für die europäische Stellung Preußens einen gewissen Theil der deutschen Kräfte nicht in Anspruch zu nehmen. Aber auch auf diesen Theil konnte man nur rechnen, wenn die preußische Kriegsmacht rasch bereit, zu starkem Offensivschlage gerüstet dastand, wenn Preußen die Fesseln einer nur auf die Vertheidigung eingerichteten Kriegsverfassung abschüttelte, wenn es sich in die Lage brachte, einer kriegerischen Bedrohung durch eine europäische Großmacht allein ruhig entgegen sehen zu können. Preußen hatte die Intriguen seiner königlichen Nachbarn nur dann nicht zu fürchten, wenn sie vor seiner Macht zitterten.

Aber freilich, wurde denn diese Macht wirklich durch die beabsichtigte Militärreform so erheblich gesteigert? Unter denjenigen Liberalen, welche wieder einmal anfingen, zu radicalen Ansichten zu neigen, wurde diese Frage kurzweg verneint. Für diese Männer waren die Thaten der Landwehr von 1813 einfach maßgebend. Daß damals Preußen in einer Lage sich befand, wie sie nie ein Staat erlebt hatte, daß der Kraft der eigenen Begeisterung die Schwäche der feindlichen Rüstung zu Hülfe kam, daß die zum Aeußersten entschlossene Landwehr überwiegend mit eben ausgehobenen Recruten von unreifem Alter zu thun hatte, daß sie erst im Spätsommer von 1813 vollständig auf dem Kriegsschauplatze erschien und auch dann nur siegte durch das Bündniß mit Rußland und Oesterreich, von allen diesen großen und gewichtigen Thatsachen nahm die oberflächliche Tageserörterung einfach keine Notiz. Ihr war der militärische Standesgeist, die im Offiziercorps stark prävalirende Aristokratie verhaßt; ihrem Horizont lag jede eindringende militärische Untersuchung fern, sie hielt sich einfach an den s. g. gesunden Menschenverstand, für den es in Deutschland ausgemacht war, daß Volksinteressen allein durch Volkskraft vertheidigt werden könnten und daß diese Volkskraft in ihrer begeisterten Entfaltung durch das militärische Drillen mehr gehemmt als gefördert werden müsse. Dieser in immer weiteren

Kreisen sich ausbreitenden Anschauung galt es für ziemlich ausgemacht, daß das preußische Heer, statt die Landwehr aus der ersten Schlachtlinie zu entfernen, vielmehr dem schweizer und amerikanischen Militärsystem angenähert, daß die zweijährige Dienstzeit, statt auf drei Jahre erhöht, lieber auf ein Jahr herabgesetzt werden sollte.

Diese alle geschichtliche und militärische Erfahrung ignorirende, aber ihrer Sache unendlich gewisse Ansicht herrschte nun im Frühling 1860 unter den liberalen Abgeordneten allerdings noch nicht; sie weckte nur Zweifel und Bedenken im Gros der Partei. Allerdings erschien die Antastung der Landwehr, der die Vorlage doch nur ihre natürliche Stellung im zweiten Gliede anwies, auch manchen Verständigen recht mißlich; es waren nicht Viele, denen die technische Richtigkeit der Reform unbedingt einleuchtete. Aber doch drangen die Phantasien von der allein heilbringenden Volksbewaffnung in der liberalen Majorität noch nicht durch. Desto verderblicher wurden ihr die finanziellen Bedenken.

Niemand kann in Abrede stellen, daß diese Bedenken den allerbesten Grund hatten. Der preußische Steuerzahler war schwer beladen. Die wirthschaftlichen Interessen forderten eine Erleichterung: statt dessen sollte die Last vermehrt werden. Und zwar nicht nur um die beträchtliche Summe von neun Millionen, welche überdies, wie man wohl befürchten durfte, noch wachsen konnte, sondern um die Summe der Kräfte, welche durch die Vermehrung der Dienstpflichtigen und die Verlängerung der Dienstzeit der productiven Thätigkeit entzogen werden sollten. Die liberalen Vertreter des Landes waren in der That durch diese Anforderung, namentlich seitdem die Hoffnung, das Land in anderer Hinsicht erleichtert zu sehen, durch den Trotz des Herrenhauses vernichtet worden, in eine sehr peinliche Lage versetzt. Dennoch scheint es mir fest zu stehen, daß sie sich auch über diese Bedenken hinweg gesetzt haben würden, wenn sie, statt die finanzielle Frage isolirt zu betrachten, die gesammte Lage des Staats, wenn sie die eben erörterten Schwierigkeiten der europäischen und deutschen Stellung Preußens klar in's Auge gefaßt, und wenn sie namentlich auch erwogen hätten, welchen entscheidenden Einfluß ihr Votum über die Militärfrage auf

die politische Entwickelung im Innern üben mußte. Wie der Regent zu dieser Frage stand, konnte den Führern unmöglich verborgen sein. Daß er eher das doch nicht zu solide Band lösen werde, welches ihn an das liberale System knüpfte, als auf die Umgestaltung der Armee verzichten, welcher Kenner von Menschen und Verhältnissen konnte daran zweifeln? Wenn nun aber der Regent auf die Seite der Gegner trat, welche Aussichten hatten dann die Liberalen, sich in der Leitung des Staats zu behaupten? Waren sie es etwa gewesen, welche im Herbst 1858 durch ihre Kraft die erfreuliche Wendung herbei führten? Wenn sie trotz der wie auch bedingten Gunst der Krone so mühselige Arbeit hatten, wie konnten sie hoffen, vorwärts zu kommen, wenn die Krone ihre Macht auf die entgegengesetzte Seite schob? Freilich waren die bisherigen Leistungen der Regierung nicht groß; aber standen sie in einem verletzenden Mißverhältniß zu der von den Liberalen aufgebotenen Kraft? Und waren die gemachten Fortschritte, wie gering immer, doch nicht eine wahre Wohlthat im Vergleich mit den früheren Zuständen? Gewiß eroberten die liberalen Ideen nur sehr langsam und mühselig ein schmales Terrain, aber springt denn überhaupt ein großes Staatswesen so rasch und leicht und leicht aus tief gewurzelter Weise in eine ganz neue über? War es nicht doch der Mühe werth, um den Preis der neun Millionen dem Staat die Fortdauer eines constitutionellen Regiments zu sichern? Wie, wenn die Weigerung nicht nur das Land in die alten Wirren zurück stieß, sondern der Sieg der Gegner überdies dem Lande dieselbe Last auferlegte, vor der man zurück scheute?

Eine politische Betrachtungsweise mußte zu dem Resultat führen, daß die Annahme der Militärvorlage unvermeidlich sei. Eine politische Behandlungsweise hatte immerhin beträchtliche Ressourcen zu ihrer Verfügung, um diese Annahme nicht einfach als schweres Opfer erscheinen zu lassen. Das Abgeordnetenhaus hatte es in der Hand, die europäischen und deutschen Fragen so in den Vordergrund zu rücken, daß auch der oberflächlichste Liberalismus unwillkürlich die militärischen Dinge anders ansehen lernte. Freilich litt die liberale Partei gerade in diesem Punkt der auswärtigen Politik unter einem empfind-

lichen Mangel an gründlichen Kenntnissen und reichen Erfahrungen. Kaum irgend ein Mitglied derselben hatte auf diesem Gebiete je eine praktische Thätigkeit geübt und aus Büchern wird man in diesem Theile der Politik am Wenigsten eine brauchbare Information schöpfen. Aber auch was die Literatur dafür bot, war nicht zu Vielen bekannt. Die auswärtige Politik hatte fast ganz außer dem Gesichtskreise auch der preußischen Liberalen gelegen, eine natürliche Folge davon, daß Preußen eine solche Politik seit 1815 kaum gehabt hatte. Das Haus mußte überhaupt die Fesseln abwerfen, die es an kleine Details, an die Enge des bureaukratischen Fleißes in den Commissionen banden, es mußte Politik machen. Es mußte den Gegnern imponiren, die Freunde im Ministerium heben, die öffentliche Meinung führen, statt von ihr geführt zu werden. Hatten die Minister im Palais nicht die richtige Stellung gewonnen, so gab es einzelne Abgeordnete, welche diesen Fehler hätten gut machen können. Vielleicht waren das lauter Anforderungen, welche das gewohnte Maß der Leistungen überstiegen. Aber stand nicht ein Großes auf dem Spiele? War es ernster Männer würdig, einen unendlich wichtigen Versuch scheitern zu lassen, ehe die letzte Kraft erschöpft war?

Aber wir stehen nun einmal leider zu politischen Aufgaben anders als zu allen anderen. Den Mann, der in wissenschaftlichen oder industriellen Dingen davor zurück scheut ganzen Ernst zu machen, schätzen wir gering. Es versteht sich für uns von selbst, daß Geschäfte privater Art, bei denen es sich um große Entscheidungen handelt, mit voller Hingebung betrieben werden müssen. In öffentlichen Dingen dagegen hat eine Niederlage für uns nichts Schimpfliches. Da ist Resignation unter uns das Selbstverständliche. Diese Dinge stehen fast außerhalb unseres Pflichtgefühls. Sie berühren unsere innerste Empfindung kaum. Sie bilden für uns keine Existenzfragen.

Mit dieser Resignation ging auch das Abgeordnetenhaus an die Armeefrage. Die gegebenen Verhältnisse wurden einfach als gegeben acceptirt. Die Minister, die Krone, das Herrenhaus, die Presse, die öffentliche Meinung hatten die Lage so gestaltet, daß die Bewilligung des neuen Militäretat wie eine Unmöglichkeit erschien. Es wäre darauf angekommen, diese

Lage mit schöpferischer Kraft zu verbessern. Man nahm sie hin wie ein Unglück, das man tragen muß. Man litt statt zu handeln. Und man machte schließlich ein Compromiß, das die Quelle der ärgerlichsten Streitigkeiten werden mußte. Die Militärreform als einstweilige Kriegsbereitschaft zu bewilligen war gewiß ein Gedanke, der den lebhaften Wunsch der Ausgleichung bezeugte, aber ebenso die trostlose Verworrenheit der Situation.

Die liberale Partei war gescheitert wie das liberale Ministerium. Wenn sich nichts destoweniger das liberale System noch fast zwei Jahre scheinbar in der Gewalt behauptete, so scheint mir das nur von Neuem zu beweisen, daß dieses System bei einer anderen Geschäftsbehandlung wirklich große Chancen gehabt hätte, daß nicht nur das Land, sondern auch der Fürst nach Kräften festhielt an dem Wege, den er bei seinem Regierungsantritt gewählt hatte, daß ihm ein Wechsel des Systems persönlich schwer fiel. Aber Hoffnungen konnte man seit der Session von 1860 an die Politik der neuen Aera kaum mehr knüpfen; das nothwendige Verhältniß zwischen der Regierung und der öffentlichen Meinung, zwischen dieser und dem Abgeordnetenhause war zu sehr erschüttert.

Der liberale Gedanke hatte sich in Preußen nicht fähig erwiesen die Regierung zu behaupten, wie früher in den Kleinstaaten nicht fähig die Regierung zu erlangen. Gewiß waren auf dieser weiteren Bühne reichere Kräfte hervorgetreten als in irgend einem der kleineren Staatswesen. Die Commissionsberichte des Abgeordnetenhauses wie die Gesetzvorlagen und Denkschriften der Regierung bewiesen eine Fülle politischer Kenntnisse, politischer Intelligenz, welche merken ließ, daß der große Staat trotz allen sonstigen Uebelständen den unverlierbaren Vortheil einer ganz anderen Wucht besitzt. Ebenso zeichnete sich die Presse, die ganze politische Literatur durch solides Wissen und ernste Arbeit sehr erfreulich vor den entsprechenden kleinstaatlichen, namentlich süddeutschen Leistungen aus. Die Zeitungen gewannen zum Theil einen wirklich großen Schnitt. Wichtige Fragen wie die über die Militärreform weckten eine literarische

Discussion, deren Producte man zum Theil noch heute mit Interesse liest. Es war nicht mehr der abstracte Liberalismus der süddeutschen Opposition, welcher hier ausschließlich dominirte, sondern es trat ein angestrengtes Streben hinzu, dem ganzen Reichthum der concreten Lebensverhältnisse gerecht zu werden. Sehr wichtige Gebiete, welche in den Kleinstaaten so gut wie außerhalb des Gesichtskreises geblieben waren, die volkswirthschaftlichen, militärischen und diplomatischen Fragen, wurden zum ersten Male eingehend erörtert und von Einzelnen zum Gegenstande specieller Studien gemacht, deren Frucht wenigstens für die Theorie nicht unerheblich war. Preußen bewies sich in allen diesen Dingen als das Land der soliden wissenschaftlichen Bildung und des männlichen Fleißes. Da wir nun einmal so lange Diener der wissenschaftlichen Arbeit gewesen waren, schien es die naturgemäße Vorbereitung für politisches Thun, daß wir uns der Politik zuerst auf den Wegen der Wissenschaft nahten. Und in dieser Beziehung leistete jetzt Preußen höchst anerkennenswerthes. Wie seit 1815 seine Verwaltung durch Intelligenz sich ausgezeichnet hatte, so ergriff nun dieselbe geistige Kraft die politischen Materien. Für den Entwickelungsgang unseres politischen Lebens war das von der größten Bedeutung. Eine rohe Routine hätte uns nie aus dem Zimmer gelockt, ein tumultarischer Naturalismus konnte uns Kinder des Buchs, der Speculation, der musikalisch-religiösen Stimmung nie mit den rauhen Werken des Staatslebens aussöhnen. Wir mußten zuerst geistig bewältigen, was wir in der Praxis versuchen sollten. Diese wissenschaftliche Vorarbeit war in den vierziger Jahren zuerst mit directerer Anwendung auf die einzelnen politischen Aufgaben begonnen. Der Sturm von 1848 hatte die Fenster der Studirstuben aufgerissen und den Gelehrten einen Blick auf die tobende Bewegung des Tages und die Kräfte des Volkslebens überhaupt aufgenöthigt. Was das bedeutete, erfuhren wir in den fünfziger Jahren namentlich an unserer Geschichtschreibung: ein ganz neues Wesen war in uns entwickelt, wir sahen Welt und Menschen, ob sie dem Alterthum oder der neueren Zeit angehörten, mit ganz anderen Augen, wir dachten und empfanden anders bei den Geschicken der Vorzeit, seit wir selbst etwas erlebt hatten, und wir schrieben folgeweise auch

anders. Fast alle die damals erschienenen geschichtlichen Werke ruhten auf politischen Gedanken; ihre Verfasser wollten so sehr auf die Welt wirken als auf die Wissenschaft. Jetzt nun wurde diese wissenschaftliche Kraft direct auf die Tagespolitik gelenkt: wir thaten den ersten Schritt aus dem unseligen Dilettantismus heraus.

Freilich mußten wir da sofort eine Erfahrung machen, die in diesem Umfange nur bei uns möglich war: wir **übertrugen unbewußt die wissenschaftliche Methode auf die politische Praxis**. Die Wissenschaft hat ihre Arbeit gethan, wenn sie die Wahrheit gefunden und ausgesprochen hat: die Politik fängt dann an. Die Wissenschaft ist um so größer, je freier von allen Rücksichten sie sich bewegt; eine Politik, die von den Umständen absieht, ist Träumerei. Für sie ist mit der Erkenntniß des Richtigen, des an sich Wünschenswerthen nur wenig gewonnen: sie bewegt sich mit ihrer vollen Kraft in der Ausführung des Möglichen. Wir aber, so lange überwiegend mit dem Erkennen beschäftigt, kamen unwillkürlich dazu, auf die Formulirung theoretisch correcter Sätze das größte Gewicht zu legen. Wir arbeiteten unsere Commissionsberichte mit dem musterhaftesten Fleiße, und wenn wir unsere Anträge von allen Seiten unanfechtbar motivirt hatten, meinten wir, nun werde die Wahrheit schon aus eigener Kraft siegen. So absorbirte die Discussion unsere beste Kraft: hatten wir in der Debatte gesiegt, so waren wir zufrieden. Erwies sich dann doch der in Argumenten Schwache stark in Thaten, so nahmen wir das hin wie eine Ungerechtigkeit des Schicksals und trösteten uns:

Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.

Wenn wir nur Recht hatten. Die ganze unselige Politik der Resolutionen, welche in den letzten Jahren so schrecklich grassirt und uns vor den praktischen Völkern so lächerlich gemacht hat, ist in gewissem Maße eine Frucht dieser Verwechslung von Wissenschaft und Politik, die sich auch noch in einem anderen Punkte fühlbar gemacht hat, in der politischen Thätigkeit unserer Professoren. Es ist sicherlich sehr wünschenswerth und erfreulich, wenn die Vertreter unserer Wissenschaft am politischen Leben eifrig Theil nehmen. Aber es sollte dabei eins nicht vergessen werden. Wissenschaftliche Leistungen setzen wesentlich

andere Geisteseigenschaften voraus als politische Handlungen. Das Leben in den Büchern erzeugt Fähigkeiten, Stimmungen und Gewöhnungen, welche im politischen Leben wenig Platz finden. Selbst der Meister in der Beurtheilung politischer Vorgänge braucht darum noch keineswegs ein Meister in der Kunst zu sein, politische Probleme praktisch zu lösen. Der Gelehrte lebt nothwendig in der Theorie und selbst wenn sich diese Theorie mit der lebendigen Gegenwart befaßt, so gewährt sie wohl die Einsicht in das, was geschehen sollte, aber nicht die Gabe, nach dieser Einsicht zweckmäßig zu handeln. Unsere bisherigen Erfahrungen lassen es wünschenswerth erscheinen, daß die Wissenschaft mit gespanntester Aufmerksamkeit das handelnde Leben begleitet, ihm mit ihrem Wissen und ihrer Einsicht zur Seite steht, aber nur mit Vorsicht das Wagniß unternimmt, selber handeln zu wollen.

Neben der außerordentlich wichtigen geistigen Vertiefung, welche die Politik seit 1858 in Preußen erfuhr, war das von großer Bedeutung, daß jetzt die ganze Nation von lebendigem Interesse für die öffentlichen Dinge ergriffen wurde. Preußen ist einmal so unzertrennlich mit allem deutschen Leben verknüpft, daß jede Bewegung, die seinen Körper erfaßt, sich den übrigen Staaten unwiderstehlich mittheilt. In allen deutschen Landschaften erwachte die Theilnahme der Bevölkerungen für die Fragen des Staatslebens; sogar Oesterreich trat in den Verfassungskampf ein. Das Vereinsleben gewann eine ganz neue Kraft und Ausbreitung. Nicht nur politische, sondern ebenso wirthschaftliche und sociale Probleme wurden in unzähligen Versammlungen erörtert. Schulze-Delitzsch brachte den fruchtbaren Gedanken der Genossenschaft, der Selbsthülfe, zuerst in Preußen zu allgemeiner Anerkennung; die Arbeiter begannen sich auf ihre eigene Kraft zu stellen. Sie begannen zugleich ihre geistige Fortbildung in's Auge zu fassen, und die Arbeiterbildungsvereine breiteten sich von den großen Mittelpunkten der Industrie in die kleineren Städte aus, überall zwischen den Lernenden und Wissenden einen Berührungspunkt schaffend, der den einen so nützlich werden konnte wie den andern. Die Gewerbefreiheit hielt von Preußen einen Triumphzug durch Deutschland. Jede Art geistiger und körperlicher

Bildung fand ihre Organe. Turn- und Schützenvereine bedeckten plötzlich das Land und die verlorene Gesundheit des Leibes, die männliche Wehrhaftigkeit schien im Sturme wieder erobert werden zu sollen. Und während so eine ungeahnte Kraft des vielseitigsten Strebens aus langer Apathie hervor brach, erwachte die Volksfreude in gleicher Fülle. Die Gesangvereine wurden dem kleinsten Städtchen unentbehrlich. Wald und Berg, so weit die deutsche Zunge klingt, hallte wieder vom hunderttausendstimmigem Chor, und dieser Chor war überall patriotisch. Der Patriotismus wurde eine selbstverständliche Sache und der Liberalismus kaum weniger. Für das Recht Kurhessens und Schleswig-Holsteins schlug die Brust von Millionen höher. Die Erbärmlichkeit des Bundestages, die Nothwendigkeit der nationalen Reform verstand sich allmählich für den Süden wie für den Norden von selbst. Die vorwärts schreitende Bewegung übersprang alle Dämme. Es nahte die Zeit, wo die verhärtetsten Vertreter des reactionären Particularismus, Herrn von Beust an der Spitze, der Klugheit die Ehre gaben und zur nationalen und liberalen Phrase schwuren, um das Gegentheil desto ungehinderter betreiben zu können.

Unter diesen Umständen schien der Liberalismus sich über die Niederlage, die er eben in Preußen erlitt, nicht zu sehr betrüben zu müssen. Er war im besten Zuge Deutschland zu erobern; da konnte das Mißlingen in Preußen ihn nur ermuthigen, auch da die Arbeit mit schärferem Eifer fortzusetzen. Die Gründe jenes Mißlingens wurden überwiegend darin gesucht, daß die Altliberalen auf eine bedauerliche Weise hinter der Zeit zurück geblieben, die demokratischen Kräfte in doctrinärem Eigensinn und vornehmer Exclusivität abgewiesen, der Kreuzzeitung und der Krone zu große Concessionen gemacht hätten. Man mußte, meinte man, den alten Feinden mit ganz anderer Energie zu Leibe gehen. Man mußte die volle Macht des liberalen Volkswillens in die Schlacht führen. Man mußte den altmodischen Respect vor dem Throne zur Seite thun und mit kühnem Freimuth das Volksrecht dem Fürstenrecht entgegen stellen. Hatte man nicht das Volk hinter sich? Die Neuwahlen, welche für das Abgeordnetenhaus im Herbst 1861 statt fanden,

brachten diesen Umschwung der liberalen Politik in Preußen zum Durchbruch.

Ehe wir aber den Verlauf des Kampfes in's Auge fassen, den nun die Fortschrittspartei gegen Krone und Feudale begann, müssen wir der höchst lehrreichen Episode unsere Aufmerksamkeit zuwenden, welche seit dem Frühling 1861 das Großherzogthum Baden in den Vordergrund des öffentlichen Interesses treten ließ. Sie ist für das allseitige Verständniß unserer bisherigen liberalen Praxis von erheblicher Bedeutung und ich will es deshalb versuchen, den Verlauf der neuen Aera Badens wenigstens in flüchtigen Zügen anzudeuten.

Ueber die Verdienste Badens um die constitutionelle Entwickelung vor 1848 brauche ich kein Wort zu verlieren. Das kleine reich gesegnete Land, dessen lang gestreckter Leib die allerverschiedenartigsten Berührungen mit dem Auslande herbei führte, das hier von Frankreich dort von der Schweiz die stärksten Impulse empfing, dessen Lage, dessen Reichthum an Heilquellen und Naturschönheiten ihm den Durchzug und Aufenthalt ungewöhnlich vieler Fremden brachte, das ohne starken natürlichen Mittelpunkt die Regierungsgewalt in einem unlängst aus den buntesten Bestandtheilen zusammen gefügten Gebiete nur schwer zu einer lebendigen Autorität gelangen ließ, das in der Mischung der Confessionen und der Stämme, in der Zusammenfügung von Ebene und Bergland die stärksten Gegensätze besaß und die unendliche Beweglichkeit seiner Bevölkerung durch keine nennenswerthen aristokratischen Elemente mäßigte — dieses Land hatte der Rolle nicht entgehen können, in allen Stadien des liberalen Kampfes mit lebendiger Zuversicht voran zu schreiten. Was dieser Kampf an guten und üblen Kräften weckte, davon bekam Baden den reichsten Antheil. Denn ihm fiel nicht nur das Product der eigenen Bewegung zu, sondern, ein Land der Fremden wie es war, sammelte es auf seinem gastlichen Boden die Kämpfer aus den verschiedensten Staaten. So war es natürlich, daß es vor der Revolution in einer Fülle des üppigsten Lebens prangte, in der Revolution aber für den meist arglosen Radicalismus, der

allmählich alle Lebensordnungen zersetzt hatte, schwer büßte. Die Bevölkerung verlor dann, wie es zu gehen pflegt, nach den bitteren Erfahrungen von 1849 den Geschmack an der Politik. Es wurde still im Lande, außerordentlich still, bis die eigenthümliche Taktik der conservativen Regierung, ein höchst unpopuläres Concordat in dem Augenblicke zur Ausführung bringen zu wollen, wo die Concordatspolitik auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino eine vollständige Niederlage erlitten hatte, dem politischen Leben einen unwiderstehlichen Anstoß gab. Während in Preußen der Liberalismus eine Chance nach der anderen verlor, trat er in Baden mit frischem Lebensmuth auf die Bühne und die berühmte Proclamation des Großherzogs Friedrich vom 7. April 1860 erkannte die liberalen Principien mit einem freudigen Nachdruck an, wie es in Deutschland aus fürstlichem Munde nie erlebt war. Hier sollte nicht zögernd und widerstrebend gewährt, hier sollte eine entschlossene Initiative ergriffen werden, der die ernste Ueberzeugung zu Grunde lag, daß die höchsten Güter der Nation auf dem Spiele ständen, wenn ihr öffentliches Leben nicht von Grund aus umgestaltet würde.

Ein solcher Sinn konnte sich begreiflicher Weise nicht damit begnügen, in engem Kreise Reformen zu betreiben, deren Wirksamkeit und Bestand durchaus bedingt wurde von der Gesammtlage der Nation. Der Liberalismus, der hier auf dem Throne eines kleinen Landes Platz genommen hatte, war von dem Egoismus und der Kurzsichtigkeit der herkömmlichen dynastischen Politik durchaus frei. Er war auch nicht die Frucht selbstsüchtiger Speculationen, wie man es wohl bei anderen liberalisirenden Fürsten erlebt hatte. Er wollte mit reinem Herzen das Wohl der kleinen Heimath im Gedeihen des großen Vaterlandes, bereit zu jedem Opfer und zu jeder Mühe, bereit selbst zu dem schwersten Opfer, die natürliche Machtgrenze zu überschreiten, in der die tiefe Bescheidenheit des Wesens so sehr zu bleiben drängte. Als die Hoffnung aufgegeben werden mußte, daß Preußen die deutsche Frage, in die es sich tiefer und tiefer theils verstrickt hatte, theils verstrickt worden war, mit dem entschlossenen Aufgebot der nationalen Kraft gegen die Würzburger und Frankfurter Intriguen zu lösen die Energie oder

das Geschick besitze, wagte sich Baden an den Versuch, die Bundestagsmisère durch die Macht moralischer Mittel zu erschüttern. Herr von Roggenbach, der thätigste Urheber des vor einem Jahre erfolgten Systemwechsels, übernahm am 1. Mai 1861 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Nach außen und innen begann alsbald die Karlsruher Regierung eine vielversprechende Thätigkeit zu entfalten. Für Kurhessen, für die Reform der Bundeskriegsverfassung übergab der neue badische Bundestagsgesandte Anträge, welche sich ganz und ehrlich auf den Boden des verfassungsmäßigen Rechts und des nationalen Bedürfnisses stellten und doch mit dem Freimuth der Sprache ein bemerkenswerthes diplomatisches Geschick verknüpften. Der Minister, der diese Motionen und Depeschen schrieb, hatte eben nicht auf einen widerwillig nachgebenden Fürsten Rücksicht zu nehmen; zugleich aber hatte ihn eine reiche politische Erfahrung gelehrt, daß es mit der Stärke der Argumente nicht gethan sei, daß es wenigstens ebenso wichtig sei, die regierenden Gewalten zu bestimmen als die Nation für sich zu gewinnen. Keinen Augenblick über das Gewicht Badens sich täuschend, glaubte er immerhin den Versuch wagen zu sollen, in wie weit eine kleine, von dem Ernst und der Dringlichkeit der nationalen Aufgaben ehrlich überzeugte Regierung mit Hülfe der populären Sympathien und des zwingenden Bedürfnisses den stockenden Gang der vaterländischen Entwickelung beleben könne. Preußen war ja doch bis zu einem gewissen Grade in diesem Unternehmen engagirt und zwar nicht durch die Willkür einer einzelnen Regierung, sondern durch das unabänderliche Gebot seiner gesammten Lage. Im Norden hatte die nationale Agitation, welche durch Preußen die Bundesreform vollzogen zu sehen wünschte, ansehnlich Terrain gewonnen; sie strebte eben vom Norden aus den Süden zu ergreifen: wenn da aus der Mitte der südlichen Mittelstaaten, welche den particularistischen Feldzug gegen Preußen unternommen hatten, sich ein Bundesgenosse erhob, der Preußen sein volles Recht gewähren wollte, voller als es selber zu fordern wagte, der zugleich die populäre Bewegung stützte und leitete, war das ein hoffnungsloser Versuch? Es galt ein Beispiel aufzustellen einer wirklich liberalen und nationalen Politik und den Nachweis zu lie-

fern, daß eine solche Politik weder der deutschen oder europäischen Diplomatie Anstoß zu geben, noch die innere Ordnung zu untergraben brauche. Es kam darauf an, gegenüber den in immer stärkeren Symptomen zu Tage tretenden Verlegenheiten des liberalen Ministeriums in Preußen die Regierungsfähigkeit des deutschen Liberalismus zu constatiren.

In den Grenzen der bis dahin von uns gemachten Erfahrungen schien es, als ob dieses Unternehmen sich auf die erlesenste Gunst aller maßgebenden Verhältnisse stütze. Der Fürst des Landes lieh ihm seine ganze herzliche Hingebung. Die Regierung verfügte über einzelne Kräfte, welche vor einer schwierigen Aufgabe nicht zurück zu scheuen brauchten. Die Bevölkerung jubelte ihr bald mit fast einmüthiger Begeisterung zu. Die Kammern liehen ihr eine willige Unterstützung. Eine Aristokratie, die ernstliche Schwierigkeiten hätte bereiten können, existirte nicht. Die Bureaukratie fügte sich, sobald sie die Ansicht gewann, daß das System Aussicht habe sich zu behaupten. Der Bundestag und die feindseligen Regierungen waren von der populären Agitation in eine so schwierige Defensive gedrängt, daß sie von Baden mehr zu fürchten hatten, als dieses von ihnen. Sogar der Strom des europäischen Lebens kam fördernd zu Hülfe. Die Kraft des kleinstaatlichen Liberalismus konnte sich durchaus ungehemmt entfalten. Was war nun der Erfolg?

Die neue Aera in Baden brachte dem Lande manche schätzenswerthen Reformen, mit ihren höchsten Bestrebungen aber war sie nicht viel glücklicher als die neue Aera in Preußen. Gerade in dem, was ihren besonderen Charakter ausmachte, ihr eine eigenthümliche Bedeutung gab, scheiterte sie an der Schwäche und Enge des Kleinstaats und an den überall wiederkehrenden Fehlern des Liberalismus. Es ist von großer Bedeutung, das Factum zu constatiren: in Baden wurde von einem aufrichtig freisinnigen und patriotischen Fürsten, von einer wirklich liberalen Regierung das Werk unternommen, die Forderungen des Parlamentarismus voll und ganz zu realisiren; keinerlei äußere Einflüsse hinderten das Gelingen; aber es fanden sich nicht die positiven Kräfte, um es herbei zu führen. Das parlamentarische System weist der Volksvertre-

tung eine weit bedeutendere Rolle zu, als die Grenzen der herkömmlichen Kammerpraxis fassen; es fordert einmal von ihr eine weit erheblichere selbständige Leistung, zugleich aber eine weit selbstlosere Hingabe an die Männer ihres Vertrauens, welche die Regierung führen. Eine Regierung, welche sich nicht mit bureaukratischen Mitteln behaupten will, bedarf des aufrichtigen und verständnißvollen Entgegenkommens der Kammern, einer Gesinnung in diesen, welche es für ihre wesentlichste Aufgabe hält, die Aufgaben der in ihrem Sinne geleiteten Regierung zu fördern; eine solche Hingebung aber ist nur möglich für eine Kammer, welche das Vermögen besitzt, die gouvernementale Thätigkeit durch eine schöpferische Mitwirkung zu stützen und zu vertiefen und darin ihre Bedeutung neben der Regierung zu sichern. Muß man nun anerkennen, daß sich die erste badische Kammer im Ganzen auf der Höhe dieser in Deutschland allerdings neuen Ansprüche zu behaupten verstand, so glaube ich nicht, daß man der zweiten Kammer dasselbe nachrühmen kann. Da es ihr aber nicht gelang, den legitimen und nothwendigen Einfluß auf den Gang der Geschäfte im Großen zu üben, da corrigirend einzugreifen, wo die Regierung wirklich einer Correctur bedurft hätte, so glitt sie unvermerkt in die Abwege einer zwar sehr gutmeinenden, einer ihr Vorhandensein selbst fortwährend ableugnenden, aber nichtsdestoweniger thatsächlichen und lediglich schwächenden Opposition im Kleinen, welche bald ihre wie immer verhüllte Spitze hauptsächlich gegen denjenigen Minister kehrte, dem es mit den Consequenzen des parlamentarischen Systems voller Ernst war. Erst eben war manchen Mitgliedern der zweiten Kammer dieses Mannes deutsche und badische Politik wie ein halsbrechendes Wagniß erschienen: jetzt meinten sie in ihm den Freiherrn zu entdecken, dessen Liberalismus doch durch sehr bedenkliche Reserven eingeengt sei. Die deutsche Frage konnte durch die größten Anstrengungen Badens nicht vorwärts gebracht werden, Anstrengungen, an denen der Liberalismus des Landes und der Kammer freilich nur einen bescheidenen und zweifelnden Antheil genommen hatte: nun warf er sich auf eine noch viel größere Frage, in den Kampf mit der katholischen Kirche. Vergeblich mahnte Herr von Roggenbach, daß es überhaupt nicht

die Aufgabe eines Staats, welcher die Freiheit der Kirche anerkannt hatte, welcher auf diese Anerkennung gewissermaßen seine ganze neue Politik stützte, sein könne, Kirchenpolitik zu treiben, daß eine solche Politik namentlich aber für einen Staat von den confessionellen Mischungsverhältnissen Badens selbstmörderisch werden könne: die abstracte Aufklärung, welche eine der bedenklichsten Seiten des süddeutschen Liberalismus ist, der Mangel an historischer Einsicht und größerer politischer Erfahrung, der theoretische Doctrinarismus ließ sich das Land immer tiefer in einen Kampf verstricken, der nur dem gehaßten Gegner Nutzen bringen konnte.

Während so im Innern die Basis erschüttert wurde, auf welcher die Roggenbach'sche Politik die Proclamation vom 7. April im weitesten Umfange, aber mit festen politischen Zielpunkten realisiren wollte, verlor sie gleichmäßig in Deutschland die Stützen, auf welche sie rechnen zu dürfen geglaubt hatte. Die Sprache ihrer Noten erweckte zwar sehr rasch im ganzen liberalen Lager die lebhaftesten Sympathien und eine geraume Zeit übte sie eine gewisse Autorität über die Partei. Trotzdem zog die Partei nie vollen Nutzen aus dem Umstande, daß sie im Kreise der Regierenden einen thätigen, geschickten, umsichtigen und mit der Lage der deutschen wie der europäischen Politik wohl vertrauten Führer gewonnen hatte. Dieser Vortheil war für eine bestimmte Ziele verfolgende Kriegführung von der höchsten Bedeutung. Ueber den Stand der Dinge, über die Absichten und Kräfte der Gegner genau orientirt zu sein ist für jede politische wie militärische Unternehmung die unerläßliche Voraussetzung. Daß der liberalen Opposition diese zuverlässige Kenntniß mangelte, hatte zu allen ihren Niederlagen wesentlich mitgewirkt. Aber trotz den wiederholten Erfahrungen legte sie auf diesen Punkt auch jetzt noch nicht den nothwendigen Werth. Sie gab eben zu dieser Zeit ihrer Politik mehr und mehr den Charakter einer vagen populären Agitation, und dieser, meinte man nicht mit Unrecht, sei eine diplomatische Information weniger wichtig. In Wahrheit trennte die Ziele, trennte namentlich die Methode der Partei und des Ministers von Anfang an ein weiterer Abstand als man dachte. Diesem lag ein positives Resultat, jener mehr der Kampf an sich, die-

sem lag der Sieg wenn auch in ermäßigten Grenzen, jener das Verfolgen idealer Ziele am Herzen. Nichtsdestoweniger würde sich wohl ein inniger Zusammenhang gebildet haben, wenn die Roggenbach'sche Politik im Norden ihre Wirksamkeit hätte üben können. Die Summe seiner Gedanken hatte vielleicht im Norden auf ein volles Verständniß zu hoffen, aber den Norden erreichte die geringe Macht Badens nicht. Für den Norden konnte die badische Politik kaum ein thatsächliches Gewicht gewinnen, und im Süden stand sie isolirt. Es beweist an einem lehrreichen Beispiele den eigensinnigen Particularismus unserer süddeutschen Bevölkerungen, daß die unmittelbaren Nachbarn Badens von dem dort thätigen, wirklich freisinnigen Regiment kaum einen nennenswerthen Nutzen zogen. Den Würtembergern war natürlich die preußische Färbung der badischen Politik ein Greuel; dieselbe konnte überdies nie die Höhe des freien Aethers gewinnen, welche allein den schwäbischen Demokraten befriedigen würde, vorausgesetzt, daß sie sich bis auf das kleinste Detail in schwäbischer Weise producirte. Die Bayern würden es im Ganzen unter ihrer Würde gehalten haben, dem kleinen Baden etwas zu verdanken, obwohl gerade unter ihnen sich einzelne hervorragende Männer fanden, welche die ganze Bedeutung der Karlsruher Bestrebungen würdigten. Alles in Allem perhorrescirten die süddeutschen Liberalen 1861 wie 1866 eine nationale Politik, welche möglichst mit den Thatsachen zu rechnen suchte, und entschädigten sich für die Enge und Armuth ihrer politischen Verhältnisse mit den Träumen von einem Großdeutschland, das eine dichterische Phantasie anziehen mochte, einen politischen Kopf aber abstoßen mußte. So sah sich die badische Politik genöthigt, ihre schwierigen Aufgaben so ziemlich allein zu verfolgen. Sie war so liberal, so patriotisch, wie es Deutschland nie zuvor erlebt, aber oft ersehnt hatte. Da das Ersehnte der Nation in leibhaftiger Wirklichkeit vor die Augen trat, fanden die Einen doch manches daran auszusetzen, die Anderen meinten mit enthusiastischen Kundgebungen ihre Pflicht erfüllt zu haben. Die badische Politik wurde viel gepriesen und bewundert. Man sprach, namentlich in der Ferne, gern von dem badischen Musterstaat, aber dabei blieb es. Er gewann keine Kraft über Deutschland, er setzte keine wirkliche Kraft in

Bewegung. Man lobte ihn, aber man folgte ihm nicht. Man fand, daß er ein schönes Thema zu Toasten und Declamationen abgab, aber wenn man sich so das Herz erleichtert hatte, ging man befriedigt schlafen.

Nichts liegt mir ferner, als damit sagen zu wollen, daß Herr v. Roggenbach vergeblich gearbeitet habe. Kein ernstes, mit voller Manneskraft verfolgtes Streben für große Zwecke ist vergeblich. Auch hier hat es ein bedeutsames Resultat herbei geführt. Ich meine damit nicht die in mancher Hinsicht glückliche Entwickelung, welche Baden in jenen Jahren gewann, nicht die vielen und wichtigen Dienste, die der patriotische Minister dem Vaterlande hat leisten können, nicht sein Verdienst um die Herstellung der Verfassung von 1831, das die Kurhessen kennen und würdigen, nicht seine Thätigkeit für die Durchführung des französischen Handelsvertrages, nicht die große Tapferkeit, mit der er allein mit seinem Fürsten auf dem Fürstentage die Opposition gegen verderbliche Pläne zu halten wagte, nicht die fruchtbare Anregung zu wirklich politischem Denken und Thun, die von ihm zahlreiche Männer empfangen haben, auch nicht den schönen Beweis, daß in Deutschland die schärfste politische Energie zusammen gehen kann mit dem liebenswürdigsten und menschenfreundlichsten Wesen, sondern ich meine die gerade für uns jetzt so wichtige Lehre: daß ein deutscher Kleinstaat auch unter den günstigsten Umständen nie und nimmer wirkliche Politik treiben kann, daß er so wenig im Stande ist, das parlamentarische System im Innern zu verwirklichen, wie die Macht der Nation in Bewegung zu setzen. Wäre in Baden dieser doppelte Versuch nicht gemacht und gescheitert, so bliebe dem particularistischen Eigensinn der Deutschen, namentlich der Süddeutschen, noch ein letzter Schlupfwinkel. Da diese Erfahrung vorliegt, könnte nur die offenbare Verblendung sich vornehmen, eine württembergische oder bayrische Glückseligkeit für sich zu etabliren.

Kurz nachdem man sich in Baden angeschickt hatte, der liberalen Partei in Deutschland eine aufrichtig befreundete Regierung zur Seite zu stellen, erfuhr das Kampfziel in Preußen

eine wesentliche Veränderung. Ich sagte, schon am Schluß der Session von 1860 sei das Mißlingen des liberalen Ministeriums unzweifelhaft gewesen. Allerdings führte die Sitzung von 1861 zu einer Einigung über die wichtigsten Gegenstände der Berathung. Das Abgeordnetenhaus bewilligte mit einem unerheblichen Abzug den Aufwand für die Armeereorganisation und das Herrenhaus fügte sich in die Grundsteuerregulirung. Aber die Abgeordneten ließen doch die Organisation noch immer in der Schwebe, bewilligten die Gelder nur im Extraordinarium und der unglückliche Streit behielt Kraft, die öffentliche Meinung nach links und den König nach rechts zu treiben. Allerdings ließ sich Graf Schwerin endlich bestimmen, gegen diejenigen Beamten einzuschreiten, welche dem Lande den größten Anstoß gegeben hatten, aber erst, nachdem es ihm begegnet war, weite Kreise der liberalen Bevölkerung mit feindseligem Mißtrauen zu erfüllen und den demokratischen Tendenzen einen lange vermißten Einfluß zurück zu geben. Allerdings trat im Sommer Freiherr v. Schleinitz von der Leitung der auswärtigen Politik zurück, aber erst, nachdem zahlreiche Gelegenheiten versäumt worden waren, dem preußischen Wort in Kurhessen, Frankfurt, Hannover, Kopenhagen den nothwendigen Nachdruck zu verleihen und in den großen europäischen Fragen eine bestimmte und wirksame Stellung einzunehmen. Die Armeereform enthielt die absolute Nöthigung für die preußische Politik, sich auf den Gebieten Respekt zu verschaffen, in den Fragen Kraft und Geschick zu beweisen, für welche es möglicher Weise nothwendig werden konnte an die Waffen zu appelliren. Wenn man diese Politik immer nur schwanken und zaudern sah, wenn sie auf alle Erfolge verzichtete, wenn sie sich jede Gelegenheit zu einer Verlegenheit werden ließ, wie in aller Welt sollte der kaufmännische Geist, der in dem fleißigen Volke nur zu mächtig geworden war, sich dazu begeistern, die Armee zu verstärken, die ihm schon zu stark war? Wenn Herr v. Schleinitz so zum Kurfürsten von Hessen geredet hätte, wie später mit ihm geredet wurde, wenn er den Querelen des Bundestags nicht nur unermüdliche Deductionen, sondern zu gelegener Stunde auch einmal eine drohende Stirn entgegen gestellt, wenn er die albernen Prätensionen des Welfen, z. B. damals, als derselbe

athemlos in Berlin erschien, um doch mit nach Baden-Baden fahren zu dürfen, durch ein strammes Halt erstickt, wenn er mit einem Worte in dem preußischen Volke den Stolz und das Selbstgefühl einer wirklichen Macht und im deutschen Volke das Vertrauen auf diese Macht und ihren entschlossenen Willen geweckt hätte — wahrlich, es müßte wunderbar zugegangen sein, wenn dann nicht die Armeevorlagen bei Zeiten die gewünschte Erledigung gefunden und das Ministerium beim Könige befestigt hätten. So jedoch, wie die ganze innere und äußere Lage Preußens geworden war, konnten die legislatorischen Erfolge von 1861 die verlorene Kraft nicht zurück geben und auch die mannigfachen Verdienste, welche sich die Regierung sonst um den Staat erwarb, hinderten nicht, daß ihr Credit nach allen Seiten immer tiefer sank, die ihr befreundete Partei folgenschwere Spaltungen erfuhr und die Stimmung des Landes mehr und mehr radicalen Einflüssen zugänglich wurde.

Der Spätherbst des Jahres mußte Neuwahlen für das Abgeordnetenhaus bringen. Schon Anfang Juni trat eine neue Partei auf den Plan, welche sich den Namen der deutschen Fortschrittspartei gab. Ihr Programm formulirte eine Reihe bedeutsamer Forderungen mit löblicher Präcision und führte diejenige Entschiedenheit der Sprache, für welche die Zeit eine große Empfänglichkeit besaß. Diese Zeit, ich sagte es schon früher, fühlte in sich eine übersprudelnde Fülle ungeduldigen Thatendrangs und sie theilte durchweg die Meinung der jungen Partei, daß weder das liberale Ministerium noch die liberalen Abgeordneten ihren Aufgaben sich gewachsen gezeigt hätten. Sie sah täglich und stündlich die Heerschaaren der Opposition wachsen, Alles drängte sich unter die liberalen Fahnen, die Gegner schienen zu einem winzigen Häuflein zusammen zu schrumpfen: wahrhaftig, es that Noth, diese gewaltige Uebermacht der populären Kräfte endlich einmal kühn zu gebrauchen und dem langweiligen unfruchtbaren Gerede ein Ende zu machen durch rasche Thaten. Die Deutschen waren lange, zu lange außerordentlich geduldig gewesen; jetzt kam zur Veränderung eine fliegende Ungeduld über sie.

Das Programm der deutschen Fortschrittspartei schien dieser Situation durchweg zu entsprechen. Es fand in ganz Deutsch-

land lebhaften Beifall, es fand ihn namentlich in Preußen. Die Altliberalen ließen es auch jetzt an dem wünschenswerthen Geschick fehlen: die Partei ging in aufgelösten Reihen in die Wahlschlacht und das Ministerium ersetzte den Mangel an schöpferischer Thatkraft durch eine wenig zweckmäßige Polemik. Das Land votirte dann am 6. December zwar nicht einfach für die Fortschrittspartei, aber das Abgeordnetenhaus erhielt doch eine Zusammensetzung, welche die Mehrheit bald unter das Commando dieser Partei stellen mußte.

Es liegt außerhalb meiner Aufgabe, eine irgend detaillirte Schilderung der Kämpfe zu versuchen, welche seit den beiden kurzen Sessionen von 1862 die innere Lage Preußens und Deutschlands beherrscht haben. Die Anlässe und der Verlauf dieser folgenreichen Bewegung sind noch in Jedermanns Erinnerung lebendig; sie bildet den unmittelbaren Ausgangspunkt der Ereignisse, welche den Sommer dieses Jahres zu einem ewig denkwürdigen gemacht haben. Mein Streben kann lediglich sein, die neue Phase zu charakterisiren, in welche der deutsche Liberalismus mit dieser Wendung eintrat, die neuen Ziele, welche er sich stellte, die neue Methode, welche er für ihre Erreichung wählte, und das Resultat zu bezeichnen, das ihm auf diesem Wege zu Theil geworden ist. Denn die Wandlung, welche die Fortschrittspartei für Preußen herbeiführte, erstreckte sich mehr oder weniger auf ganz Deutschland; in den verschiedensten Staaten gelangten ungefähr dieselben Gesichtspunkte zur Geltung, welche das preußische Abgeordnetenhaus von jetzt an bestimmten. Obwohl die Niederlage des altliberalen oder gemäßigt constitutionellen Systems, welches seit dem Herbst 1858 für die Regierung und die Abgeordneten Preußens maßgebend gewesen war, in den übrigen deutschen Ländern sich nicht wiederholt hatte, rückte doch (ein neuer frappanter Beweis von dem unwiderstehlichen Einflusse Preußens auf die übrigen deutschen Länder) die ganze Masse der liberalen Partei nach links, wie ja in Preußen selber die neue Partei zum großen Theile von denselben Männern gebildet wurde, welche bisher zu den Altliberalen gezählt hatten. Wenn man die tiefgreifende Veränderung in's Auge faßt, welche die Altliberalen damit erlitten, so erkennt man recht, wie sehr wenig fixirt noch immer die Grund-

sätze und das Verfahren dieser Partei waren, die doch nun schon fast fünfzig Jahre im politischen Leben stand. In einem politisch durchgebildeten Volke wäre eine solche die ganze Auffassung des Staatslebens alterirende Wandlung einer Partei, welche fast alle politisch thätigen Kräfte der Mittelschichten umfaßte, gar nicht denkbar gewesen. Bei uns hatte der lange Kampf des Volkes um verfassungsmäßiges Recht und nationales Dasein noch nicht einmal die Grundzüge der praktischen Politik festgestellt, bei uns standen noch die Elemente des constitutionellen Rechts und der parlamentarischen Taktik zur Discussion. Und was war der Grund einer so principiellen Aenderung?

Preußen hatte in einer einzigen Landtagsperiode das Ziel nicht erreicht, welches als wünschenswerth angenommen war. Die Vertreter, die das Land 1858 gewählt, waren hinter den allgemeinen Erwartungen ebenso weit zurück geblieben wie die Regierung, welche damals das Ruder des Staats übernommen hatte. Gewiß machte dieses Scheitern es wünschenswerth, daß die Kraft der Vertretung erneut und verstärkt werde, daß aus dieser verbesserten Repräsentation auch dem Regiment frisches Blut zugeführt werde. Das Ziel mußte schärfer in's Auge gefaßt, die Mittel zu seiner Erreichung sorgfältiger ausgewählt und thätiger angewandt werden. Vor Allem aber mußte man sich darüber klar werden, worin die bisherige Erfolglosigkeit ihren Grund habe, ob darin, daß man zu wenig gefordert, daß man den ganzen Umfang seiner Bestrebungen zu eng gezogen, oder darin, daß man für seine Forderungen unzureichende Kräfte aufgebracht habe. Eine ruhige Prüfung des Hergangs hätte offenbar für das letztere entscheiden sollen. Im Grunde lief doch Alles darauf hinaus, einen von unbeschränkten Königen in beispielloser Thätigkeit aufgebauten Staat, in dessen Leitung sich bisher unter dem durchweg entscheidenden Willen der Krone ein zahlreicher und mächtiger Adel und eine hochverdiente Bureaukratie getheilt hatte, in die neue Bahn verfassungsmäßiger Verwaltung hinüber zu führen, neben Adel und Beamten der Volksvertretung einen regelmäßigen Einfluß zu gewinnen. An dieser Aufgabe hatte während der fünfziger Jahre so gut wie nichts gethan werden können, es war Glück genug, daß die Verfassung damals überhaupt am Leben erhalten werden konnte.

Erst der Eintritt der Regentschaft gab den constitutionellen Kräften wieder Spielraum und zwar war es der Regent selber, welcher diese glückliche Wendung herbei führte. Die Krone trat auf die Seite des Volks. Freilich nicht mit der Absicht, sich selber unter das Volk zu stellen, oder die bisher im Staat mächtigen Klassen einfach auf die Seite zu werfen, sondern in dem Gedanken, den leidigen Zwiespalt, der den Staat 1848 zerrissen hatte, zu schließen, die Krone durch die Zustimmung des Volkes zu erhöhen, dem Staat durch eine alle Interessen so viel als möglich befriedigende innere Ordnung vermehrtes Ansehen zu erwerben. Diese Politik war gewiß nicht von sehr bedenklichen Reserven frei, man mußte sicherlich wünschen, zu gelegener Stunde die Entwickelung des Staats aus diesen Banden zu lösen. Aber ohne allen Zweifel mußte es doch als die nächste und dringendste Aufgabe erkannt werden, dasjenige zu erreichen, was im Bunde mit der so gesinnten Krone erreicht werden konnte. Die dem Landtage seit 1859 gemachten Vorlagen bewiesen, daß das nicht verächtlich war. Die Ausgleichung der Grundsteuer, die Befreiung der Presse von einer drückenden Fessel, die Einführung der Civilehe, die Neuordnung der Kreisvertretung, die gesetzliche Feststellung der Wahlbezirke, eine Menge Reformen in der Verwaltung — waren das so ganz geringfügige Dinge? Daneben übten die Vertreter des Landes ihren legitimen Einfluß auf die Feststellung des Budgets und den Gang der Verwaltung; die Presse erfreute sich der größten Freiheit; das Volk regte sich ungehindert in Vereinen und Versammlungen. Allerdings war die Steuerlast groß, aber das Nationalvermögen erfreute sich trotzdem eines ungewöhnlichen Wachsthums, die Finanzverwaltung, die Verwaltung überhaupt war besser als in einem Lande der Welt. In einer solchen Lage, sollte man denken, könne ein Volk mit ziemlicher Gemüthsruhe den Ausbau seiner constitutionellen Befugnisse anfassen. Wenn es die öffentlichen Zustände zu Anfang des Jahres 1862 mit denen zu Anfang 1858 verglich, so mußte es einen Fortschritt der allererfreulichsten Art wahrnehmen, einen Fortschritt, wie ihn vor vier Jahren Niemand für möglich gehalten hätte. Ein politisch erfahrener Mann, der die Lage des preußischen Staats unbefangen prüfte, mußte allerdings sagen, daß

die Gunst der Verhältnisse in diesen vier Jahren nicht voll ausgebeutet sei, daß die liberalen Minister ihrem Bau eine solidere Festigkeit hätten geben, daß sie ihr Verhältniß zur Krone besser hätten benutzen und namentlich sorgfältiger sichern sollen; aber er konnte unmöglich urtheilen, daß sich Preußen in einer so verzweifelten Situation befinde, daß es die politische Basis, welche sich in den letzten Jahren immerhin recht fruchtbar erwiesen hatte, Hals über Kopf aufgeben und einen ganz neuen Weg zu ganz neuen Zielen suchen müsse.

Es scheint mir fraglos: hätten wir eine irgend stetige politische Praxis besessen, hätte uns eine ausgedehnte politische Erfahrung zur Seite gestanden, hätten wir erprobte und geschickte Führer gehabt, wir hätten es uns nie in den Sinn kommen lassen, ein Experiment zu wagen, wie wir es 1862 unternahmen. Aber wir waren trotz den bald fünfzig Jahren des Verfassungslebens in Deutschland in Wahrheit in wirklicher Politik außerordentlich jung. In den Kleinstaaten hatten wir nur falsche Vorstellungen von dem gewinnen können, was ein Staat sei und wie er sich entwickle. Die kurze Praxis in Preußen stand noch immer unter dem verderblichen Einfluß der Irrgänge kleinstaatlicher Opposition. Wir waren ohne Erfahrung, ohne Haltung, ohne richtig witternden Instinct. Unsere Ziele stellte die Doctrin, nicht die Praxis; unsere Handlungen lenkte eine unruhige Phantasie, nicht die kalt rechnende Klugheit. So stürzten wir uns, da wir doch leidlich festen und guten Boden unter den Füßen hatten, mit Enthusiasmus in den Abgrund einer bodenlosen Agitation, um einen idealen Staat nach den ausschreitenden Wünschen unserer ganz unpolitischen Natur herzustellen. Während wir in Wirklichkeit in den letzten vier Jahren ein gut Stück vorwärts gekommen waren, hatten wir die Empfindung, es stehe so erbärmlich mit uns, daß wir nicht schnell genug eine Radicalcur anfangen könnten. Während die Dinge so lagen, daß wir trotz der Gunst der Krone mit unseren ungeschickten Manipulationen ein deutlich erkennbares Ziel nicht erreicht hatten, fühlten wir jetzt in uns die Kraft, die Krone zusammen mit Adel und Bureaukratie aus dem Felde zu schlagen, zugleich Preußen und Deutschland von Grund aus neu zu machen und eine Staatsordnung

zu begründen, wie sie noch nie ein Mensch gesehen hatte. Denn hier sollte die Monarchie mit ungehemmter Demokratie verbunden, hier sollte ein über dem freiesten Parlamentarismus schwebender König zugleich zum Herrn gemacht werden über dreißig andere Fürsten, hier sollte sich Alles in unendlicher Freiheit selbst bestimmen und doch eine grandiose Macht bilden, hier sollte der Bürger ein Staatswesen erhalten, das allen Ansprüchen des particularistischen Eigensinns und der nationalen Größe gleichmäßig entspräche.

Die Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses, welches am 14. Januar 1862 seine Thätigkeit begann, sah sich die Regierung von vorn herein mit nicht unerheblichen Gewährungen entgegen kommen. Der Aufwand für die Armeereorganisation war bedeutend reducirt; die von dem früheren Hause gewünschte Vorlage über die Abänderung des die Dienstpflicht betreffenden Gesetzes geschah; dazu kamen Gesetze über die ländliche Polizeiverwaltung, über die Ministerverantwortlichkeit, über die Oberrechenkammer und die Vorlage über die Kreisordnung war im liberalen Sinne verbessert. Allerdings entsprachen diese Entwürfe den jetzt im Hause herrschenden Ansichten nicht, während sie vor einem Jahre wahrscheinlich die Lösung der Militärfrage herbeigeführt hätten; aber sie bewiesen jedenfalls, daß der König noch nicht, wie Viele meinten, unter der Herrschaft der Feudalen stehe, daß er, wenn auch nicht freudigen Herzens, einen weiteren Schritt auf der Bahn der constitutionellen Entwickelung gethan habe, um einen Conflict mit dem Hause zu vermeiden, während die Feudalen mit aller Kraft auf diesen Conflict hinarbeiteten. Die Mehrheit mußte gewiß ihrer Macht, sehr viel mehr als das von der Regierung Gebotene zu erreichen, sehr sicher sein, um den Bruch so herbei zu führen, wie sie es am 6. März durch die Annahme des Hagen'schen Antrags über die Specialisirung des Staatshaushaltsetats that. Ich bin überzeugt, selbst diejenigen Führer der Fortschrittspartei, welche den radicalsten Ansichten huldigen, wenn sie sich heute in die Situation jenes Tages zurückversetzen, so werden sie eine stille Reue über das damals Gethane nicht unterdrücken können. Es handelte sich bekanntlich darum, ob die Specialisirung noch für den Etat des bereits laufenden Jahres nach-

geholt oder für den des nächsten Jahres vorbehalten werden solle. Zu letzterem erklärte sich der Finanzminister v. Patow bereit, ersteres bezeichnete er als mißlich, wenn nicht unmöglich; er behielt der Regierung überdies vor zu prüfen, ob sie in dem Falle, daß das Haus diese Forderung dennoch stelle, die Geschäfte fortführen könne. Aber die Mehrheit legte auf die Erhaltung des liberalen Ministeriums keinen Werth. Sie faßte kurzer Hand einen sachlich sehr zweifelhaften, politisch unendlich folgenschweren Beschluß. Das Haus wurde aufgelöst, das liberale Ministerium erhielt seine Entlassung, eine conservative Regierung trat an seine Stelle.

Die Mitglieder derselben verschafften dem Lande sehr bald die Gelegenheit, den erheblichen Unterschied kennen zu lernen zwischen dem Grafen Schwerin und Herrn v. Jagow, zwischen einem altliberalen und einem streng conservativen Ministerium. Aber es schien ja, als ob dieser Unterschied nur der Fortschrittspartei zu Statten kommen solle. Die Wahlen vom 6. Mai verschafften ihr einen weit entschiedeneren Sieg als die vom 6. December. Die Corporationen großer Städte und die Senate mehrerer Universitäten protestirten gegen die vom Minister des Innern versuchte Beeinflussung der Wahlen. Das Volk stand unzweifelhaft hinter der Mehrheit des Abgeordnetenhauses; fast die ganze liberale Presse des Landes jubelte ihr zu und die Liberalen der Kleinstaaten hatten die besten Wünsche für einen Kampf, der, wie sie meinten, bestimmt war endlich die Verfassung in Preußen und damit in Deutschland zu einer Wahrheit zu machen. Nach diesen glänzenden Erfolgen konnte die Fortschrittspartei um so weniger Bedenken tragen, auf dem betretenen Wege der rückhaltlosen Opposition rüstig vorwärts zu gehen, als die Regierung dem neuen Hause abermals mit Concessionen in der Militärfrage und der Specialisirung des Etat entgegen kam, die man sich nur aus dem dringenden Wunsche erklären konnte, eine gefürchtete Verschärfung des Conflicts zu vermeiden. Die Regierung wich, es galt kühn vorzudringen. Man führte in der großen Septemberdebatte einen Streich, der die Armeereform vernichten sollte: die Krone antwortete mit der Berufung des Herrn v. Bismarck.

Es scheint eine unzweifelhafte Thatsache zu sein, daß Herr v. Bismarck bei seinem Eintritt verschiedenen liberalen Führern ein Compromiß vorgeschlagen hat, welches in wichtigen Punkten ein liberales Einlenken der Regierung bedeutet haben würde, vor Allem in der Armeefrage. Aber die Liberalen hatten von Herrn v. Bismarck eine sehr geringe Meinung. Sie waren von seinen diplomatischen Leistungen in Petersburg und Paris offenbar ebenso schlecht unterrichtet wie von der Bedeutung seiner ganzen Persönlichkeit. Sie wiesen sein Entgegenkommen, wie es scheint, ziemlich geringschätzig zurück. Sie hielten die Regierung durch diese Wahl nur noch weiter geschwächt. Der liberalen Meinung war der neue Ministerpräsident aus seinen Reden und Handlungen von 1848 bis 1850 in hohem Grade verhaßt. Sie hielt ihn kurzweg für die schlimmste Incarnation des widerwärtigsten Junkerthums, ohne sich irgend darum zu kümmern, welche Veränderungen seitdem ein viel bewegtes Leben auf der großen politischen Bühne in ihm bewirkt habe. Die Versuche, welche ein solcher Mann für eine Ausgleichung machte, schienen gar keiner ernsten Prüfung werth. Man war gewiß, die Regierung bald über die Linie der Verfassung hinaus zu drängen, und daß dann ein Umschlag erfolgen müsse, der nichts anderes bedeuten könne als einen vollständigen Sieg des Programms der Fortschrittspartei, darüber gab es unter Wohlmeinenden keinen Zweifel. So wurden denn die Brücken der Verständigung, die im Herbst 1862 noch einmal möglich gewesen wäre, guten Muthes abgebrochen und dem Verfassungskampf die schärfste Schärfe gegeben.

Es ist eine Pflicht der Gerechtigkeit, nachdrücklich zu constatiren, daß diese Taktik der Fortschrittspartei den damals in Preußen und Deutschland herrschenden Ansichten und Stimmungen entsprach. Die liberale Meinung würde ein Entgegenkommen der Abgeordneten für unwürdige Schwäche gehalten haben. Diese Meinung hatte eine überwiegend radicale Farbe angenommen. Sie wünschte die monarchische Gewalt in so enge Grenzen einzuschließen, daß dieselbe den Gehorsam gegen den Volkswillen als die erste Pflicht der Klugheit anerkennen müsse; sie wünschte den strengsten Begriff des englischen Parlamentarismus zur Geltung zu bringen, ohne ihn auf den englischen

Aristokratismus zu stützen; die Macht der Krone sollte möglichst verringert und zugleich die Macht des Adels möglichst vernichtet werden. Das Bürgerthum, seiner Intelligenz, seines Fleißes, seines Reichsthums und seines fast einmüthigen Willens sich stolz bewußt, wollte endlich im öffentlichen Leben die Stellung erringen, die ihm, wie es gar nicht zweifelte, gebühre. Es hatte das Gefühl, den Staat wesentlich mit seiner Arbeit zu tragen: was war billiger, als daß dieser Staat wesentlich nach bürgerlichen Gesichtspunkten regiert werde? Es war nicht die Schuld des Bürgerthums allein, daß es so übertriebene Begriffe von seiner Bedeutung faßte. Der Adel hatte auch seit 1858 im Großen und Ganzen die unglückselige Sonderstellung fest gehalten, von der früher die Rede war. In den Kleinstaaten stellte er mit verschwindenden Ausnahmen der frischen Bewegung der Zeit eine mürrische Unzufriedenheit entgegen und ließ sich mehr und mehr in den Hintergrund drängen. In Preußen hatte das Herrenhaus nichts als verletzende Provocationen für die öffentliche Meinung, ohne auch hier den hohen Ansprüchen angemessene Leistungen, wie es schien, zur Seite zu stellen. Mit der politischen verband der Adel eine kirchliche Richtung, die das ohne Zweifel in ihr liegende berechtigte Element vollständig vergessen ließ über der Absichtlichkeit, mit welcher sie den sittlichen Grundsätzen und den idealen Bestrebungen der Zeit in's Gesicht schlug. Wenn so der Adel die demokratischen Tendenzen nach Kräften verschärfte, so thaten die Regierungen wenig, um denselben Respect einzuflößen. Sie hatten sich nicht gescheut, die deutsche Frage auf die Tagesordnung zu setzen, erwiesen aber sammt und sonders ein absolutes Unvermögen sie zu lösen. Was die Nation von dem Bundestage vernahm und von dem Notenwechsel der Bundesregierungen über die kurhessische, die schleswisch-holsteinische und jede andere gemeinsame Angelegenheit, das war nur geeignet, in ihr Geringschätzung zu erwecken. Die vaterländischen Dinge geriethen in täglich schlimmere Verwirrung. Die Regierungen sprachen bei jedem Anlaß von dem Ernst der Lage und thaten nichts, um ihm zu genügen. Und doch nahmen sie von den dringenden und berechtigten Wünschen der Nation keine Notiz. Sie waren schwach und entschieden doch allein. Von deutscher Politik reden,

das hieß von der Ohnmacht, Zerrissenheit, Unehre Deutschlands reden. Nur auf Eins durften wir stolz sein, auf die Arbeit unseres Volkes, auf unseren Gewerbfleiß, unsere Bildung und Wissenschaft. Was war natürlicher, als daß aus dieser Sachlage die Ansprüche des Volks erwuchsen, endlich seine Interessen selbst wahrnehmen zu wollen?

So folgte es der Führung der Fortschrittspartei mit aufrichtiger Hingebung und ganzem Vertrauen. Vertrauen auf die Führer und den Erfolg. Denn diese Führer entwickelten die Forderungen des bürgerlichen Bewußtseins mit der Consequenz, die unserer theoretischen Natur unendlich wohl that. Und der Erfolg, wie hätte er fehlen können bei der ungeheuren Mehrheit, die sich gegen eine isolirte Regierung erklärte? Es war der erste große politische Kampf, der auf deutschem Boden unternommen wurde ohne die Beihülfe der Revolution. Wir wußten nicht, welche Kräfte ein solcher Kampf erfordere. Es wurde vorausgesetzt, daß die Regierung vor der imposanten Mehrheit, die ihr die Mittel zur Regierung verweigerte, die Segel streichen werde. Es schien selbstverständlich, daß sich die Regierung vor dem Prinzip der Majoritätsherrschaft, das sich so ganz von selbst aus der Natur eines freien Staats ergebe, beugen müsse. Was man thun werde, wenn sie ihre Position nachdrücklich behaupte, wenn sie dem Willen der Wähler rücksichtslos die Mittel der ihr zur Verfügung stehenden Macht entgegen stelle, davon war wohl kaum die Rede.

Wir wissen heute Alle, wie dieser Kampf verlaufen ist. Das preußische Abgeordnetenhaus hat Jahr für Jahr die Gelder verweigert und die Regierung hat fort regiert. Den Abgeordneten haben sich zahlreiche städtische Gemeinden zugesellt und die Regierung hat diese ignorirt wie jene. Allmählich hat sich des preußischen Volkes ein tiefgehender Gegensatz gegen die Staatsgewalt bemächtigt und bei jedem Anlaß immer lauteren Ausdruck gefunden, der leitende Minister des Staats hat das Seinige gethan, um diesen Gegensatz zu gewaltsamen Explosionen zu reizen, aber die stärksten Verstöße gegen das unzweifelhafte Landesrecht haben das Land nicht einen Augenblick aus passivem Dulden aufzurütteln vermocht. Dann hat der Tod des Dänenkönigs dem preußischen Volk das der Kleinstaaten

zu Hülfe kommen lassen und ein Jahr lang ist ganz Deutschland erfüllt gewesen mit dem einmüthigen Ruf: nieder mit Bismarck! und Bismarck ist immer mächtiger geworden. Mehr noch. Die schleswig-holsteinische Bewegung hat in den Mittelstaaten die ganze Kraft der liberalen Meinung aufgerufen, diese Kraft ist in Conflict gerathen mit denselben Regierungen, welche unmittelbar darauf die kläglichste Ohnmacht offenbaren sollten, und sie hat sich ohnmächtiger erwiesen als diese Ohnmacht. Bismarck ist durch die Angriffe des Liberalismus mächtig geworden und die mittelstaatlichen Minister haben ihnen ohne besondere Anstrengung widerstanden. Es ist an einem höchst merkwürdigen Beispiele klar geworden, daß die Einmüthigkeit der deutschen Volksmeinung wenig bedeutet, wenn sie sich in der bisherigen Weise äußert und zwischen der Kraft ihrer Action und der Größe ihrer Ziele eine so ungeheure Differenz besteht wie bisher.

Die Bewegung, welche sich des deutschen Liberalismus seit 1862 bemächtigt hat, ist erfolglos geblieben, weil ihr ein sehr geringes Maß wirksamer politischer Kraft inne wohnte und sie zugleich einen Zustand herbei führen wollte, den selbst die größte Kraft vergebens erstrebt haben würde. Fragen wir nach den Mitteln, welche in Preußen und in verschiedenen anderen Staaten benutzt sind, um feindselige Regierungen zu beseitigen, so können wir kurz sagen, es waren wesentlich Mittel der Agitation. In der Presse, in Vereinen und Versammlungen wurden die Fragen der Tagespolitik lebhaft verhandelt, in weiten Kreisen des Publicums eine wesentlich übereinstimmende Ansicht erzeugt und dann diese Ansicht in Kundgebungen der verschiedensten Art ausgesprochen. Hätte es sich um Fragen der Religion oder der Erkenntniß gehandelt, so wäre diese Thätigkeit unzweifelhaft eine ebenso zweckmäßige als wirksame gewesen. Denn da ist die Hauptsache, daß eine gewisse Ueberzeugung oder Einsicht möglichst ausgebreitet wird. Für die Politik dagegen bedeutet das einen allerdings wichtigen und unerläßlichen Anfang, aber nicht mehr. Ja, wenn man bei diesem Anfang stehen bleibt und keine praktischen Consequenzen daraus zu ziehen weiß, so hat man unter Umständen einen Anfang nicht zum Besseren, sondern zum Schlechteren ge-

macht. Wenn die Wähler eines großen Staates wiederholt in ihrer Mehrheit ein Regiment für verfassungswidrig, staatsverderblich erklären und es dabei bewenden lassen, daß diese Erklärung keinen Effect hat, so fügen sie der öffentlichen Moral und der gesunden Entwickelung des Staats einen schlimmeren Schaden zu, als wenn sie sich resignirten, mit einem solchen Regiment ein leidliches Abkommen zu treffen. Denn durch ein solches Verfahren wird das Wesen des Staatslebens gefälscht, die sittliche Kraft eines Volkes untergraben, die Würde desselben erniedrigt, besonders, wenn das Verfahren mit so enthusiastischem Pathos verbunden ist, wie es bei uns in den letzten Jahren Mode geworden war. Wir haben unzählige Male das wenig erbauliche Schauspiel erlebt, daß große Versammlungen, ja die Vertreter unserer höchsten politischen Körperschaften Forderungen mit einem Nachdruck stellten, als würde die Nation unmittelbar auf die Weigerung mit einer gewaltigen Erhebung antworten, und dann die vollständige Folgenlosigkeit des großen Actes mit einem Gleichmuth hinnahmen, als hätten sie es gar nicht anders erwartet. Ohne Zweifel wäre es nicht nur schwierig, sondern höchst gefährlich gewesen, wenn das preußische Abgeordnetenhaus den Versuch gemacht hätte, gegen den Verfassungsbruch die Gewalt des Volkes aufzurufen. Aber wenn dieses Volk sich nicht in der Lage befand, die Mittel zu den verweigerten Ausgaben zurück zu halten, so mußte man eben die Ausgaben nicht verweigern. Hielt aber das Haus es für seine Pflicht, den Conflict auf diese Spitze zu treiben, nun wohl, dann mußte es dafür sorgen, daß die Wähler den Handel mit derselben unbeugsamen Energie ausfochten, welche die Regierung ihrerseits entwickelte, und die Führer im Hause hatten die natürliche Pflicht die Führer zu sein im Kampf der Thaten wie in dem der Worte. Es ist ein sehr löblicher Grundsatz, in der Wendung: „mit allen gesetzlichen Mitteln“ von vorn herein eine Bürgschaft zu geben für seinen streng gesetzlichen Sinn; dann muß man sich aber auch hüten, nicht Ziele aufzustecken, die nun eben einmal mit gesetzlichen Mitteln nicht erreicht werden können. Aber mit frohem Sinn eine Situation herbei führen, deren nächste Phase über die Linie des Gesetzes hinaus schreiten muß, und dann, wenn diese Phase eingetreten ist, das Gesetz wie

einen unantastbaren Wall vor sich aufpflanzen, das ist eine Harmlosigkeit, die sich für den Ernst der Politik nicht ziemt. Eine solche Taktik beweist nicht Achtung vor dem Gesetz, sondern Scheu vor den natürlichen Folgen dessen, was man gethan. Sie compromittirt das Gesetz wie den, der es über Alles zu achten behauptet.

Jede große Agitation in einer Lage, wie die Preußens im Jahr 1863 wurde, hat die Tendenz, einen Zustand herbei zu führen, in dem sich eine Regierung nicht mehr behaupten kann. Hat die Mehrzahl der politisch thätigen Bürger die Ueberzeugung gewonnen, daß die Steuern widerrechtlich erhoben werden, so muß sie dafür sorgen, daß diese Rechtsverletzung unmöglich werde. Es ist ein Irrthum zu meinen, daß das eine allgemeine Steuerverweigerung erfordere. Aber Männer, die im Vordergrunde der öffentlichen Achtung stehen, in denen der große Kampf gewissermaßen personificirt ist, deren Existenz mit Ausgang dieses Kampfes verflochten ist, sie dürfen es nicht fürchten, ihre Existenz an diesen Kampf zu setzen. Nur der Beweis, daß den Worten die entsprechenden Handlungen folgen, giebt in der Politik den Worten Werth. Nur das Beispiel der Führer, daß sie für ihre Ueberzeugung einstehen mit ihrer ganzen Persönlichkeit, daß für sie das: „mit Gut und Blut" keine Redensart, sondern bitterer Ernst ist, nur dieses Beispiel kann ein Volk mit der handelnden Energie erfüllen, vor der keine Regierung Stand hält. Ich bin weit davon entfernt zu sagen, daß das preußische Volk Ursache hatte, seine trotz allem Verfassungsconflict geordnete Existenz, seine trotz aller Budgetlosigkeit vortreffliche Finanzlage, die Blüthe seiner Industrie und seines Handels, die trotz allem Junkerregiment hoffnungsreiche Entwickelung seiner Staatskraft auf's Spiel zu setzen, den theoretischen Kampf zwischen Volk und Regierung in einen thatsächlichen zu verwandeln, um die Armeereform zu beseitigen, die Auslegung des Artikel 99 der Verfassung zu sichern, dem Herrenhause eine andere Zusammensetzung zu geben u. s. w. Ich bin vielmehr der Meinung, daß der Gesammtzustand des preußischen Staates jeden derartigen Versuch unmöglich machte, weil bei diesem Zustande das Volk sich gar nicht in der Stimmung befinden konnte, aus der allein der Entschluß keimt,

Alles an den Sturz einer Regierung zu wagen. Ein Volk, das täglich reicher wird, macht keine Revolution. Aber war denn diese Lage ein Geheimniß für die Männer, welche im Herbst 1862 die noch mögliche Verständigung zurück wiesen? Verfügten sie nicht über die Mittel, Herrn v. Bismarck zu entfernen, so mußten sie auf die von ihm gemachten Anträge eingehen.

Nicht nur, weil sie sonst Gefahr liefen, schließlich unter sehr viel schlechteren Bedingungen Frieden machen zu müssen, als sie jetzt erlangen konnten, sondern auch deshalb, weil eine extreme Agitation, die ihr Ziel nicht erreicht, ja an das Ziel nicht einmal die letzte Kraft setzt, die Volksrechte in der gefährlichsten Weise blos stellt. Denn eine solche Agitation, die das Volk daran gewöhnt, jahrelang die stärksten Worte zu gebrauchen, seiner Regierung dauernd in heftigster Opposition gegenüber zu stehen, ohne irgend etwas auszurichten, läuft Gefahr, die politische Kraft des Volkes in politische Geschwätzigkeit aufzulösen. Eine solche Agitation ist nur geeignet, in einem Volke die Achtung, das Vertrauen auf sich selbst zu untergraben, in den Gegnern aber den Respect vor dem Volke und seinen Vertretern auszutilgen. In der That haben wir es erlebt, daß Herr v. Bismarck dem Abgeordnetenhause das Aeußerste an Geringschätzung bot, was wohl je in parlamentarischen Kämpfen vorgekommen ist. Hätte er das gewagt ohne die vorausgegangenen Erfahrungen, welche ihm bewiesen, daß Worte das Aeußerste waren, was er zu fürchten hatte? Später kam das Kölner Abgeordnetenfest. Franzosen, Engländer und Italiener meinten, da werde die Sache endlich zur Entscheidung geführt werden. Ich wünschte, die Herren, welche dieses Fest arrangirt hatten, wären in den nächsten Wochen im Auslande Zeugen der Geringschätzung gewesen, mit der die Nationen Europas von Deutschland redeten. Und wurden wir nicht mit Recht übel angesehen? War es geeignet, uns die Achtung der Welt zu erwerben, daß mitten in dem bittersten Ernst des größten Kampfes, den ein Volk kämpfen kann, des Kampfes um sein Recht, unzählige Städte von lautem Festjubel widerhallten, daß wir, wo es galt zu handeln, uns mit dem Reden und Trinken begnügten? Daß wir, nachdem wir so oft die Erfahrung gemacht

hatten, wie gründlich die Kundgebungen unserer Vereine und Versammlungen ignorirt wurden, immer wieder mit Adressen und Resolutionen aufzogen und die ganze Steigerung unserer Energie darin bestehen ließen, daß wir um so mehr forderten, je weniger wir erreichten? Wenn ein Mann in seinen Privatgeschäften für einen Zweck Gut und Blut einzusetzen verspricht und dann weder den Zweck erreicht noch Blut oder nur Gut verliert, so hört er auf für uns respectabel zu sein. Wir sagen: er ist ein Prahlhans. Gilt das für ein Volk nicht? Und kann es eine Partei, der die Majestät des Volkswillens das Höchste ist, verantworten, wenn sie ihre Gegner diesen Willen nicht mehr fürchten lehrt? Ich fürchte, die Demokratie wird lange und schwer darunter leiden, daß sie so eclatant ihr Unvermögen dargethan hat, in äußersten Fällen zum Aeußersten zu greifen.

Aber sind denn nicht alle diese Vorwürfe durchaus unmotivirt? Wo wurde denn je, wird man einwenden, von der Fortschrittspartei eine revolutionäre Tendenz bekannt? Stellte sie sich nicht immer auf den Boden der Verfassung, perhorrescirte sie nicht stets jede Gewalt? Freilich war das wohl fast immer ihre Praxis, aber ihre Theorie widersprach derselben. Das Programm der Partei umfaßte eine so fundamentale Umgestaltung der preußischen Staatsordnung, daß sie in den Grenzen der Verfassung unmöglich realisirt werden konnte. Die Macht der Krone, die bisher in Preußen der entscheidende Factor gewesen war, sollte dem Votum der Landesvertretung untergeordnet werden und zwar dem Votum der gewählten Abgeordneten. Das parlamentarische Princip sollte Wahrheit werden und zwar so, daß nicht der Adel, sondern das Bürgerthum der Träger desselben werde. Zugleich mit der Krone sollte der Adel, und zugleich mit beiden sollte Bureaukratie und Armee merklich herab gerückt werden. Und zwar wurde das, irre ich nicht, so in's Auge gefaßt, daß nicht der Proceß einer langen allmählichen Entwickelung, sondern der Sieg in dem vorliegenden Verfassungsconflict alle diese tief greifenden Veränderungen bringen sollte. Ein Sieg aber, der das vermöchte, muß ein den Feind zermalmender sein und solche Siege werden nur in Revolutionen, nicht auf dem Wege der Rechtsdeduction, der parlamentarischen Debatte errungen. Die ganze diesem

Programm zu Grunde liegende politische Anschauung schloß den langsamen, mühseligen Weg der Vergleiche, der Compromisse aus. Auf diesem Wege konnte man im Frühling 1862 Beträchtliches erreichen; man verließ ihn und schickte sich zum Sturm an.

Aber nicht nur die Theorie schloß eine mehr oder weniger revolutionäre Taktik in sich, sondern die Praxis acceptirte dieselbe. Ich habe schon gezeigt, daß eine Partei, welche sich in einer Lage wie der damaligen Preußens wesentlich auf Agitation stützt, an und für sich eine revolutionäre Tendenz bekennt. Vollends, wenn diese agitatorische Methode nicht nur in den Wählerversammlungen, in Presse und Vereinen befolgt, sondern auf das parlamentarische Feld selber übertragen wird. Eine Parlamentspartei, welche wirklich auf constitutionellem Boden steht, beobachtet eine durchaus andere Kampfart, als sie in dem preußischen Abgeordnetenhause Sitte wurde. Wenn sie einmal die Erfahrung gemacht hat, daß mit den größten Mehrheiten gefaßte Beschlüsse nichts effectuiren, so legt sie auf derartige Dinge geringen Werth. Sie läßt die starken Worte, die glänzenden Debatten zur Seite und sucht den Feind durch geschickte Combinationen aus seiner Stellung heraus zu manövriren. Eine solche Taktik setzt aber genau die entgegengesetzte Parteiorganisation voraus, wie die in Berlin üblich gewordene. Sie ist nur möglich, wenn die Partei wirklich geführt wird, wenn die Führer die Autorität haben, wichtige Beschlüsse fassen zu können, ohne daß Wochen lang darüber in großen Fractionsversammlungen debattirt wird. Es ist ein politischer Widersinn, jedes Manöver abhängig zu machen von einer Discussion unter hundert und mehr Personen. Denn es liegt in der Natur der Dinge, daß viele der wichtigsten politischen Thatsachen nur von Wenigen gewußt werden können, ebenso wie nur Wenige eine verwickelte Situation wirklich übersehen und noch Wenigere sie handelnd zu dominiren verstehen. Eine Partei, die sich nicht der Führung Einzelner unterzuordnen vermag und zwar in dem Maße, daß diese in gewissen Momenten auf eigene Verantwortung handeln und die wichtigsten Entscheidungen herbei führen können, darf von vorn herein auf große Erfolge verzichten, wenn sie nicht eben durch fortgesetzte Agitation die

Massen bewegen will, nicht gesetzliche Mittel anzuwenden. Vor Allem in einem Kampfe, wie der zwischen dem Abgeordnetenhause und Herrn v. Bismarck war. Hier galt es, der Person die Person entgegen zu stellen, nicht dem Dictator die souveräne Masse. Da der Vortheil der Macht unbedingt auf der Seite des Gegners war, konnte nur das überlegene Geschick der Kriegführung den Sieg bringen. Hier aber hatte allein der Mächtige Strategie und Taktik und die Schwachen erfreuten sich der größten Confusion, wie sie von Massenherrschaft unzertrennlich ist. Die Absichten und Gedanken der Fortschrittspartei wurden lange vor dem Kampfe aller Welt mitgetheilt und die Regierung wußte immer ganz genau, wo und wie der Angriff erfolgen werde. Hat eine solche Kriegskunst je Siege errungen? Aber auf diesem Wege kann man nicht nur nicht siegen, sondern auch unmöglich in die Verfassung kommen, einen Sieg zu benutzen. In der Politik siegen heißt zur Herrschaft kommen. Eine Partei, für die der Sieg eine Bedeutung haben soll, muß in der Lage sein, die Regierung zu übernehmen, d. h. sie muß Führer haben, welche eine Regierung bilden können. Hatte die Fortschrittspartei solche Männer? Ja hatte sie irgend eine Aussicht, bei ihrer Parteipraxis je solche Männer zu erhalten? Ich glaube nicht, daß ein Mann von großer politischer Fähigkeit sich einer Parteidisciplin unterordnet, welche darauf hinausläuft, die Masse zum Herrn und die sogenannten Führer zu ihren Dienern zu machen, und ich glaube ebenso wenig, daß unter einer solchen Massenherrschaft wirkliche Capacitäten sich bilden. Wer die Geschichte der letzten Jahre überblickt, wird wohl finden, daß diese unrichtige Parteiorganisation, welche die gesammte deutsche Partei mit der preußischen mehr oder weniger theilte, sehr wesentlich dazu beigetragen hat, alle unsere liberalen Bestrebungen mit Unfruchtbarkeit zu schlagen. Eine Partei, deren Führer von der Partei geführt werden, ist dazu verurtheilt immer geschlagen zu werden. Sie hat nur eine Chance des Sieges: wenn sich die Masse mit physischer Gewalt auf den Gegner wirft, d. h. Revolution macht.

Gervinus hat von dem neunzehnten Jahrhundert ausgesagt, es setze die Thätigkeit und die Macht der Vielen an die Stelle der beherrschenden Wirkung Einzelner, sein Charakter

sei demokratisch, es schließe die aristokratische Präponderanz aus. Vom deutschen Liberalismus unserer Zeit läßt sich das allerdings im höchsten Maße sagen. Es fragt sich nur, ob das eine rühmliche und wünschenswerthe Eigenschaft ist. Ich behaupte, so lange er in dieser einseitig demokratischen Weise unter der Herrschaft monarchischer Staatsformen operirt, wird er darauf verzichten müssen, seine eigenen Gedanken je selbst zu realisiren, d. h. mit voller Kraft in das Staatsleben einzugreifen. In die Arbeit, gewisse Ideen zu verbreiten, können und müssen sich Tausende theilen, aber sie können sich unmöglich je in die Executive eines modernen Staats theilen und nur die Executive führt politische Ideen in's Leben. Bei uns ist bisher der Verlauf so gewesen, daß die Liberalen gewisse Forderungen aufstellten und so weit vertraten, daß es unmöglich war, sie länger abzuweisen, dann aber nicht liberale, sondern conservative Regierungen die praktische Ausführung übernahmen. Der einzige große, glänzende Sieg des Liberalismus, den unser Jahrhundert kennt, wurde in Italien erfochten. In Italien aber, meine ich, halfen die Vielen in folgsamer Unterordnung dem Einen und dieser Eine, der wirklich siegte, war ein Aristokrat. Die wahrhaft entscheidenden Impulse gingen nicht von dem italienischen Volke, auch nicht von irgend einer italienischen Partei, sondern von Cavour aus. Er ließ Italien am Krimkriege Theil nehmen, er schuf die Allianz mit Frankreich, er führte den rettenden Krieg herbei. Solche Wendungen kann nur ein Einzelner vorbereiten und vollziehen und sie sind es, welche in der Politik dem mächtigen Drange eines Volkes die Kraft geben, das Ziel zu erreichen. Gewiß ist unsere Zeit in wichtigen Beziehungen von demokratischen Tendenzen beherrscht, aber eben dieser demokratische Charakter macht ihr hervorragende Einzelne nur um so unentbehrlicher. Denn die Demokratie bedarf des Hauptes. Nur Aristokratien können die Masse der Auserlesenen eine Collectivthätigkeit üben lassen. Ein Vergleich der neuesten Geschichte Frankreichs und Englands zeigt die Wahrheit dieses Satzes mit handgreiflicher Deutlichkeit.

Wir sahen früher, wie die liberale Opposition in den Kleinstaaten, weil sie dazu verdammt war Opposition zu bleiben, einen überwiegend verneinenden Charakter annahm.

Wer fort und fort nichts kann als zu dem, was geschieht, nein sagen, wem der Gedanke fern liegt, wie er einmal ja sagen werde, der kommt zu den Dingen in eine schiefe unnatürliche Stellung. Vor Allem gilt das von der Politik, welche einen durchweg positiven Charakter hat. In ihr ist das Verneinen nur dadurch berechtigt, daß ein Unrichtiges beseitigt werden muß, um an seiner Stelle das Richtige aufzubauen. In ihr muß die Kritik dem schaffenden Thun absolut untergeordnet sein. Denn das mittelmäßigste Handeln ist für den Staat fruchtbarer als die bewundernswürdigste aber unthätige Kritik. Freilich liegt einem in der Theorie großgewordenen Volke wie dem deutschen die Gefahr sehr nahe, auch in der Welt des Handelns mehr seinen urtheilenden Verstand als seinen handelnden Willen wirken zu lassen, aber gerade einem solchen Volke muß auch diese Gefahr besonders gefährlich werden. Denn indem es an den Erscheinungen der rauhen und immer höchst unvollkommenen Wirklichkeit eine ideenhafte Kritik übt, schiebt es die Pflicht von sich ab, in Zuständen thätig zu werden, die es als höchst kläglich erkannt hat. Der Mann der philosophischen Speculation oder der gelehrten Forschung oder der künstlerischen Einbildung oder der häuslichen Moralität bringt zu den politischen Thatsachen einen Maßstab mit, dem sie eigentlich nie genügen können. Sehr lange bestand in Wahrheit unsere Theilnahme am Staat wesentlich darin, ihn durch unsere absolute Kritik uns vom Halse zu halten, und wenn wir doch einmal uns verführen ließen, in ihm handeln zu wollen, machten wir rasch so entmuthigende Erfahrungen über die Unmögligkeit, in ihm die ebenso erhabenen als reinen Ideale unserer Brust zu verwirklichen, daß wir uns bald wieder darauf resignirten, diesen Idealen in der keuschen Stille unseres Hauses zu leben. Solche Natur und Gewöhnung mußte unter uns dem abwehrenden Verneinen ein bedauerliches Uebergewicht geben über das bessernde Thun. Unsere gutmüthige und devote Art ließ sich diesen Hang freilich lange in höchst harmlosen Formen äußern; bis tief in die vierziger Jahre wehrte er mehr die Opposition ab, die uns schwer befriedigen konnte, als daß er das Bestehende angriff, und bis auf den heutigen Tag leidet jede Opposition bei uns empfindlich darunter, daß sie den Einen zu viel, den

Andern zu wenig thut, was dann beide bestimmt, sich lieber passiv zu verhalten als sich an einer Thätigkeit zu betheiligen, mit der sie nicht bis in's kleinste übereinstimmen.

Als aber einmal der patriotische Eifer in uns fuhr wie 1848 und 1859 und die bei uns mächtigste politische Triebfeder, die schwärmerische Begeisterung für die Größe und Herrlichkeit des Vaterlandes, uns mit gewaltigem Stoß auf die Armseligkeit unserer wirklichen Zustände schleuderte, da wurde in uns eine seltene Begabung offenbar, Alles, was von oben geschah und Alles, was bestand, kritisch zu verarbeiten und diese theoretische Opposition gewann einen um so kühneren Flug, als uns eigentlich noch immer der Gedanke ziemlich fremd war, uns nun selber einmal in schöpferischen Thaten zu versuchen. Das erfuhr das Ministerium Auerswald. Welche erfreuliche Veränderung hatte Preußen seit dem Herbst 1858 gewonnen! Aber wie unendlich viel herrlicher hatte sich der Enthusiasmus des der neuen Regierung zujubelnden Volkes diese neue Aera ausgemalt! Der Abstand von diesem Phantasiegebilde wurde immer peinlicher und er wirkte um so aufregender, als das Gedächtniß an die Prüfungen unter dem Manteuffel'schen Regiment rasch verlöschte. Denn wir haben die Gewohnheit in Tagen einer häßlichen Reaction uns in unsere Häuslichkeit zurückzuziehen. Erst wenn draußen ein blauer Himmel lacht, kommen wir zum Vorschein: wehe, wenn dann den Aether einiges leichte Gewölk verschleiert! Daß eben noch Sturm und Regen tobte, haben wir fast vergessen, denn wir hüteten uns wohl, solchen Unbilden unsere empfindliche Haut auszusetzen. — Wir sahen, wie die oppositionelle Stimmung unter dem liberalen Ministerium wuchs. Nun kam gar das Junkerregiment! Nun sprach die Regierung in Ausdrücken und mit Argumenten, welche jedes bürgerliche Bewußtsein tief verletzten. Dann fielen Excesse vor von betrunkenen Soldaten und liederlichen Officieren. Uns war zu Muthe, als habe sich so Unerhörtes nie zugetragen. Endlich griff die Regierung nach allen Seiten mit rücksichtsloser Gewalt durch, mit einer Gewalt, die oft den Verdacht erweckte, als wünsche sie zu verletzen und zu reizen. Niemand kann sich wundern, daß das Publicum mit einer schonungslosen Kritik nun seinerseits Allem sich entgegen stellte was geschah.

Die Hoffnung, dieses Unwesen zu beseitigen, wurde bald sehr schwach; man überließ sich um so mehr dem Vergnügen, dem weh zu thun, der die öffentliche Meinung so empfindlich beleidigt hatte. Man freute sich an den starken Worten der parlamentarischen Debatten, an den scharfen Beschlüssen, welche das verhaßte Regiment trafen, und verlor allmählich das Bewußtsein, daß dieses Regiment nun doch leider einmal den Staat vertrat, daß man oft diesen traf, wenn man jenes schlagen wollte.

In Baden hatte diese systematische Opposition einst den Bestand des Staats dermaßen erschüttert, daß er die Beute einer traurigen Revolution wurde. Auch die Opposition der preußischen Fortschrittspartei kam mehr und mehr in Gefahr, dem Staat weh zu thun, um einer verhaßten Regierung zu schaden. Es ist wenigstens die Meinung weit verbreitet, daß sie mehr als einmal wichtige Staatsinteressen verletzt habe, weil die Regierung, welche für den Staat Mittel forderte, ihr zuwider war. Man hat es außerhalb Preußens z. B. nicht billigen können, daß sie wiederholt die Gelder für das Flottenwesen verweigerte. Man hat es sehr entschieden tadeln müssen, daß sie, als der dänische Krieg unerläßlich geworden war, zurück hielt, weil sie es mehr fürchtete, daß die Regierung und die Armeereform sich im Kriege bewähren und befestigen möge, als daß Preußen einen unvergleichlichen Moment unbenutzt lasse. Endlich hat sie in diesem Sommer das Interesse der Partei über das des Vaterlandes in einem Maße gestellt, das ihr die preußische Geschichte schwerlich verzeihen wird. Hier hätte eine preußische Partei durchaus nicht in die Irrwege der kleinstaatlichen Opposition gerathen dürfen. Denn sie war verantwortlich für die Größe und Macht ihres Staats, eines wirklichen Staats, desjenigen Staats, auf dem auch nach ihrer Meinung das Wohl der ganzen Nation beruhte. In Baden oder Sachsen mochten die Liberalen in der Hitze des Kampfs die Pflicht gegen den Staat aus den Augen verlieren, denn was bedeutete er? In Preußen aber war es ein schwerer Verstoß, auch nur vorübergehend eine Taktik zu befolgen, welche dem Staate weh that und die Feinde stärkte. In Preußen, meine ich, durfte nie vergessen werden, daß neben der inneren

eine auswärtige Politik stand, daß der Staat in Deutschland und Europa große Aufgaben zu erfüllen habe, Aufgaben, an denen die Partei selber das stärkste Interesse hatte. Denn in gleichem Maße wie der innere Conflict wuchs die Spannung mit den deutschen Gegnern. Augenscheinlich nahte der Moment einer großen Entscheidung über die preußischen und deutschen Geschicke. In den Herzogthümern stand der Gewinn oder Verlust eines unendlich wichtigen Gebiets auf dem Spiele. Die inneren Fragen traten für jedes unbefangene Urtheil in den Hintergrund. Da war es doch gewiß nicht an der Zeit, die Opposition von jeder Rücksicht auf diese großen Aufgaben der Macht und der Existenz zu entbinden und außer Acht zu lassen, wie das, was man gegen den inneren Feind thue, auf den auswärtigen wirke. Leider aber kam es so, daß die Sprache der liberalen Presse und der liberalen Abgeordneten mit Wonne von denen vernommen wurde, welche draußen ihre Waffen gegen Preußen schmiedeten, daß diese Sprache in den deutschen Kleinstaaten auch die Freunde Preußens mehr und mehr in's feindselige Lager trieb. Freilich trug hier die Regierung ihrerseits die schwerste Schuld. Aber die Fehler einer Regierung entbinden die Opposition nicht von der Verantwortung für ihre eigenen Mißgriffe. Und die preußische Opposition sprach und schrieb so von ihren heimischen Zuständen, daß draußen die allgemeine Ansicht entstand, Preußen erliege einer schrecklichen Fäulniß und werde bei dem ersten Stoß zusammen brechen wie ein morsches Gebäude. Jeder Bewohner eines Zwergstaats dankte dem Himmel, daß er ihn vor so entsetzlichen Zuständen bewahre. Entsprach dieses von der Opposition entworfene Bild auch nur von ferne der Wirklichkeit? Und entsprach es dem Interesse des liberalen Bürgerthums in Preußen, daß die Welt sich mit Abscheu erfüllte gegen Preußen?

Ich habe gern eingeräumt, daß die Fortschrittspartei, als sie 1862 auf den Kampfplatz trat, diejenigen Forderungen auf ihre Fahne schrieb, welche von der großen Mehrzahl der preußischen und deutschen Liberalen erhoben wurden. Sie gab mit ihrem Programm den herrschenden Stimmungen und Ansichten

einen in der Hauptsache getreuen Ausdruck. Sie ging zwar, wie wir sahen, von einer irrigen Schätzung der gegenseitigen Kräfte aus, aber bis dahin hatte die Regierung wenig von der Energie und dem Geschick bewiesen, das sie später entwickelte. Die Partei irrte, aber dieser Irrthum konnte entschuldigt werden. Wie stand es dagegen, als der preußische Landtag im Januar 1865 zusammen trat? Preußen und Deutschland hatten eine Reihe der bedeutsamsten Erfahrungen gemacht, welche den ursprünglichen Voraussetzungen der Fortschrittspartei sammt und sonders mit vernichtender Kraft entgegen traten. Die erbitterte Opposition, welche seit dem Tode des Dänenkönigs die Liberalen der deutschen Kleinstaaten mit der Fortschrittspartei vereinigt hatte gegen das verhaßte Bismarck'sche Regiment, hatte sich ebenso ohnmächtig erwiesen wie das Widerstreben der preußischen Liberalen im Innern. Mit größerer Wärme als je und mit größerer Einigkeit hatten die Deutschen das Recht der Herzogthümer und des von ihnen anerkannten Fürsten gefordert, und die Bewegung, welche alle deutschen Staaten erfüllte, war in den verschiedenen Stadien vollständig gescheitert. Zuerst hatte sie sich vergeblich bemüht, die Mittelstaaten zu einem kräftigen und rechtzeitigen Vorgehen zu bestimmen. Dann hatte sie mit eben diesen Staaten gemeinsame Sache gemacht gegen die Willkür der Großmächte; Alles, was in Deutschland von politischer Kraft war, stand in dichten Schaaren gegen die Bismarck'sche Politik: sie schritt, kaum ein wenig gehemmt durch die zahllosen Gegner, ruhig und sicher auf ihr Ziel los, an dessen Erreichung sie die Mißgunst der europäischen Mächte ebenso wenig zu hindern vermochte. Zwei bedeutsame Thatsachen standen danach im Herbst 1864 fest: der Kampf um Schleswig-Holstein hatte dem deutschen Liberalismus eine empfindliche Niederlage, und er hatte zugleich der deutschen Nation einen folgenreichen Sieg eingetragen. Mit den Verwünschungen der deutschen Patrioten beladen, hatte Graf Bismarck zum ersten Male seit Jahrhunderten den deutschen Grenzen eine wichtige Erweiterung verschafft. Eine an sich freilich für die preußische Macht nicht schwierige Aufgabe, der Kampf mit Dänemark, war durch die Complicationen der inneren preußischen und deutschen Politik

und die Abneigung Europas zu einer Angelegenheit geworden, an der ein ganzer Mann seine Klugheit und Kraft wohl erproben konnte. Graf Bismarck hatte diese Probe ebenso glänzend bestanden, wie alle seine Gegner, die preußische und deutsche Opposition, die Kleinstaaten, der Bundestag und Oesterreich hinter den bescheidensten Erwartungen zurück geblieben waren. Preußen stand wieder als anerkannte Macht in Europa da, und nur die Leidenschaft konnte verkennen, daß an dieser ruhmvollen Erhebung Graf Bismarck ein ganz hervorragendes persönliches Verdienst habe, und neben ihm diejenige Einrichtung, welcher nächst dem Minister die Spitze der Opposition zumeist zugekehrt war, die Armeereorganisation. Freilich bemühte sich die Presse der Fortschrittspartei, den Nachweis zu führen, daß diese Reform an den großen Leistungen der preußischen Armee in Schleswig gar kein Verdienst habe; aber während Europa zu dieser Armee, wie sie war, mit großem Respect auffsah, hatte die Behauptung, daß eine andere Armee sich ebenso ausgezeichnet geschlagen haben würde, wenig zu bedeuten. In der Politik entscheiden nun einmal Thatsachen und nicht Hypothesen.

Es war unverkennbar, das Ministerium Bismarck hatte das Ansehen und die Bedeutung Preußens, seit die Lage dieses Staates die kläglichste von der Welt geworden sein sollte, in einem Maße gehoben, wie man es seit fünfzig Jahren immer wieder, aber immer vergeblich ersehnt hatte. Und wenn man den Ruhm des Ministerpräsidenten in der schleswig-holsteinischen Sache durch die verschiedenartigsten Ausstellungen mindern konnte, durch den Hinweis auf sein anfängliches Schwanken, auf die schlimmen Widersprüche, in die er sich verwickelt, auf seine Verachtung des Rechts, auf den wesentlich militärischen Charakter der Aufgabe, so mußte die unter den Liberalen verbreitete Geringschätzung seiner wirklich staatsmännischen Fähigkeiten doch ernstlich in's Gedränge kommen durch die Erwägung, daß der Erfolg in Schleswig-Holstein keineswegs isolirt stehe, daß der Minister vielmehr in einer ganzen Reihe von Fällen ähnlich reussirt habe. Für das Recht Kurhessens war Jahre lang von dem Ministerium Auerswald, von den Volksvertretungen fast aller deutschen Staaten umsonst gekämpft worden.

Herr v. Bismarck schickte den berühmten Feldjäger nach Kassel und in wenigen Tagen war der Eigensinn des Kurfürsten gebrochen. Aus Anlaß der polnischen Insurrection hatte das Bündniß Preußens mit Rußland den Abscheu der liberalen Meinung Deutschlands und Europas erweckt und eine Coalition dreier Mächte fürchten lassen: das Bündniß erreichte sein Ziel. Als der innere Conflict mit frischer Kraft wüthete, versuchte Oesterreich mit den Mittelstaaten, das wie man meinte gelähmte Preußen auf dem Frankfurter Fürstentage zu demüthigen: das pomphaft in Scene gesetzte Manöver nahm ein klägliches Ende. Eben war Oesterreich empfindlich zurückgewiesen, da sah man es zum Staunen aller Welt Hand in Hand mit demselben Preußen nach Schleswig gehen. Daß Oesterreich und Preußen dieselben Wege wandelten, hatte man oft genug erlebt; daß aber nicht Oesterreich, sondern Preußen führte, das bildete eine ganz neue Erscheinung. Und während Oesterreich in Schleswig die Politik und die Interessen Preußens machte, versuchte es in der Angelegenheit des französischen Handelsvertrags Preußens Wege zu durchkreuzen, auch hier wieder von den Mittelstaaten eifrig unterstützt. Aber das Resultat war nicht anders als auf dem Fürstentage. Preußen siegte in dieser wie in allen anderen Fragen vollständig.

Gewiß, dieser Summe bedeutsamer, für Preußen höchst erfreulicher Thatsachen gegenüber einfach an dem Satze festhalten, Graf Bismarck sei ein leichtsinniger Spieler, er werde Preußen sicher in's Verderben bringen, seine Beseitigung müsse nach wie vor mit allen Mitteln verfolgt werden, das verrieth viel Eigensinn, aber wenig Einsicht. Man hat sich zwar bei uns gewöhnt, die sogenannte Consequenz als die höchste aller politischen Tugenden zu preisen, aber es bedarf doch nur eines etwas ernsten Nachdenkens, um zu erkennen, daß auch darin wieder eine jener unglücklichen Verwechslungen der Politik mit anderen rein innerlichen Geistesthätigkeiten zu Tage tritt, an denen wir so reich sind. Eine religiöse Ueberzeugung trotz allem Drang widriger Umstände festhalten, einem Freunde Treue bewähren, wie schlimm ihm das Geschick und die Menschen mitspielen, das ist gewiß wahre Tugend. Aber in der Politik nicht nur dasselbe Ziel, sondern auch denselben Weg zu ihm, unbeirrt um

die das Ziel wie den Weg bestimmenden Verhältnisse, behaupten wollen ist Thorheit. Denn in der Politik kommt es darauf an, nicht daß ich eine Absicht habe, sondern daß ich sie realisire. Darum zählt die Politik zu ihren wichtigsten Mitteln die Klugheit, die freilich geleitet werden soll von der Weisheit. Die Klugheit lehrt die zum Ziele führenden Wege richtig wählen und geschickt gehen, die politische Weisheit aber verlangt, daß ich immer klaren Blick behalte über die ganze Lage, daß ich nicht etwa den höchsten Zweck meines ganzen Strebens auf's Spiel setze, weil ein untergeordneter Zweck mir durch besondere Verhältnisse ein sehr lebhaftes Interesse abgewonnen hat. An jener Klugheit sind wir immer arm gewesen. Gegen diese Weisheit verstieß die preußische und die ganze deutsche Opposition seit dem ruhmreichen Ende des dänischen Kriegs schwer. Sie hatte die Herzogthümer auf einem anderen Wege befreien wollen als Graf Bismarck; aber sie war gar nicht dazu gekommen, diesen Weg nur zu betreten, durch die Schuld ihrer eigenen Schwachheit. Hatte es deshalb einen Sinn, die Befreiung selber fast als ein öffentliches Unglück zu beklagen? Sie hatte die Constituirung der Herzogthümer in einer anderen Weise gewünscht, als der preußische Minister. Das war gewiß eine wichtige Frage. Aber wichtiger als das Loos der Herzogthümer und der Herzogshut eines Prinzen war, daß Preußen und Deutschland aus der Befreiung der Lande vom dänischen Joch den vollen Gewinn ziehen. Man mochte deshalb die Agitation für das Selbstbestimmungsrecht Schleswig-Holsteins sehr weit treiben, aber man durfte nie so weit gehen, daß man über der Lebensform, welche die Herzogthümer in Deutschland gewönnen, ihr deutsches Leben überhaupt auf's Spiel setzte und über dem Gedeihen eines Theils das Wohl des Ganzen. Diejenigen, welche als ernste Männer aus der Natur des preußischen Staats und seiner Stellung zu Deutschland die Ueberzeugung geschöpft hatten, daß Deutschland nur durch Preußen zu einer gesunden Staatsordnung geführt werden könne, wie mochten sie es vor ihrer politischen Logik verantworten, daß sie um Schleswig-Holsteins willen Bündniß machten mit den gefährlichsten Gegnern Preußens? War es wirklich eine Lebensfrage für Deutschland, ob Schleswig-Holstein, das durch Preußen befreite,

mehr oder weniger unabhängig von seinem Befreier gestellt werde? Jedenfalls war es für Preußen nahezu eine Lebensfrage, daß es seine Macht auf der wichtigen Halbinsel fest und unangreifbar begründe, und diejenigen, deren deutsche Hoffnungen an Preußen hingen, durften für dieses preußische Interesse nicht gleichgültig sein. Dagegen die Gewaltthätigkeiten irgend eines gegenwärtigen preußischen Ministers oder Gouverneurs als entscheidendes Moment betonen, bewies doch in der That absolute Gedankenlosigkeit. Denn die großen strategischen und politischen Beziehungen zwischen jener Halbinsel und dem preußischen Staate waren immerwirkende Factoren der deutschen Politik, neben denen das häßliche Thun einzelner sterblichen Menschen gar nicht in Betracht kam.

Ein verständiger Mann hat bei all' seinem Handeln sorgfältig zu erwägen, welche Ergebnisse dasselbe voraussichtlich herbeiführen wird und je größer die Gegenstände sind, um die es sich handelt, desto gewissenhafter hat er in jedem Augenblicke zu bedenken, daß er für den Erfolg seiner Thaten verantwortlich ist. Wer einen bedrängten Freund durch ungeschickte Manipulationen zu Grunde richtet, der wird sich nicht damit entschuldigen können, er habe es für seine Pflicht gehalten, unbeirrt durch alle Wechsel der Verhältnisse einen vollen Anspruch zu vertreten, der im Beginn seiner Thätigkeit gewisse Chancen hatte. Das ist heute die Lage derjenigen, welche den Herzogthümern und dem Prinzen von Augustenburg unbeugsamen Widerstand gegen die preußischen Forderungen anpriesen und sie auch dann noch darin bestärkten, als für jedes unbefangene Auge die Unmöglichkeit klar lag, damit durchzudringen. Freilich, wenn es in der Politik darauf ankäme, 1865 dasselbe Dogma zu verkünden wie 1863, gegen einen siegreichen Feind dasselbe Verfahren einzuschlagen, wie gegen denjenigen, welchen man zu besiegen erwartete, an der Spitze einer demoralisirten Partei dieselben Ansprüche zu erheben, wie an der Spitze einer siegesgewissen, dann hätten wir in der schleswig-holsteinischen und in mancher anderen Sache Bewunderungswürdiges geleistet. Für jeden klaren Kopf liegt das Thörichte solchen Treibens auf flacher Hand und alle moralische Entrüstung, alles Rufen: Recht muß doch Recht bleiben, ändert daran gar nichts. Es

ist in der That die höchste Zeit, daß wir das Joch solcher banalen Phrasen, welche bei unserer moralischen, wesentlich in häuslichen und privaten Sphären entwickelten Gemüthsrichtung und unserem theoretischen Eigensinn für uns ganz außerordentlich gefährlich sind, endlich abschütteln. Wenn ein Mann, der in einem Rechtsstreit die besseren Rechtsgründe auf seiner Seite hatte, im Vertrauen darauf jede angemessene Anstrengung unterließ sie zu rechter Zeit und in rechter Weise geltend zu machen und in Folge davon den Proceß verlor, kehren dann verständige Menschen ihre Entrüstung gegen denjenigen, der durch größere Thätigkeit gewann, und ergehen sich in trostlosen Declamationen über den Verfall alles Rechts? Das Recht an sich hat in der Welt noch nie gesiegt, sondern stets nur das mit männlicher Tapferkeit und Klugheit vertretene. Wir aber schienen uns einzubilden, es genüge, in einigen hundert Versammlungen das Recht der Herzogthümer zu proklamiren, der Himmel werde dann schon die Freundlichkeit haben, den bösen Bismarck nieder zu schmettern. Aber es heißt bekanntlich: Hilf dir selber und der Himmel wird dir helfen. Der Himmel hat es noch nie mit sentimentalen Lamentationen, sondern stets mit männlichen Thaten gehalten. Das Recht, welches keine Energie in Bewegung zu setzen vermag, ist kein Recht, sondern Schein. Im geschichtlichen Leben kommen aber überhaupt ganz andere Potenzen zur Wirkung, als ein isolirtes juristisches Recht. Im Sinn der während der letzten Jahre unter uns verherrlichten Rechtstheorie wäre die ganze Geschichte ein einziger ununterbrochener Rechtsbruch. Keine Familie, kein Gemeindewesen kann sich nur acht Tage bewegen, ohne Rechte der Einzelnen dem Gesammtwohl unterzuordnen. Jeder Straßen- und Eisenbahnbau zertritt die Rechte Unzähliger; jeder Handelsvertrag beraubt Tausende, um Tausende zu bereichern. Niemand denkt mehr daran, in diesen Sphären das stramme Recht vertreten zu wollen. Aber in der Politik wollten wir diese monströse Begriffsverwirrung „mit Gut und Blut" d. h. mit bequemen Resolutionen, für die sich keine Hand rührte, aufrecht erhalten. Da sollte das Recht der Herzogthümer sich souverän über das Heil Deutschlands erheben, damit die unselige Macht des Particularismus vollends unangreifbar etablirt werde. Vor Allem handelte es sich doch

wohl um das Recht Deutschlands, endlich, endlich aus dieser Misère krüppelhafter Existenzen sich zu erheben, endlich das schreiende Unrecht der souveränen Dynasten zu brechen, welche einst durch eine Reihe der schlimmsten Rechtsverletzungen ihren verderblichen Egoismus aufgebaut hatten auf dem Ruine nationaler Größe und Ehre. Für dieses Recht Deutschlands waren die Anhänger der nationalen Partei verpflichtet einzutreten, diesem Recht endlich wieder Luft zu machen mußten sie herbei eilen in dem Augenblicke, wo nach langer Schlaffsucht endlich in Deutschland eine Macht aufstand, die zu handeln und zu siegen verstand, die den Muth hatte, den Wust diplomatischer Schreibereien zu durchhauen mit scharfem Schwertschlag.

Man mag es nichtsdestoweniger erklärlich finden, daß der kleinstaatliche Liberalismus, an Kleines gewöhnt, ohne Uebung die Tragweite großer diplomatischer und militärischer Actionen zu schätzen, trotz aller Begeisterung für ein großes mächtiges Deutschland erfüllt von particularistischen Hängen und Gesichtspunkten, verletzt durch die bei uns ganz unbekannte Art eines Staatsmanns, der großen Zwecken heute mit stürmischer Gewalt, morgen mit listiger Verschlagenheit nachjagte — ich sage, man mag es entschuldigen, daß die Liberalen in den Kleinstaaten sich durch die großen Erfolge der preußischen Politik nicht irre machen ließen; im höchsten Grade aber auffallend war es, daß die preußischen Liberalen dieselbe Praxis befolgten. In den Kleinstaaten ängstigte der richtige Instinct, das Schicksal Schleswig-Holsteins werde normgebend sein für das Loos der anderen souveränen Bundesstaaten, und man vertrat demnach im Recht des Herzogs von Augustenburg das so vieler anderen Herzoge, Großherzoge und Könige. Aber in Preußen konnten doch diese Gründe unmöglich die liberale Meinung gegen den Mann aufregen, der Preußen zum ersten Male seit fünfzig Jahren einen großen Sieg verschafft hatte, und der nun diesen Sieg für Preußen ausbeuten wollte. Allerdings gab es ja auch in Preußen nicht wenige Weise, welche die Vergrößerung der Monarchie indignirt zurückwiesen. Aber es scheint mir, diese Moralität verdankten sie doch lediglich ihrem blinden Hasse gegen Graf Bismarck. Wären sie selber in der Lage gewesen, Preußen um eine kostbare Provinz zu vergrößern, sie würden sich über die

damit verbundene Rechtsverletzung in dem Gedanken getröstet haben, daß der liebe Gott die Welt nun einmal so eingerichtet habe, daß Preußen wie alle übrigen Staaten durch ähnliche Rechtsverletzungen zu seinem jetzigen Bestande gekommen sei und sie nicht die Verpflichtung hätten, in der Welt einen ganz neuen Proceß der Staatsbildung einzuführen. Die ungeheure Mehrheit aber der Preußen und auch der Abgeordneten wünschten im Grunde ihres Herzens nichts anderes, als daß Schleswig-Holstein preußisch werden und das einen heilsamen Vorgang bilden möge für die weitere Wiedervereinigung des einst durch die Gewalt der Einen und die Schwäche der Anderen zerrissenen Deutschland. Für das Aufgehn Preußens in Deutschland hatten sie sich nie sonderlich erwärmt, und daß Deutschland auf dem Wege moralischer Eroberungen zu Preußen gebracht werden könne, hatten sie wenigstens damals, als zu diesen Eroberungen einige Aussicht war, unter der neuen Aera, für ziemlich problematisch gehalten. Ich erinnere mich 1859 und 1860 von sehr vielen sehr liberalen Männern in Preußen oft genug das Geständniß gehört zu haben: wirklich weiter kommen werden wir erst dann, wenn einmal das preußische Schwert die widerspenstigen Könige zur Raison bringt und das Netz der österreichischen Intriguen durchhaut.

Nun wohlan, jetzt war dieses Schwert endlich aus der Scheide gefahren, es glänzte prächtig in der Sonne des Sieges, ein Mann von seltener Kraft und Klugheit wies ihm die rechten Wege, die Gegner harrten mit schlotternden Knien, wen es zunächst ereilen werde. War das nicht der Augenblick, allen inneren Hader zu vertagen? Für die preußische Macht leuchtete ein günstiger Stern, der preußischen Freiheit wehte ein widriger Wind: hatte es einen Sinn, trotzdem nur dieser nachzujagen und jene preiszugeben? Wie lange hatte man in liberalen Kreisen nach einem Manne geseufzt, der endlich Preußen kühn vorwärts führen werde! Nun, jetzt war er nicht nur da, sondern er stand bereits an der richtigen Stelle, er hatte schon ein gutes Stück Weges hinter sich. Freilich hatte er ein anderes Gesicht, als die liberale Phantasie sich ausgemalt. Dafür stürmte er aber auch die steile Bahn des Sieges mit einer Gewalt herauf, die weit über allen liberalen Phantasien war. Und in der That,

hundert Gründe für einen empfahlen es, der preußischen Politik eine andere Wendung zu geben, als man vor Jahren beabsichtigt. Einer recht gesunden, freien Entwickelung stand in Preußen nichts mehr im Wege, als die Unfertigkeit seines Wuchses. Ganze Freiheit ruht nur auf ganzer Macht. Ein Staat, der immer mit äußerster Spannung seiner Kraft arbeiten muß, um seine Existenz sicher zu stellen, liegt in den Fesseln der Noth. Dazu kam, daß in Preußen gewisse absolutistische, aristokratische und bureaukratische Traditionen das überlieferte Staatswesen beherrschten, die man am Besten zurück schob, wenn man den ganzen Staat auf eine neue Basis stellte. In dem übrigen Deutschland, das gewonnen werden mußte, konnten diese Traditionen nicht mächtig werden. Sodann empfahl die augenblickliche Lage der inneren Verhältnisse durchaus, ebenso im Interesse des Staats als der liberalen Partei selber, den alten Hader zu begraben in einer energischen Machtentfaltung nach außen. Nach den Erfahrungen, die man seit drei Jahren gemacht hatte, konnte man doch kaum noch hoffen, den Grafen zu Falle zu bringen. Man mußte vielmehr fürchten, daß ihn ein neuer Erfolg in den Stand setzen werde, über eine ohnmächtige Opposition einfach zur Tagesordnung überzugehen. Noch standen die Dinge nicht so. Noch hatte eine Ausgleichung des innern Conflicts auch für den glücklichen Minister eine erhebliche Bedeutung. Er verhehlte es gar nicht, daß er für solche Ausgleichung nicht geringe Opfer zu bringen bereit sei.

Unter diesen Umständen war die Taktik des Abgeordnetenhauses in der Session von 1865 eine einfach gegebene. Es mußte die durch einen glorreichen Krieg erprobte Armeereform als vollendete Thatsache acceptiren, dafür sein Budgetrecht zur Anerkennung bringen und nun alle Kräfte bereit stellen für die Sicherung des Siegespreises, für die volle Ausbeutung des Sieges in Schleswig-Holstein und Deutschland. Es ist bekannt, daß das Abgeordnetenhaus nichts derartiges that, daß die größten Aenderungen der thatsächlichen Lage es nicht bestimmen konnten, seine Haltung im Mindesten zu ändern, daß es 1866 wie 1865 einfach das alte Lied fort sang. Freilich änderte auch die Regierung im Innern wenig an der bösen Praxis, in welche sie sich früher, unter ganz andern Verhältnissen, ver-

strickt hatte, und die Geschichte wird es einst schwer begreifen, wie Graf Bismarck, der doch die Situation vollkommen übersah, der seit dem Frühling 1865 wußte, daß der große Entscheidungskampf mit Oesterreich vor der Thür stehe, und sich militärisch und diplomatisch auf denselben vorbereitete, und der sicherlich nicht unterschätzte, was die innere Lage des Staates für jenen Kampf bedeutete, wie er trotzdem so Manches geschehen ließ, was nur dazu dienen konnte, den üblen Ruf seiner Regierung in Europa wie in Deutschland zu verschlimmern und die Opposition zu stärken. Man braucht nur an den bekannten Beschluß des Obertribunals zu erinnern, der ebenso politisch zwecklos war wie juristisch unhaltbar. In diesen Mißgriffen der Regierung muß gewiß eine starke Entschuldigung der Opposition gefunden werden, aber nicht mehr. Wir haben uns freilich zu sehr gewöhnt, vor Allem die Schuld auf den Gegner zu werfen und uns ganz zufrieden zu fühlen, wenn wir nur sagen können: es wäre Alles anders gewesen, wenn die Regierung dies und jenes nicht gethan oder gethan hätte. Wir ahnen kaum, ein wie starkes Geständniß der eigenen Schwäche darin liegt. Eine mächtige Partei hat ihre Politik so einzurichten, daß ihr Schicksal nicht abhängig ist von dem Thun oder Lassen der ihr gegenüberstehenden Regierung. Macht diese Fehler, wie die angedeuteten Maßregeln der preußischen Regierung unbedingt waren, nun desto besser für die Partei. Hier aber bewirkten diese Fehler immer nur, daß die liberale Partei noch größere machte, daß sie sich immer tiefer in Abwege verirrte, die ihr schließlich verderblich werden mußten.

Der Frühling dieses Jahres brachte endlich die lange drohende Katastrophe zum Ausbruch. Jedermann weiß, wie die Dinge seit der Mitte März sich gestalteten. Das Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich, zwischen Preußen und den Mittelstaaten drängte zur Entscheidung. Die innere Lage Preußens und Deutschlands schien für ein Unternehmen, wie es Graf Bismarck sich vorgenommen hatte, die ungünstigste von der Welt, die europäische Lage dagegen lockte mit der seltensten Gunst. Die inneren Verhältnisse ließen es allerdings voraus sehen, daß die öffentliche Meinung sich der preußischen Politik mit aller Macht entgegen stemmen werde. Aber einmal hatte

eine mehrjährige Erfahrung bewiesen, daß diese Meinung einen entschlossenen Willen nicht zu hemmen vermöge, und dann boten eben diese Schwierigkeiten doch auch wieder gewisse Vortheile. Die Politik der conservativen Partei in Preußen ruhte auf dem guten Einvernehmen mit Oesterreich. Preußen hatte nur zwei Wege vor sich: entweder zusammen mit Oesterreich die deutschen Dinge zu leiten, oder sich trotz Oesterreich der deutschen Macht allein zu bemächtigen. Der letztere Weg, da er die Mittelstaaten unbedingt auf die österreichische Seite trieb, schloß für Preußen die zwingende Nothwendigkeit in sich, an die populären Kräfte zu appelliren, sogar vor mehr oder weniger revolutionären Schritten nicht zurückzuscheuen. Graf Bismarck hatte früh in den fünfziger Jahren die Ueberzeugung gewonnen, daß die Eintracht mit Oesterreich nur möglich sei für ein Preußen, das sich resignire, zu bleiben was es war, die zweite abhängige Macht in Deutschland, die letzte in Europa. Er wollte Preußen aus dieser wenig würdigen und befriedigenden Stellung befreien; er sah dafür nur die angegebene Möglichkeit, und er acceptirte dieselbe, so wenig sie mit seiner ursprünglich conservativen Richtung harmonirte. Aber nicht Alle waren so unbefangen wie er. Sehr Vielen stand das conservative Credo über der Macht Preußens oder ließ ihnen doch das Wagniß einer gegen Oesterreich gerichteten Politik im düstersten Lichte erscheinen, und unter diesen Vielen befanden sich Einige, deren Ansicht für die preußische Politik maßgebend war. Im Sommer 1865 hätte Graf Bismarck, so viel ich weiß, sehr viel lieber Krieg gemacht als die Gasteiner Convention unterzeichnet; aber er konnte nicht durchdringen. Dieselben conservativen Bedenken mußten ihn bei jeder neuen Gelegenheit hemmen. Er konnte ihnen nur ein durchschlagendes Motiv entgegen stellen: die innere Lage Preußens. Sie machte einen großen Erfolg der auswärtigen Politik unerläßlich. Wenn die Regierung in Schleswig-Holstein nicht durchdrang, wenn sie vor Oesterreich und den Mittelstaaten weichen mußte, dann war sie verloren. Dann war auch die Reorganisation der Armee vielleicht unhaltbar. Dann war die Regierung Oesterreich und den Mittelstaaten zu Liebe in Deutschland conservativ, um Preußen und damit dann schließlich auch Deutschland der Revolution preiszugeben.

Graf Bismarck hatte den Muth, das große Spiel zu wagen und er bewies die Kraft und die Klugheit, welche dem Staatsmann erlaubt zu wagen. Fast Alles war gegen ihn. Die Conservativen hielten ihre Opposition stiller, um desto mehr unter der Hand zu thun, die Liberalen erhoben ein Friedensgeschrei, das über die Gesinnung des Volkes keinen Zweifel ließ. Das preußische, wie jedes gebildete, in geordneten Zuständen lebende Volk wird immer gegen einen Krieg sein, dessen absolute Nothwendigkeit nicht offen zu Tage liegt. Nicht allein die Liberalen und die Conservativen, sondern auch jene sehr große Zahl von Menschen, für welche Parteigesichtspunkte nicht entscheiden, sahen diesen Krieg in der ungeheuren Mehrheit für eine große Calamität an. Für Preußen stand unendlich viel dabei auf dem Spiele. Er verlangte von jedem Einzelnen die größten Opfer. Er widersprach Allem, was man seit Jahren von deutscher Einigkeit und Brüderlichkeit gesagt und gesungen hatte. Die Kameraden von Schleswig, die Kameraden von Leipzig sollten die Waffen gegen einander kehren. Da Preußen augenscheinlich der offensive Theil war, traf alle Gehässigkeit des Bruderkrieges seine Politik. Die Situation gestaltete sich bald so, daß Oesterreich mit beiden Händen eine unvergleichliche Gelegenheit meinte ergreifen zu müssen, um Preußen für immer unschädlich zu machen.

Ich bin weit davon entfernt, meine liberalen Parteigenossen deshalb tadeln zu wollen, daß sie nicht gleich von vornherein entschieden Partei nahmen für die Bismarck'sche Politik. Es gehörte dazu vielleicht eine Unbefangenheit des Urtheils und eine Kenntniß der Sachlage, die man nicht von der Masse einer Partei verlangen darf. Daß sie aber noch im Mai, ja noch im Juni mit wenigen Ausnahmen daran festhielten, gegen Bismarck Chorus zu machen mit Allem, was in Deutschland reactionär und antinational war, mit dem dynastischen Particularismus, mit der in Bequemlichkeit aufgewachsenen und vor preußischer Zucht und Arbeit zitternden Bureaukratie der Kleinstaaten, mit dem engherzigen Philisterthum, dem es vielleicht recht wäre, wenn die Zahl der deutschen Residenzen verdoppelt würde, mit jenem wirklich traurigen Junkerthum, das mit richtigem Instinct in Preußen den revolutionären Emporkömmling

haßt, mit jenen Ultramontanen, deren Liebe zum Hause Habsburg für alle Patrioten ein ausreichender Grund zu der entgegengesetzten Empfindung sein sollte, daß die meisten Vertreter einer freisinnigen deutschen Politik auch dann noch Arm in Arm gingen mit ihren unversöhnlichsten Gegnern, als es längst auf der Hand lag, daß der Sieg Preußens der Sieg einer liberalen und einer nationalen Politik werden müsse, der Sieg Oesterreichs die Vernichtung aller liberalen und nationalen Hoffnungen, das, ich gestehe es, war das Traurigste, was ein aufrichtig liberaler Mann erleben konnte. Es sprach über die bisher in Deutschland übliche Art von Liberalismus ein Todesurtheil, von dem es keine Appellation mehr gab. Es bewies, daß die Partei, an welche sich bisher die Hoffnungen der Nation geknüpft hatten, weder die politische Einsicht, noch die Kraft besaß, durch die allein ein großes Volk zu seinem Heile geführt werden kann.

Ich will, wie gesagt, die Frage nicht discutiren, ob die nationalliberale Partei von vorn herein die Gelegenheit, den unerläßlichen Kampf mit Oesterreich endlich auszufechten, mit beiden Händen ergreifen oder an ihrer früheren Ansicht, die deutschen Verhältnisse mit der Kraft der liberalen Meinung in friedlichem Wege zu ordnen, festhalten mußte. Ich will zugeben, daß eine Reihe gewichtiger Gründe damals noch gegen die Bismarck'sche Politik angeführt werden konnte. Aber seit dem Anfang des Mai lag diese Frage nicht mehr vor. Es handelte sich damals nicht mehr darum, ob der Krieg wünschenswerth sei oder nicht, sondern lediglich darum, auf welche Seite sich die Partei in dem unvermeidlich gewordenen Kriege stellen solle. Ich will zugeben, daß auch diese Entscheidung im März erhebliche Schwierigkeiten gehabt hätte, zu einer Zeit, wo man behaupten konnte, daß in dem Kampfe auf preußischer Seite lediglich Ziele verfolgt würden, welche die Partei zurückweisen müsse. Aber was von Preußen seit dem Antrage vom 9. April auf Berufung des Parlaments geschehen war, ließ eine solche Behauptung nicht mehr zu. Wer sehen wollte, mußte jetzt sehen, daß in dem bevorstehenden Kampfe nicht nur entschieden werden müsse, ob Preußen oder Oesterreich die leitende Macht in Deutschland sein werde, sondern daß Preußen,

indem es diese Entscheidung herbeiführe, durch die unwiderstehliche Macht der Verhältnisse gezwungen werde, die Kraft der Nation für sich aufzurufen gegen die eng verbundene Phalanx aller auf der Zerrissenheit und Unfreiheit der Nation ruhenden Interessen. Wenn aber die preußische Politik diese Wendung nahm trotz der heftigen Opposition des Liberalismus und der darin gelegenen Nöthigung, sich so viel als möglich in Preußen auf die conservative Richtung zu stützen, so war es doch eine Sache der einfachsten politischen Berechnung zu erkennen, daß diese Politik frank und frei auf den Boden eines liberalen Programms sich stellen werde, sobald nur die Liberalen aufhörten, ihr das unmöglich zu machen. Die Wehrufe des Rundschauers auf der einen und die unumwundensten Erklärungen der Bismarck'schen Organe auf der anderen Seite legten dieses Verhältniß auch für ein ungeübtes Auge blos, wenn es nur überhaupt sehen wollte.

Freilich kehrten hier in erhöhtem Maße die Schwierigkeiten wieder, die wir schon bei der schleswig-holsteinischen Frage kennen lernten. Das Programm der sogenannten kleindeutschen Partei lautete auf bundesstaatliche Einigung, nicht auf den Einheitsstaat, und diesem, nicht jener, wurden die Dinge, wie es schien, entgegengeführt, wenn die Bismarcksche Politik siegte. Für die Mitglieder der Partei in den Kleinstaaten fragte es sich also, ob sie mehr die Möglichkeit des Aufgehens in Preußen oder die Gewißheit eines österreichischen Sieges fürchten sollten. Bei ihnen erwachten alle particularistischen Schwächen von Neuem. Sie meinten überdies in die Wahl gestellt zu sein zwischen der vermeintlichen Freiheit ihres bisherigen Lebens und der vermeintlichen Sklaverei in Preußen. Das Alles mochte ihnen die ungeheure Gefahr verhüllen, welche durch einen Triumph Oesterreichs und der mittelstaatlichen Staatskünstler herbeigeführt werden mußte. Für die preußischen Liberalen dagegen existirten alle diese Entschuldigungsgründe nicht. Für sie war die Existenz, die Macht, das Wachsthum des preußischen Staats die erste und die letzte aller Aufgaben. Je krauser sich die Verhältnisse in Deutschland verwirrten, desto schärfer mußten sie für Preußen eintreten, und wenn ihre Freunde in den Kleinstaaten in Gefahr kamen, sich in's österreichische Lager

zu verirren, so mußten sie das Aeußerste thun, eine solche Gefahr abzuwehren, dadurch, daß sie die absolute Solidarität der preußischen und der liberalen Interessen in einem Kampfe Preußens mit Oesterreich für sich als etwas durchaus Frageloses hinstellten.

Es ist traurig zu sagen, daß die mächtigste Fraction des preußischen Liberalismus, die Fortschrittspartei, sich dieser handgreiflichen Pflicht vollständig versagt und durch ihre Haltung im Gegentheil die schwere Schuld auf sich geladen hat, die Freunde Preußens in den Kleinstaaten noch mehr zu verwirren, die Einen im Momente der größten Entscheidung, die wir seit fünfzig Jahren erlebt haben, zu thatloser Passivität, die Andern gar zu activer Theilnahme für Oesterreich zu bestimmen. Und nicht nur die Fortschrittspartei, auch das linke Centrum folgte größtentheils einer so unbegreiflichen Politik, und nur die Mehrzahl der Altliberalen stand an dem Platze, den Pflicht und Klugheit jedem freisinnigen Patrioten anwies. Ich habe damals, gegen die Mitte Mai, meinem geängstigten Herzen Luft gemacht in einer den norddeutschen Liberalen gewidmeten Flugschrift[1]), deren Argumente natürlich für Preußen doppelt und dreifach galten. Ich verzichte auf die Genugthuung, zu berichten, wie dieser aus dem Süden kommende Ruf für Preußen in der preußischen Hauptstadt von Einzelnen zurückgewiesen wurde. Es gehörte damals einiger Muth dazu, seinen Dissens von der Masse der Partei unumwunden auszusprechen. Aber die herrschende Verblendung war so kolossal, daß man eine solche Handlung nur aus unlauteren Motiven erklären zu können meinte. Ich verzichte ebenso darauf, alle die kläglichen Scenen in's Gedächtniß zurückzurufen, welche die liberalen Volks- und Wählerversammlungen in Preußen, Frankfurt u. s. w. und die Kammerverhandlungen in München, Stuttgart und Karlsruhe während des Mai und Juni boten. Die Begriffsverwirrung von 1859 war nicht nur wiedergekehrt, sondern sie hatte sich schrecklich über den Norden verbreitet. Die Freiheitsschwärmer zogen im Habsburgischen Joch, und die Begeisterung für das Recht Schleswig-Holsteins drohte Deutschland zu Grunde zu

1) Partei oder Vaterland?

richten, wie sieben Jahre früher die Begeisterung für das „gute Recht" Oesterreichs in Italien. Was damals Napoleon, war jetzt Bismarck für die öffentliche Meinung, und die wenigen unbefangenen Liberalen, welche eine bessere Ansicht vom Lenker der preußischen Politik in den vorsichtigsten Worten zu äußern wagten, erlagen fast der Wucht der allgemeinen Indignation.

Aber ich will diese Dinge nicht erörtern. Läge mir daran, meiner Kritik einen schneidenden Charakter zu geben, ich könnte ihre Sätze an den eclatantesten Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit empfindlich erproben; ich brauchte nur aus den Wahlprogrammen der preußischen Fortschrittspartei vom Ende Juni oder aus den Kammer-Debatten der süddeutschen Staaten zu citiren. Hätte diesen Sommer ein ungünstiges Geschick über Deutschland gewaltet, die Fehler der Partei würden beigetragen haben, über uns namenloses Elend und ihren eigenen vollständigen Ruin zu bringen. Der Himmel hat es besser mit uns gemeint und es so gefügt, daß die gute Sache der Nation einen wundervollen Triumph gewann trotz Allem, was ihre natürlichsten Vertreter gegen sie thaten. Stören wir die Freude des Sieges nicht durch häßliche Reminiscenzen, und erschweren wir denen, welche von einer falschen Bahn glücklich wieder auf den richtigen Weg gekommen sind, nicht die Wanderung durch unnöthige Schilderung dessen, was sie gethan, da sie in der Irre waren. Der Beweis, daß der deutsche Liberalismus einer Erneuerung an Haupt und Gliedern bedarf, scheint mir durch die früheren Ausführungen und durch den kurzen Hinweis auf die Erlebnisse dieses Sommers so vollständig gegeben zu sein, daß ich mir die peinliche Arbeit einer detaillirten Kritik seines Verfahrens in der letzten großen Krisis glaube sparen zu dürfen.

Wir stehen heute auf einer durchaus neuen Grundlage. Preußen hat zum vierten Male seine rettende Arbeit an Deutschland vollbracht, und dieses Mal endlich hat die in zwei Jahrhunderten ernstester Thätigkeit gesammelte Kraft dieses Staates so großen Erfolg gehabt, daß wir der Zukunft des Vaterlandes mit festem Vertrauen entgegen sehen können. Der große Kurfürst, der große König und die Befreiungskriege, sahen wir

früher, hatten Preußen in Deutschland eine Stellung gegeben, welche die Blicke der einsichtigen Patrioten auf diesen Staat als den Träger der nationalen Entwicklung lenken mußten. Aber die großen Thaten von 1813 und 1815 hatten für Preußen nur halbe Früchte getragen. Es blieb in Deutschland der österreichischen Rivalität untergeordnet. Es war größer als die andern deutschen Königreiche, aber es war nicht so groß, daß dieselben sich ihm ohne Weiteres unterordnen mußten. Seine europäische Stellung litt an bösen Schwächen, die es unter weniger begabten Regenten zu ängstlicher Vorsicht nöthigten. Seine innere Entwickelung schien hinter der der deutschen Kleinstaaten in wichtigen Stücken sogar weit zurück zu bleiben. Diejenigen Männer, welche die Gesammtlage der Nation mit sicherem Blick zu fassen verstanden und im Buch ihrer Geschichte zu lesen, mochten in sich mehr und mehr die Ueberzeugung festigen, daß nur Preußen der deutschen Anarchie und Ohnmacht abhelfen könne. Aber obwohl es ihrem Einfluß 1849 gelang, die deutsche Reichsverfassung auf diesen Gedanken zu stützen, obwohl alle späteren Erfahrungen die Unmöglichkeit jeder andern Lösung der deutschen Frage demonstrirten, blieb doch das Programm der preußischen Partei so zu sagen ein theoretisches Postulat, so lange Preußen nicht innerhalb der durch den Wiener Congreß geschaffenen deutschen Staatsordnung den thatsächlichen Beweis geführt hatte, daß deutsche Macht und Tüchtigkeit, daß das Vermögen, Großes zu vollbringen, daß Gesundheit der politischen und militärischen Organisation allein bei ihm sei. Wir mochten früher mit noch so sorgfältigen Argumenten den Widersinn der Trias, die Verderblichkeit des Dualismus, die absolute Nothwendigkeit der einheitlichen Leitung demonstriren und daß nur Preußen dieses oberste Bedürfniß befriedigen könne, wir konnten die Nation nicht überzeugen, so lange sie nicht an einem gewaltigen Beispiele erlebt hatte, daß Preußen wirklich das sei, was wir von ihm rühmten. Eine fünfzigjährige Friedenszeit hatte über die wirkliche Kraft unserer deutschen Staaten die seltsamsten Illusionen verbreitet. Es hatte sich, vor Allem im Süden, wo jede unmittelbare Anschauung des preußischen Staates fehlte, die Ansicht festgestellt, daß Preußen wohl größer sei als Bayern und die anderen Königreiche, daß aber der Un=

terschied auf quantitative Verhältnisse sich reducire. Bayern, Hannover galten für Staaten so gut wie Preußen. Daß Preußen, welches bei jedem Versuch, in deutschen Dingen vorwärts zu kommen, Oesterreich und die Mittelstaaten gegen sich vereinigt sah, jemals im Stande sein werde, diese Coalition zu besiegen, das hielten die Meisten für höchst problematisch. Ja Wenige nur wagten zu hoffen, daß es je nur den Versuch unternehmen werde. Die Erinnerungen an Olmütz und Dresden, an den badischen und die ersten schleswig-holsteinischen Feldzüge, an das Schwanken der preußischen Politik 1859 bis 1862 hatten in der Nation den Glauben an die preußische Macht tief erschüttert, und die Erfolge, welche die Bismarck'sche Politik seitdem errungen, waren in einem so zweifelhaften Lichte und in Verbindung mit so bedenklichen Symptomen einer schweren inneren Krankheit erschienen, daß auch zuletzt noch in Deutschland der Credit Preußens in demselben Maße sank, wie er in Europa stieg.

Nur die begeisterte Beihülfe der Nation, das war so ziemlich die allgemeine Annahme geworden, könne Preußen zu der Stellung emporheben, die es im eigenen und deutschen Interesse einnehmen müsse, und diese Beihülfe könne es nur gewinnen durch ein aufrichtig liberales Regiment. Durch die Freiheit zur Einheit! so lautete die Parole. Sie schien so einleuchtend wie möglich, und war doch eine handgreifliche Chimäre. Denn das Freiheitsideal der Deutschen in den Kleinstaaten trug wesentliche Züge der Staatslosigkeit; es war ausgestattet mit unendlichen Rechten und bescheidenen Pflichten; es verwechselte vielfach die Ansprüche eines ungebundenen Individualismus, unseres gefährlichsten Uebels, mit den Forderungen eines gesunden Bürgersinnes. Um je in Deutschland als liberaler Musterstaat anerkannt zu werden, hätte Preußen wichtige Elemente seiner staatlichen Kraft, seine ernste Zucht, seine militärische Straffheit, seine aristokratische Unterlage preisgeben müssen. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß ziemlich entgegengesetzte Leistungen dazu gehört haben würden, um den Altbayer und den Rheinländer, den Schwaben und den Niedersachsen zu begeistern. 1859 hatte Preußen die liberalste Regierung unter allen deutschen Staaten: gewann ihm das die Sympathien des Südens?

Es war dort nie mehr gehaßt, als eben damals. Aber nehmen wir selbst das nach allen bisherigen Erfahrungen Unmögliche als möglich an, setzen wir den Fall, Preußen habe wirklich einmal die liberale Meinung für sich gewonnen: welche politische Macht hat denn diese Meinung bisher bewiesen? Sie war ohnmächtig in der schleswig-holsteinischen Sache gegen die schwächsten Regierungen, wo doch der Particularismus auf ihrer Seite stand, sie wäre vollends ohnmächtig gewesen, wenn die Regierungen die Selbstsucht der kleinen Residenzen, die Trägheit in engen Verhältnissen aufgewachsener Menschen und jene Unendlichkeit von lokalen und provinzialen Antipathien gegen sie hätten in Bewegung setzen können. Mir scheint, der Nationalverein hat in diesem Punkt ausreichende Erfahrungen gemacht.

Im Kreise der bisher versuchten Operationen mußte die deutsche Frage als ein ganz unlösbares Problem erscheinen, und mit der deutschen Frage blieb jede andere ernste politische Aufgabe in trostloser Schwebe. Die deutsche Politik stellte sich den andern Nationen dar als ein unentwirrbares Chaos fruchtlosen Redens und Schreibens. An Discussionen lieferten wir jedes Jahr so viel, wie das übrige Europa zusammen, und an Handlungen so wenig, wie eine Macht dritten Ranges. Man hatte sich daran gewöhnt, uns als eine sonderbare Species von Menschen anzustaunen, die bei allen möglichen Tugenden des Privatlebens die absolute Unfähigkeit besäßen, in öffentlichen Angelegenheiten etwas Entsprechendes zu leisten. Ja wir selbst mußten allmählich an uns irre werden. Die Niederlage der nationalen Bestrebungen im Jahre 1850 ließ uns noch mancherlei Trost: was wir seit 1859 erlebt hatten, schien vollkommen trostlos. Wir drehten uns im traurigsten Kreise. Von der Fruchtlosigkeit des seit 1859 begonnenen politischen Treibens mußte sich nach und nach selbst der sanguinischste Optimismus überzeugen. Jeder der Tausende, die von Zeit zu Zeit hochtönende Resolutionen erließen, hatte das dunkle Gefühl, daß er etwas ziemlich Nichtiges thue. Und doch wußten wir nichts, als die abgegriffenen Mittel immer von Neuem zu versuchen. Die leere Phrase drohte zur offenen Lüge zu werden, und das Staatsleben, welches sonst die Kraft hat, weichliche

Naturen zu stählen, drohte uns zu demoralisiren. Das Verfassungswesen in den Kleinstaaten kam nicht aus der Stelle und in Preußen schien eine ernste Erkrankung des ganzen Organismus zu drohen. Das für einen Staat von dieser Vergangenheit Entsetzliche, daß der Beginn des Krieges mit Oesterreich der Beginn einer großen Revolution in Preußen sein werde, galt für so zuverlässig, daß die Politik Oesterreichs und der Mittelstaaten im Mai und Juni sich wesentlich auf diese Basis stellte.

So standen die Dinge am 14. Juni. Drei Wochen später war die ganze deutsche Welt von Grund aus verwandelt. Oesterreich lag am Boden. Die Mittelstaaten hatten sich als einfache Kleinstaaten enthüllt ohne jede selbständige Leistungsfähigkeit. Preußen stand über dieser Armseligkeit der Kleinstaaterei wie ein Riese voll strotzender Kraft. Das prahlerische Oesterreich hatte es in acht Tagen zerschmettert. Und nicht nur wie die gesunde Macht neben der in allen Gliedern kranken, sondern auch wie die hochcivilisirte Macht neben einer wesentlich barbarischen stand es da. Die „deutschen Brüder" in Oesterreich übernahmen es, die süddeutschen Enthusiasten gründlich zu curiren. Welche schamlosen Lügen in ihrer Presse, welche stumpfsinnige Brutalität auf den Verbandplätzen, in den Lazarethen, in der Gefangenschaft, welche Treulosigkeit gegen die Verbündeten, welche Unterwürfigkeit gegen den fremden Imperator! Jetzt erlebten die Großdeutschen in Bayern und Schwaben, was es mit dieser Habsburgischen Herrlichkeit auf sich habe, jetzt sahen es die Blinden, daß das Haus Habsburg Oesterreich nicht viel weniger bis in's Mark vergiftet habe, als einst Spanien und daß die brüderlichen Phrasen der Deutschösterreicher nichts waren als eine plumpe Schlinge für die Gimpel im Reich. Ueber alle Erwartung klein und arm erwiesen sich sämmtliche Theilnehmer des großen Bündnisses zur Züchtigung Preußens, arm an Gedanken, an Kenntnissen wie an wirklicher Begeisterung, klein auf dem Schlachtfelde wie im Cabinet. Und über alle Erwartung groß und reich stand das viel geschmähte Preußen da, groß in jeglicher Leistung, reich an jeglicher Kraft. Die erstaunte Welt wußte nicht, was sie an diesem Staat mehr bewundern solle, die einzige Organisation seiner Streitkraft oder die sittliche

Hingebung seiner Bevölkerung, die unvergleichliche Gesundheit seiner wirthschaftlichen Verhältnisse oder die Solidität seiner Volksbildung, die Größe seiner Siege oder die Bescheidenheit seiner Siegesberichte, die Tapferkeit seiner jungen Soldaten oder die Pflichttreue seines greisen Königs. Alles, Alles zeigte sich in diesem Staat, den man seit Jahren als die sichere Beute der Revolution zu betrachten gelernt hatte, von wunderbarer Echtheit und je mehr man die räthselhafte Erscheinung prüfte, desto mehr fand man zu bewundern. Dieses Volk in Waffen stürmte mit unaufhaltsamer Gewalt auf einer Siegesbahn ohne Gleichen vorwärts und blieb doch ein Volk des Friedens, ganz unberührt von dem Rausch des Kriegsruhms, zurückverlangend nach der stillen Arbeit, fast mehr trauernd über die Gefallenen als jubelnd über den Sieg. Es entwickelte eine unvergleichliche Bravour in einem Kampfe, den es lange mit aller Anstrengung von sich fern gehalten hatte. Es stellte alle seine Kraft einer Regierung zur Verfügung, gegen die es vier Jahre den erbittertsten Krieg geführt hatte. War das dasselbe Volk, dessen Vertreter vor noch nicht Jahresfrist die große Retirade unter Classen-Cappelmann ausgeführt hatten und dessen Presse eben noch auf die infamen Provocationen der Wiener Blätter fast keine andere Antwort gehabt hatte, als Friedensseufzer? Wenn dieses Volk in einem so unpopulären Kampfe unter einer solchen Regierung solches leistete, was mußte man von ihm erwarten, wenn es einmal mit ganzem Herzen auszog und nicht ein die Bevölkerung tief spaltender Parteigegensatz die Kraft lähmte!

Diese Thatsachen trafen die Welt mit so überwältigender Wucht, daß im Nu Preußen von der letzten auf eine der ersten Stufen im Kreise der Mächte vorrückte. England sah mit freudiger Bewunderung auf den Bundesgenossen von Waterloo, der sich seitdem seiner gründlichen Geringschätzung erfreut hatte, und die englische Presse trug den preußischen Ruhm zu den Antipoden; heute hebt der Deutsche in der fernsten Fremde sein Haupt hoch, und seine Brust füllt ein Selbstgefühl, von dem er nie gewußt. Frankreich fuhr eifersüchtig auf über den unvermutheten Rivalen, der Solferino und die Krim in Schatten stellte, und bereitete Graf Bismarck in jenen ewig denkwürdigen

Augusttagen eine Gelegenheit, die Thaten der Armee, der er das Schlachtfeld geöffnet, mit einem diplomatischen Siege zu krönen, wie er selten errungen wird. Italien dankte Preußen allein die Befreiung Venetiens und erkannte die Waffenthaten des neuen Verbündeten um so aufrichtiger an, als der alte Bundesgenosse seine Duplicität einmal wieder eclatant bewiesen hatte. Jedes Volk huldigte der preußischen Größe, das eine in freudiger Begrüßung der mit seinen Interessen harmonirenden Macht, das andere in argwöhnischer Abwehr eines gefürchteten Nachbars. Eine Weile schien es, als müsse eine so ungewöhnliche Veränderung der Weltlage sofort zu weiteren Collisionen führen; aber Napoleon unterschied weise zwischen den reizbaren Affecten eines ruhmsüchtigen Volkes und seinen wahren Interessen. Das Lavalette'sche Circular constatirte, daß Preußen jetzt eine Macht ist, mit der auch das kaiserliche Frankreich am Liebsten in Frieden lebt.

Dieser übereinstimmenden Schätzung der Welt gegenüber könnte es einen peinlichen Eindruck machen, daß in Deutschland selber die Einsicht in die außerordentliche Größe des uns widerfahrenen Glückes so langsam und mühselig sich durcharbeiten muß. Aber wer bedenkt, wie es noch vor wenigen Monaten mit uns bestellt war, kann sich nicht darüber wundern, daß die größten Ereignisse Zeit brauchen, um in unsere verwirrten Begriffe Klarheit zu bringen. Was wir aber seit Mitte Juni erlebt haben, ist so gewaltig, daß ihm auch die Starrheit deutschen Eigensinns und die Zuversicht deutschen Doctrinarismus auf die Dauer keinen Widerstand leisten kann. Alle Factoren, von deren richtiger Beurtheilung ein sicherer Gang in der nationalen Frage abhängt, sind plötzlich aus dichtem Nebel in so jede Täuschung ausschließende Tageshelle gerückt, daß nur die leidenschaftliche Erregung, welche mit empfindlichen Niederlagen verknüpft ist, noch eine Weile an den alten Illusionen sich anklammern kann. Was auch die gläubigsten Freunde Preußens für kaum glaublich hielten, daß es den Kampf gegen Oesterreich und die Mittelstaaten wagen, daß es in diesem Kampfe siegen werde, das ist in einem die kühnsten Hoffnungen übertreffenden Maße Thatsache geworden. Das großdeutsche Phantom ist über Nacht in alle Winde zerstoben. Was wir

als das Resultat einer langen, unendlich mühseligen und gefährlichen Arbeit ansehen mußten, die Entfernung Oesterreichs aus der Sphäre der deutschen Staatsentwickelung, die Beseitigung des unseligen Dualismus, dieses Urquells unserer Ohnmacht und Zwietracht, es ist in wenig Wochen vollbracht. Auch bei dem glücklichsten Verlaufe mußten wir das immer besorgen, daß der Versuch, den Alp des fremden österreichischen Einflusses abzuschütteln, zu bedenklichen Einmischungen des Auslandes Anlaß geben werde. Nun, diese Einmischung hat nicht gefehlt; sie hat Sachsen eine unglückliche Zwitterexistenz erhalten, sie hat auch sonst gehemmt; als sie aber deutschen Boden mit ihren Ansprüchen bedrohte, da hat sich die siegreiche deutsche Macht in ihrer ganzen Größe erhoben und die Thatsache festgestellt, daß ihr Niemand, und wäre er der Mächtigste, Unwürdiges zumuthen darf. Die Antipathien des Südens gegen Preußen schienen nicht nur eine Schwierigkeit, sondern eine Gefahr. Wir haben das Trostreiche erlebt, daß der Süden mitten in der blindesten Aufregung durch die Thaten Preußens so unwiderstehlich berührt wurde, daß er das schmähliche Wort: lieber französisch als preußisch, in einem höchst versuchungsvollen Augenblicke einmüthig Lügen strafte. Zwischen Bayern und Preußen schien eine Kluft aufgerissen, an deren Ueberbrückung Niemand zu denken wagte: man lese die Verhandlungen der bayrischen zweiten Kammer vom 30. August, man vergleiche sie mit dem, was in derselben Kammer am 8. Juni und den folgenden Tagen gesprochen wurde, und man wird bekennen, daß die Einheit zwischen Süd und Nord nie so groß war als heute, wo die Phantasten jammern über die Zerreißung Deutschlands durch die Mainlinie. Wie, fragten wir uns oft bekümmert, wie wird es möglich sein, den mittelstaatlichen Particularismus unter die preußische Leitung zu beugen? Nun, die gefährlichsten dieser Mittelstaaten, diejenigen, welche den preußischen Leib theilten, sind verschwunden und dieses Exempel ist für die anderen von so lehrreicher Kraft geworden, daß sie es schwerlich darauf wagen werden, demselben Schicksal zu verfallen.

Noch eben waren wir in einem Wirrwarr widerstreitender Kräfte begraben, dessen Lösung sich unzählige Parteinuancen nach subjectiver Richtung, nach localem Interesse, nach einer

unübersehbaren Mannichfaltigkeit von Zuneigungen und Abneigungen so oder so ausdenken konnten. Für unsere politische Unart war das die gefährlichste aller Situationen. Scheinbar hatten wir uns allerdings in einige große Gruppen gesammelt. Aber diese Parteibildungen ruhten auf höchst bedenklichen Täuschungen. Der scheinbar so wohl disciplinirte Nationalverein schloß Gegensätze in sich, die sich wohl der Phrase einstimmig votirter Resolutionen unterordnen konnten, aber die Vereinsgenossen nach allen Seiten zersprengt haben würden, wenn sie je in die Lage gekommen wären, statt auf dem geduldigen Papier in der politischen Realität zu operiren. Der kleindeutsche Patriot hatte in Hannover eine andere Herzensmeinung als in Braunschweig, in Hamburg als in Bremen, in Kurhessen als in Hessen-Darmstadt und die besten Großdeutschen, so warm sie „Gesammtdeutschland" im Busen trugen, dachten sich die praktische Lösung ihres schönen Programms doch sehr verschieden, ob sie im Westen oder Osten des Schwarzwaldes, im Westen oder Osten des Lech wohnten. Der Kern unserer deutschen Phantasien war Particularismus, der hatte Fleisch und Bein. Wir hofften einmal Deutsche zu werden, aber wir waren leibhaftige Hannoveraner, Badener, Bayern. Und die ungeheure Masse der Bevölkerung war nur das. Und auch derjenige, der sich seines Deutschthums aufrichtig bewußt, dem es eine ernste Herzensangelegenheit war, dieser Unwürdigkeit der Gegenwart mit seiner besten Kraft entgegen zu arbeiten, die Macht aller realen Verhältnisse band ihn nichtsdestoweniger unlöslich fest an das kleine Sonderwesen, dem er angehörte. Ihm steuerte, ihm gehorchte, ihm diente er. Wo war das große Ganze, nach dem er sehnsüchtig die Arme ausstreckte? In den Lüften! Es lebte in seiner Phatasie, in seinen Träumen. Er konnte es besingen, er konnte ihm donnernde Hochs ausbringen, er konnte sich dafür begeistern, aber er konnte wenig oder nichts dafür thun. Hatte eine unpolitische, wesentlich von religiösen, literarischen, privaten Interessen erfüllte Vergangenheit uns daran gewöhnt, die einfachsten politischen Fragen durch unsere Theorien und Doctrinen zu verwirren, so konnte es nicht ausbleiben, daß die complicirteste aller Fragen, die deutsche, unter uns eine wahrhaft babylonische Sprachverwirrung an-

richtete. Es ist gewiß keine willkürliche Behauptung: ohne die Hülfe großer, eine einfache Situation begründender Thatsachen hätte diese Frage uns von Jahr zu Jahr mehr entzweit. Denn man kann es nicht in Abrede stellen: wie die factischen Verhältnisse lagen, konnte eine durchgreifende Einigung der Ansichten auf dem Wege der Discussion niemals gewonnen werden. Die eindringendste Erörterung versprach höchstens gewisse oberste Schichten der Intelligenz für dasselbe Streben zu gewinnen. Die Masse des Volkes gehörte den bestehenden Staaten und ihren zwieträchtigen Interessen. Mit gesetzlichen Mitteln, wie wir uns so lange einbildeten, hätten wir das ideale Deutschland niemals an die Stelle der realen Vielstaaterei gesetzt. Mit gesetzlichen Mitteln, das ist nun auch wohl dem blödesten Auge klar geworden, hätten wir einen König von Hannover, einen Kurfürsten von Hessen nie bestimmt, sich der nothdürftigsten Beschränkung ihrer Scheinsouveränetät zu fügen. Mit gesetzlichen Mitteln hätten wir immer den Kürzeren gezogen gegen den zähen Particularismus des hannoverschen oder schleswig-holsteinischen Bauern oder des Frankfurter Reichsstädters, dessen seltsamer Eigensinn noch heute, da ihm jede thatsächliche Grundlage fehlt, wohl selbst den in Staunen setzt, der über den angeblichen deutschen Patriotismus dieses Volkes immer als Skeptiker dachte.

All dieser verzweifelten Noth sind wir nun mit einem Schlage enthoben. Heute sind die Zweifel über das, was in Deutschland möglich sei, nicht nur den Denkenden, sondern mehr fast der Masse der Nation genommen. Sie greift die existente deutsche Macht mit Händen. Sie hat ihre Thaten gesehen und empfunden, und diese Thaten sind nach der langen trübseligen Misère unserer Ohnmacht von so unwiderstehlicher Gewalt, daß die Denkweise der Deutschen in Monaten Veränderungen erfahren hat, die wir von Decennien nicht hoffen durften. Alle die unlösbaren Probleme, mit denen wir uns seit achtzehn Jahren quälten, sind plötzlich aus unserem Gesichtskreise gerückt, und es ist ein einziges Problem geblieben, das freilich noch viele Arbeit machen wird, dessen Bewältigung wir aber deshalb hoffen dürfen, weil die thatsächlichen Verhältnisse alle Gedanken und Bestrebungen jetzt ebenso auf denselben Punkt

zusammen führen, wie sie dieselben früher nach allen Windrichtungen aus einander rissen. Jetzt handelt es sich lediglich darum, wie die Kleinstaaten zu dem unbestritten dominirenden Preußen ein gesundes Verhältniß finden können. Daß Preußen die deutsche Macht, alle übrigen Länder haltlose Bruchtheile sind, welche nur durch einen innigen, ehrlichen Anschluß an jene ihre eigene Existenz sichern können, das ist eine Thatsache, an welcher der eigensinnigste schwäbische Demokrat nur sich selber weis macht, zweifeln zu können. Diese wohlthuende Vereinfachung unserer Lage, dieses Glück, daß wir endlich festen sicheren Boden unter den Füßen fühlen, wird aber sicher in Kurzem eine Menge unserer politischen Unarten zurückdrängen, und die kernige Gesundheit, deren wir uns Gottlob auf anderen Lebensgebieten erfreuen, endlich auch unserer Politik zu Statten kommen lassen. Die Schwätzer, welche bisher die Breite der Bühne besetzt hielten, werden in der scharfen klaren Luft, in der wir uns jetzt bewegen, kein Glück mehr machen. Nachdem wir im größten Maßstabe erlebt haben, was Handeln ist, werden wir keine Freude mehr daran finden, uns das Ohr mit hochtrabenden Redensarten kitzeln zu lassen. Da die Arbeit der politischen Dilettanten so gründlich mißlungen ist, werden wir fordern, daß in dem großen Staatswesen, durch das wir eingetreten sind in das Weltleben, der ganze Ernst und die männliche Tüchtigkeit bewährt werde, die sich auf allen anderen Gebieten längst für uns von selbst versteht. Nachdem wir erlebt haben, daß in einem monarchischen Staat der Adel einen unentbehrlichen Bestandtheil ausmacht, und nachdem wir gesehen haben, daß diese viel geschmähten Junker für das Vaterland zu kämpfen und zu sterben wissen trotz dem besten Liberalen, werden wir unsere bürgerliche Einbildung ein wenig einschränken und uns bescheiden, neben dem Adel eine ehrenvolle Stelle zu behaupten. Wir meinten, mit unserer Agitation die deutsche Welt von Grund aus umzukehren: nun, lediglich uns selber hinaus zu kehren waren wir im besten Zuge; ich denke, wir werden diese Erfahrung beherzigen. An den größten Erlebnissen, die unsere Augen gesehen haben, sind wir gewahr geworden, wie höchst hinfällig doch selbst diejenigen Hypothesen waren, auf die wir wie auf Felsengrund unsere nationale und

liberale Politik in den letzten Jahren gebaut hatten. Fast alle Elemente unseres politischen Systems sind durch die Thatsachen als irrthümlich erwiesen.

Wir würden diese Belehrung schwer acceptiren, wenn sie mit unserem Unglück verknüpft wäre. Aber uns ist das fast Beispiellose widerfahren, daß unser Sieg unser Elend gewesen wäre, unsere Niederlage aber uns überschwängliches Heil gebracht hat. O wahrlich, wir müßten nicht diese gewissenhaften, uneigennützigen, reinen Naturen sein, wenn wir einen solchen Segen des Himmels nicht erwidern wollten durch ehrliche Selbstprüfung und durch den unerschütterlichen Entschluß, jetzt ein neues Leben anzufangen mit bescheidener Hingebung und wahrer Treue und aufrichtigem Gehorsam gegen die großen Offenbarungen, die uns in diesem Jahre zu Theil geworden sind. Es war ja nicht die Schuld unseres Willens, daß wir so lange in der Irre gingen, sondern das schwere Erbtheil einer Vergangenheit, die uns neben viel Herrlichem in anderen Dingen einen zerrütteten Staat und ein zerrissenes Vaterland hinterlassen hatte. Wir gingen tief gebeugt unter dieser Last, wir suchten sie abzuwerfen, aber es war der Fluch der bestehenden Verhältnisse, daß in der besten Meinung die verschiedenen Glieder an der Last stets in entgegengesetzter Richtung rückten, so daß sie nur immer härter den wunden Nacken drückte. Jetzt ist sie fortgeschleudert. Jetzt stehen wir grad aufgerichtet und sehen um uns eine ruhmreiche statt einer kläglichen Vergangenheit, eine hoffnungsvolle statt einer trostlosen Zukunft: das Vaterland, das so mancher Seufzer, das Sehnen so vieler Jahre nicht näher bringen konnte, nun haben wir es. Wir brauchen nur eine kurze Spanne Zeit zurück zu blicken, um die unendliche Fülle des uns gewordenen Segens zu ermessen. Gewiß, einem Volke, das seit Jahrhunderten in der Wüste der Staatlosigkeit irrte, das so lange nichts war unter den Nationen, dessen beste Kräfte verkümmerten, wird eine solche Erlösung der Anfang einer ganz neuen Entwickelung werden, und alle Theile werden daran mit arbeiten. Wir haben es ja erlebt an Preußen, was solche Thatsachen vermögen. Ob wir auf die Krone, auf die Minister, auf den Adel, das Militär, oder ob wir auf die Abgeordneten, die Magistrate, die Zeitungen blicken, sie Alle

sind anders geworden, sie haben Alle Großes gelernt. Und dieses Lernen hat seine Macht nicht nur in den Vorstellungen des Verstandes, sondern in den Regungen des Herzens. Sie denken nicht nur anders, sie fühlen anders. Vor drei Monaten tönte dem Ruf: Partei oder Vaterland? von allen Seiten die wilde Antwort entgegen: Partei! Heute geben sie Alle dem Vaterlande die Ehre.

Wahrlich, da ist es eine Lust geworden, für öffentliche Interessen zu arbeiten. Bisher war es ein harter trauriger Dienst, dem sich nur die Pflicht unterzog: jetzt lockt der schönste Lohn und jetzt haben wir eigentlich nur Eine Arbeit zu vollbringen, die, gewisse Vorurtheile zu überwinden, gewisse Schwächen abzuthun, welche sich uns in einer unglücklichen Vergangenheit angehängt haben. Sobald der deutsche Liberalismus für die großen Thatsachen, welche er anerkennt, mit voller Hingebung, unbeirrt durch untergeordnete Bedenken, eintritt, so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß uns das nächste Jahrzehnt den deutschen Staat bringen wird, der für unsere Wissenschaft, Kunst, Moral ein ebenso zwingendes Bedürfniß geworden ist, wie für unsere politische Entwickelung und nationale Machtstellung. Nur wir können diesen heilsamen Proceß hemmen, nur wir könnten uns selber in das alte Elend zurück stoßen.

Indem ich diese Betrachtungen schließe, tritt mir von Neuem das Bedenken entgegen, welches mich von der Arbeit so lange zurück hielt, über der Arbeit so oft meine Feder hemmte, das Bedenken, ob eine Selbstkritik, wie ich sie wage, nicht sich auf einen besseren persönlichen Beruf stützen sollte, als ich ihn für mich in Anspruch nehmen darf. Wahrlich, ich hätte gern darauf verzichtet, eine für meine Schultern vielleicht zu schwere Last auf mich zu nehmen. Da aber, obwohl die Zeit drängt, Niemand Hand anlegte, glaubte ich, meiner gewissenhaften Ueberzeugung mehr gehorchen zu müssen als jeder persönlichen Rücksicht. Ich habe das Gefühl, eine schwere, undankbare, aber nothwendige Pflicht erfüllt zu haben. Ich bin gefaßt darauf, von Vielen getadelt, von Manchen vielleicht heftig angegriffen zu werden; ich will die mit der Arbeit verbundenen Unan-

nehmlichkeiten gern tragen, wenn sie nur dem Vaterlande und der Partei, der sie gewidmet ist, einigen Nutzen bringt. Niemand, denke ich, wird mir die Einbildung zutrauen, als hätte ich mit meiner Erörterung den Gegenstand irgend erschöpft: ich wollte nichts, als zur ernsten Selbstprüfung auffordern, eine Anregung geben zu einer Discussion, die wir uns nicht schenken dürfen, und nichts würde mich mehr freuen, als wenn weiter sehende Männer eine Aufgabe würdiger lösen wollten, die ich mich verpflichtet hielt auf die Tagesordnung zu bringen.

Es wird vielleicht nicht an solchen fehlen, welche Verrath an der Partei nennen, was zu thun mich nur treue Hingebung an die Partei bestimmen konnte. Läge mir nichts an dem Liberalismus, nun, ich würde mich nicht so sehr um ihn bemüht haben. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß eine befriedigende Lösung unserer politischen Aufgaben nur dann gelingen wird, wenn der Liberalismus aufhört vorwiegend Opposition zu sein, wenn er dazu gelangt, gewisse unendlich wichtige Anliegen der Nation, für die nur er ein volles und aufrichtiges Verständniß hat, in eigener gouvernementaler Thätigkeit zu befriedigen, wenn wir einen wohlthätigen erfrischenden Wechsel liberaler und conservativer Regierungen bekommen. Der Liberalismus muß regierungsfähig werden. Wer darin eine Verkümmerung der liberalen Größe findet, daß er, statt als Opposition ein Unbegrenztes zu fordern, als Regierung ein Geringes thun soll, dem kann ich freilich nicht helfen. Aber einen Abfall vom Liberalismus wird doch wohl Niemand die Forderung zu nennen wagen, daß der Liberalismus endlich eine seine Gedanken selbst realisirende Macht werde. Ich bin weit davon entfernt, eine Grenze ziehen zu wollen, über die er diese Macht nicht ausdehnen solle: so weit seine Macht wirklich reicht, soll er sie mit allem Nachdruck üben; ich wünschte nur, er hörte auf, sich durch Illusionen über den Umfang seiner Kräfte um alle wirkliche Macht zu bringen.

Ich habe keine Geschichte des Liberalismus schreiben wollen, keine auch noch so flüchtige Skizze der Entwickelung unserer neuesten deutschen Politik, sondern lediglich eine Selbstkritik. Ich habe darum auf den Schwächen der liberalen Politik mit vollem Nachdruck verweilen müssen, unbeirrt durch die Besorg-

niß, daß andere Parteien aus der Unumwundenheit meiner Urtheile Nutzen ziehen könnten. Die Anderen kennen und benutzen unsere Schwächen längst und nichts wird leichter sein als ihrem Uebermuth zu begegnen, wenn wir selber uns von den Fesseln losgemacht haben, die wir bisher trugen. Die politische Position aber, welche wir im Augenblick einnehmen, kann durch ernste Selbstkritik nur gewinnen. Hielten wir die politische Methode fest, welcher wir bis Anfang August folgten, so würden wir uns in Kurzem zu Grunde richten; hören wir dagegen auf die ernsten Lehren der jüngsten Vergangenheit, so werden wir das uns gebührende Gewicht bald zurück erlangen.

Noch über einen Punkt muß ich zum Schluß eine kurze Bemerkung hinzufügen. Kaum etwas wird bei meinen Parteigenossen größeren Anstoß erregen, als was ich über die nothwendige Stellung des Adels in der constitutionellen Monarchie sagte. Und doch steht für mich nichts unumstößlicher fest. Und doch wird unsere Zukunft wesentlich davon abhängen, wie sich der Adel in dem neuen Staate verhalten wird, der uns beschieden ist. Geht er fort auf dem unglückseligen Wege, den das preußische Herrenhaus, den fast alle ersten Kammern Deutschlands bisher gegangen sind, so haben wir alle Ursache, für die Monarchie oder für die Freiheit zu fürchten. Aber sollten wir nicht hoffen dürfen, daß die verkehrte Lage unserer bisherigen öffentlichen Verhältnisse an dieser schlimmen Haltung unseres Adels ebenso die hauptsächliche Schuld trage, wie an den Verirrungen des Liberalismus und daß das segensreiche Walten eines wirklichen Staates, in dem allein Raum ist für eine wirkliche Aristokratie, rasch wahrhaft adlige Anschauungen und Bestrebungen scheiden werde von dem kümmerlichen Junkerthum, der kranken Frucht durchaus ungesunder politischer Zustände? Ich denke, der neue deutsche Staat wird den Standesherrn nicht mehr zu klein sein, um ihm in hervorragender Weise zu dienen. Ich hoffe sogar, manche unserer Fürsten werden die Empfindung haben, daß es ruhm- und ehrenvoller sei, Peer dieses deutschen Staates zu sein als die unerquicklichen Verlegenheiten einer aller wirklichen Macht entkleideten Landeshoheit fortzuspinnen. Mir scheint, die deutsche Art, der die

neidische Gleichmacherei der Franzosen vollkommen fern liegt, würde es in jeder Weise erleichtern, wenn unser hoher Adel aus der falschen Stellung, in welche ihn der unglückliche Gang unserer Kaiserpolitik verlockt hat, zurückkehrte zu dem unendlich ehrenvollen und segensreichen Berufe einer wahren Aristokratie. Jedenfalls ist es die Pflicht einer erleuchteten liberalen Politik, dieser Umwandlung unseres Adels in alle Wege hülfreich entgegen zu kommen. Das Entscheidende freilich kann nur der Adel selbst thun und ein Königthum, das sich zu hoch erhoben hat, um für die kleinen Begehren eines bedürftigen Scheinadels noch irgend welche Gunst zu besitzen.

IV. War Lessing ein eifriger Patriot?[1])

(1867.)

Da wo Goethe in Dichtung und Wahrheit eine rasche Skizze von dem Zustande der deutschen Literatur entwirft, wie er auf seinen jugendlichen Geist wirkte, macht er die Bemerkung: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehen." Und unter den poetischen Erzeugnissen, welche aus jener gewaltigen Anregung des deutschen Lebens hervorging, macht Goethe zuerst Gleim's Kriegslieder namhaft. „Sie behaupten, sagt er, deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt."

Bekanntlich war es Lessing, welcher diese Grenadierlieder Gleim's 1757 und 1758 dem Publikum vorlegte, und wir wissen aus seinen Briefen, daß er die Werthschätzung Goethe's vollkommen theilte. So schreibt er am 12. Dezember 1757: „O was ist unser Grenadier für ein vortrefflicher Mann! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie gut er seine Sachen gemacht hat!" und

1) [Dieser bisher ungedruckte Vortrag wurde im März 1867 im Karlsruher Literarischen Verein gehalten; er wird hier nach Baumgarten's Concept veröffentlicht.]

am 6. Februar 1758: „Versichern Sie ihn, daß ich ihn von Tag zu Tag mehr bewundere und daß er alle meine Erwartung so zu übertreffen weiß, daß ich das Neueste, was er gemacht hat, immer für das Beste halten muß. Ein Bekenntniß, zu dem mir noch kein einziger Dichter Gelegenheit gegeben hat!" Und Lessing theilte nicht nur das günstige ästhetische Urtheil über diese Kriegslieder, sondern auch die in ihnen ausgesprochenen Empfindungen und Gesinnungen. Er machte Entwürfe zu Oden auf den großen König, zu Dichtungen, denen seine Natur an und für sich so sehr fern stand. Er, der geborene Sachse, machte in Leipzig aus seiner Begeisterung für den preußischen Herrscher so wenig Hehl, und es war ihm mit ihr so völlig Ernst, daß er sich dadurch seinen schönen Reiseplan mit einem jungen reichen Leipziger ganz zerstören ließ. Ja der Aufenthalt in Leipzig selbst wurde ihm durch den Widerspruch seiner Ansichten mit den dortigen Bewohnern dieser Stadt verleidet und er sehnte sich nach Berlin zurück, wo er, wie er an Gleim schrieb, „nicht länger nöthig haben werde es seinen Bekannten nur in's Ohr zu sagen, daß der König von Preußen trotz alledem und alledem doch ein großer König sei".

Nach allen diesen Aeußerungen meinen wir in Lessing einen Mann zu sehen, welcher über die großen Begebenheiten seiner Zeit ähnlich dachte und empfand wie wir, welcher an ihnen einen ebenso warmen Antheil nahm wie wir, welcher von der deutschen Krankheit des vorigen Jahrhunderts, der weltbürgerlichen Gleichgültigkeit gegen die vaterländischen Dinge vollkommen frei war. Da werden wir denn nicht wenig überrascht, wenn wir aus demselben Jahre 1758 aus der preußischen Hauptstadt an denselben Gleim einen Brief lesen, in welchem Lessing seine Unzufriedenheit mit einem Grenadierliede folgendermaßen äußert: „Der Patriot überschreiet den Dichter zu sehr, und noch dazu so ein soldatischer Patriot, der sich auf Beschuldigungen stützt, die nichts weniger als erwiesen sind! Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte ist, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger sein sollte." Sehen wir freilich die Worte näher an, so finden wir

eine Auslegung, bei der Lessing's Patriotismus doch recht wohl bestehen könnte. Wissen wir nicht aus reichlicher Erfahrung, wie leicht in Sachen der Poesie der Patriot den Dichter überschreit? Ist nicht in unzähligen Liedern aus unsern Befreiungskriegen der Patriotismus sehr laut und der Dichter sehr still? Und hatte nicht Lessing zuerst die Pflicht, den dichterischen Werth streng zu prüfen und sich in diesem Geschäfte durch keinerlei Gefühlswallung beirren zu lassen? Da er aber seinen Freund durch übertriebenen Patriotismus zu Verstößen gegen den guten Geschmack verführt sah, so lag es ja wohl nahe, sich überhaupt gegen diese Empfindung auszusprechen, und wie der Gegensatz den Ausdruck leicht etwas zuspitzt, so werden wir etwa annehmen, daß die Aeußerung: das Lob eines eifrigen Patrioten sei das allerletzte, wonach er geizen würde, nicht gar zu genau genommen werden dürfe. Oder wenn selbst Lessing ganz präcis seine wirkliche Ansicht in diesen Worten niedergelegt haben sollte: ist nicht in der That das Lob eines e i f r i g e n Patrioten, eines solchen, den sein Eifer treibt, mit unerwiesenen Behauptungen vor das Publikum zu treten, ein sehr zweideutiges Lob? Vornehmlich in den Augen eines Mannes, dem, wie Lessing, die Wahrheit unter allen Umständen über jeder anderen Rücksicht steht? Und können wir, wie eifrig u n s e r Patriotismus immer sei, etwas gegen den Satz Lessings einwenden, daß wir über den Patriotismus nie den Weltbürger vergessen sollten? Was trotz alledem in den Worten Lessing's für unsere jetzige Gefühlsweise bedenkliches zurückbleiben mag, das, denken wir, wird Freund Gleim schon in das richtige Geleise bringen.

Der Kanonikus von Halberstadt antwortete am 23. Januar 1759: „Daß Sie den Grenadier für einen Patrioten halten, der vergessen hat, daß er ein Weltbürger sein sollte: nur diesen Vorwurf, liebster Freund, bitte ich Sie zurück zu nehmen. Er hat ihn gewiß nicht verdient, und wenn Sie diese Meinung von ihm behielten, müßte Ihre Achtung und Freundschaft für ihn sich vermindern. Ein solcher Patriot, dünkt mich, kann nur ein sehr kleiner Geist sein." Im Munde des Grenadiers, dünkt uns, ist das eine sehr wunderliche Rede. Dem Kritiker, welcher vor allem den ästhetischen Werth eines Gedichtes zu prüfen hat, dem gelehrten Forscher, der sich eben damals in das Wesen

der Fabel vertiefte und der immer in der Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker verweilte, ihm lassen wir eine Verwahrung gegen den eifrigen Patrioten hingehen. Aber dem Grenadier, meinen wir, der mit seinem Könige von einem Schlachtfelde zum andern fliegt, der heute gegen Franzosen, morgen gegen Russen schlägt, hätte es recht wohl angestanden, seinem kritischen Freunde zu bemerken, daß alles seine Zeit hat und daß in einem Momente, wo der deutsche Boden von den Fremden zertreten wurde, wo an der Abwehr dieser Fremden Alles hing, der Patriotismus kaum zu eifrig sein könnte und immerhin eine Weile die weltbürgerliche Gesinnung ganz in den Hintergrund drängen dürfte. Jedenfalls sollten wir denken, daß die übergefällige Fügsamkeit des Grenadiers den Kritiker zufrieden stellen und ihm keinerlei Anlaß bieten werde, seinen Satz noch weiter zu treiben.

Nichts destoweniger erwidert Lessing am 14. Februar: „Was ich von dem übertriebenen Patriotismus habe einfließen lassen, war weiter nichts als eine allgemeine Betrachtung, die nicht sowohl der Grenadier als tausend ausschweifende Reden, die ich hier alle Tage hören muß, bei mir rege gemacht hatten. Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß), keinen Begriff und sie scheint mir aufs Höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre.“ Gleim acceptirt das bestens und schweigt.

Können wir es auch acceptiren, d. h. können wir glauben, daß Lessing wirklich von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff gehabt habe? Diejenigen, welche sich bisher mit dieser Aeußerung beschäftigt haben, Guhrauer, Stahr und Hebler, suchen sie so zu deuten, daß sie eigentlich gar nichts bedeutet. Besonders Stahr behauptet kurzweg, Lessing sei der „eifrigste Patriot“ gewesen, „der bewußteste Vertreter und Erwecker jenes wahren Patriotismus und jenes wahrhaften Nationalgefühls, die auf Selbstachtung und Achtungswürdigkeit beruhen“. Es wäre gut gewesen, wenn der Biograph Lessing's, der einzige leider, von dem wir eine fertige Arbeit besitzen, seine Behauptung ein wenig begründet hätte. Weil es der Empfindung des heutigen Deutschen wohl thut, Lessing ohne weiteres zum

„eifrigsten Patrioten" zu machen, ist nicht viel weniger thöricht, als ihn einer unserer heutigen Parteien zu Liebe zum Republikaner, ja zum Vorgänger K. Vogt's und Proudhon's zu stempeln, was der Leichtfertigkeit Stahr's bekanntlich auch möglich geworden ist. Wollen wir Lessing in diesem Punkte richtig verstehen, so müssen wir von allen unseren heutigen Vorstellungen durchaus absehen und mit voller Unbefangenheit die Thatsachen würdigen, wie sie vorliegen.

Jedermann weiß, daß Lessing mit größerem Erfolge als irgend einer seiner Zeitgenossen die Herrschaft des französischen Geistes in der Wurzel bekämpft und den Deutschen ein Bewußtsein ihrer eignen Würde zurückgegeben hat. Der Kampf gegen das französische Wesen reicht in die ersten Anfänge von Lessing's schriftstellerischer Thätigkeit zurück. Als er zwanzig Jahr alt war, verspottete er in seinem Lustspiel „Der Freigeist", das sich formell noch ganz sklavisch an die dramatische Schablone der Franzosen anschloß, eine wesentlich französische Geistesrichtung, welche in der komischen Unterhaltung der beiden Bedienten direct auf Frankreich zurück geführt wird. Da er in der Vossischen Zeitung zuerst die Feder ansetzte zu kritischen Besprechungen, wurde er besonders warm, wenn er französische Frivolität, Oberflächlichkeit, Eitelkeit zu geißeln hatte und die Thorheit der Deutschen, sich vor diesen Franzosen bewundernd in den Staub zu werfen. Dann kam er mit Voltaire persönlich in eine Berührung, welche ihn mit gerechter moralischer Verachtung gegen den berühmten Mann erfüllte. Eben diese Franzosen in Berlin in allen geistigen Dingen die erste Rolle spielen zu sehen, konnte seine kritische Schärfe gegen sie nur steigern. So setzt er denn auch in den Literaturbriefen den in den Artikeln der Vossischen Zeitung begonnenen Kampf mit erhöhter Energie fort. Wie um jene Zeit seine persönliche Stimmung gegen die Franzosen war, erfahren wir aus einem Briefe, den er am 2. Oktober 1757 an Gleim richtete, als dieser französische Einquartirung erwartete. „Ich bitte Sie inständigst", schrieb er da, „zeigen Sie sich ja als einen wahren Deutschen! Verbergen Sie allen Witz, den Sie haben; lassen Sie nichts von sich hören als Verstand; wenden Sie diesen vornehmlich an, jenen verächtlich zu machen — das ist die einzige

Rache, die Sie jetzt an Ihren Feinden nehmen können. Besonders lassen Sie sich ja nicht merken, als ob Sie einen von ihren jetzt lebenden Scribenten kennten. . . . Von Voltaire selbst müssen Sie thun, als ob Sie weiter nichts, als seine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten. — Das soll wenigstens meine Rolle sein." Eine ähnliche Bitterkeit spricht aus einer der 1759 erschienenen Fabeln, welche lautet: „Nenne mir ein so geschicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte! so prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiderte: Und du, nenne mir ein so geringschätziges Thier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen. — Schriftsteller meiner Nation! Muß ich mich noch deutlicher erklären?"

Goethe fährt in der angeführten Stelle über die heilsamen Wirkungen des siebenjährigen Krieges fort: „Eines Werkes aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschem Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen: es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that: Minna von Barnhelm. Diese Produktion war es, die den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete." Ich denke, wir werden den Ausspruch Goethes, die Minna sei ein Werk „von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt", wohl dahin modifiziren können, daß wir deutsch statt norddeutsch sagen. Wenn es vor hundert Jahren dem Frankfurter noch einen norddeutschen Eindruck machte, so sind seitdem die Kulturunterschiede gottlob soweit ausgeglichen, daß wir heute in der Minna nicht mehr spezifisch norddeutsches finden können, als etwa in Hermann und Dorothea spezifisch süddeutsches. Dieser deutsche Nationalgehalt aber ist in unserm ersten und leider einzigen Nationallustspiel so mächtig ausgeprägt, daß ich ihm in dieser Hinsicht kaum eines unserer späteren Dramen an die Seite stellen möchte. Es war nach Beendigung des Krieges eine so siegreiche Manifestation deutscher Nationalität im schneidendsten Gegensatz zu französischer Leichtfertigkeit und eleganter Liederlichkeit, daß man vielleicht sagen durfte: Lessing habe in seinem Stücke für die

hundertjährige Unterjochung der Deutschen durch die Franzosen auf geistigem Gebiet ebenso glänzende Satisfaktion genommen, wie Friedrich bei Roßbach für alle die politische und militärische Schmach, welche Deutschland seit den Tagen Richelieus erlitten. Lessing nahm diese Satisfaktion zugleich moralisch und ästhetisch. Er stellte den Kern unserer sittlichen Natur in einen siegreichen Gegensatz gegen die französische Windbeutelei und warf zugleich das Joch des französischen Geschmacks ab. Gegen dieses Joch war lange schon auch von Anderen gekämpft. Klopstock haßte es wie Lessing immer, aber hatte uns der Messias davon befreit? Er wollte es, konnte es aber nicht, wie es auch die Miß Sara Sampson nicht gekonnt hatte. Unsere Literatur war zu Anfang der sechsziger Jahre in einer eigenthümlichen Lage. Seit mehr als achtzig Jahren rang sie, sich wieder aufzurichten aus dem kläglichen Verfall des dreißigjährigen Krieges. Jedes Dezennium hatte seitdem einen erheblichen Fortschritt gebracht, aber noch immer war nichts erreicht, das ein Gelingen der schweren Arbeit enthielt. Man konnte doch allmählich bedenklich werden, ob wir es denn wirklich zu etwas rechtem bringen würden. Minna von Barnhelm machte dieser peinlichen Situation ein Ende. Sie war die erste dichterische Produktion, von der man nicht nur wie von allen früheren Leistungen rühmen konnte, sie enthalte werthvolle Keime einer dereinstigen Blüthe, vielverheißende Anfänge einer kommenden Größe, von der man vielmehr sagen durfte: sie *ist* volle duftende Blüthe im reichsten Schmuck der Formen und Farben. In ihr gab unsere poetische Wiedergeburt den ersten vollgültigen Beweis ihrer siegreichen Kraft.

1767 — es sind gerade 100 Jahre — erschien Minna von Barnhelm; in demselben Jahre begann Lessing seinen letzten Kriegszug gegen die Franzosen, die Hamburger Dramaturgie. Sie vollendet auf dem Gebiete der dramatischen Theorie, was Minna von Barnhelm auf dem Gebiete der theatralischen Praxis begonnen hatte. Sie befreite uns von der französischen Doktrin der drei Einheiten, von der Meinung, die französische Tragik entspreche den Lehren des Aristoteles und sei die Wiedergeburt des antiken Trauerspiels, sie zerstörte überhaupt den Wahn, als sei rhetorisches Pathos, brillanter Esprit der Gipfel der

Poesie. Sie stürzte die französischen Götzen von den angemaßten Altären und stellte die wahren Meister der Dichtkunst, die Griechen und Shakespeare an ihren Platz. Mit der Dramaturgie war die Befreiung unseres Geschmacks von dem französischen Vorbilde, soweit sie durch Argumente überhaupt bewerkstelligt werden konnte, in solchem Maße vollendet, daß Lessing keinen Anlaß fand, auf diese Frage in den zwölf letzten Jahren seines Lebens noch einmal zurück zu kommen. Wenn wir seitdem nicht nur in Dingen des Geschmacks und des Urtheils unsere selbständige Stellung unter den Völkern der Erde zurückgewonnen haben, so müssen wir dafür keinem unserer Vorfahren mehr danken als Lessing. Um die Erweckung unseres Nationalbewußtseins hat er die gleichen Verdienste sich erworben wie Friedrich der Große.

Aber wie dieser König uns aufrüttelte aus Gleichgültigkeit und Muthlosigkeit, wie er seit Jahrhunderten zum ersten Male wieder die Welt Respekt lehrte vor deutscher Kraft und durch seine Thaten, um noch einmal Goethes Wort zu gebrauchen, auch unserer Poesie den ersten wahren Lebensgehalt gab, ohne von dieser Poesie je die mindeste Notiz zu nehmen, so könnte ja doch auch wohl Lessing das Größte für die Weckung unseres patriotischen Selbstgefühls gethan haben, ohne deshalb schon der „eifrigste Patriot" zu sein. Ich wüßte in der That nicht, was mit der Bekämpfung der französischen Frivolität und Eitelkeit, der französischen Rhetorik in der Poesie, des steifen Regelnzwangs der Franzosen im Drama der Patriotismus zu thun hat. Als Lessing in das geistige Leben eintrat, fand er es noch immer in sehr wichtigen Beziehungen unter dem starken Druck französischen Einflusses. Seine innerste Natur widerstrebte diesem Einflusse, seine gesunde Sittlichkeit ebensowohl als seine wissenschaftliche Einsicht und sein ästhetisches Urtheil. Als er mit zwanzig Jahren nach Berlin ging, zitterten seine Eltern, daß er in der von französischer Freigeistigkeit beherrschten Stadt auf ganz schlimme Wege komme: gerade diese unmittelbare Berührung mit berühmten Repräsentanten der französischen Wissenschaft und Bildung verschärfte in ihm den Gegensatz gegen die französische Art aufs äußerste. So scheinbar nahe sich die beiden Männer in manchen Stücken berühren, in Wirklichkeit

sind Lessing und Voltaire wahre Gegenfüßler. Der junge Lessing übersah den alten Voltaire in allen großen Fragen des Lebens und Denkens unendlich, aber dieser strahlte im hellsten Glanze des Weltruhms und jener ernährte sich mühsam mit Feuilletonarbeiten, dieser bezog von dem preußischen Könige kolossale Summen, während für deutsche Gelehrte und Dichter die Thüren des Palais geschlossen waren. Und nun mußte Lessing auch noch diesen großen, von aller Welt gefeierten, von dem preußischen Könige fast wie seines Gleichen gestellten Franzosen als einen von der schmutzigsten Habgier bis zum Verbrechen getriebenen, von einer Menge anderer häßlicher Züge entstellten Menschen kennen lernen und mit ihm in einen ganz persönlichen verdrießlichen Konflikt gerathen. Wie sehr wir Lessing in allen Lebenslagen ausgezeichnet finden durch Unzugänglichkeit für persönliche Motive, wo es sich um die Wahrheit handelt, wie sehr er, der liebenswürdigste Freund im persönlichen Verkehr, unerbittlich war auch gegen seine besten Freunde, sobald er die Feder ansetzte, immerhin war auch Lessing ein Mensch, und zwar ein Mensch von sehr starker, ja leidenschaftlicher Empfindung. Diese Empfindung hat ihn in Dingen der Wahrheit nie beherrscht, aber sie hat dem Ausdruck der Wahrheit oft eine besondere Farbe gegeben. Ja ich möchte darin etwas für Lessing ganz speziell Eigenthümliches sehen, daß die Wahrheit seine ganze Persönlichkeit ergreift und in Bewegung setzt, daß sie nicht allein seinen Kopf beschäftigt, sondern sein gesammtes Wesen erfüllt. Von dem Laublinger Pastor Lange bis zu dem Hamburger Hauptpastor Goeze hat er alle seine Gegner so gefaßt, daß es ein Kampf war auf Tod und Leben, ob es sich nun um die richtige Uebersetzung einer Horazischen Ode oder um die letzten religiösen Principien handelte. Und so war ihm auch der Kampf gegen die Herrschaft französischer Regeln und Theorien in unserer Literatur eine Angelegenheit, bei der sein Herz mitarbeitete in vollen Schlägen. Und zwar nicht nur in dem Sinne, daß dieser Kampf sein Innerstes bewegte, sondern auch in dem ganz besonderen Sinne, daß er neben der unterdrückten Wahrheit etwas Persönliches herzustellen hatte. Lessing würde seinem Vademecum für den Pastor Lange unter allen Umständen jene Wärme eingehaucht haben, welche dem

Leser sofort die Empfindung giebt, daß es sich hier um etwas Höheres handle als grammatische Interpretation, daß in diesen philologischen Details schließlich unser ganzes Verhalten zur antiken Kultur, unser ganzes Verhalten zum Alterthum, ja zu Fragen der Kunst und Wissenschaft überhaupt discutirt wird. Aber diese ins Leben schneidende Schärfe würde die Erörterung doch nie erhalten haben ohne die empfindlichste persönliche Herausforderung Lessing's durch den geistlichen Stümper.

Aehnlich verhielt es sich mit seinem Gegensatz gegen die französische Herrschaft über unser Geistesleben. Dieser Gegensatz griff so tief in seine ganze geistige Existenz ein, berührte sich so unmittelbar mit dem Kern seiner Lebensaufgabe, daß er seiner siegreichen Durchführung auf jeden Fall die volle Wärme seiner Seele gewidmet haben würde. Handelte es sich doch hier um eine Rettung im größten Stil, und wenn der Mann, welcher durch seine Zeit einsam wandern mußte, dafür aber in den Jahrhunderten der Vergangenheit vertraute Busenfreunde fand und Mitkämpfer, von diesen nahen Genossen mit einer wahrhaft zärtlichen Sorgfalt das leichteste Stäubchen abwischte, das ihnen Vorurtheil oder Mißverstand angeblasen hatte, wie sollte er nicht zu seinen schärfsten Waffen gegriffen haben, wenn es darauf ankam, das Wesen der antiken Poesie und Kunstlehre von den Verunstaltungen zu reinigen, womit es die Nachahmung und Auslegung der Franzosen verhüllt hatte? Es war ihm eine Herzenssache, einen Cardanus und Cochlaeus zu retten aus den Klauen verfolgungssüchtiger Theologen und Professoren, wie hätte es ihm nicht eine Sache der höchsten Wichtigkeit sein sollen, Sophokles und Aristoteles zu retten aus dem in aller Welt herrschenden Vorurtheile, daß Corneille und Voltaire ihre wahren Interpreten seien? Das Theater bedeutete ihm bekanntlich mehr als eine lediglich ästhetische Anstalt, er hielt es für einen wesentlichen Hebel der moralischen Besserung. Zweiundzwanzig Jahre lang war das Theater der wahre Mittelpunkt seines Forschens und Schaffens: natürlich mußte es ihm da eine wirkliche Lebensaufgabe sein, eine Praxis und Theorie zu stürzen, welche das Theater unbedingt beherrschte, aber es zugleich unfähig machte, jene höchsten Zwecke zu erfüllen. Dieser französische Bann mußte gebrochen werden, nicht weil

er französisch war, sondern weil er verderblich war. Darum kehrte sich Lessing auch zunächst gegen den deutschen Vertreter der falschen französischen Regel, gegen Gottsched, und erst, nachdem dieser Autor unschädlich geworden war, concentrirte er seine Angriffe gegen die französische Hauptburg selbst. Wird irgend ein Mensch meinen, Lessing würde diese Lehre von den drei Einheiten, von der Rangstufe der tragischen Personen, von der Aufgabe der Tragödie, Mitleiden oder Schrecken statt Mitleid und Furcht zu erregen u. s. w. weniger eifrig bekämpft haben, wenn sie in einem deutschen statt in einem französischen Hirn entsprungen wäre? Ich finde durchaus keinen Unterschied in der Lessing'schen Polemik, ob sie gegen den Pastor Lange oder gegen Corneille, ob sie gegen Klotz oder gegen Voltaire gerichtet ist. Die warme lebhafte Farbe, welche er seinem Wort gegen die Franzosen leiht, finden wir in allen seinen andern Streitschriften wieder. Das beruht, wie gesagt, auf der spezifischen Eigenthümlichkeit dieses Geistes, dem es überdies beschieden zu sein schien, daß die Energie seiner Kriegsführung für die erkannte Wahrheit fast in jedem Falle gesteigert werden sollte durch den Umstand, daß er zugleich mit der Wahrheit seine Person zu vertreten hatte. Während seines ersten Berliner Aufenthaltes erfuhr er, wie schon erwähnt, von Voltaire eine empfindliche Kränkung. Als er 1765 von Breslau nach Berlin zurückkehrte, wurde er in der berechtigtsten Erwartung, dort eine befriedigende Lebensstellung zu erhalten, getäuscht, weil der König als Bibliothekar durchaus einen Franzosen haben wollte: er hatte die Absicht, Lessing hinter einen ganz mittelmäßigen französischen Schriftsteller zurück zu setzen, setzte ihn aber in Wirklichkeit, von seinen Lieblingen frech betrogen, hinter einen obscuren, unwissenden, abergläubischen Mönch zurück! Lessing kehrte mit bitterem Groll für immer Berlin den Rücken. Damals vollendete er seine Minna und es ist mir nicht ganz unwahrscheinlich, daß an der Schärfe, mit welcher der notorisch erst spät eingeschobene Riccaut gezeichnet ist, diese persönliche Erfahrung nicht ohne allen Antheil ist. Lessing ging nach Hamburg. Es handelte sich dort bekanntlich um die Begründung eines Nationaltheaters. Auch diese Aussicht scheiterte an den Franzosen. Zunächst, weil das Hamburger Publikum noch

immer der „unterthänigste Bewunderer des nie genug bewunderten Franzosen“ war, und deshalb sich für ein deutsches Nationaltheater nicht interessiren konnte, sodann, weil nach einem halben Jahre dem vorzüglichen deutschen Theater eine mittelmäßige französische Truppe Concurrenz machte. So sehen wir Lessing in widrigen persönlichen Beziehungen zu Franzosen, fast so lange sich seine Feder mit ihnen beschäftigt.

Ich meine, die erörterten Verhältnisse erklären alles, was Lessing für die Befreiung des deutschen Geistes und Geschmackes von französischer Herrschaft gethan hat, vollständig, ohne daß wir deßhalb seinen Ausspruch, daß er von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff habe, durch künstliche Deutungen in sein Gegentheil zu verkehren brauchten. In allen hierher gehörigen Schriften Lessing's kann ich keine Spur einer spezifisch patriotischen Gemüthsstimmung oder Willensrichtung entdecken. In seinen kritischen Arbeiten vertritt er die Sache der wissenschaftlichen und ästhetischen Wahrheit gegen die Franzosen nicht anders, als gegen Deutsche. In seiner Minna aber zeichnet er deutsche Menschen in ihrer erkannten Tüchtigkeit und Kernhaftigkeit neben einem französischen Abenteurer, der, obwohl ein ausgemachter Taugenichts, doch an der Tafel der preußischen Minister Platz fand. Diese Zeichnung gewann die Züge unübertrefflicher Meisterschaft, nicht weil Lessing ein eifriger Patriot, sondern weil er ein eminenter Deutscher war, weil in ihm die Grundzüge deutschen Wesens mit merkwürdiger Prägnanz ausgebildet waren, weil er mit einem hellen deutschen Auge in die lebendige Realität des deutschen Lebens blickte und die fundamentalen Typen der deutschen Natur in einem warmen deutschen Gemüth ausbildete. Oder ist etwa deutsch sein, gut deutsch sein und ein eifriger Patriot sein gleichbedeutend? Wollen wir etwa, nachdem wir Jahrhunderte lang uns um's Vaterland wenig oder gar nicht gekümmert haben, nun so ausschweifend patriotisch werden, daß wir Vaterlandsliebe zu einem unentbehrlichen Charakterzuge jedes tüchtigen Deutschen machen möchten? Hieße das nicht den Patriotismus den Verstand überschreien lassen? Ich möchte mich gegen derartige Uebertreibungen namentlich auch im Interesse des Patriotismus verwahren, der nicht herabgesetzt werden darf zu einer selbstverständlichen Eigenschaft

jedes ordentlichen Menschen und der zu hoch steht, um zu einer beiläufigen Eigenschaft jedes ausgezeichneten Menschen herabgesetzt zu werden. Die Vaterlandsliebe schließt spezifische Empfindungen und spezifische Forderungen in sich, auch spezifische Schwächen, die nicht Jedermanns Sache sind. Sie ist eine gewaltige Kraft durch Beschränkung und diese Beschränkung kann unter Umständen so beklemmend werden, daß ein freier Geist sich gegen sie wie gegen eine Fessel sträubt. Von der Art aber waren die Umstände, unter denen Lessing lebte, und das unbefangene Urtheil kann ihm kaum Unrecht geben, wenn er die Vaterlandsliebe, wie sie damals möglich war, verglichen mit der universellen Weite seiner Mission, eine heroische Schwachheit nannte. Unter anderen Umständen würde er sie eine große Tugend, eine heilige Pflicht genannt haben. Unter anderen Umständen würde er in der That der „eifrigste Patriot" gewesen sein, denn in seiner gesunden Natur fand sich die Anlage des thätigen Vaterlandsgefühles unstreitig. Durchmustern wir seine Schriften, so begegnen uns zu verschiedenen Zeiten deutliche Symptome dieser Anlage. So in jener Mahnung an Gleim, seiner französischen Einquartierung sich als „wahrer Deutscher" zu zeigen. So in jener Stelle der Minna, wo Tellheim auf die Erwähnung Othello's erwidert: „Aber sagen Sie mir doch: wie kam der Mohr in venetianische Dienste? Hatte der Mohr kein Vaterland?" So in jenen ergreifenden Worten am Schluß der Dramaturgie: „über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen." Aber da es eben mit uns so bestellt war, so konnte die reiche patriotische Anlage in Lessing nicht zur Entwickelung kommen. Wer will etwas dawider einwenden, wenn er, nachdem weder seine Minna noch seine Emilia Galotti das Mindeste beigetragen, seine bedrängte Lage zu verbessern, die Aufforderung seines Bruders Karl, wieder für das Theater zu schreiben, mit den Worten ablehnte (unterm 5. Dezember 1772): „Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen, und wenn sie auch in diesem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen sollte"? Zur Liebe genügt

ja nicht die Disposition des Subjects, sie bedarf eines Objectes. Denken wir nur an Fichte, den wir gewohnt sind gewissermaßen als den vornehmsten Repräsentanten des patriotischen Denkens zu verehren! Noch 1805 predigte derselbe Mann das Weltbürgerthum der Bildung, welcher drei Jahre später mit seinen Reden an die deutsche Nation die Abwendung derselben vom Kosmopolitismus entschied. Hätte freilich Lessing diese Tage gesehen, er würde da zuverlässig in den vordersten Reihen der Patrioten gestanden, er würde nicht wie Goethe der großen Bewegung kaltblütig zugesehen haben. Aber in seiner Zeit that er wohl daran, auf einem Standpunkte zu bleiben, der mit dem „eifrigen Patrioten" nichts zu thun hatte.

Ich erkläre mich näher. Die Vaterlandsliebe hat sich unter den hervorragendsten Zeitgenossen Lessing's wesentlich auf eine doppelte Art geäußert, in einer das Ganze der deutschen Welt umfassenden lebhaften Empfindung und in einer bestimmten praktischen Thätigkeit. Jene Empfindung wurde namentlich durch Klopstock vertreten. Er war es, der das Vaterland mit schwärmerischer Liebe verherrlichte in seinen Oden und Dramen, ihm mit Nachdruck wieder einen Platz gab in unserer Dichtung. Sehen wir diese Poesie näher an, so finden wir sie in jene Ossian'schen Nebel gehüllt, für welche Klopstock überhaupt eine so große Vorliebe hatte. Es sind große, erhabene, aber meist ganz unfaßliche Vorstellungen, pathetische Abstractionen, in denen seine patriotische Muse einen Ausdruck sucht. Will er ihr aber konkrete Stoffe geben, so flieht er in die dunklen Tage Armin's, deren Bilder ihn wie unfaßbare Schatten umkreisen; will er ihr poetische Gestaltung verleihen, so verirrt er sich in das trübe Chaos der übel verstandenen scandinavischen Mythologie, deren Nebelbilder er mit den Typen des alten deutschen Götterglaubens verwechselt. Die Kritiker pflegen Klopstock's patriotische Intentionen zu loben, ihre Ausführung aber scharf zu tadeln. Sie bedenken zu wenig, daß der Dichter die Klippe der vagen Abstraction, der ins Unbegrenzte schweifenden Empfindung schwer vermeiden konnte, wenn er zu einer Zeit patriotische Töne anstimmen wollte, welche ein lebendiges Vaterland nicht kannte. Es war doch in der That für einen deutschen Dichter, der in Kopenhagen von der Pension eines dänischen Königs

lebte, der sein Vaterland in dreihundert und mehr Fetzen zerrissen sah, eine Sache der bittersten Nothwendigkeit, sich in die Reminiscenzen einer fernen Vergangenheit zu flüchten, wenn er das thatsächlich nicht existirende Vaterland verherrlichen wollte. Es war trotz aller Schwächen dieser Dichtungen meines Erachtens nichtsdestoweniger ein Verdienst, in der Brust des Deutschen Empfindungen zu wecken, welche nur zu lange geschlafen hatten. Klopstock schlug doch die Saite zum ersten Male wieder an, welche dann in den Liedern der Schenkendorf und Körner fortklingen sollte. Aber wie sehr wir Ursache haben, Klopstock für dieses Beginnen zu ehren, es war doch wirklich nicht die Sache des klaren scharfen Lessing'schen Geistes, in dem düstern Haine Odin's räthselhafte Bardengesänge anzustimmen. Klopstock that gut, dem Zuge seiner Natur in diese heiligen Dämmerungen zu folgen, aber Lessing that besser, daß er im hellen Lichte des Tages und in einer lebendigen Gegenwart blieb.

Möser diente dem Vaterlande in bestimmter praktischer Thätigkeit. Sie wissen, daß Goethe den Sohn der rothen Erde mit dem Worte ehrt, er sei würdig gewesen, ein Zeitgenosse Lessing's zu sein. Er hätte vielleicht etwas mehr sagen dürfen. Mir wenigstens will es scheinen, als sei Möser, wenn einer unter den mit Lessing in demselben Decennium geborenen Deutschen, ihm ebenbürtig gewesen an Geist und Charakter, nahe verwandt in Sinn und Empfindung und in der Art, sich zu äußern. Möser nun war im höchsten Sinne Patriot. Er bekämpfte mit Lessing um die Wette französische Frivolität, französischen Geschmack, das ganze französirende Wesen, welches sich in unsere Sitten und Liebhabereien so tief eingefressen hatte; er betonte dagegen unaufhörlich die gute deutsche Art, wie sie sich im Leben des eigentlichen Volkes behauptet hatte, dessen Kernhaftigkeit er die Verbildung der oberen Stände in einer unerschöpflichen Fülle ernster und humoristischer Bilder gegenüber stellte. Aber er führte diesen Kampf für die Wiedererweckung eines gesunden deutschen Lebens mehr mit Thaten als mit Schriften. Er blieb nicht in der Höhe der allgemeinen Betrachtungen, der theoretischen Kritik, sondern er stellte seine ganze Kraft voll und ungetheilt auf den Boden der praktischen

Wirklichkeit. Dieser Boden war bedeckt mit dem wunderlichsten Gerümpel alter und neuer Einrichtungen, ehrwürdigen aber abgestorbenen Ueberlieferungen und willkürlichen Bildungen. Aber das hinderte ihn nicht, die heimathliche Erde mit der gesunden Liebe eines starken Gemüths zu umfassen, ihr eine fünfzigjährige unermüdliche Thätigkeit zu widmen, immer vorwärts strebend und nie verdrießlich über den langsamen und schweren Erfolg. Während der Aufklärung der frei Gebildeten die bestehenden Zustände abgeschmackt erschienen, lehrte ihn eine historische Ansicht der Dinge, die er zuerst in unsere Literatur einführte, billiger urtheilen, und während der allgemeine Zug der Zeit dahin drängte, nach großen und allgemeinen Theorien zu reformiren, zeigte er, wie leicht diese Theorien fehl gingen und daß der praktischen Thätigkeit lebendige Erfahrung mehr nütze als systematische Bildung. Ueberblickt man die Gesammtheit seines Lebens, so stellt sich das Bild dar eines auf der Höhe seiner Zeit stehenden, die Gedanken seiner Zeit umfassenden, große Gebiete der praktischen Erfahrung beherrschenden, aus der lebendigen Durchdringung wissenschaftlicher Erkenntniß und unmittelbarer Anschauungen wirkenden Staatsmannes. Dieses Bild ist reich an den eigenthümlichsten und bedeutendsten Zügen, wahrhaft erquickend durch die Gesundheit und Frische, durch die klare Tiefe, welche aus ihm spricht.

Was muß ein solcher Mann, rufen wir wohl unwillkürlich, gewirkt haben! Schlagen wir nun die Blätter unserer politischen Geschichte des vorigen Jahrhunderts auf, so wissen sie uns von J. Möser wenig zu erzählen. Er wäre wohl werth gewesen, der leitende Minister eines großen Staates zu sein, aber er war in Wirklichkeit nur die maßgebende Persönlichkeit in der Regierung des Bisthums Osnabrück. Da hat er viel Gutes gewirkt, aber daß die lange Arbeit eines solchen Lebens auch nur mittelbar dem ganzen Vaterlande als Muster und Sporn nützlich wurde, das wußten die Schrullen des aus Protestanten und Katholiken gemischten Domcapitels zu hindern, welches die Regierungsbehörde eines englischen Bischofs darstellte. Indem die Kraft dieses großen Staatsmannes in die Kümmerlichkeit eines Zwergstaats gespannt war, wurde sie für Deutschland todt gelegt. So ist es gekommen, daß, wenn wir

von Möser sprechen, wir nur den Schriftsteller im Auge haben. Aber der Schriftsteller Möser war nur der untergeordnete Gehülfe des Staatsmannes Möser, welcher mit wenigen Ausnahmen schrieb, um seine praktischen Bestrebungen zu fördern. Da aber diese Bestrebungen in den engen Kreis eines seltsam organisirten Bisthums eingeschlossen waren, so stellten sich die ihnen dienenden Schriften in dieselben Schranken. In den Osnabrück'schen Intelligenzblättern erschienen die berühmten patriotischen Phantasien, entweder geradezu ganz lokale Interessen behandelnd oder doch die allgemeinen Fragen, welche sie besprachen, meist mit specieller Rücksicht auf Vorurtheile, Mißbräuche, Bedürfnisse darstellend, welche in Osnabrück herrschten. Trotzdem sind die Schriften Möser's ein kostbarer Schatz unserer Literatur, aber ein Schatz, der, wenn ich nicht irre, den Dienst, welchen uns Möser hätte leisten können, nur in einem beschränkten Maße gethan hat. Dieser Mann wäre so recht berufen gewesen, die Nation zu seinen Füßen zu versammeln, ihr patriotischen Lebensmuth, zuversichtliche Freude am politischen Wirken, klares Verständniß der vaterländischen Zustände und Aufgaben einzuhauchen, denn er mehr als einer vor ihm und neben ihm hatte den Sinn und das Gemüthsleben des Volkes erfaßt und erkannt, daß es mit den Hochgebildeten, den Buchgelehrten nicht gethan sei, daß zu dem Bürger und Landmann gesprochen, sein Verstand, sein Wille geweckt und angespornt werden müsse. Und nun wollte es die seltsame Verschrobenheit unserer deutschen Staatsverhältnisse, daß dieser mit der Kraft der edelsten Popularität ausgestattete Mann so schreiben mußte, daß abgesehen von seinen Osnabrücker Landsleuten ihn doch eigentlich nur die Gelehrten wohl verstehen konnten, welche die Fähigkeit besaßen, sich in die Besonderheit der Osnabrück'schen Verhältnisse hinein zu versetzen und danach aus dem durch tausend praktische Rücksichten bestimmten Ausdrucke der Möser'schen Gedanken diese Gedanken selbst heraus zu schälen.

Wer je Möser's und Lessing's Schriften mit einander verglichen hat, der wird, glaube ich, Gott danken, daß Lessing sich nicht, und wäre es durch einen noch viel herrlicheren Patriotismus als den Möser's gewesen, in die kleine, enge, küm-

merliche Wirklichkeit des Deutschland seiner Zeit hat verstricken lassen, sondern das freie Reich des Geistes angebaut mit ungetheilter Kraft. Das war nicht allein für dieses Reich, das war vor Allem auch für unsere nationale Entwickelung das durchaus Richtige. Denn so stand es nun einmal in dem Buche unseres Schicksals geschrieben, daß wir uns aus dem tiefen Verfall des 17. Jahrhunderts zuerst herausarbeiten sollten mit den Mitteln der Wissenschaft, der Forschung, der Phantasie. Wir sollten erst ein geistiges Reich deutscher Nation herstellen, zuerst in Gedanken und Empfindungen uns auf uns selbst besinnen und ein eigenthümliches Wesen auf die tiefste Innerlichkeit unserer Natur begründen. Hatten wir so das Bewußtsein unserer Würde und unseres Berufs unter den Völkern der Erde zurückgewonnen, so mußte ja wohl auch die Zeit kommen, welche den inneren Reichthum nach außen zu wirken, dem Geist den Körper beizugesellen trieb. Das geistige Reich deutscher Nation, wenn es echt und gesund war, schloß die absolute Nothwendigkeit in sich, eine entsprechende Gestaltung in der Wirklichkeit aus sich heraus zu treiben. Nur so lange uns doch der Zweifel quälte, ob denn diese Gestaltung unserer politischen Existenz auch wirklich gelingen werde, konnte die unbefangene Auffassung der großen Kämpfe des vorigen Jahrhunderts zuweilen getrübt werden durch Wünsche, welche der ängstlichen Gegenwart entsprangen. Das schmerzlich bewegte Gemüth wirft seine Schatten auch auf die ferne Vergangenheit, wie wir denn seit zehn Jahren nicht ganz selten in die Gefahr kamen, unsere geschichtliche Entwicklung nach den Bedürfnissen der Gegenwart zu meistern. Der Kummer über unsere Ohnmacht und Zerrissenheit ließ uns ungerecht werden gegen unsere mittelalterliche Kaiserzeit, er ließ uns an dem Gang unserer Reformation mäkeln, ließ uns auch wohl an unsere großen Denker und Dichter des vorigen Jahrhunderts Forderungen stellen, denen sie nicht genügen konnten. Ich denke, diese Zeit ist für immer vorüber und vielleicht kommt die Zeit, wo wir als ein besonderes Glück unseres Lebensganges preisen werden, daß wir eine solche Fülle rein menschlicher Geistes- und Gemüthsbildung gewinnen konnten, ehe wir zu den ernsten, prosaischen, von einer gewissen scharfen Einseitigkeit schwer zu trennenden Arbeiten der großen Politik

kamen. Die Erfahrung zeigt, daß die Völker jene reine Menschlichkeit schwer gewinnen, wenn sie einmal in die heftige Bewegung des Staatslebens getreten sind. Wir aber möchten, so sehr wir jetzt und noch für lange die Pflicht haben, unsere beste Kraft den ganz konkreten Aufgaben einer schwierigen Staatsbildung zu widmen, unsere Gedanken und Handlungen mit derselben konzentrirten Energie der politischen Arbeit zuzuwenden, mit welcher Lessing für unsere geistige Befreiung und Stählung lebte — wir möchten auf die Dauer doch auch den größten Realitäten die Ideale unserer Brust nicht opfern, vielmehr nach jener Harmonie menschlicher Bildung streben, in welcher der Patriotismus dem Weltbürgerthum die Hand reicht.

V. Karl Brater[1]).

Es war im März 1859, als Franz Peter Buhl aus Deidesheim, dem die deutsche Sache im Süden so viel verdankt, unter mehreren bayrischen Abgeordneten Karl Brater zu mir führte, dem ich, obwohl wir seit einer Reihe von Jahren in demselben München unter sehr ähnlichen Verhältnissen in fast unmittelbarer Nachbarschaft gelebt hatten, bis dahin doch nie begegnet war. Schon nach wenigen Wochen verband uns und unsere Frauen vertraute Freundschaft. In den Stürmen jener Tage, die wohl nirgends wilder und drohender tobten als in München, schlossen sich die Wenigen, welche dem blinden Fanatismus für die damalige österreichische Kriegspolitik entgegen zu arbeiten für ihre Pflicht hielten, eng aneinander. Es war ein winziges Häuflein, das nach der Verabschiedung der Kammern am 26. März durch die Wogen des altbayrischen Fanatismus seinen Weg suchte, vier oder fünf Männer, aus verschiedenen Theilen Deutschlands an den Ufern der Isar zusammengeführt, um einen fast unmöglichen Kampf zu unternehmen.

Brater führte für uns das Wort in der Presse. Er war der einzige Bayer unter uns und eine schon damals in seiner Heimath wegen seiner soliden juristischen und politischen Bildung, seiner unermüdlichen Thätigkeit, seines reinen Charakters allgemein anerkannte Autorität. Er unternahm es in der kürzlich begründeten bayrischen Wochenschrift, deren Redaktion ihm übertragen war, der Stimme eines ruhigen klaren Patriotismus in dem tobenden Kriegseifer Gehör zu verschaffen. Auch damals führte diese Thätigkeit für ihn zahlreiche Verdrießlich-

1) [Diesen Nachruf auf seinen 1819 in Ansbach geborenen, am 20. Oktober 1869 in München gestorbenen Freund veröffentlichte Baumgarten im December 1869 in den Preußischen Jahrbüchern.]

keiten herbei, da einige Führer der Partei, welche die Wochenschrift geschaffen, namentlich Freiherr von Lerchenfeld behauptete, Brater steuere auf das genaue Gegentheil von dem hinaus, was das ursprüngliche Ziel des Blattes gewesen sei. Aber er behauptete sich unerschütterlich auf seiner Linie, nicht allein in Bayern, sondern in ganz Süddeutschland in jener kritischen Zeit der einzige Vertreter einer nicht unbedingt österreichischen Politik in der Presse.

Aber die schwache Stimme einer Wochenschrift konnte in dem Lärm jener Tage nicht weit dringen. Wir erkannten bald, daß wenn der überaus rührigen Agitation im Süden, welche soeben um ein Haar Deutschland in einen verderblichen Krieg gestürzt hätte, wirksam entgegen gearbeitet werden sollte, eine tägliche Zeitung nicht entbehrt werden könnte. Nach langen Verhandlungen, vielen Mühen wurde es möglich die Begründung eines solchen Blattes ernstlich in's Auge zu fassen. Und zwar in München, in dem eigentlichen Hauptquartier der Gegner. An die Ausführung eines so verwegenen Planes ließ sich aber nur denken, wenn ein Mann von hervorragender Fähigkeit, von bedeutender Autorität in dem Lande und von unantastbarem Charakter die Leitung übernahm. Denn daß das Auftreten einer gegen Preußen gerechten, der nationalen Sache aufrichtig ergebenen Zeitung in München mit den größten Schwierigkeiten verknüpft sein werde, deren nur ganz ungewöhnliche Leistungen Herr zu werden hoffen dürften, darüber konnte sich Niemand täuschen. Alles hing daran, ob Brater sich entschließen mochte, der Redaction seine Kraft, vielleicht seine Existenz zu widmen. Ich erinnere mich genau der eingehenden Gespräche, welche wir im Sommer über die Sache hatten. Wie immer erwog er alle Momente der Frage mit der Objectivität eines durch keine Umstände beeinflußten Richters; die hohe politische Wichtigkeit, ja Nothwendigkeit des Unternehmens erkannte er vollkommen an, aber über seine Mißlichkeit, über die fast unübersteiglichen Hindernisse, denen er begegnen werde, täuschte er sich ebenso wenig. Namentlich war ihm klar, daß für ihn persönlich ein fast zu großes Opfer damit verbunden sei. Nach langer mühseliger, entbehrungsvoller Arbeit war er endlich dahin gelangt sich in Bayern eine bedeutende Stellung

zu erringen. Hielt er sich im Kreise der bayrischen Politik, so konnte ihm eine höchst befriedigende, d. h. für das öffentliche Interesse fruchtbare und seinen bescheidenen persönlichen Ansprüchen gerecht werdende Zukunft nicht entgehen. Betrat er dagegen den Boden der deutschen Politik mit einer in Bayern bei Regierung und Volk gleich verhaßten Richtung, so durfte er für die Zukunft noch viel schwereren Kämpfen entgegen sehen, als ihm die Vergangenheit gebracht hatte. Er zählte damals vierzig Jahre; er war ohne Vermögen; nur angestrengte Thätigkeit und eine seltene Einfachheit des Lebens machte ihm möglich, mit der Feder zu erwerben, was die Bedürfnisse seiner Familie erforderten. Unter allen diesen Verhältnissen würden sehr Wenige sich entschlossen haben auf das Wagniß einzugehen. Brater unternahm es dennoch kraft jener Mischung geistiger Eigenschaften, der man in dieser Weise nur sehr selten begegnen wird. Er war ganz klare scharfe Kritik und zugleich ganz hingebende Begeisterung. Er besaß ganz die Nüchternheit des Verstandes, welche meistens zu klugem Egoismus führt, und verband damit einen enthusiastischen Patriotismus, wie er meist nur in unklaren Köpfen wohnt. Ohne Zweifel waren ihm Viele seiner Zeitgenossen an glänzenden Geistesgaben überlegen; wie glücklich wären wir, wenn ihm Viele an Lauterkeit der Gesinnung und an jener Harmonie der intellectuellen und sittlichen Kräfte gleich kämen, die den Werth des Menschen ausmacht!

Brater hatte sich nicht getäuscht. Als er am 1. Oktober 1859 die erste Nummer der Süddeutschen Zeitung herausgab, tobte es förmlich von allen Seiten gegen ihn. Man fand es geradezu unerträglich, daß sich in München ein „preußisches" Blatt an's Licht wage. Jede Verdächtigung in der kleinen Schmutzpresse der Stadt, jede persönliche Chicane wurde in Bewegung gesetzt, um Brater die Existenz in München unmöglich zu machen. Wer freilich die Blätter der jungen Zeitung las, der wurde von all' diesen jede Stunde des Herausgebers verbitternden Widerwärtigkeiten nichts gewahr. Es ist seit dem Tode Brater's von den verschiedensten Seiten, auch von feindlicher, in der süddeutschen Presse anerkannt worden, daß die Süddeutsche Zeitung musterhaft redigirt wurde, ein Muster,

das leider seither wenig Nachahmung geweckt hat. Man sah auf den ersten Blick, daß eine wirkliche politische Capacität da die Feder führte, ein Mann von gründlichstem politischen Wissen, von unermüdlichem Fleiß. Die Masse des Stoffs war bis in's Kleinste verarbeitet und dadurch eine Oekonomie ermöglicht, die wir leider in unserer Presse immer mehr vermissen. Vor Allem aber: der Grundgedanke, Deutschlands Führung durch Preußen, wurde den widerwilligen Gemüthern der Süddeutschen mit nie aussetzender Consequenz, aber zugleich mit jener schonenden Milde gepredigt, welche am besten geeignet ist, dauernde Ueberzeugungen zu begründen. Der deutsche Beruf Preußens hat niemals im Süden einen wirksameren Vorkämpfer gehabt, als Brater's Süddeutsche Zeitung. Anfangs mit einmüthigem Haß wurde sie in kurzer Zeit das Lieblingsblatt des gebildeten München. Obwohl von der Regierung verpönt war sie doch die Lectüre aller Büreaus. „Warum, fragte mich diesen Sommer ein Mann, der damals in der besten Stellung war die Münchener Verhältnisse zu beurtheilen, warum hat man den unbegreiflichen Fehler gemacht, die Süddeutsche Zeitung 1862 von München nach Frankfurt zu verlegen? Wir sahen, wie sie jeden Tag mehr zum Herrn des wichtigen Terrain wurde; noch eine kurze Frist und sie hätte alles dominirt."

Im Frühling 1862 war die Kraft Brater's erschöpft. Nachdem er dritthalb Jahre unter recht ungünstigen politischen Umständen das Blatt mit unermüdlicher Gewissenhaftigkeit redigirt, daneben seine Pflichten als Abgeordneter, als Mitglied des Ausschusses des deutschen Nationalvereins in hervorragender Weise erfüllt hatte, drohte die schwache Hülle, welche diesen rastlosen Geist barg, zu zerbrechen. Die Aerzte erklärten die absolute Nothwendigkeit, daß Brater das rauhe Klima von München meide und von der Last der Redactionsgeschäfte befreit werde. Auch jetzt noch war keine Kraft da, welche für ihn hätte eintreten können. Ohne ihn war das Blatt noch immer in München unmöglich. Es mußte nach Frankfurt wandern.

Von da an hat Brater nur mit einem schwer leidenden Körper dem Vaterlande dienen können. Ich muß es Andern

überlassen, diese Periode seiner immer gleich rastlosen Thätigkeit zu schildern, in der ich ihm nicht so genau habe folgen können, in der auch unsere Ansichten öfter ziemlich weit auseinander gingen. Aber was er in jener kritischen Zeit von 1859 war, das ist er bis zum letzten Athemzuge geblieben: ein Patriot von völlig selbstloser Hingebung, ein Mensch von fleckenloser Reinheit. Ein peinliches siebenjähriges Brustleiden war nicht im Stande, diese reine Gluth zu mindern, diese Klarheit des seelenvollen Auges zu trüben. Das Vaterland hat ihm nichts gegeben als Mühen und Sorgen, aber seine Liebe blieb immer die gleiche. Sein Leben ist in einem gewissen Sinne nichts gewesen als Arbeit und Entbehrung, aber nie ist ein Laut der Klage deswegen über seine fein geschnittenen Lippen gekommen. Denn was Andern unerträglich hart erschienen wäre, das nahm er mit ruhigem Gleichmuth. Wie sollte er etwas entbehren, was er nie begehrt hatte? Für sich hatte er nie etwas gewollt und da diese einzige Selbstlosigkeit von seiner tapfern, ihm vollkommen ebenbürtigen Frau ganz getheilt wurde, so waltete in den bescheidenen Gemächern, in denen er die letzten Jahre seiner Krankheit verlebte, ein hohes Glück.

Sollte der Leser finden, daß diese unbedeutenden Worte der Erinnerung eine zu persönliche Farbe trügen, so mag er sie mit der Lebendigkeit entschuldigen, in der mir das Bild des Verewigten über dem Schreiben vor die Seele trat. Ich kann an dieses Leben nicht ohne tiefe freudige Bewegung zurück denken, und es wird immer eine meiner schönsten Erinnerungen sein, diesem Manne, in dem der Adel der deutschen Natur eine nicht glänzende aber wundervoll reine Ausprägung gefunden hatte, freundschaftlich nahe gestanden zu haben.

VI. Wie wir wieder ein Volk geworden sind.

(1870.)

Zweite vermehrte Auflage.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Als mich die Nachricht überraschte, daß die erste Auflage dieses Schriftchens bereits vergriffen sei, freute ich mich des Gedankens, nun so manche Lücke des ersten raschen Entwurfs beseitigen zu können. Da ich dann aber an die Revision ging, machte ich die Erfahrung, daß das Ding entweder, einige Verbesserungen im Einzelnen abgerechnet, so bleiben müsse, wie es nun einmal in den Tagen zwischen Wörth und Sedan geworden war, oder eine vollständige Umgestaltung erfahren. Vielleicht hätte ich mich zu letzterer entschließen, die vielleicht zu bewegte Sprache namentlich des Eingangs beseitigen, die Spuren der Entstehungszeit überhaupt unbarmherzig vertilgen, durchweg den ruhigen, klaren Ton einer historischen Uebersicht suchen und die vielen in der ersten Fassung übergangenen Momente berücksichtigen sollen. Aber einer solchen Umarbeitung stellten sich doch sehr erhebliche Bedenken entgegen. In der knappen Form einer Skizze war kein Raum zu finden für eine alle Beziehungen mit einiger Gleichmäßigkeit umfassende historische Darstellung. Eine solche kann nur in einem Buche gegeben werden, das weder ich heute schreiben könnte, noch vermuthlich das Publicum jetzt lesen möchte. Sodann: sollte es ein Unglück sein, wenn einmal neben so vielen schweren Bänden über vaterländische Geschichte ein federleichtes Heftchen ausfliegt, das sich um das Stirnrunzeln der urkundlichen Forscher nicht kümmert, sondern seine Freude daran hat, den Männern und namentlich auch den Frauen etwas von deutschen Schicksalen, wie oberflächlich

und mangelhaft immer, zu erzählen, die bisher leider von diesem für jeden Deutschen wissenswürdigsten Stoffe so gar wenig vernommen haben? Endlich mochte ich nicht wegwischen, was dem objectiven Urtheil vielleicht der empfindlichste Fehler scheint, die persönliche und momentane Farbe, in der diese Uebersicht auftritt. Denn diese Farbe ist ihr nun einmal von unvergeßlichen Tagen angeweht, deren lebendiges Andenken mir immer theurer sein wird, als die schönste schriftstellerische Regelmäßigkeit.

Als ich damals den Schluß schrieb, der, wie ich sehr wohl weiß, eigentlich kein Schluß ist, dachte ich später einmal mit kurzen Sätzen wenigstens anzudeuten, wie und warum denn nun dieser Krieg wirklich gethan habe, was ich nur von ihm behauptete. Vor Allem diesem Mangel meinte ich jetzt bei der so über Erwarten rasch gebotenen Gelegenheit abzuhelfen. Es ist mir nicht möglich gewesen. Indem ich die Feder ansetzte, um von diesem Kriege zu reden, fand ich, daß das, mir wenigstens, Anfang November ebenso unmöglich sei wie Anfang September. Denn wenn seine ganze gewaltige Bedeutung für unser Volk und für die gesammte Welt ausgesprochen werden sollte, so schien mir etwas unvermeidlich zu sein, das wie Prahlerei klingen könnte, da doch gewiß dem deutschen Gemüth Bescheidenheit nie ein größeres Bedürfniß gewesen ist als eben jetzt. Ich denke also gut zu thun, wenn ich es jedem einzelnen Leser überlasse, das, was von diesem Kriege etwa hätte gesagt werden können, aus seiner eigenen Erfahrung zu ergänzen. Gottlob sind ja nicht nur die Thaten der letzten Monate, sondern auch die von ihnen in unserem Volke gemachten Eindrücke so, daß man ihnen getrost vertrauen kann.

Wenn ich nicht irre, findet allerdings zwischen den Theilen Deutschlands ein nicht unbeträchtlicher Unterschied in der Art statt, wie sie von den Kriegsereignissen berührt sind. Gewisse Bruchstücke süddeutscher Parteien suchen noch immer die Miene anzunehmen, als ob die deutschen Siege eigentlich für den Süden ein Unglück wären. Und doch, behaupte ich, hat dieser Krieg nirgends größere Wunder gewirkt als gerade in und für den Süden. Wenn einmal der Geschichtschreiber späterer Tage die beneidenswerthe Aufgabe verfolgt, von dem Jahre 1870

solchen, die es nicht sahen, eine Vorstellung zu geben, so wird er vermuthlich unter seinen wichtigsten Wirkungen die hervorheben, daß durch seine Ereignisse dem Süden Deutschlands ein ganz neues Leben gewonnen sei. Der Norden, wird er etwa sagen, erfreute sich schon seit längerer Zeit einer festen sicheren Entwickelung, und namentlich seit 1866 war ihm eine große Zukunft so gut wie gewiß. Mit dem Süden aber war es übel bestellt. Er hatte seit Jahrhunderten ein wichtiges Glied seines Organismus nach dem anderen eingebüßt. Einst in mächtiger Ausbreitung von der Leitha bis an die Rhone reichend hatte er seit dem Falle der Staufen in jedem Jahrhundert wenigstens ein reiches Gebiet verloren, zuerst die burgundischen und schweizerischen Lande, dann die österreichischen und zuletzt hatte der gefährliche fränkische Nachbar mit der Wegnahme von Elsaß und Lothringen sich so recht in seiner Flanke fest gesetzt. Seitdem konnte es für den Süden kein rechtes Gedeihen mehr geben. Eingeklemmt zwischen dem mächtigen Frankreich und dem mehr und mehr entfremdeten Oesterreich, bald von dem einen, bald von dem anderen mit einer militärischen oder moralischen Invasion bedroht oder wirklich heimgesucht, heute dem Wiener Obscurantismus, morgen der Pariser Frivolität preisgegeben, entbehrte er der wesentlichsten materiellen und geistigen Voraussetzungen einer gesunden Entwickelung. Wie oft zog das französische Kriegsvolk verheerend durch seine schönen Gaue, wie schwer lag der Druck Habsburgischer Einflüsse auf ihm! So oft die Welt in neueren Zeiten eine große Erschütterung erfuhr, konnte er sicher sein, daß die Kriegswogen zerstörend über ihm zusammenschlugen, und wenn der Frieden wieder kam, so gab es für ihn keine große aufrichtende Kraft, sondern hemmende und zerrende Rivalitäten.

Trotzdem überdauerte auch hier die unverwüstliche Kraft der deutschen Volksnatur alle Heimsuchungen. Die Gebiete, welche den Deutschen Wieland, Goethe, Schiller, Hegel, Schelling, Böckh und wie viele andere Geister ersten Ranges schenkten, durften sich wohl von Natur ebenbürtig fühlen. In Wirklichkeit waren sie vielleicht an natürlicher Ausstattung allen anderen überlegen. Nicht allein ihr Land prangte im reichsten Schmucke, sondern auch ihr Sinn empfing von der freigebigen

Natur eine Lebendigkeit, der man in den ärmeren, kälteren Gegenden des Nordens seltener begegnet. Aber jene unselige politische Lage, jene Verkümmerung und Verkrüppelung des dem Süden ursprünglich angewiesenen Schauplatzes und Materials ließ alle diese reiche Anlage nicht zu seinem Frommen ausschlagen: Manche der besten seiner Söhne wanderten nach Norden und die vielen Zurückbleibenden fanden nicht den Raum, um sich fröhlich auszubreiten, oder scheiterten an jenen feindseligen Einflüssen von Westen und Osten, zwischen denen die Heimath sich keinen festen deutschen Schritt zu sichern vermochte. Diese unerfreuliche Lage wurde aber nicht wenig verschlimmert durch die großen Erinnerungen der Vergangenheit, welche es den Süddeutschen sehr schwer machten zu erkennen, daß die Zeiten der fränkischen und staufischen Kaiser für immer vergangen seien und ihnen nichts übrig bleibe als sich an den Norden anzulehnen, bei dem nun einmal die deutsche Gegenwart ihre Residenz genommen hatte. Die immer wieder erneuten Bilder der Kaiserglorie übten auf die rege süddeutsche Phantasie einen geradezu verhängnißvollen Einfluß. Denn wie der Mensch ein verlorenes Glück sich immer herrlicher auszumalen pflegt, je ferner es ihm rückt, so gewannen die Süddeutschen mit der Zeit eine Vorstellung von deutscher Größe, der keine Wirklichkeit je genügen zu können schien, wie ihr ja auch keine gewesene Wirklichkeit zu Grunde lag. Am wenigsten aber fanden sie die feurigen Farben dieser mittelalterlichen Kaiserphantasie an dem ernsten strengen Bau, den die Hohenzollern im Norden aufgerichtet. Ihr Zukunftsideal war ganz poetisch, wenn nicht phantastisch, und die preußische Gegenwart schien ganz nüchtern. Zumal in der Zeit, wo der Süden überhaupt anfing über sein Verhältniß zu Deutschland zu sinnen. Friedrich der Große hatte auch ihn einst fortgerissen, Blücher würde er, hätte er die Hand frei gehabt, jubelnd gefolgt sein; aber das Preußen seit 1815 stieß ihn zurück.

Was sollte in solcher Bedrängniß werden, die durch die Ereignisse von 1866 einen vollends beängstigenden Charakter annahm? Das herrliche Land ging auf unsicheren Wegen einer dunkeln Zukunft entgegen. Die gefährlichsten Extreme, eine ganz zuchtlose Demokratie und der vaterlandslose, von welschem

Wesen verwirrte Ultramontanismus, schienen sich diese Zukunft streitig zu machen. Es fehlte schon nicht an solchen, welche die ruhmreiche Wiege alter deutscher Kultur und Macht der desperaten Kur völliger Auflösung ausgeliefert sahen, aus der allein neues Leben sprießen könne, wo es doch auf der Hand lag, daß ein solches Experiment den beiden Nachbarn die gefährlichste Festsetzung möglich machen konnte. Wo war ein Weg, der aus diesem Chaos trostloser Eventualitäten heraus führte? Wenn einmal das Provisorium von 1866 sich consolidirte, so konnte nicht allein der Süden für lange Zeit der deutschen Entwickelung verloren gehen, sondern dieselbe auch im Norden sehr empfindlich beeinträchtigen. Da kam der heilvolle Krieg von 1870. Schon sein erstes Wehen brach die politischen und moralischen Schranken zusammen, welche den Süden so lange vom Norden getrennt hatten. Und als er dann über den Rhein nach Frankreich hinein brauste und aller deutschen Gaue Kinder derselben ruhmreichen Fahne folgten und alle Daheimgebliebenen in dem Jubel über den Sieg und in dem Schmerz über seine Opfer sich wie eine große Familie zusammenschlossen in Empfindungen und Handlungen der Liebe, da verknüpfte die Anwohner der Isar und des Neckar und die der Elbe und Oder ein so festes Band, daß keine kleine Rechnung des Sondervortheils und keine grämliche Erinnerung alter Gegensätze es mehr zu sprengen vermochte. Aus peinlichster Schwankung sah sich der Süden mit einem Ruck auf den festen Boden eines neuen Deutschland versetzt, an dessen Ruhm und Glück ihm von nun an wieder ein voller Antheil der That und des Genusses wurde. Seit Jahrhunderten gefesselte und verkümmerte Kräfte blühten, sobald sie in den tiefen Boden eines großen gesunden Staatslebens und einer gesicherten Entwickelung verpflanzt waren, von neuem herrlich auf und ein edler Wetteifer der deutschen Stämme für des gemeinsamen Vaterlandes Größe begrub alten Hader in glücklicher Vergessenheit.

So, denke ich mir, wird es dereinst heißen. Oder nicht? Und wenn nicht, wird der Süden die Verantwortung tragen mögen, daß die wundervollen Aussichten, die sich jetzt für ihn aufthun, nicht zur Wahrheit werden? Ich kann es nicht glauben. So viel wir auch in den letzten Wochen von der angeblichen

Nothwendigkeit haben hören müssen, namentlich die kostbare bayrische Selbständigkeit vor jeder Beeinträchtigung durch das neue deutsche Reich zu bewahren, ich fürchte die Gespenster versunkener Zeiten nicht. Wer das bayrische Volk, namentlich auch die zu einer schönen deutschen Stadt gewordene bayrische Hauptstadt in diesen Monaten gesehen und die fundamentale Aenderung der herrschenden Ansichten und Stimmungen beobachtet hat, der kann unmöglich besorgen, daß eine engbrüstige und kurzsichtige Politik, wie sie leider von den Räthen der bayrischen Krone bisher festgehalten zu sein scheint, im Stande sein werde, die kernigen Geschlechter unseres Südostens aus der großen Gemeinschaft fern zu halten, deren sie so werth sind und die ihnen so nöthig ist. Wer die Süddeutschen kennt, der weiß, wie ihr Gemüth großen Begebenheiten weit offen steht und wie wenig es gerade ihre Art ist, eigensinnig an grauen Theorien festzuhalten. Beweglich folgen sie den Dingen mit rascher Auffassung und wer einmal ihr Herz erwärmt hat, dem gehören sie. Nun aber ist ihnen in diesen Monaten das seit Jahrhunderten entbehrte Glück zu Theil geworden, an wahrhaft großen deutschen Thaten mitzuthun, und wie glänzend in ihrer Phantasie alter Zeiten Ruhm lebte, sie wissen, daß das Deutschland Barbarossa's nie Tage gesehen hat wie diese. Von ihnen beginnt für sie eine neue Epoche, der ganz anzugehören ihr höchster Stolz sein wird. Keine Schmeichelei und keine Sophistik wird ihnen einreden, daß für den Süden 1866 ruhmreicher oder vortheilhafter gewesen sei als 1870.

Denn auch der große greifbare Gewinn dieses Jahres wird dem Süden zufallen. Die Länder, welche des deutschen Reiches Verfall vor zwei Jahrhunderten in die Hände des Fremden gerathen ließ und welche nun des Reiches Auferstehung zurückbringt, sind süddeutsche, dem süddeutschen Leben unentbehrliche Länder. Der Norden möchte auch ferner ohne Elsaß und Lothringen gedeihen, dem Süden aber würde mit ihrem Fernbleiben eine wesentliche Bedingung des Wohlergehens mangeln. Denn solange Frankreich am Rhein steht, giebt es für den Süden keine Sicherheit, und solange uns der Elsaß fehlt, ist die reichste und blühendste Landschaft des Südens, der Oberrhein, wie ein in der Mitte durchgeschnittener Körper, der nur

eine mühselige, widernatürliche Existenz führen kann. Solange unsere Geschichte von frohen und kräftigen Tagen des Südens meldet, so lange kennt sie Straßburg und Colmar, Hagenau und Weißenburg als integrirende Bestandtheile des reichen süddeutschen Städtekranzes, und von dem Moment an, wo diese stolzen Sitze süddeutschen Bürgerthums aus dem alten Verband gerissen wurden, sank wie ein düsterer Trauerhimmel auf den ganzen Süden.

Dieser so auf neue, fruchtbare Grundlagen zurückgestellte und mit alten ruhmreichen Gliedern wiedervereinigte Süden hat wahrlich keinerlei Ursache zu fürchten, daß der Norden ihn erdrücken oder in seiner gesunden Eigenthümlichkeit versehren werde. Man weiß es noch immer nicht genug, wie tief in jedem Norddeutschen der Zug nach dem Süden ist und daß der Norden dazu neigen wird, den Süden in dem, was dieser nun einmal abthun muß, vielleicht nur zu sehr zu schonen oder gar nachzuahmen. Wenigstens wenn man aus der Weise, wie Preußen seit vier Jahren und namentlich wieder in den allerletzten Monaten gegen die süddeutschen Königreiche verfuhr, auf die Zukunft schließen sollte, so könnte der Süden in seinem eigensten Interesse nur wünschen, daß die preußischen Staatsmänner auf die zahlreichen Schrullen gewisser süddeutscher Collegen hinfort etwas weniger Rücksicht nehmen möchten. Denn dem süddeutschen und vor Allem dem bayrischen Volk frommt nichts mehr als eine volle, aufrichtige Vereinigung mit Deutschland, ein Anschluß an das Ganze, der nicht allerlei schwierige Ausgleichungen einer ungewissen Zukunft überläßt. Endlich auf festen sicheren Boden zu kommen, das ist das dringendste Bedürfniß des Südens. Endlich mit einem großen Entschluß alle Fesseln einer todten Vergangenheit abzuwerfen und sich der schönen hellen Gegenwart ganz zu ergeben, das ist die wichtigste Voraussetzung vor allem auch einer berechtigten Selbständigkeit des Südens. Denn wahrlich heute walten durch ganz Deutschland die freundlichen Stimmungen, von denen jede Landschaft bereitwillige Schonung ihrer Besonderheiten zu erwarten hat. Wenn heute Bayern formell auf jede besondere Garantie seiner Selbständigkeit verzichtete, so würde es damit thatsächlich die größten Bürgschaften für diese Selbständigkeit gewinnen,

so weit überhaupt das Glied eines Organismus vernünftiger Weise auf Selbständigkeit Anspruch machen kann. Wenn dagegen, was ich freilich für ganz undenkbar halte, Bayern sich dem herrlichen Strome deutscher Größe auch mit seinem letzten Wort entgegenstemmte, um, wie es im sechszehnten Jahrhundert that, den Strom in einem Sumpf zu verwandeln, dann wehe der bayrischen Selbständigkeit! Denn dann müßte Deutschland es für seine nächste und dringendste Aufgabe halten, diesen trotzigen bayrischen Particularismus ganz und gar zu zerbrechen, und in dieser Aufgabe würde es an den besten Kräften Bayerns selbst die eifrigsten Bundesgenossen haben.

Diejenigen, welche seit Jahren von Einheitsstaat, Centralisation, Uniformität reden, um die Süddeutschen vom Norden fern zu halten, sind entweder sehr unwissend oder sehr unehrlich. Denn Angesichts des gesammten Verlaufs der deutschen Geschichte ist es eitel Thorheit zu fürchten, daß wir je in die Irrwege gerathen könnten, welche eben Frankreich in den Abgrund geführt haben. Solange es Deutsche giebt, wird die Zersplitterung, das zu spröde Auseinanderstreben der Theile, die eigensinnige Pflege der Besonderheiten unsere Gefahr sein und nicht das Gegentheil. Berlin wird nie Paris werden. Nicht allein der Süddeutsche, sondern auch zahlreiche Norddeutsche werden immer lieber in München oder Stuttgart oder Nürnberg, Freiburg, Heidelberg leben als in Berlin, und wenn wir glücklich Eins geworden und unsere Vorposten wieder auf dem Kamm der Vogesen aufgezogen sind, dann werden wir voraussichtlich eine starke Wanderung norddeutscher Kräfte nach dem Süden erleben, der Einen, um dort die zahlreichen noch nicht ausgebeuteten Hülfsmittel flüssig zu machen, der Andern, um in dem schönen Lande von gethaner Arbeit auszuruhen. Und dafür wird es auch vom Süden nach dem Norden gehen und Aller gemeinsame Freude wird sein, daß das große Deutschland allen seinen Gliedern volle Freiheit eigenthümlicher Bewegung gestatte. Vorausgesetzt natürlich, daß Alle ihre vaterländische Pflicht thun. Denn das versteht sich ja wohl von selber, daß der Süden in Zukunft von einem Privilegium der Bequemlichkeit, von einem Präcipuum des Genusses nichts mehr wissen will. Von nun an giebt es für alle Deutschen

nur gleiche Lasten, damit endlich die, welche seit zweihundert Jahren fast allein die politische und militärische Arbeit für Deutschland gethan haben, etwas erleichtert werden können. Der Süden wird es nicht wieder erleben wollen, daß Tausende preußischer Landwehrmänner für ihn bluten, während er einen beträchtlichen Theil der frischesten Jugend daheim hat. Der Süden wird die falschen Apostel mit Entrüstung zurückstoßen, die ihm Rathschläge der Ehrlosigkeit in demokratisches oder ultramontanes Flittergold wickeln.

In den nächsten Wochen sollen die Kammern Bayerns und Württembergs über ihre und in gewissem Sinne über unsere Zukunft entscheiden. Ich möchte an die Männer, welche auch jetzt noch zu des deutschen und besonders des süddeutschen Volkes Glück ein störriges Nein sagen zu müssen meinen, eine Bitte richten: eingedenk zu sein, daß die deutsche Geschichte von ihnen Rechenschaft fordern, mit aller Unbarmherzigkeit fordern wird.

Karlsruhe, Anfang November.

In diesen großen Tagen, wo das deutsche Volk vor unseren Augen sich aufrichtet zu einer all unsere Hoffnungen übertreffenden Einigkeit und Macht, wo die gesammte deutsche Menschheit, vielleicht zum ersten Male seit sie existirt, sich innig verbunden fühlt durch dieselben Empfindungen, Entschlüsse und Thaten, wo Ein Schlag alle deutschen Herzen bewegt und das stolze Bewußtsein deutsch zu sein alle anderen Regungen zurückdrängt, in diesen großen Tagen sucht unser Auge nach dem Grund so wundervoller Erscheinungen, um sie recht in ihrem Kern zu erfassen und ihre Bedeutung ganz zu erkennen.

Dieses Bedürfniß mag auf verschiedenen Wegen seine Befriedigung finden. Das gläubige Gemüth richtet sich mit dankbarer Rührung nach oben und sieht in den Ereignissen dieser Wochen das wunderbare Werk des Weltenlenkers. Andere preisen die Macht Preußens und die Vortrefflichkeit seines Heerwesens, Andere den patriotischen Entschluß des jungen Bayernkönigs, Andere die heilvolle Verblendung des Kaisers der Franzosen. Aber wie man sich auch wenden mag, immer handelt

es sich um einen großen Augenblick im Leben des deutschen Volkes, und wer es nicht zugeben kann, daß die Geschicke der Nationen ein Spiel des Zufalls seien, sondern das, was heute geschieht, mit gestern, und das, was ein Volk in allen Tagen erlebt, mit seiner innersten Natur verknüpfen muß, der sieht in den herrlichen Begebenheiten, die unser Aller Herz erfüllen, die Frucht und Vollendung langer vorausgegangener Mühen und Bestrebungen unserer Nation.

In Aller Munde ist diese Tage her das Jahr 1813 gewesen. Wie kam es, daß diese Erinnerung auch diejenigen erhob und begeisterte, deren Väter 1813 unter den Napoleonischen Fahnen fochten? Wie geschah es, daß die bayrischen und württembergischen Regimenter links und rechts neben den preußischen Armeecorps gegen denselben Franzosen anstürmten, in dessen Reihen sie fast alle Kriege der letzten Jahrhunderte gefochten hatten? Und wie wurde es möglich, daß Deutschland wie Ein Mann gegen das Napoleonische Imperatorenthum aufstand, um nicht nur seine, sondern aller Völker Unabhängigkeit vor der Wiederkehr jener schlimmen Zeiten aus dem Anfang dieses Jahrhunderts zu beschützen, und daß daneben das glorreiche England etwa die Rolle spielte, in der sich damals Preußen um die furchtbare Nothwendigkeit der Entscheidung für oder wider herum zu drücken suchte? Sind wir in die Tage der Wunder zurückversetzt? Wie in aller Welt können wir plötzlich so festen, sicheren Schrittes die Bahn der Größe wandeln, wir, die wir eben noch nur in unseren Phantasien das Glück der Macht suchten, und wie konnte das gewaltige, allbewunderte Frankreich über Nacht so unter unseren Schlägen zusammenbrechen?

Wenn Völker oder Menschen etwas großes vollbringen, so liegt darin immer etwas wunderbares, unerklärliches. Aber bis zu einem gewissen Grade können wir doch die Keime, aus denen es wuchs, bloß legen. Keine Forschung und Darstellung wird den Beweis führen können, daß nach Allem, was die Deutschen in den letzten Jahrhunderten erlebt hatten, in diesem Jahre 1870 eine solche Wendung kommen mußte, wie wir sie jetzt sehen. Aber allerdings wird ein Rückblick in unsere Vergangenheit vieles erklären und namentlich verhindern können, daß wir

die großen Begebenheiten des Tages nicht ganz falsch auslegen. Sie aber möglichst richtig zu würdigen, sich mit dem klaren Bewußtsein ihrer gewaltigen Tragweite möglichst kräftig zu durchdringen, ist eine Pflicht, die Niemand versäumen sollte. Denn die Tage der großen Begeisterung sind zu allen Zeiten kurz gewesen, und wenn auf den herrlichen Aufschwung, der jetzt uns alle emporträgt, die nothwendige Abspannung folgt, dann muß in uns die ruhige Einsicht bereit sein, im Frieden zu vollenden, was die Waffen vorbereitet haben.

Uns Deutschen ist das eigene Loos zugefallen, in den verschiedensten Wissenszweigen das unterrichtetste Volk zu sein, von unserer eigenen Vergangenheit aber weniger zu wissen als Franzosen, Engländer und vielleicht noch andere Völker. Das, was wir, d. h. die Masse derer, von welchen überhaupt in solchen Dingen die Rede sein kann, von unserer Vorzeit wissen, ist aber nicht allein wenig, sondern vor Allem zusammenhangslos und widerspruchsvoll. Von den glorreichen Tagen unserer alten Kaiserzeit findet sich wohl in allen deutschen Köpfen eine gewisse Kunde, nur daß sie wegen der Entlegenheit der Zeiten und der Fremdartigkeit der Verhältnisse natürlich bei den Meisten etwas schwankendes, nebelhaftes hat. Wenn wir aber fragen, wie es denn kam, daß diese Herrlichkeit der Hohenstaufen so jäh einstürzte und es dann mit unserer Macht unaufhaltsam abwärts ging und wir in eben der Zeit, wo alle anderen europäischen Völker sich staatlich sammelten, vielmehr vollends zerbröckelten, so werden wir über diese Periode des Hinabsteigens unserer Nation von kaiserlicher Hoheit und Macht zu kleinfürstlicher Kümmerlichkeit und Schwäche nicht bei Vielen klare Einsicht, und diejenigen, welche davon wissen, oft im Widerspruch mit einander finden. Eben da aber erhebt sich das deutsche Wesen von neuem: unser Staat, unsere nationale Geltung versinkt, aber Luther giebt uns auf dem geistigen Gebiet volle Entschädigung. Luther würde ein Mann sein, in dem wieder aller Deutschen Wissen und Theilnahme sich begegnete, wenn nicht in dem Buche unserer Geschicke geschrieben gestanden hätte, daß dieselbe große Bewegung, welche zuerst des

Deutschen Ueberlegenheit in jenen Stücken offenbaren sollte, welche den Völkern am meisten die dauernde Stellung verleihen, in Gewissenhaftigkeit, in ernster Wahrheitserkenntniß, in uneigennütziger Hingebung an die reinen Mächte des Innern, daß eben diese reformatorische Bewegung uns tiefer als irgend welche früheren Gegensätze spalten sollte.

Von da an gab es keine deutsche Geschichte für Deutsche mehr. Von da an trug unsere Vergangenheit ein anderes Gewand für den Protestanten und für den Katholiken, ein anderes für den Bayer und Preußen, den Süd- und Norddeutschen, den Rheinländer und Niedersachsen. Was der Eine mit wärmster Bewunderung pries, dem fluchte der Andere. Sah dieser in Luther den größten Wohlthäter seines Volks, so verwünschte ihn der andere als den Urheber alles Elends. In München steht das prächtige Reiterbild desselben Kurfürsten Maximilian, den die Protestanten von der Schule her mit üblem Auge anzusehen gewohnt sind. Geht man einige Schritte weiter, so findet man in der Feldherrnhalle die Standbilder Tilly's und Wrede's, zweier Männer, deren Andenken in dem Gedächtniß der meisten Deutschen nichts weniger als ein ruhmreiches ist. Und wandern wir dann gar durch die bayrische Ruhmeshalle, so stutzen wir vollends. Umgekehrt wird manchem Katholiken seltsam zu Muthe, wenn er da in Worms das große Denkmal der Reformatoren sieht, und wer in seiner Schule oder in seiner Zeitung gelernt hat, daß mit Friedrich II. von Preußen die letzte Hoffnung des deutschen Reiches zu Grabe getragen wurde, daß alles Unglück des letzten Jahrhunderts von Preußen stammt, mit welchen Empfindungen muß der zu dem größten Kunstwerke der deutschen Neuzeit, zu dem Friedrichsmonument in Berlin, aufblicken?

Wie konnte der Geschichtschreiber, der Dichter, der bildende Künstler unter solchen Umständen, soweit es sich um unsere eigene Vergangenheit handelt, zu seinem Volke reden? Wie konnte unter solchen Verhältnissen diese Vergangenheit uns klar werden? Von der deutschen Geschichte der letzten drei Jahrhunderte reden, das hieß Streit erregen. Was andere Völker erhebt und sammelt, das Gedächtniß der Vorfahren, das mußte bei uns den Hader alter Tage erneuern. Wir hatten eigentlich

nur ein Gebiet, auf dem sich die Gedanken der Deutschen so ziemlich einträchtig zusammenfanden, unsere Literatur. Was sich über Luther und Friedrich den Großen entzweite, das vereinigte sich Gottlob bei Lessing, Goethe und Schiller. Aber nur, um in dem Gedanken an Schleiermacher, Stein, Niebuhr desto weiter auseinander zu fahren.

Dennoch gingen die Geister leidlich zusammen, so lange die politische Arbeit unter uns ruhte, oder doch die große nationale Lebensfrage unberührt ließ. So lange wir für Preßfreiheit, Geschworene, parlamentarische Befugnisse stritten, hatten die vorwärts strebenden Kräfte das Gefühl inniger Uebereinstimmung. Dann aber drängte sich die Frage der deutschen Einheit vor, und sofort war Deutschland mit Zwietracht erfüllt. Wie vor dreihundert Jahren die tiefste Offenbarung deutschen Wesens, jene That des Wittenbergers, welche in den ersten Decennien fast alle Deutschen mit warmer Begeisterung um das Banner der Glaubenserneuerung, der Abwerfung des römischen Joches gesammelt hatte, schließlich uns unheilbar in dem jedem deutschen Gemüth Theuersten zerriß, so schien nun wieder der Versuch, uns als Nation unsere Stellung in der Welt zurück zu gewinnen, nachdem er einen kurzen Moment in allen deutschen Landen jubelnd begrüßt war, unsere Zwietracht auf das schlimmste schüren zu sollen. Es war, als hätte das Wort: deutsche Einheit! alle bösen Dämonen der Vergangenheit entfesselt. Der Krieg von 1866 war das eigentliche Resultat der begeisterten nationalen Erhebung von 1848, und mit grimmigerem Hasse als je seit den greulichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges standen sich deutsche Stämme gegenüber. Noch einmal glaubte der Erbfeind Deutsche gegen Deutsche führen zu können, verblendet von dem Ruf fanatischen und ohnmächtigen Parteihasses nach französischer Hülfe gegen den preußischen Cäsarismus. Wer unter uns hätte in der zweiten Juliwoche nicht davor gezittert, daß des bösen Nachbarn Anschlag gelingen könne? Vierzehn Tage später wußte Niemand mehr von Süd und Nord, und den ersten Sieg erfochten mit einander Preußen und Bayern, deren Unversöhnlichkeit s. z. s. eine geschichtliche Thatsache geworden war.

Und aus so zwieträchtiger Vergangenheit, aus diesen Jahr-

hunderten des Hasses und der Feindseligkeit soll diese wundervolle Gegenwart herzlicher Verbrüderung erwachsen sein? Ja wohl. Geht hin und seht, wenn die Eisenbahnzüge die Verwundeten der deutschen Armee heran führen: auf der Brust gar Vieler nehmt ihr das Erinnerungszeichen an den Bruderkrieg von 1866 wahr: unter diesem Zeichen sind die Unsrigen hinaus gezogen, unter diesem Zeichen haben sie gesiegt. Greller, greifbarer kann der Ursprung unserer gegenwärtigen Eintracht aus vergangener Zwietracht nicht offenbart werden. Was 1866 in offener Feldschlacht mit einander rang, das bekämpfte sich in Wahrheit unter uns seit drei Jahrhunderten. Aber still unter diesem lauten Hader sproßte die Saat der Einheit. Während wir uns befehdeten, uns zerrissen, wuchs die Macht des deutschen Wesens unsichtbar, aber auch unaufhaltsam. Der herrliche Baum war stattlich empor getrieben: mit seinen Wurzeln im Innersten unserer Herzen befestigt, breitete er seine Zweige weit über alles deutsche Land, ohne daß wir ihn sahen. Wir sahen ihn wohl in einzelnen glücklichen Augenblicken nationalen Sonnenscheins, wie im Frühling 1848 oder im Herbst 1863; aber sofort verhüllten ihn wieder schwarze Wolken, so daß diejenigen, welche behaupteten, er stehe noch immer da, für Träumer galten. Wie entsetzlich schlugen seine Aeste wider einander in jenen Sommertagen von 1866! Meinten nicht Viele, er sei für immer versunken? O die Kleingläubigen und Kurzsichtigen! Auch wenn die Bäume unserer Fluren in Blüthe treten wollen, fahren die Stürme hinein, schütteln sie, daß die Stämme krachen. Denn das Morsche und Todte muß herab geschlagen werden, damit das Lebendige und Gesunde Raum gewinne, sich voll zu entfalten. So ein gewaltiger Frühlingssturm war der Krieg von 1866. Auch er schlug die verfaulten Zweige vom deutschen Lebensbaum, auch er offenbarte die gesunden Triebe, auch er weckte und öffnete die geheimsten Adern. Und nachdem das deutsche Volk vier Jahre über diesen Sturm gesonnen und in ernstem Nachdenken in sich gegangen, siehe da! nun zertheilen sich die Wolken, nun lacht der blaue Frühlingshimmel über allen deutschen Gauen und sie alle überschattet der gewaltige Baum deutscher Einheit, deutscher Macht, prangend in herrlichstem Blüthenschmuck und tönend von den Liedern unserer

Sänger, der alten von 1813 und der jungen von 1870, und das ganze deutsche Volk fällt Angesichts so wundervoller Offenbarung auf die Knie nieder und ruft zum Himmel: Großer Gott, wir loben dich!

Doch gebieten wir endlich dem überwallenden Herzen Schweigen und versenken den ruhigen Blick in die vergangenen Jahrhunderte, um das allmälige, unendlich mühselige Wachsthum des deutschen Wesens, seine schwere Auferstehung aus völligem Ruin zu begleiten.

Vor zweihundert Jahren, als jener grauenvolle Glaubenskrieg endete, waren wir todt. So weit das Auge über deutsches Land sah, entdeckte es nichts lebendiges. Gewiß lebten noch so und so viele Millionen deutscher Menschen; unter Tausenden niedergebrannter Dörfer und Städte ragten nur zum Theil verheerte Wohnsitze auf; es gab noch sehr viele deutsche Fürsten, Grafen und Herren, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte. Aber was diesem Lande ehemals eine eigenthümliche Geltung in der Welt verliehen hatte, der gesunde Wohlstand, das frische, heitere Gemüthsleben, die Kraft des bewaffneten Arms, die Reinheit der Sitte, das war in der unbarmherzigen Sündfluth des dreißigjährigen Krieges versunken. Unser köstlichster Schatz, unsere Sprache, war in Verwilderung und Entfremdung verkommen. Wir konnten keinen Satz mehr reden, ohne das deutsche Gold mit fremdem Flitter zu mengen. Wer etwas besseres vorstellen wollte, der mied dieses barbarische Kauderwälsch und stolzirte in der vornehmen französischen Sprache. Denn in denselben Jahren, wo Deutschland zu tiefster Ohnmacht und Ehrlosigkeit herabgekommen war, hatte sich Frankreich glücklich zu der tonangebenden Macht des Erdtheils empor geschwungen, gleichzeitig seinen Staat, seinen Handel, seinen Gewerbfleiß, sein Heerwesen, seine Literatur und seine Kunst zum Muster aller anderen Völker ausbildend. Während das heilige römische Reich deutscher Nation, seit der Loslösung des deutschen Geistes von Rom ein ganz leerer Schatten, die Welt mit dem Ruf seiner Kläglichkeiten erfüllte, beherrschte Ludwig XIV. in den genialen Anfängen seiner Regierung auf

allen Gebieten menschlicher Thätigkeit gleichmäßig das europäische Leben. Vor allem natürlich das deutsche; denn mit französischer Hülfe hatte sich der deutsche Protestant des spanischen Glaubenszwanges erwehren, mit ihr das deutsche Fürstenthum seine Rettung vor den Griffen der spanisch-habsburgischen Herrschsucht erjagen müssen. Der spanische Stern, der das Festland seit Karl V. dominirt hatte, war mit dem aufsteigenden französischen Gestirn im Kampf gewesen: wenn wir heute noch einmal jene traurigen Zeiten durchleben müßten, könnten wir dem Deutschen, sich selbst zu schützen unvermögend wie er nun einmal war, eine andere Stellung anweisen als auf der französischen Seite? Alles was damals vorwärts wollte, in politischer und wissenschaftlicher, in ganz gemein praktischer und idealer Beziehung, mußte sich unter die französische Fahne flüchten; denn das spanisch-habsburgische Banner deckte jederlei Verfinsterung und jederlei Corruption. Da aber so die deutsche Ohnmacht das einzige Gut, das ihr bleiben sollte, die Glaubensfreiheit, der französischen Protektion verdankte und unser Volk überhaupt jede Art von Bildung und Fortschritt von Frankreich vertreten sah, konnte es nicht ausbleiben, daß wir durchweg unter das französische Joch kamen. Wie unsere Fürsten und Herren von den französischen Pensionen lebten, französische Moden uns unterwarfen, französischer Geist uns erfüllte, so war es nur ganz in der Ordnung, daß dieses Frankreich, das uns alles gab, dafür uns nahm, was ihm gut dünkte. Die zerrissenen Glieder das Reiches lagen da ohne Schutz, eine unwiderstehliche Verlockung für alle Nachbarn. Frankreich, Holland, Schweden, Polen traten ungehindert über die deutschen Grenzen. Wir behielten noch immer mehr als wir verdienten; freilich gehörte ja auch das von den Fremden uns Gelassene in Wahrheit nicht uns, sondern ihnen.

Wie nun ist es geschehen, daß der deutsche Name aus diesem Abgrund von Ohnmacht, Nichtigkeit, Armuth, Selbstverachtung und Rohheit sich wieder erhoben hat und daß wir heute das entgegengesetzte Schauspiel von dem wahrnehmen, was die Welt vor zweihundert Jahren bewegte, daß, wie damals Frankreich auf unseren Gliedern emporstieg, es jetzt unter unseren Waffen herabsinkt, daß, wie damals das französische, heute das

deutsche Wesen, deutsche Bildung, deutsche Sitte, deutsche Kriegskunst, deutsche Verwaltung als die erste der Welt sich geltend macht? Es ist das wundervollste, lehrreichste, erhebendste Stück deutscher Geschichte, freilich zugleich dasjenige, von dem unter uns am wenigsten ein klares Bewußtsein, eine sichere Kenntniß gefunden wird.

Um aus dem Verfall, in dem der westfälische Friede uns gelassen hatte, gerettet zu werden, brauchten wir zweierlei, eine staatbildende und eine geistbildende Kraft. Wir mußten erlöst werden aus dem jammervollen Trümmerwerk, welches das deutsche Reich hieß, aus dem entsittlichenden und landverderbenden Lügenwesen der verfaulten Reichsinstitutionen. Wir mußten den großen staatlichen Schöpfungsprozeß, den Franzosen, Engländer, Spanier, Niederländer, Schweden seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vollzogen hatten, endlich nachholen und unserem Dasein die unentbehrliche Grundlage einer schützenden, spornenden, pflegenden Macht geben. Wir mußten gewinnen, was ein Volk erst zum Volk macht, den die Volksglieder zusammenhaltenden, ordnenden, erziehenden, schirmenden politischen Organismus. Diese Aufgabe stieß aber bei uns nothwendig auf ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten. Dasjenige Haus, dem seit dem fünfzehnten Jahrhundert die Leitung der deutschen Dinge zugefallen war, das Haus Habsburg hatte sich, von seinen Anfängen an merkwürdig stark in nichtdeutsche Interessen verwickelt, seit dem Tode Maximilians I. deutschem Wesen vollständig entfremdet und schließlich zum Vorkämpfer spanischer Bestrebungen in Deutschland verkehrt. Das Haus Habsburg hatte die seiner unmittelbaren Herrschaft unterworfenen deutschen und slavischen Gebiete einer unbarmherzigen, ihre beste Kraft zerstörenden Romanisirung preisgegeben, das deutsche Schöpfungsvermögen in den schönen Donaugebieten ausgebrannt; es hatte zugleich in seiner Reichsregierung fast immer das Gegentheil von dem erstrebt, was das deutsche Interesse verlangte. Wien war seit dem siebenzehnten Jahrhundert die Residenz derjenigen Form des Katholicismus, welche der deutschen Natur immer am feindseligsten gewesen ist, des in Spanien geborenen, von extrem romanischem Geist erfüllten Jesuitismus, einer Form des Katholicismus, welche die

heiligsten Regungen herabwürdigt zu Mitteln der Herrschsucht, die religiöse Bildung in eine Schule der Lüge verkehrt, die weltliche Bildung in ein System blendender Täuschung. Dieser Jesuitismus hat nichtsdestoweniger mit seiner großartigen Organisation in Italien, Spanien und Frankreich, in seiner romanischen Heimath, in manchen Hinsichten bedeutendes geschaffen: auf deutschem Boden konnte er nie etwas anderes als zerstören, weil ihm die deutsche Natur absolut widerstrebte. Wie war es nun möglich, daß eine Dynastie und eine Regierungsart, welche so vollständig die Beute des jesuitischen Systems geworden waren, daß beide heute noch, trotz allen Losreißungsversuchen, in seinen Netzen liegen, für Deutschland die Rolle der herstellenden, befreienden Macht übernahmen? Der innerste Sinn der Wiener Politik, der geheimste Herzschlag der habsburgischen Dynastie ging gegen das deutsche Dasein. Aber auch äußerlich war sie ganz in fremde Interessen verstrickt. Als in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die spanische Macht plötzlich zusammenbrach und die Wiener Habsburger an den Madrider Vettern keine Stütze mehr fanden, als gleichzeitig das deutsche Reich in ihren Händen zerbröckelt war, suchten und fanden sie im Osten und Süden ein neues Fundament ihrer Macht gegen das drohende französische Uebergewicht. Der Weg nach Deutschland war ihnen durch die Unversöhnlichkeit deutscher und habsburgischer Natur, durch den Selbstmord verlegt, den sie an ihren eigenen deutschen Ländern begangen hatten. So kehrten sie sich nach Ungarn und Italien. So vollendeten sie das Verhängniß, das sie unseren Südostmarken schon in ihren Anfängen vorbereitet hatten: sie schoben die deutschen Elemente der Donauländer in ein übermächtiges Gemisch fremdartiger Menschen hinein und zwar, nachdem sie eben die beste Kraft dieser deutschen Elemente durch den Druck der Gegenreformation zerquetscht hatten.

Also das kaiserliche Haus der Habsburger konnte uns der Führer aus dem Abgrund, in den wir zum großen Theil durch seine Schuld hinabgestürzt waren, unmöglich werden. Erretten und aufrichten konnte uns nur der, welcher die geheimste Kraft der deutschen Natur verstand, welcher die erloschenen Instincte unserer Volksseele mit warmem Hauch zu beleben vermochte.

Das war den Habsburgern für immer versagt. Es war aber kaum weniger den Wittelsbachern versagt. Denn dieses Fürstenhaus hatte sich seit hundert Jahren mehr selbst als die Habsburger mit der römischen Reaction gegen die Befreiung des deutschen Gewissens identificirt, weit früher und energischer als in Oesterreich in Bayern die Gegenreformation durchgeführt und München zum eigentlichen Zion der Jesuiten in Deutschland gemacht. Nun ist es wahr, daß, soweit überhaupt jesuitische Art auf deutschem Boden gedeihen kann, dieses in München geschah und daß ebenso jesuitische Staatskunst den einzigen respectabeln Vertreter, den sie je in Deutschland besessen, in dem Kurfürsten Maximilian von Bayern gefunden hat. Diese bayrischen Herzoge und Kurfürsten hatten etwas anders mannhaftes als die Habsburger, sie waren in ihrer Weise tüchtige Regenten, tapfere Kriegsfürsten, z. Th. denkende, selbständige Köpfe, nicht die reinen Puppen ihrer jesuitischen Beichtväter, wie die traurigen Ferdinande und Leopolde Oesterreichs. Aber das lag doch außer aller Möglichkeit, daß die Schüler der Eck und Canisius das Volk von Hutten und Luther unter ihre Fahnen sammelten. Denn ganz von dem religiösen Gegensatze abgesehen, trieb aller deutsche Geist nach dem entgegengesetzten Pol von dem, was an der Isar dominirte. Weder in der Kunst ist die äußerliche Pracht, noch in der Wissenschaft die sophistische Fertigkeit, noch im Leben die frivole Moral der Jesuitenschule jemals deutscher Art conform gewesen. Alles was in uns wahrhaft lebte, arbeitete immer mit aller Energie gegen diesen romanischen Strich und Schliff. Wir konnten uns recht wohl mit der gemilderten und geläuterten Form des Katholicismus, wie er in Frankreich seine Ausbildung erfuhr, aber niemals mit der extrem romanischen Ausprägung der Schüler Loyola's vertragen. Und da nun diese religiöse und geistige Richtung der eigentliche Lebensgrund der damaligen bayrischen Macht war, so konnte auch sie nicht unsere Retterin werden.

Aber ebenso wenig endlich als Habsburger und Wittelsbacher, die Träger des jesuitischen Triumphs über die besten Triebe des deutschen Volks, konnten ihm die Vertreter der Lutherischen Orthodoxie, wie die Kurfürsten von Sachsen, zu

neuem Leben verhelfen. Denn daß Deutschland jenen traurigen Rückgang in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erfuhr, daß Rom unter uns wieder mächtig Fuß faßte, nachdem wir sein Joch fast vollständig abgeschüttelt hatten, daß wir wehrlos und haltlos in das Elend des dreißigjährigen Krieges hinein taumelten und ganz führerlos von seinen Stürmen zerschmettert wurden, das war vornehmlich die Schuld des bornirten Lutherthums, seiner mönchischen Weltentsagung, seiner pfäffischen Zanksucht, seiner ganz römischen Unduldsamkeit und seiner absoluten Unfähigkeit, die großen Aufgaben des Staatslebens zu fassen. Daß Rom in einem gewaltigen Siegeszuge so unendlich viel von dem zurückeroberte, was die frische Kraft Luthers und seiner Genossen ihm entrissen hatte, daß Deutschland selber viele Millionen seiner Kinder wieder der päpstlichen Herrschaft unterworfen sah, das war nicht die Schuld irgend eines dunkeln Verhängnisses, sondern der beispiellosen Geistesenge unserer lutherischen Fürsten und ihrer zelotischen Gewissensräthe. Es ist nichts kläglicheres zu denken als die Politik dieser Vertreter der Reformation in Deutschland, namentlich der Kurfürsten von Sachsen.

Dieser enge finstere Geist des lutherischen Buchstabenglaubens, der die wahre Kraft der Glaubenserneuerung gebrochen, der die deutschen Protestanten zu müßigen und unverständigen Zuschauern der entscheidenden Kämpfe in den Niederlanden, Frankreich, England und Polen und der siegreichen Gegenreformation in Deutschland selbst gemacht hatte, dieser von Rom mit allen Waffen auf allen Gebieten geschlagene Lutherische Confessionalismus trug keinerlei rettende Lebenskräfte in sich. Und wäre er auch weniger beschränkt gewesen, er hätte uns schon deshalb die Erneuerung nicht bringen können, weil nun einmal durch seine Schuld Rom wieder einen so breiten Boden unter uns gewonnen hatte. Da das deutsche Volk jetzt thatsächlich zu fast gleichen Theilen der alten und der neuen Kirche angehörte, so konnte der rettende Anstoß nur von einem Fürsten ausgehen, der frei war von dem ausschließlichen Glaubenseifer beider Theile, der seinem Staate eine Stellung über den Religionsparteien anzuweisen verstand, dem weder der römische noch der lutherische Katechismus das

höchste Herzensanliegen war, dem vielmehr die gewaltigen Aufgaben einer neuen Zeit und ihre energische Lösung für die Wiedergeburt seines Volkes mit religiöser Wärme das Innere erfüllten.

Der Mann, welcher so außerhalb aller schroffen und einseitigen Gegensätze, von denen das deutsche Leben seit hundert Jahren zerrissen war, außerhalb aller schlechten Traditionen der deutschen Protestanten wie der deutschen Katholiken es unternahm auf deutschem Boden wieder einen Staat zu bauen, war Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, von der dankbaren Nachwelt mit Recht der große Kurfürst genannt. Wer durch die langen traurigen Zeiten der deutschen Geschichte seit dem Augsburger Religionsfrieden gewandert ist, gleichmäßig angewidert von der Gedankenlosigkeit der protestantischen Fürsten und von den jesuitischen Künsten ihrer katholischen Gegner, dem geht wahrhaft das Herz auf, wenn er in den letzten traurigsten Jahren des Glaubenskrieges diesem Hohenzollern begegnet, in dem sich sofort ein ganz neues Wesen offenbart. Nach langer Misere sieht er zum ersten Male wieder einen deutschen Fürsten, den er mit Stolz neben die größten Staatsmänner und Krieger der Zeit stellen darf, einen Fürsten, in dem das bis dahin so traurig verdunkelte protestantische Princip eine mächtig aufleuchtende, erwärmende und erhellende Lebensflamme ist, in dem die deutsche Natur glorreich zeigt, was sie in Verwaltung, Diplomatie und Kriegskunst, in gewissenhaftester Erfüllung der kleinen Pflichten des Tages, wie in weitschauender Beherrschung der großen Weltverhältnisse zu leisten vermag. In alle großen Fragen der Zeit greift dieser Kurfürst entschlossen und klug ein. Er ist es, der allein von allen deutschen Fürsten der gefährlichen Herrschsucht Ludwigs XIV. tapfer und glücklich entgegentritt, der den erloschenen Ruhm des deutschen Schwerts bei Warschau gegen die Polen, bei Fehrbellin gegen die Schweden wieder auffrischt, der für die Vertheidigung der Niederlande gegen Frankreich unermüdlich arbeitet, der endlich an der Befreiung Englands von den Stuarts wesentlichen Antheil nimmt. Und während er so als der wahre Vorfechter deutscher Interessen im Westen, Osten und Norden eine bewunderungswürdige Thätigkeit entfaltet, durch die Erbärmlichkeit des deut-

schen Reichs und seines Oberhauptes wohl oft genug gehemmt und von der geraden Bahn abgedrängt, aber nie gelähmt, schafft er im Innern seines zerstückten, von allen Ueberlieferungen einer schlechten Vergangenheit gefesselten Staates das Muster deutscher Verwaltung und Wirthschaft. Den nichtsnutzigen Plunder ständischer Privilegien, der damals mit dem Namen ständischer Freiheit prunkte, trat er ebenso schonungslos nieder wie die Zanksucht der Lutherischen Pastoren. Er war wahrlich ein guter Protestant, aber im Sinne der vielverheißenden Anfänge der Reformation, da sie noch Hand in Hand ging mit dem befreienden Humanismus, da sie noch nicht daran dachte, dem engen römischen Gefängniß einen fast noch engeren Wittenberger Käfig entgegen zu stellen, die imposante römische Hierarchie durch den kleinen Glaubenseifer Lutherischer Buchstabenanbeter zu verdrängen, sondern Gewissen Geist der Menschen zu lösen aus den Banden der Klerisei und der todten Tradition, sie frei und fest ihrem Gott gegenüber zu stellen in eigener Prüfung. So trat er jetzt dem gleich bornirten Fanatismus der katholischen und Lutherischen Priester und der von ihnen bethörten Fürsten entgegen, um sein Land zu einer Zufluchtsstätte für Alle zu machen, welche irgendwo die Beute der Verfolgungswuth werden möchten.

In diesem Geiste wurden die Grundlagen des preußischen Staats gelegt. Er sollte ein Hort sein deutscher Unabhängigkeit gegen die Uebergriffe der auf allen Seiten in deutsches Land eingedrungenen Fremden, ein Hersteller deutscher Staats- und Kriegskunst, ein Muster deutscher Gewissenhaftigkeit, deutschen Fleißes in der Verwaltung, ein Sitz deutscher Frömmigkeit, aber auch deutscher Duldsamkeit und Geistesfreiheit.

Ist Preußen dieser von seinem wahren Gründer ihm gestellten Aufgabe untreu geworden? Oft genug, sicherlich, ist es von der Bahn, welche ihm der große Kurfürst vorgezeichnet hatte, abgeirrt, öfter hat es auf ihr still gestanden. Aber wenn wir das Ganze dieser zweihundertjährigen preußischen Geschichte überschauen, wenn unser Blick nicht kurzsichtig an dieser und jener Einzelheit hängen bleibt, sondern den durchgehenden Charakter und den großen Zug der Zeiten zu fassen vermag, dann müssen wir doch bekennen, daß die gesammte neuere Geschichte

kein zweites Beispiel so rastloser, so consequenter und trotz allen inneren und äußeren Hemmnissen schließlich so erfolgreicher Staatsthätigkeit darbietet, als sie seit 1640 von den Hohenzollern mit den lange so unendlich bescheidenen Mitteln des preußischen Staats geübt worden ist. Man darf zuversichtlich sagen, daß alle diejenigen, welche das bestreiten, von moderner Geschichte nichts wissen. Es würde auch unter uns Deutschen diese Thatsache längst zu allgemeiner Anerkennung gekommen sein, wenn nicht die oben erwähnten Gründe ein über die Kreise der selbständigen Forscher hinausreichendes Verständniß der deutschen Geschichte seit der Reformation so unendlich erschwert hätten.

Was uns aber so lange hinderte, den großen Beruf Preußens für Deutschland zu erkennen, das hemmte noch mehr das Fortschreiten Preußens selbst auf der ihm von dem guten Genius unseres Volkes vorgezeichneten Bahn. Sobald es mit seiner staatbildenden Kraft etwas deutlicher aus den Anfängen der Vorbereitung heraustrat und merklich in das deutsche Leben einzugreifen begann, stieß es natürlich sofort auf den Widerstand aller derjenigen deutschen und fremden Mächte und aller der Gewohnheiten und Kräfte unseres Volkes, welche in dem Chaos der Reichsanarchie emporgewuchert waren. Das Aufsteigen dieses jungen preußischen Staats bedrohte nicht allein Oesterreich, Bayern und Sachsen, sondern den ganzen wirren Haufen der Reichsglieder, der Fürsten und Herren, der Bischöfe und Aebte und der s. g. freien Reichsstädte, in denen die Zuchtlosigkeit und der schlechte Egoismus einer vaterlandslosen Existenz herrschte. Es bedrohte alles, was in Deutschland seit Jahrhunderten das Recht des Bestehenden usurpirt hatte, und es bedrohte ebenso alle unsere Nachbarn, die sich an deutscher Nichtigkeit genährt und auf unsere Kosten groß gemacht hatten. Der Uebermuth der preußischen Junker, die Starrgläubigkeit der Lutherischen Pastoren, welche sich durchaus nicht das Recht alle Andersgläubigen zu verketzern wollten rauben lassen, die enge Selbstsucht der Stände, die träge Bequemlichkeit der an ein gedankenloses und thatloses Dahinleben gewöhnten Bürger und Bauern, der kleine Horizont der Beamten, das alles stemmte sich in Preußen selbst gegen den kühnen Flug des

Adlers, der mit dem Rauschen seiner Schwingen die gesammte deutsche Reichsmisere erbeben machte.

Gewiß, wenn es jemals eine saure Arbeit gegeben hat, so war es die der Hohenzollern. Mit einem überwiegend armen, beispiellos zerschnittenen, zum großen Theil der jüngsten Bildungsstufe der Nation angehörigen, überall von Neidern und Feinden bedrängten Gebiet haben diese Fürsten den Grund des deutschen Staats legen müssen. Nur die härteste Energie, nur die peinlichste Sparsamkeit konnte diese Aufgabe lösen, während die anderen deutschen Lande es sich bequem machten und die Riesenthätigkeit der keimenden Großmacht überaus lästig fanden. Freilich wäre es Thorheit, leugnen zu wollen, daß diese seltsame Stellung des jungen Preußen ihm nothwendig gewisse Charakterzüge aufprägte, welche namentlich mit dem, was in den letzten Zeiten deutsche Art geworden war, ziemlich scharf contrastirten. Diese Art hatte sich in einem lockern und losen, aller großen Aufgaben entwöhnten Privatleben festgestellt, das aber doch einen gewissen Vorsprung der Kultur darstellte. Franken, Schwaben und Sachsen hatten schon lange im hellen Lichte der Geschichte gelebt, als die Anfänge deutschen Lebens im Osten der Elbe, der Heimath des preußischen Staats, erst mühsam aufdämmerten. Viele wichtige Lebensgüter hatten sie in altererbtem Besitz, welche Preußen erst noch erwerben sollte. Und nun wollte dieses jüngste Glied in der deutschen Familie alle älteren Geschwister mit rauher Arbeit, schonungslos durchgreifender Energie überholen! Wo würde das gerne gesehen?

Und doch jauchzte fast ganz Deutschland auf, als jener Mann das preußische Scepter schwang, der nach Jahrhunderten zuerst wieder den Ruhm des deutschen Namens über die Welt ausbreitete, jener große Friedrich, welcher uns mit mächtigem Stoß die so lange geschlossenen Pforten nationaler Macht aufsprengte. Was in Deutschland irgend welche Empfänglichkeit für wahre Größe besaß, das verfolgte mit warmer Theilnahme die aufsteigende Ruhmesbahn dieses Königs, der seit Luther zum ersten Male wieder die Welt mit deutscher Kraft bewegte. Schon damals wurde es offenbar, was für uns in diesem Preußen lag. Schon damals trat unser ganzes Dasein unter

den bestimmenden Einfluß der preußischen Führung. Das von Friedrich aufgestellte Beispiel einer aufgeklärten, gewissenhaften, von aller confessionellen Befangenheit absolut freien und doch von religiösem Hauch, weil von ernster, selbstloser Sittlichkeit, erwärmten Staatspraxis riß alles mit sich fort, was unter uns irgend lebensfähig war. Zuerst erfuhr Oesterreich den heilsamen Zwang, gegenüber einem solchen Feind die stupiden Ueberlieferungen der guten alten Jesuitenzeit abzuwerfen, in Finanzen, Heerwesen, Volksbildung etwas preußische Ordnung und Thätigkeit zu erstreben. In Nord und Süd wurden die deutschen Kleinstaaten unwiderstehlich in die preußische Bahn geschoben, der ja in gewissem Maße ganz Europa folgen mußte. Es wurde unter uns hell. Die Finsterniß des Glaubenseifers, der Verfolgungswuth, des trägen Beharrens in verkommenen Zuständen konnte sich nur noch in einigen bischöflichen und reichsstädtischen Winkeln behaupten. Selbst Bayern nahm einen ziemlich ernsthaften Anlauf zur Aufklärung in einer Zeit, wo Portugal, Spanien, Italien und Frankreich dem Jesuitenorden, dem großen Träger der romanischen Reaction gegen deutsche Gewissensfreiheit, den Krieg machten und die heiligen Väter, denen sie so lange gehorcht hatten, in die Verbannung trieben, damit sie bei dem eigentlichen Vater dieser praktischen Aufklärung, bei dem preußischen Friedrich ein Unterkommen suchen müßten!

Aber freilich, auch diese glorreiche Regierung des großen Königs sollte den Deutschen allerlei Anstoß geben. Weniger weil dieser Friedrich wie alle Menschen in manchen Stücken irrte und nicht frei von Schwächen war, sondern sein innerstes Wesen erweckte dem deutschen Gemüth ein gewisses Grauen. Er war so hart, so scharf, scheinbar so kalt, und wir waren damals so sehr empfindsam und weichherzig. Er ging den rauhen, steinigen Weg der großen Politik und wir schwärmten die erste Jugendliebe zu allem, was gut und schön und erbaulich und rührend war, wir standen in der thränenreichen Verzückung eines aus langer schaaler Prosa zu den ersten Ahnungen der Poesie wieder erweckten Volkes. Wir fingen auch nach langer Selbsterniedrigung wieder an, auf unser Vaterland und namentlich auf das einzige Reelle, was wir vorläufig von

diesem Vaterlande besaßen, auf unsere Sprache stolz zu sein, und dieser Preußenkönig vergötterte die französische Litteratur. Die französischen Götzen, welche unser Lessing eben mit den mächtigen Schlägen seiner Kritik zermalmte, die sammelte dieser König mit bewundernder Verehrung um sich, und indem er ganz versenkt war in die hohe Aufgabe, seinem Volke wieder einen mächtigen, lebensvollen Staat zu schaffen und eine geachtete Stellung in der Welt, hatte er keine Zeit und keinen Sinn dafür, daß neben und in innigstem Bündniß mit ihm die freien Kräfte dieses Volkes an einer anderen Schöpfung arbeiteten, welche die nothwendige Ergänzung zu der hohenzollern'schen Staatsbildung war, an der Aufrichtung der deutschen Geistesmacht.

Denn das war nun einmal die Art unseres Volkes, daß politische Macht allein den Drang seines Herzens nicht befriedigen konnte. Dieses deutsche Volk, das in seiner Jugend den Idealen des mittelalterlichen Lebens so ganz sich ergeben hatte, daß es über ihnen seine realsten nationalen Bedürfnisse vollständig vergaß, welches dann beim Anbruch der neuen Zeit mit einem ganz gleichen Idealismus den tiefsten, freilich auch einseitigsten Zug der Reformation, das weltvergessende Glaubensleben, auf Kosten aller nationalen, politischen, wirthschaftlichen Interessen pflegte, dieses endlich in Staat- und Machtlosigkeit schwer geprüfte, aber auch nur noch mehr an die Reize eines kosmopolitischen Einzeldaseins gewöhnte Volk mochte nur allmälig an die straffe Zucht und die praktische Härte einer politischen Existenz wieder herangebracht werden. Das eigentlich deutsche Naturell, möchte man sagen, war ein staatsfeindliches geworden. Wie viel mehr regte sich dieser Antagonismus gegen die rauhe preußische Staatsarbeit in jenen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts, wo alle herrschenden Ideen über die kümmerlichen Schranken der Wirklichkeit, des Gewordenen, Ueberlieferten sich unendlich erhaben dünkten! In solcher Zeit mußte natürlich der deutsche Geist seinen kühnsten Flug in den reinen Aether ewiger Wahrheit und Schönheit nehmen und das, wie er meinte, enge Treiben der Staatsmänner, die überall an Gegebenes gebunden sind und die erhabenen Zwecke der Menschheit nur im dunklen Hintergrunde ihrer Bemühungen ahnen

lassen, gründlich verachten. Und so geschah es, daß, nachdem die ruhmreichen Anfänge des großen Königs von der jubelnden Theilnahme der Deutschen begleitet waren, sein weniger geräuschvoller Fortgang von der politischen Gleichgültigkeit des Volkes kaum beachtet wurde. Nur wenige erlesene Geister, wie den jungen Stein und Gneisenau, zog auch des alternden Königs Sonne noch unwiderstehlich an.

Wer das Aufsteigen des preußischen Staats aus dem Reichselend, wie es der westfälische Friede besiegelte, verfolgt, dieses rastlose Mühen norddeutscher Kraft, von den Ostmarken unseres zerrissenen, zertretenen Vaterlandes her ein schirmendes Bollwerk über unser scheinbar verlorenes Geschlecht auszubreiten, der beobachtet einen wundervollen Auferstehungsprozeß, in dem jeder Moment die tiefste Theilnahme jedes Deutschen verdient. Parallel mit dieser Erhebung deutscher Staatsmacht läuft aber eine andere nicht weniger merkwürdige Bewegung, welche längst die liebevolle Aufmerksamkeit unseres Volkes gefunden hat. Es ist das die Aufrichtung der deutschen Geistesmacht durch unsere Dichter und Denker.

Im dreißigjährigen Kriege war nicht allein unsere nationale Macht, unser Wohlstand, sondern ebenso sehr unsere geistige Habe zu Grunde gegangen. Der Niedrigkeit unserer äußeren Stellung entsprach am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts vollkommen die Kläglichkeit unserer inneren Verfassung. Unsere Fürsten standen nicht tiefer unter der Glorie Ludwigs XIV., als unsere Dichter unter Corneille und Racine. Was war unsere Sprache, unsere Literatur damals im Vergleiche mit der Frankreichs? Wie wäre das so ganz deutsche Wesen Friedrichs des Großen wohl in Abhängigkeit von französischem Geist gerathen, wenn er in seiner Bildungszeit eine deutsche Literatur vorgefunden hätte, die seinen Genius irgend befriedigen konnte? Wir mußten uns literarisch wie politisch aus dem Nichts empor arbeiten. Die eine Aufgabe war so schwierig wie die andere. Denn bis dahin hatte es sich als ein bei allen Völkern gleichmäßig beobachtetes Gesetz geltend gemacht, daß die literarische Blüthe aus einem befriedigenden,

oder vielmehr aus einem erhebenden Gesammtbefinden einer Nation hervorgeht. So waren alle großen Epochen der griechischen Literatur im Gefolge nationaler Großthaten erschienen; so war die Blüthezeit unserer mittelalterlichen Dichtung dem Höhepunkt unserer kaiserlichen Stellung auf dem Fuße gefolgt; so hatten eben noch Spanier und Franzosen genau in dem Augenblicke sich literarisch emporgeschwungen, wo ihr Staat das Volk mit stolzem Selbstgefühl erfüllte. Uns wurde das Entgegengesetzte beschieden.

Nur so innerliche, bis zu einem merkwürdigen Umfange von äußeren Verhältnissen unabhängige Menschen, wie wir namentlich seit der Reformation geworden waren, konnten ein solches aller bisherigen Erfahrung und eigentlich der menschlichen Natur selbst zuwiderlaufendes Unternehmen durchführen. Wir haben Ursache, auf dieses Werk unserer Vorfahren mit höchstem Stolz zurückzublicken. Aber freilich, wenn es unseren Dichtern und Forschern gelang, uns zu einer Zeit, wo der Gesammtzustand des deutschen Lebens in der That nicht danach angethan war, den Genius zu beflügeln, eine Literatur, eine Geistesbildung zu schaffen, die kühn den Vergleich mit jeder anderen wagen kann, so mußten die abnormen Umstände, unter denen dies vollbracht wurde, wohl in gewissen eigenthümlichen Zügen jener Bildung sichtbar werden. Das ganze Fundament dieses geistigen Baues wurde in mühsamer, überwiegend gelehrter Arbeit gelegt. Unsere Dichtung des vorigen Jahrhunderts erwuchs in ihren Anfängen ganz vorwaltend nicht aus froher Anschauung, sondern aus Studium, nicht aus großen Lebenserfahrungen, sondern aus sorgfältigen Untersuchungen oder aus innerlicher Gemüthsarbeit. Erst mit dem Auftreten Goethe's wurde dieser Charakter zurückgedrängt. Aber auch bei ihm und sehr viel mehr wieder bei Schiller war das Reich der Ideen, die begeisterte Versenkung in die Antike oder in die Natur eine Hauptquelle der dichterischen Production. Wie hätte es auch anders sein können bei Männern, die ihre größten Werke in dem öden Wolfenbüttel oder in dem kleinen Weimar schaffen mußten? Es blieb ihnen nichts übrig, als in die Tiefe ihres eigenen Geistes, in die idealen Schätze der Vergangenheit hinabzusteigen, um aus ihnen mit intensivster Ar-

beit eine Atmosphäre zu erzeugen, in welcher die Phantasie schöpferisch werden konnte.

Dabei dürfen wir allerdings eins nicht vergessen. Die Wirklichkeit des deutschen Lebens bot ihnen nichts großes begeisterndes, aber eine unendliche Fülle gesunder Kraft und echter Wahrheit im Familienleben und allen Privatbeziehungen. Wir waren ein so unverdorbenes Geschlecht, wie es irgend gefunden wurde. Wir waren an geistige Thätigkeit, unermüdlichen Fleiß gewöhnt und besaßen die köstliche Gabe, in den engsten, kümmerlichsten Verhältnissen mit der Macht der Ideen uns ein Paradies zu zaubern, daß wir gegen keine Herrlichkeit der Welt vertauscht hätten. So fanden denn unsere Dichter nicht an den großen Höfen, nicht in der vornehmen Gesellschaft, aber bei einer ausgedehnten Mittelschicht eine Innigkeit des Verständnisses und eine Wärme des Entgegenkommens, die sie wohl erheben und ermuthigen konnte, den höchsten Problemen der Kunst mit den reinsten Mitteln nachzugehen. Und diese sittliche Gesundheit des Volkes gab ihnen noch einen anderen Schatz. Sie konnten ganz den geistigen Aufgaben leben, die Person völlig vergessen. Wo kennt die Geschichte reinere, uneigennützigere, von der gewöhnlichen Eitelkeit der Künstler weniger berührte Menschen, als unsere großen Dichter waren? Wo einen durch die edelsten Interessen verknüpften Freundeskreis, wie den von Weimar und Jena? So oft wir uns in das Leben dieser herrlichen Menschen vertiefen, kömmt wie ein Gefühl andächtiger Erhebung über uns. Bewunderungswürdig war, was sie schufen, aber sie selber standen noch über ihren Schöpfungen.

Als Friedrich der Große zu seinen Vätern versammelt wurde, war unsere Dichtung eben in ihre größte Periode getreten. Da sie ihren ersten zuversichtlichen Aufschwung nahm, wurde sie von Preußens Ruhm mächtig berührt. Später ging sie ihre Wege, als ob dieser Staat nicht existirte, gerade wie sein König von ihr keine Notiz nahm. Nicht in Preußen, sondern in den kleinsten Kleinstaaten schlug sie am liebsten ihre Werkstätte auf. Ueberhaupt aber war ihr alles Staatswesen vollkommen gleichgültig. Ja mehr als das. Unabhängig von aller nationalen Wirklichkeit, wie sie sich, den einzigen Moment

des siebenjährigen Krieges ausgenommen, herauf gearbeitet hatte, faßte sie die höchste ideale Sphäre, die rein menschliche, ins Auge. Der Flug ihrer Ideen ging so hoch, war so ein Product gewissermaßen aller vorausgegangenen Bildungsepochen des Menschengeistes, daß es ihr eine unerträgliche Beschränkung schien, an eine bestimmte Nation, oder auch an eine bestimmte Zeit gebunden zu sein. So schien es ihren Trägern denn auch ganz unerheblich, wie die nationale oder politische Organisation ihres Volkes beschaffen sei, überhaupt die äußere Stellung dieses Volkes. Das Reich der Ideen, in dem sie lebten und webten, lag zu hoch über diesen kleinen irdischen Dingen.

Wer ihnen deshalb zürnen wollte, müßte alle Grundbedingungen ihres Wirkens verkennen. Denn wie in aller Welt hätte dieser herrliche Bau deutscher Dichtung und Bildung zu Stande kommen sollen, wenn er sich auf die Wirklichkeit des deutschen Lebens hätte stützen müssen? Aber deshalb ist es nicht weniger wahr, daß in diesem Verhältniß etwas ungesundes und abnormes lag. Man mag es nun drehen und wenden wie man will, das Verhalten unserer größten Dichter zu den gewaltigen Begebenheiten des Revolutionszeitalters, welche nicht etwa nur Deutschland empfindlich trafen, sondern die Lage der ganzen Menschheit wesentlich umgestalteten, dieses Verhalten war widernatürlich. Und daß diese ganze Literaturblüthe trotz aller ihrer Größe doch nicht im Stande gewesen war, der Nation allein ein kräftiges Dasein einzuhauchen, das bewiesen mit greller Unbarmherzigkeit die Erfahrungen, welche unser Volk in demselben Augenblicke machen mußte, wo die literarische Arbeit in der Hauptsache vollendet war.

Vielleicht niemals hat eine Nation eine reichere Fülle genialer Menschen auf rein geistigem Gebiet thätig gesehen, als sie unter uns in eben jenen Jahren wirkte, wo sich das Joch Napoleons mit furchtbarer Demüthigung auf unsern Nacken legte. Unsere Dichter, Philosophen, Philologen, Theologen beherrschten das Reich des Geistes in einem Umfange und in einer Tiefe, wie es die Welt nicht gesehen hatte. Eben damals

sanken wir als Volk auf den tiefsten Punkt der Erniedrigung. Man könnte selbst fragen, ob der dreißigjährige Krieg uns je größere Schmach gebracht habe als das Jahr 1806. Was war da aus der rastlosen Arbeit von anderthalb Jahrhunderten geworden? Was frommten uns Goethe und Schiller, Kant und Wolf, wenn der deutsche Geist so ohnmächtig gegen einen Despoten war, welcher die moderne Menschheit in die barbarische Uniformität des Orients zurück zu stürzen drohte und jeder wahren Bildung die Axt an die Wurzel legte? Und was war aus der Staatsschöpfung der Hohenzollern geworden, aus der kühnen Politik Friedrichs des Großen, aus seinem unvergleichlichen Heer, aus der straffen eisernen Zucht dieses preußischen Volks, aus seiner rauhen Kraft? Niemals hatte eine Nation furchtbarere Enttäuschungen erlebt. Wir schienen vollständig niedergeworfen zu sein. All unser altes Elend stand in kolossalen Dimensionen vor unseren verwirrten Blicken. So zerrissen wir auch seit Jahrhunderten gewesen waren, nie hatte diese Zerrissenheit so feste, so erniedrigende Formen angenommen als jetzt. Der letzte Schatten des Reichs löste sich vor dem Gebot des fremden Imperators auf; der deutsche Süden und Westen trat im Rheinbund willig unter die Schaar seiner Knechte; Oesterreich stand gelähmt, Preußen lag verblutend im Osten. Wo bot Europa ein kläglicheres Schauspiel?

Wenn es unmöglich ist, die Geschicke unseres Volkes mit ernster Betrachtung zu verfolgen, ohne von dem Tiefsinn der Weltlenkung im Innersten berührt zu werden, so gilt das vor Allem von jenen Jahren schmerzlichsten Unglücks, welche uns Deutschen nach dem jammervollen Fall Preußens beschieden wurden. Sie schienen uns mit entmannender Hoffnungslosigkeit schlagen zu müssen. Alles was deutsch war stand da im unbarmherzigen Lichte der Erbärmlichkeit. Gerade dieses Uebermaß des Elends sollte uns aus den bisherigen Irrwegen heraus reißen, unser innerstes Wesen von den Verkehrtheiten reinigen, von den Abnormitäten, welche unserem Bildungsgange seit dem westfälischen Frieden angeklebt hatten.

Zweierlei, wurde oben gesagt, that Deutschland Noth, um aus dem Jammer des dreißigjährigen Krieges aufgerichtet zu werden, eine staatbildende und eine geistbildende Macht. Beides

war uns zu Theil geworden, aber in einseitiger Pflege, in verderblicher Trennung. In einzelnen glücklichen Momenten allerdings hatten sich beide die Hand gereicht, im Ganzen aber waren sie gleichgültig und fremd neben einander hergegangen. Vielleicht gab es im vorigen Jahrhundert keine zwei durch Geistesverwandtschaft näher auf einander angewiesene Deutsche als Friedrich der Große und Lessing. Wie, wenn sie sich gefunden hätten! Aber die Seltsamkeit unserer Lage fügte es, daß wohl der Denker dem König eine Weile mit liebevollen Blicken folgte, der König aber den dicht neben ihm stehenden Denker gar nicht sah. Diese Scheidung wurde beiden Mächten gleich verderblich. Der deutsche Staat lag seit Friedrichs Tode wie entseelt da und der in den Wolken schwebende deutsche Geist stürzte gleich dem Icarus zu Boden, als ihn der Blitz des Eroberers traf. Wir waren zu dem Versuch verurtheilt gewesen, aller menschlichen Lebensordnung entgegen unzertrennlich mit einander verbundene Gebiete gesondert anzubauen, und statt die Ungesundheit eines solchen Beginnens zu erkennen, hatten wir uns vielmehr eingebildet, das reine Walten des von allen nationalen und politischen Schranken und Sorgen befreiten Geistes könne allein den höchsten Zielen menschlichen Daseins nahe kommen. Die verachtete Wirklichkeit mußte uns furchtbar packen, um diese Illusionen zu zerstreuen, und der verachtete Geist mußte sich an dem preußischen Staat empfindlich rächen, um beide zu innigster Verbindung zusammen zu führen. Das ist die tiefste Bedeutung der Jahre 1807 bis 1813, daß der deutsche Staat und der deutsche Geist sich in ihnen unzertrennlich vermählten. Indem die Begründung der Berliner Universität in dem erhabenen Sinne W. von Humboldt's, gerade da wir auf dem tiefsten Punkte äußerer Erniedrigung und politischer Noth angekommen waren, die besten und frischesten Kräfte der deutschen Wissenschaft nach der preußischen Hauptstadt zog und indem alles, was unter uns Sinn und Verständniß für die schweren Aufgaben der Zeit besaß, seine Hoffnung an das neu erstehende Preußen knüpfte, thaten wir den entscheidenden Schritt in die Bahn einer gesunden harmonischen Volksbildung.

Der wahrhaft schöpferische Genius aber, scheint mir, der uns damals den Weg zu nationaler Gesundheit wies, war der

Freiherr vom Stein. Eine äußere Nöthigung allein würde den Deutschen nicht von seiner staatsfeindlichen Sinnesart befreit haben, die ihm, wie wir sahen, durch den ganzen Gang seiner Entwickelung zum eigentlichen Charakterzug geworden war. Diesen Zug hatte die Reformation, welche uns ganz von den Weltsorgen losgelöst und die Weltkämpfe als einem frommen Christen unziemlich anzusehen gelehrt, diesen Zug hatte nun eben wieder der Idealismus unserer Dichtung und Philosophie auf den höchsten Punkt getrieben. Wenn die Welt des Staats und der Nation wirklich etwas so gleichgültiges war, wie Goethe, Schiller und Humboldt meinten, was lag dann eigentlich daran, ob Staat und Nation in tiefstes Elend sank? In der That berührte ja auch dieses Elend den großen Herrscher unseres Geisterreiches Goethe so gut wie gar nicht. Es ist, wenn ich nicht irre, das unendliche Verdienst Stein's, die Unwahrheit dieser Weltanschauung aus der Tiefe seiner gewaltigen Sittlichkeit dargelegt zu haben. Wie wir nun einmal geworden waren, konnten wir unmöglich zu einer äußerlichen Staatsthätigkeit nach der Art anderer Völker bekehrt werden. Wir mußten von der inneren menschlichen Nothwendigkeit des Wirkens im Staat überzeugt werden, um diesen neuen Beruf mit ganzer Seele zu erfassen. Wir mußten erkennen, daß ohne politische Thätigkeit die Harmonie der menschlichen Bildung nicht gewonnen werden kann, um den bisherigen Standpunkt zu verlassen.

Es handelte sich, um es kurz zu sagen, darum, der ästhetischen Erziehung, in der unsere Dichter und Philosophen das höchste Ideal erblickt, die wahrhaft menschliche gegenüber zu stellen. Es war ein großes Verdienst, Sinn und Bedeutung des Schönen so zu vertiefen, es mit den höchsten menschlichen Aufgaben in eine so innige Beziehung zu rücken, wie Schiller gethan hatte. Aber es lag nichtsdestoweniger ein großer Irrthum darin, eine Ueberschätzung, wenn ich so sagen soll, des Griechenthums im Vergleich mit dem Christenthum, eine Bevorzugung der höchsten Bildungssphären auf Kosten der gesunden Volksbildung. Wenn unseren Dichtern nach der ganzen Richtung und nach dem Wissen ihrer Zeit eine unbefangene geschichtliche Ansicht des menschlichen Entwickelungsganges möglich

gewesen wäre, hätten sie an mehr als einem wichtigen Punkte stutzig werden müssen. Wann war je ein Volk ästhetisch durchgebildeter als die Athener des Perikles? Und doch stürzte sie der peloponnesische Krieg von der glänzenden Höhe dieser Bildung jäh herab, und weder die Tragödien des Sophokles und Euripides, noch die Komödien des Aristophanes, noch die Meisterschaft in Baukunst und Plastik, noch selbst die ernste Philosophie des Sokrates vermochte diesen kläglichen Fall zu hemmen. Sowenig als uns Deutsche eben jetzt die Größe unserer Literatur im mindesten aufrecht hielt. Gerade die Geschichte Griechenlands ist die eindringlichste Darlegung der Schranken jeder ästhetischen Bildung. Nie wieder wird die Welt ästhetisch Größeres leisten, nie aber auch hoffentlich wieder eine so klägliche Zerrüttung erleben als die des griechischen Volkes. Oder wenn wir die modernen Zeiten ansehen, erregt die italienische Renaissance nicht immer neue Bewunderung, und war nicht doch unter allen Völkern des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts das italienische innerlich und äußerlich in der jammervollsten Lage?

Es unterliegt keinem Zweifel, das Gebiet des Schönen so wenig wie irgend ein anderes ist zur Alleinherrschaft berufen; der einseitige Cultus der Schönheit entnervt, wie die einseitige Pflege moralischer Aufgaben verdüstert. Wenn aber ein Volk etwas durchaus nicht entbehren kann, so ist es ein gesundes religiöses Fundament seines Lebens und tüchtige Erfüllung seiner praktischen Pflichten. Muß etwas geopfert werden, so kann es viel eher das Schöne sein als das Gute. Freilich dachten unsere Dichter dieses beides als etwas unzertrennliches, aber sie erlagen dabei der Illusion einer durch und durch aristokratischen Zeit und Bildung. Das Schöne erstreckt seine Wirksamkeit nie über gewisse Schichten hinab; die ungeheure Masse der von ihrer Hände Arbeit lebenden Menschen wird vom Strahl der Schönheit höchstens dann und wann einmal flüchtig gestreift, zumal wenn diese Schönheit einen so exclusiven, hoch idealen Charakter trägt wie bei unseren Dichtern. Die große Mehrheit der Menschen empfängt die wichtigsten Ideen in religiöser Form und die mächtigsten Anregungen durch ein gesund entwickeltes Volks- und Staatsleben. Wenn alle

Herrlichkeit der Dichtung, der Musik und der bildenden Künste in nie erlebter Fülle unter uns träte, sie würde unser Volk von ferne nicht so gewaltig über die Nichtigkeiten der Tagessorgen emporheben in eine wahrhaft ideale Sphäre, wie es jetzt dieser gottgesandte Krieg thut, der, wie alle großen Begebenheiten, zugleich unsere nationalen und unsere religiösen Empfindungen belebt. Für den zarten Reiz der Schönheit sind die Sinne von Millionen zu stumpf und werden es voraussichtlich immer sein, wie für die Wahrheiten der Philosophie ihr Verstand zu träge ist: der Donner der Schlachten, die ein Volk für seine Existenz schlägt, weckt den blödesten Sinn und trägt einen Hauch des Höheren in die ärmste Hütte. Als in einer süddeutschen Stadt die ersten preußischen Soldaten beerdigt wurden, da legten die Bewohner eines Armenhauses ihre Kreuzer zusammen, um das Grab der Brüder mit einem Kranz zu schmücken. Kann je die erhabenste Kunst in solche Tiefen hinab wirken?

Das war es, was Stein mit der Macht seiner sittlichen Persönlichkeit, seines frommen Sinnes empfand und aussprach. Wahrlich kein Verächter geistiger Bildung, wies er doch die „metaphysischen Speculationen", über die wir so lange die Wirklichkeit vergessen hatten, in die gebührenden Schranken zurück und rückte die sittlichen Mächte vor. Gesundes Gottvertrauen galt ihm mehr als feinster Verstandesschliff und ein tüchtiges Handeln mehr als sublimstes Philosophiren und Phantasiren. Aber ein Handeln, das aus der engen Bahn der unter uns herkömmlichen protestantischen Anschauung herausschreite in die große Welt des Staats. So lange der Mensch in seiner Thätigkeit auf die privaten Kreise beschränkt bleibt, verfällt er zu leicht kleinlichem Egoimus, niederdrückender Engherzigkeit. Für die eigene Familie, das eigene Haus wirken heißt zuletzt doch nur für sich selbst wirken. Die höchsten, edelsten Kräfte, wenigstens des Mannes, finden in diesen Kreisen nach dem gewöhnlichen Lebensgange nur unzureichende Beschäftigung. Erst das Volk, der Staat, das Vaterland bieten männlicher Tüchtigkeit die würdigste Bühne. Wo sie verschlossen oder vernachlässigt ist, verkrüppelt die Masse der Menschen, weil ihr die mächtig wirkenden Antriebe abgehen, welche der Durchschnitt

nicht entbehren kann. Nur auf dem Grunde eines von der hingebenden Thätigkeit der Bürger getragenen Staates mag alles übrige menschliche Schaffen wahrhaft gedeihen. Ein solcher Staat veredelt alle seine Angehörigen und alle ihre Handlungen. Nur in ihm ist das höchste Ziel menschlicher Erziehung zu erreichen. Nur in ihm findet auch das Heiligthum des Hauses erst wesentliche Bedingungen seiner vollen Entfaltung: nur wo die Mutter weiß, daß sie ihre Kinder einem großen Vaterlande erzieht, ruht auf ihrem Werke eine Weihe, die nichts anderes ersetzen kann.

Man wendet vielleicht ein, daß sich nirgends bei Stein ein solches System ausgesprochen finde. Gewiß nicht. Denn er war kein Philosoph, sondern ein Staatsmann. Er speculirte nicht über allgemeine menschliche Probleme, sondern faßte das ganz praktische Bedürfniß seines Volkes in einer bestimmten Zeit ins Auge. Aber indem er nur einer concreten Aufgabe nachging, offenbarte er nichtsdestoweniger die ganze Tiefe des politischen Gedankens. Wer seine Handlungen und Aeußerungen im Ganzen ansieht, findet diese Vertiefung der politischen Aufgabe zu einer allgemein menschlichen, und wer sein Leben auf dem Grunde des achtzehnten Jahrhunderts und unserer Literaturepoche betrachtet, kann unmöglich verkennen, daß Stein nicht nur der Wiederhersteller des preußischen Staats, sondern ein Erneuerer, ein Reformator der deutschen Weltanschauung war. In jener Literaturepoche herangewachsen und von ihren besten Säften genährt schritt er mit festem Tritt aus ihren einseitigen Bahnen heraus. Und mit ihm die besten unserer jüngeren Geister. Während der alternde Goethe sich vor der stürmischen Bewegung der nationalen Wiedergeburt in die entlegensten Räume seines Ideenreichs zurückzog, traten Fichte, Schleiermacher, Humboldt, Wolf und wie die anderen Träger der deutschen Geistesarbeit hießen, begeistert Stein zur Seite. Er hatte alsbald das deutsche Wort für sich. Vor allem aber auch das deutsche Schwert.

Noch immer haben wir Deutschen in gewissen Beziehungen eine so abgöttische Verehrung für die Macht der Ideen, daß wir die moralischen und physischen Kräfte, mit denen sie allein sich geltend machen können, so viel wie möglich ignoriren. Allerdings hat

die wirthschaftliche Thätigkeit der letzten Decennien uns vor der Macht des Geldes einen gewaltigen Respekt eingeflößt und die ökonomischen Hebel sind wir nun gern bereit anzuerkennen, oft auch zu überschätzen. Da aber Handel und Gewerbe keinen schlimmeren Feind zu haben meinen als den Krieg und ein ziemlich verweichlichendes Wohlleben unsere Mittelklassen gewissen abstracten Speculationen nur um so zugänglicher gemacht hat, so pflegt bei uns Alles Bravo zu rufen, wenn ein Kammerredner oder Zeitungsschreiber gegen die Barbarei des Krieges declamirt. Wir haben uns die sehr bequeme Theorie aufgebaut, daß das Gute und Wahre durch sein Dasein an sich und jedenfalls durch eine beredte Demonstration den Sieg über das Schlechte und Falsche erreichen müsse. Wir meinen, wenn irgend eine politische oder religiöse Ansicht in der öffentlichen Erörterung die Oberhand gewonnen habe, so sei ihr damit zugleich die praktische Herrschaft gesichert. Obwohl wir von der universalen Macht des Gedankens, welche die deutsche Geisteswelt vor siebenzig Jahren charakterisirte, sehr weit abgekommen sind und überwiegend unter dem Bann der realen Einzelheit stehen, so wird unsere ganze Anschauungsweise doch noch immer merkwürdig durch die Art jener großen Periode bestimmt, deren Epigonen wir sind. Noch immer sehen wir wesentlich einen bestimmten Bildungskreis und meinen, wenn eine Ansicht in diesem, unter den Bücher- und Zeitungslesern, triumphirt habe, so gehöre ihr von selber die Welt. Oder, wenn wir auch allmälig gelernt haben, daß unter und über dieser Schicht eine gewaltige Masse handelnder Kräfte sich bewegt, so meinen wir doch, dieselbe mit denselben Mitteln gewinnen zu können, denen wir gehorchen, mit den Mitteln des Wortes, der Belehrung, der rhetorischen Agitation. Nun aber sind die meisten Menschen nur durch die That, nicht durch das Wort, zu bewegen. Erst wenn die Gedanken ihnen in zwingenden Handlungen verkörpert werden, merken sie auf und fassen sie, mehr durch das Gefühl als durch den Verstand. Es ist ein verhängnißvoller Irrthum der Idee, an ihre Selbstherrlichkeit zu glauben. In der wirklichen Welt wird sie erst mächtig, wenn sie das sittliche Gebiet des aufopferungsvollen Handelns erobert.

Gilt das nun von allen Fragen des politischen, socialen,

religiösen Lebens, so in einem noch viel höheren Maße von allen Verhältnissen des Völkerlebens. Durch Gründe allein wird kein Interesse, kein Standesvorurtheil, keine bestehende Herrschaft gestürzt. Unter Völkern gar sind sie meist vollkommen ohnmächtig. Wir konnten den Franzosen mit den unwiderleglichsten Demonstrationen darthun, daß sie in deutsche Dinge nichts drein zu reden hätten, daß ihr Verlangen nach dem linken Rheinufer unverständig und ungerecht wäre: sie hörten nicht, weil sie nicht hören wollten. Diesem Willen ist mit Argumenten nicht beizukommen. Der Wille eines Volkes kann nicht widerlegt, sondern nur bezwungen werden durch den überlegenen Willen des andern Volkes und diese Ueberlegenheit kann in gewissen äußersten Fällen nur dargethan werden durch die Gewalt der Waffen. Wie die Parteien in einem Staat schließlich über einander siegen nicht durch die Macht ihrer Gründe, sondern durch die freilich von jener bis zu einem gewissen Punkt abhängige Kraft ihres Willens, durch die die Gesammtheit des Staats fortreißende Energie des Handelns, so werden die Gegensätze unter den Völkern entschieden dadurch, daß sich das eine dem andern in dem Entschluß überlegen zeigt, sein Alles an seine Selbstbehauptung zu setzen. Im einzelnen Staat, so lange er gesund ist, hält die Herrschaft des Gesetzes die Kämpfenden in gewissen Schranken. Unter den Völkern aber giebt es kein Tribunal, dessen Urtheilen sie sich unterwerfen müssen. Sie gehorchen zuletzt lediglich dem Gottesurtheil des Krieges.

Ist das Barbarei? Ich meine es wäre nur menschlich. Ich meine aber weiter, in der Art, wie es unter uns und noch mehr in England üblich geworden war, gegen den Krieg an sich zu declamiren, lag nichts geringeres als eine wenn auch unbewußte Auflehnung gegen die Weltordnung. Denn seit wir von den Schicksalen des Menschengeschlechtes wissen, sind alle, aber auch alle großen Wendungen, alle segensreichen Entwicklungen direct oder indirect mit der Schärfe des Schwertes besiegelt worden. Wie lange schon hatte griechische Kultur den im Perserreich zusammengeballten Orient überflügelt! Aber die weltbestimmende Macht wurde sie doch erst in den Tagen von Marathon und Salamis. Aus dem einfachen Grunde, weil die Welt weder von den Gesetzen Solons, noch von den

Untersuchungen der ionischen Philosophen, noch von den Werken der Dichter und Baumeister erfuhr, noch sie, wenn sie von ihnen erfahren hätte, verstanden haben würde. Aber die einfache Thatsache, daß zehntausend Athener das Heer des Dareios niedergeworfen, drang bis an die äußersten Enden der Welt und wurde von Jedermann verstanden. Die griechische Kultur war im vierten Jahrhundert der orientalischen kaum weniger überlegen als im fünften; aber die handelnde Macht der Griechen war zerbröckelt und darum wirkte der Orient damals so viel auf Griechenland wie dieses auf jenen, und wieder erst das Schwert Alexanders des Großen unterwarf den Orient griechischer Bildung dauernd.

Nun wohl, wird man sagen, von jenen alten Zeiten mag das gelten; aber mit dem gebildeten neunzehnten Jahrhundert steht es doch anders. Ich wüßte nicht. Die wesentlichen Bedingungen menschlicher Existenz sind heute dieselben wie vor zweitausend Jahren. Wir sind heute so wenig reine Geister wie damals. Die Masse der Menschen verfolgt heute so wenig die theoretischen Kämpfe wie damals, philosophirt, kritisirt heute so wenig wie damals. Auch heute noch imponiren ihr nur ganz massive, sie unmittelbar erschütternde Thatsachen. Und noch heute offenbart sich das Innerste eines Volksdaseins nur im Kriege. Denn was ist doch der Krieg anders, als die Concentrirung aller Volkskräfte auf ein bestimmtes, die ganze Existenz einer Nation bedingendes Ziel? Natürlich giebt es auch frivole Kriege, welche mit dem Volksherzen nichts zu thun haben. Aber auch sie offenbaren doch nur, wie es mit einem Volke bestellt ist. Das mejicanische Abenteuer war die erste Enthüllung der Fäulniß des Napoleonischen Regiments. Aber Kriege, wie die des sechszehnten Jahrhunderts zwischen Spanien auf der einen und den Niederlanden und England auf der andern Seite, wie die des siebenzehnten Jahrhunderts zwischen Spanien und Frankreich, wie der siebenjährige Kampf Friedrichs d. Gr. gegen den Continent, wie der Krieg von 1813, 1854, 1859, 1866 und namentlich der heutige, sie bringen an den Tag, was die Völker in Wahrheit sind. Der Forscher mag solcher Enthüllungen nicht bedürfen — und doch, wer unter uns wäre so weise, daß er aus ihnen nicht unendlich viel gelernt hätte? — aber die Nationen kommen ohne sie nicht ins Klare. Die Völker in ihrer

Gesammtheit werden nur durch den Donner der Schlachten geweckt, daß sie aufhorchen auf Dinge, die den Einzelnen nicht persönlich angehen. Was kümmert die Masse der Bauern und Arbeiter, ob Frankreich und Deutschland so oder so zu einander stehen? Wenn sie aber die Ihrigen im Heer haben und ihr Alles an dem Gange des Krieges hängt, dann heben sie ihre Gedanken empor in das Bereich der großen nationalen Interessen, von denen sie nun zum ersten Mal ihr ganzes Dasein abhängig fühlen. Und in diesem wachen gehobenen Zustande verstehen sie Dinge, welche ihnen sonst dunkel geblieben wären, und empfangen große, edle Eindrücke, die durch ihr ganzes Leben nachwirken und noch zu der folgenden Generation hinüber reichen.

Das Verschwinden der deutschen Nation als solcher geschah im dreißigjährigen Kriege. Da auch die äußerste Noth desselben nicht im Stande war, uns zu sammeln, hörten wir auf zu sein. Aber mit den ersten Siegen des großen Kurfürsten begannen wir wieder aufzuleben, und mit den Siegen Friedrichs II. traten wir wieder als Macht in die europäische Staatengesellschaft ein. Diese Macht jedoch umfaßte nur einen kleinen Bruchtheil unseres Volkes. Nur das gewaltige Genie des großen Königs konnte ihm eine solche Stellung erringen. Mit seinem Tode brach sie zusammen. Nun aber trug Stein in diesen gedemüthigten preußischen Staat die Macht des deutschen Gedankens und erhob ihn zum Träger der deutschen Zukunft, indem er in ihm die Versöhnung der Geistesmacht und der Staatsmacht vollzog oder doch begann. Und zu dieser Versöhnung gehörte wesentlich, daß nicht nur der deutsche Geist seinen Mittelpunkt in der preußischen Hauptstadt fand, sondern auch das deutsche Heldenthum. Denn das Wort konnte uns die Freiheit, die nationale Existenz nicht zurückgeben, sondern lediglich das Schwert. Zu den großen Denkern und Rednern mußten sich die großen Krieger gesellen, Männer, welche es verstanden, die ganze Macht des deutschen Geistes und Charakters dem Waffenwerk dienstbar zu machen.

Unter Allen, scheint mir, welche in jenen Tagen der Wiedererhebung ewigen Ruhm gewannen, befand sich Niemand, welcher den reinsten und tiefsten Sinn der Zeit intensiver in sich trug als Gneisenau und Scharnhorst. Ob man die Energie der

Intelligenz, oder die Wärme der Empfindung, oder die Meisterschaft der That ansieht, sie dürfen sich den Ersten jener Zeit des deutschen Wiedererwachens zur Seite stellen, um so mehr, als sie an ganz selbstloser Bescheidenheit fast Alle übertrafen. Wer vom Kriege die vorhin erörterte oberflächliche Ansicht hat, der mag nur in das Leben dieser deutschen Soldaten blicken. Da wird er finden, daß eine gewisse höchste Vollendung sittlicher Hingabe an große Ideen nur in dem Manne zu Tage tritt, welcher jeden Augenblick entschlossen ist, für die Gedanken, welche ihn erfüllen, mit dem Leben einzutreten. Und wenn er genauer zusieht, so wird er auch entdecken, daß die erste Wendung aus dem Elend von Jena nicht Stein, nicht Fichte, sondern Gneisenau mit seiner wundervollen Vertheidigung Kolbergs brachte, die wahrhaftig nicht ein Triumph der militärischen Technik allein, sondern ebenso sehr ein glänzender Erweis wahrhaft menschlicher Größe war. Alle wesentlichen Kräfte, mit denen dann Stein den Staat aufrichtete, wurden bereits von Gneisenau unter den Bürgern Kolbergs geweckt, und die Grundsätze, welche der Eine in der Reorganisation des Staats, der Andere in der Herstellung des Heeres durchführte, waren wesentlich die gleichen.

Aber beide wollten mehr als sie wirklich erreichten. Wie hätte es anders sein mögen? Der Druck widriger Verhältnisse, unter dem das Preußen von 1807 daniederlag, war fast noch größer als damals, da Kurfürst Friedrich Wilhelm diesen Staat gründete. An allen Gliedern von der französischen Macht gefesselt, in jeder Bewegung von dem französischen Haß belauert, materiell auf das furchtbarste erschöpft, moralisch gebrochen, von England, Oesterreich und Rußland durch böse Erinnerungen geschieden, so sollte dieser auf den Osten der Elbe zurückgeworfene Staat das Werk der Herstellung unseres nationalen Daseins unternehmen. Freilich die großen Männer, deren Innerstes von dieser heiligen Aufgabe erfüllt war, schreckten vor keiner Schwierigkeit zurück. Sie wollten lieber ruhmreich fallen, als ein Leben der Schande dulden. Aber das war weder der Sinn der Bevölkerung, noch die Ansicht der entscheidenden Personen. Der kleinliche und weichliche Egoismus und die weitverbreitete Unfähigkeit in bürgerlicher

Verwaltung und Heer, aus denen Jena hervorgegangen war, konnten nicht plötzlich verschwinden. Die Masse der Menschen duckte sich vor der beispiellosen Macht des Imperators. Und König Friedrich Wilhelm III. konnte zwar standhaft dulden, aber nicht kühn handeln. So kamen Stein, Scharnhorst und Gneisenau in der Wirklichkeit nicht über gewisse bescheidene Anfänge hinaus; die Grundlinien ihres großen Baues konnten sie den Verstehenden mit aller Schärfe hinzeichnen, der Bau selbst blieb Stückwerk. Als Stein Ende 1808 vor der Napoleonischen Acht fliehen mußte und seine kriegerischen Gehülfen mit allen ihren großartigen, freilich auch verwegenen Entwürfen abgewiesen wurden, sank Preußen scheinbar in das alte Elend zurück.

Aber die Menschen wachsen in solchen Zeiten schnell. Was 1807 nur in wenigen Köpfen gelebt hatte, das breitete sich in den nächsten Jahren mit der Macht eines neuen Glaubens über das Volk aus, und als die Stunde schlug, wo das russische Unglück die Uebermacht des Zwingherrn erschütterte, da stand Preußen wie Ein Mann auf. Die alte eiserne Kraft des Staats, die Gewöhnung seines Volkes an schwere Opfer, die überlieferte Hingebung für ein theures Königshaus und ruhmreiche Fahnen bewährten sich als das herrlichste Organ des neugeborenen deutschen Geistes. Es begann, was wir den deutschen Befreiungskrieg zu nennen pflegen. In der That war es ein deutscher Krieg insofern, als es sich wirklich zum ersten Male seit vielen Jahrhunderten nicht um das Interesse des einen oder des andern Bruchtheils von Deutschland, sondern um das Dasein von ganz Deutschland handelte. Wie die Männer, welche diesen Kampf seit sechs Jahren mit rastloser Arbeit vorbereitet hatten, seine Mittel und Ziele faßten, sollten alle Theile des deutschen Volkes nicht allein die Freiheit, sondern auch die längst verlorene Einheit zurückerobern. Der Particularismus der Fürsten sollte gebrochen, das Recht des Volkes wieder zur Geltung gebracht werden. In den Tagen des gemeinsamen Unglücks hatte man sich auf die gemeinsamen Güter besonnen. Man fühlte sich wieder als Deutschen, im Herzen glühte wieder eine innige Liebe zum großen Vaterlande. Der Kosmopolitismus unserer Klassiker verschwand,

um einem oft sehr phantastischen, aber kernigen Teutonismus Platz zu machen. Man wollte nichts mehr wissen von der allgemeinen Humanität, mit der wir unter die Füße Napoleons gekommen waren; was sich nicht als rein deutsch legitimiren konnte, sollte nicht taugen. Die Erinnerungen einer großen vaterländischen Vergangenheit waren auch in der Literatur wieder aufgelebt und die besten Triebe der romantischen Schule berichtigten die einseitigen antiken Ideale der vorausgegangenen Epoche.

Aber welche Kräfte trugen nun diese große deutsche Bewegung? Kaum der vierte Theil der Deutschen regte sich zu der Zeit, wo die eigentliche Entscheidung herbeigeführt werden mußte. Zu dem östlichen Theil von Preußen gesellte sich Niedersachsen und etwas von Hessen und Thüringen. Das Königreich Sachsen blieb auf Napoleonischer Seite; der Rhein und der Süden folgten noch immer dem fremden Aufgebot gegen seine Befreier; das Metternich'sche Oesterreich lag auf der Lauer, welche Seite ihm den größten Gewinn bei der geringsten Anstrengung verheiße. Wäre wenigstens in Preußen der große Gedanke der nationalen Erhebung in seiner vollen Energie gefaßt und verfolgt worden! Allerdings konnten nun Scharnhorst und Gneisenau den Volkskrieg, den sie so lange geplant, ins Leben rufen; aber in wenigen Monaten ließen sich Jahre, in denen sie doch nur Stückwerk hatten machen können, nicht nachholen. Die große Volkspolitik, wie sie Stein aufgestellt, fand in Hardenberg keinen ausreichenden Vertreter. Wie herrlich die Volkskraft vorbrach, die von russischen Einflüssen beherrschte Kriegsleitung versäumte es, sie zur rechten Zeit in das Herz Deutschlands vordringen zu lassen. Erst als es in einem gewissen Sinne zu spät war, erst nach dem lähmenden und die deutschen Ziele des Krieges verschiebenden Beitritte Oesterreichs kam die eigentliche Volkskraft in dem schlesischen Heere zur Entfaltung. Was sie da unter dem Marschall Vorwärts und Gneisenau leistete, wird noch von unseren spätesten Enkeln bewundert werden; aber die hemmenden Gegenwirkungen der russischen und österreichischen Interessen und Unfähigkeiten hielten sie so nieder, daß nur mit großer Mühe die Vernichtung des Napoleonischen Regiments erreicht wurde.

Wo aber blieb der deutsche Staat, den die Kalischer Proclamation verheißen hatte? Stein, dem dieses Ziel nie aus den Augen geschwunden war, übte auf die deutschen Dinge keinen directen Einfluß. Was er that, mußte er als vertrauter Rathgeber des russischen Kaisers, als direct machtloser Gesinnungsgenosse der siegreichen preußischen Generale thun. Ihm stand die reale Macht Metternich's, dem Deutschland nur ein geographischer Begriff war, der alle schlechten Triebe des Particularismus und Egoismus bei Zeiten um sich geschaart hatte, mit unüberwindlicher Stärke gegenüber. Und hatte er etwa das deutsche Volk auf seiner Seite? Wo war denn dieses Volk? Wo hatte es sich geregt? Was hatten die West- und Süddeutschen gethan, das Joch der Fremden abzuwerfen? Fochten die Rheinbundstruppen mit Ausnahme der Bayern, deren König wenige Tage vorher für die Metternich'sche Politik gewonnen war, nicht noch bei Leipzig unter den französischen Adlern? Konnte aus einer Bewegung, an der sich mit wahrhaft activer Kraft nur der deutsche Nordosten betheiligt hatte, das Deutschland der Stein und Arndt hervorgehen? Man konnte wohl singen: „soweit die deutsche Zunge klingt", aber in Wirklichkeit existirte dieses deutsche Vaterland jetzt noch nicht viel mehr als damals, wo Klopstock zuerst von ihm gesungen hatte.

Gewiß, man muß sehr wohl zwischen dem, was die Volkspoesie nachträglich aus dieser Zeit der Erhebung gemacht hat, und zwischen dem, was sie wirklich war, unterscheiden. Aber eben, daß das Gemüth des Volkes sie so gehoben und ausgeschmückt hat, beweist, daß sie sehr viel mehr für uns bedeutete, als sie unmittelbar politisch und militärisch war. Auch 1813 und 1815 wurde von dem, was Stein und seine Genossen seit 1807 erstrebt hatten, nur ein sehr bescheidener Theil verwirklicht; aber dieses Fragment trat der Nation so überwältigend, mit so dauernder Begeisterung vor die Seele, daß die Gedanken immer wieder zu jenen Tagen zurückkehrten. Und je mehr sie sich in die große Zeit vertieften, desto vollständiger endeckten sie in ihr die Elemente, aus denen sich das wirklich herstellen ließe, was damals an tausend widrigen Umständen gescheitert war. Schließlich ergab sich, daß man den deutschen

Staatsbau in seinem Wesen nach dem Grundriß der Stein und Gneisenau aufführen könne, nämlich einen auf der ernsten sittlichen Selbstthätigkeit der Bürger ruhenden, von der patriotischen Kraft der Bürger vertheidigten und auf die preußischen Fundamente gebauten Staat.

Doch wir eilen dem Gange der Zeit vorauf, die zunächst nach dem großen Kampfe, auf den Tod ermüdet, von gar keiner neuen Anstrengung wissen wollte. Die Wiener Friedensschlüsse, welche den Fall Napoleons besiegelten, acceptirten für Deutschland in höchst erstaunlichem Umfange die willkürlichen Schöpfungen des Gestürzten. Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt behielten im Wesentlichen die Stellung, die Macht, welche ihnen der Franzosenkaiser gegeben hatte; auch Sachsen blieb ein Königreich. Die Träger des Rheinbundes wurden mächtige Glieder des neuen deutschen Bundes, der von allen Stein'schen Ideen nur eine gefälschte Phrase in sein Grundgesetz aufnahm. Derjenige Staat, in welchem der deutsche Gedanke, wie unvollkommen immer, doch einzig und allein mächtig geworden war und Fleisch und Blut gewonnen hatte, Preußen wurde vom europäischen und deutschen Neide so zurecht geschnitten, daß es für lange hinaus unschädlich bleiben mußte, und die eigentliche Leitung der Nation fiel noch einmal derjenigen Macht anheim, welche seit dem sechszehnten Jahrhundert alles gethan hatte, um das deutsche Wesen zu Grunde zu richten. Es schien, als seien die Erfahrungen der Jahrhunderte für uns vollkommen verloren. Wenn die Erhebung von 1813 nichts gewesen wäre, als ein Ausbruch ganz unreifer, kernloser Phantasien, so hätte der Rückschlag kaum demüthigender erfolgen können, als er mit der Einsetzung des Bundestages unter österreichischem Vorsitz über uns kam. Und die guten Deutschen fügten sich unter diese Demüthigung mit ganz Lutherischer Ergebenheit, und wer in ihrem Gebahren während der nächsten dreißig Jahre eine Spur von dem gewaltigen, kühnen Geiste hätte entdecken wollen, der die Kämpfer von der Katzbach auf den Montmartre führte, der hätte sehr scharfe Brillen aufsetzen müssen.

Der deutsche Geist war einmal wieder tief untergetaucht. Die Wirklichkeit, schien es, ließ er wie schon so oft ihre dummen Wege gehen und brütete still in sich und besann sich, sehr langsam, aber auch sehr ernst und gründlich auf den seltsamen Gang seiner Geschicke, und daneben schaffte die deutsche Hand rastlos, das zwanzig Jahre lang vom Feinde zertretene Land wieder anzubauen. Es kam eine sehr stille, eine äußerlich höchst klägliche Zeit über Deutschland. Die großen Verkündiger unserer Wiedergeburt waren in den Winkel geschoben; die begeisterte Jugend, welche ihrem Rufe gehorsam auf die Schlachtfelder geeilt war, mußte für ihre schwärmerische Liebe zu einem Vaterlande, das nicht existiren sollte, schwer büßen. Für deutsches Wesen, deutsche Bildung waren wir aufgestanden gegen Frankreich und nun herrschte über uns ein Mann, der, wenn je ein Deutscher, französische Nichtigkeit mit französischer Gewandtheit verknüpfte. Und diese personificirte Verneinung aller deutschen Art, dieser Fürst Metternich, den von sittlicher Seite Stein's Wort „lackirter Staub“ ganz treffend charakterisirt, blieb länger als dreißig Jahre der Meister der deutschen Geschicke, und es dauerte nicht lange, so ließ sich der gute Deutsche, so weit er überhaupt von der bedenklichen Politik Notiz nahm, einreden, Fürst Metternich sei ein bewundernswerther Staatsmann, dem Deutschland unendlich viel zu danken habe.

So schwankt das Leben der Völker auf und nieder. Auf die Reformation war die lange traurige Oede des bornirten Lutherthums, des triumphirenden Jesuitenthums, des allgemeinen deutschen Verfalls gefolgt. Dann hob der große Kurfürst das deutsche Schwert und den deutschen Staat hoch empor. Aber nach seinem Tode wurde es auf lange von beidem still. Da kam der große König, und seinen Siegen jauchzte der junge Goethe und der reife Lessing zu, lauschte die ganze Welt. Wie groß stand in den achtziger Jahren Preußen, wie wundervoll unsere Dichtung da! Zwanzig Jahre später ächzten wir unter den Fußtritten des Corsen, um nach sieben Jahren die Welt mit einem unwiderstehlichen Ausbruch unserer Volkskraft zu überraschen. Wo war sie jetzt geblieben unter der Weisheit des hohen Bundestages? Wo war der deutsche Geist geblieben, daß er seine stolzesten Pflegestätten von den erbärmlichsten Po-

lizeikünstlern mißhandeln ließ? Wo war der Staat der Hohenzollern geblieben, der Staat des kühnen Wagens, des freien Weltblicks, daß er der Angst der Habsburger vor allem, was Geist und Leben ist, Büttelsdienste that?

Wenn der Landmann die Saaten ausgestreut hat auf die wohlbestellten Aecker, so kommt das todte Schweigen des Winters, in dem sich nichts zu regen scheint. Aber unter der stillen Decke arbeitet die mächtigste Lebenskraft. So, möchte ich sagen, war es damals, nach 1815, bei uns. Scheinbar herrschte das in deutschen Landen, was seit Jahrhunderten der wahre Tod deutscher Lebenskraft gewesen war, die Habsburgische Feindschaft gegen deutschen Geist und Charakter. Unsere Hoffnung, der preußische Staat, ging in Knechtsgestalt die Bahn Metternich-scher Entmannung. Die preußische Politik, soweit sie in die Welt hinaus griff, schien sich zur Aufgabe gemacht zu haben, die kümmerlichen Sophistereien der lutherischen Fürsten des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts zu erneuern. Alles was innerlich preußischen Interessen frommte, wurde als gefährliches Demagogenwerk verfolgt. Als wenn Preußen wie Oesterreich ein absterbender, statt ein großer Zukunft entgegenwachsender Staat wäre, wurde mit der blindesten Beharrungspolitik in ganz Europa Bündniß gemacht. Zuletzt kam es dahin, daß Preußen, ähnlich wie einst die lutherischen Fürsten innerlich für Philipp II. gegen die Rebellion der Niederlande Partei genommen hatten, sich ganz treuherzig für den Sieg des starrsten Legitimismus und des bigottesten Katholicismus, wie er unter den Fahnen des einfältigen Don Carlos focht, begeisterte und trotz aller Sparsamkeit beträchtliche Summen an eine von Anfang an ganz hoffnungslose und namentlich dem preußischen Lebensprincip in unversöhnlicher Feindschaft gegenüberstehende Sache vergeudete. Aber unter dieser äußeren Verfinsterung wuchs nichtsdestoweniger das deutsche Licht in Preußen. Was Humboldt begonnen hatte, das setzten die preußischen Universitäten, Gymnasien und Volksschulen in der todten Zeit des Bundestages mit rastloser und segensreicher Thätigkeit fort. Während Preußen mit besonderem Eifer die albernste Demagogenjagd trieb und jeder Regung freier Discussion auf politischem Gebiete trotz Metternich den Krieg machte, gedieh

wahre Geistesfreiheit in seinem Innern und wuchs das Bewußtsein sittlicher Unabhängigkeit, das allein gesundes politisches Leben erzeugen kann. Und mit dieser Pflege der echtesten Bildung ging eine preiswürdige Sorgfalt für materiellen Fortschritt Hand in Hand. Obwohl der Staat fast durchweg den härtesten Absolutismus repräsentirte und unter der Bureaukratie eine vielfach ungesunde Aristokratie empor zu streben begann, waren doch in den kleinen Kreisen der städtischen und ländlichen Verwaltung kräftige Elemente eines künftigen freien Staates thätig. Ueberall machten sich die verkehrten Bestrebungen einer selbstmörderischen Tendenzpolitik fühlbar; bei der Ablösung der Grundlasten, bei der Ordnung der Provinzialstände und bei vielen anderen Anlässen hemmte eine trübe Verkennung der wahren Aufgaben des preußischen Staats. Aber trotzdem war das, was dieser Staat in Verwaltung und Justiz, für Ackerbau, Handel und Verkehr that, was er namentlich im Finanzwesen leistete, aller Bewunderung werth, ein nachahmenswürdiges Beispiel für die anderen deutschen Staaten. Man braucht nur auf die Gründung und Ausbildung des Zollvereins hinzuweisen, um einen schlagenden Beleg zu nennen.

Gottlob war aber diese fruchtbare Thätigkeit nicht auf Preußen beschränkt. Die große Krisis des Revolutionszeitalters hatte überall in Deutschland frische Kräfte geweckt, und die dankbaren praktischen Aufgaben, welche aus den mächtigen politischen Umwälzungen jener Zeit erwuchsen, lockten mehr und mehr strebsame Menschen in den Dienst des Staates. Ueberall mußten furchtbare Verheerungen durch emsige, gewissenhafte Pflege der materiellen Interessen geheilt, überall drückende Schuldenlasten durch intelligente, sparsame Wirthschaft abgetragen, überall die unmöglich gewordenen Reste des Feudalismus auf die Seite geschafft werden. Wie sehr man sich an ein nebelhaftes Ideal der guten alten Zeit klammern mochte, sie war nun einmal in der Sündflut der Revolution versunken und in den Händen hielt man die Elemente einer ganz neuen Zeit, die durchaus geordnet, entwickelt werden mußten, wenn man überhaupt existiren wollte. Die meisten deutschen Staatsmänner beteten einige Decennien hindurch die hohe Weisheit des Fürsten Metternich an; wenn man aber auf die Realität ihres politi-

schen Thuns sah, so folgten sie doch sehr viel mehr dem Berliner als dem Wiener Muster. Wenn man etwa das einzige Bayern in der finstern Zeit König Ludwigs ausnimmt, der aber doch auf dem Gebiet der bildenden Kunst wenigstens ein für seine Altbayern allerdings sehr vorzeitiges Leben weckte, so wurzelte sich überall in deutschen Landen seit 1815 etwas von preußischer Thätigkeit, Sorgfalt, Unbescholtenheit, Intelligenz ein. Gerade damals, als das preußische Gestirn am europäischen Horizont vollkommen verhüllt war, zog die Jugend aus allen deutschen Landen auf die preußischen Universitäten, und zu einer Zeit, wo der Widerspruch zwischen den Tendenzen der Berliner Politik und den zwingenden Anforderungen der preußischen und deutschen Zukunft am grellsten war, in den dreißiger Jahren, war Berlin unbestritten der Mittelpunkt deutscher Intelligenz in rein wissenschaftlichen wie in praktischen Fragen. Wie verderblich das Wiener Phäakenthum durch den Bundestag rein politisch auf uns drückte, in der deutschen Bildung, in der deutschen Wirthschaft war es so gut wie nichts.

Eben damals wurde zuerst in klarer Consequenz und in scharfer Bestimmtheit das Programm der deutschen Zukunft aufgestellt. Während der süddeutsche Liberalismus zum Theil sehnsüchtig nach Paris blickte, schrieb ein Süddeutscher, Paul Pfizer, das merkwürdige Buch, welches zum ersten Male aus unserer Entwickelung seit dem dreißigjährigen Kriege die praktische Summe zog und für Deutschland die preußische Führung forderte. Etwa gleichzeitig richtete Dahlmann seine ernsten Mahnungen an die preußischen Staatsmänner, den kostbaren Augenblick zur maßvollen Erneuerung des deutschen Lebens nicht zu versäumen. Und bald darauf stand wieder ein Süddeutscher, Gervinus, auf und lehrte mit schneidiger Schärfe, daß die Zeit des Reimens und Singens, auch des in die Stube gebannten Forschens vorbei sei und wir endlich anfangen müßten den Staat anzubauen. Zuerst wurden diese Stimmen selbst in denjenigen Kreisen, aus denen sie hervorgegangen, auf deren Verständniß ihre Argumente hauptsächlich berechnet waren, kaum beachtet oder gar empfindlich getadelt. Unsere Wissenschaft war, von 1806 unbelehrt, in die Bahn unserer klassischen Literatur zurückgekehrt. Sie grub im tiefsten Schacht der Wahr-

heit. Was kümmerte sie der kleine Lärm da oben in der wirklichen Welt? Was sollte sie zu den schwächlichen Anfängen politischen Lebens in den süddeutschen Kammern sagen? Stein selbst, mit seiner Natur in der großen Vergangenheit stehend, wies die kleinen liberalen Kunststücke so scharf als möglich zurück. Und was sollten Geister wie Niebuhr, Humboldt, Savigny von den dürftigen politischen Constructionen eines Rotteck und Welcker halten? Wahrhaftig, sie hatten 1807 und 1808 etwas ganz anderes im Sinne gehabt, als eine armselige Nachbildung französischer Kammerrhetorik. Sie sahen ihre Zeit unfertig für einen wirklichen Staatsbau; an den Aufführungen einer politischen Puppenstube (so erschienen ihnen die damaligen Experimente des deutschen Liberalismus) mochten sie nicht Theil nehmen. Und so sich immer tiefer in die Räthsel der Vergangenheit eingrabend und den freilich kleinen, vielfach irre gehenden, aber doch unerläßlichen, doch werthvolle Keime bergenden Versuchen der Gegenwart immer reizbarer abgeneigt, wurden unsere größten Geister die Verbündeten jener unglücklichen Berliner Politik, welche den Staat der lebendigen Zukunft an alles fesselte, was todt war. Wer mit einem Blick die ganze Wunderlichkeit dieser Lage übersehen will, braucht nur jene merkwürdige Correspondenz zwischen Niebuhr und Dahlmann über die Julirevolution zu lesen, in der einer der größten Kenner menschlicher Entwickelung, einer der tiefsinnigsten Löser historischer Räthsel das auf offener Hand liegende Ereigniß der Gegenwart so seltsam verkannte.

Die eigensinnige Innerlichkeit unserer protestantischen Natur hatte uns schon manchen Streich gespielt: in dem System der s. g. historischen Schule producirte sie ein neues höchst auffallendes Exempel. Die Meister unserer Geschichtsforschung, unserer historischen Kritik, im Bündniß mit den ersten Vertretern der absoluten Speculation, zimmerten uns eine Lebensregel zusammen, welche für die deutsche Nation nicht viel weniger bedeutete als den Verzicht auf das nationale Dasein. Der deutsche Geist sollte die Welt der Ideen beherrschen und das deutsche Volk in der Welt der Wirklichkeit der Knecht von Barbaren sein! Wie die Zeitgenossen Goethe's dem französischen Imperator zu Füßen gelegen hatten, so verneigte sich das Ge-

schlecht der Niebuhr, Savigny, Hegel demüthig vor dem Czaren und dem frivolen Sophisten an der Donau.

Aber gingen diese großen Männer wirklich so unbegreiflich fehl, daß wir Zwerge von heute über sie mitleidig hinwegsehen dürfen? Als Luther die Reformation den großen politischen Aufgaben der Zeit entfremdete, that er uns für die nächste Zeit sehr wehe; aber wenn wir nun das Ganze des deutschen Entwickelungsganges überblicken, geht uns da nicht die Einsicht auf, daß er durch die gewaltige Einseitigkeit, mit der er uns auf die innersten Anliegen des Menschen richtete, den Grund legte zu der Tüchtigkeit, mit der wir ein oder anderthalb Jahrhunderte später in Preußen einen kernigen Staat, in Deutschland freieste Geistesbildung errangen? Als Lessing, Goethe und Schiller uns ganz und gar in rein geistige Interessen einschlossen, da halfen sie freilich den kläglichen Fall von 1806 vorbereiten; aber wurde der von ihnen gebildete deutsche Geist nicht herrlich offenbar in dem nationalen Wirken von Stein und Gneisenau, Fichte und Schleiermacher? Nichts anderes, als der Hauch lebendigen Gottvertrauens, der von Luther her uns erwärmte, als die kühne Zuversicht des sittlichen Menschen auf sich selbst, welche Lessing und Kant und Schiller uns gegeben hatten, stürmte unter den Fahnen Blücher's zum Sieg. So wiederum gingen die Männer der historischen Schule scheinbar die verkehrtesten Wege; in Wahrheit stählten sie ein aufwachsendes Geschlecht zu kommenden Thaten, indem sie es anleiteten, wie es nun einmal bei uns nicht anders gehen konnte, die nationale Aufgabe zuerst innerlich zu ergründen und dann erst ihre praktische Lösung zu beginnen. Gleich die erste Generation ihrer Schüler zeigte, was wirklich in dieser historischen Ansicht steckte. Dahlmann, Gervinus, Grimm und die vielen anderen Zierden unserer historischen Wissenschaften wurden die kräftigsten Träger, die wirksamsten Verkünder des nationalen Gedankens. Die Göttinger Sieben zeigten zuerst, wie ernst, wie maßvoll und wie unbeugsam zugleich die Lehrer unseres Volkes zu handeln verstanden. Aber auch diejenigen, welche streng in der gelehrten Bahn blieben, arbeiteten rüstig an der Weckung der Nation. Denn es war wirklich nur eine Frage der Zeit, daß der in rein geistigen Dingen gestählte Sinn

für Wahrheit und gewissenhafte Arbeit auch den politischen Aufgaben zu Statten kam.

Bis gegen das Ende der dreißiger Jahre war das Interesse unseres Volkes ganz überwiegend von den politischen Dingen abgekehrt. Im größten Theile Deutschlands, vor allem fast in ganz Preußen, band die Erinnerung an die napoleonische Zeit Regierungen und Unterthanen fest zusammen. König Friedrich Wilhelm III., wie unähnlich er seinen großen Vorfahren an schöpferischer Kraft war, wurde nichtsdestoweniger von seinem Volke so aufrichtig geliebt, wie es gewiß nur sehr selten einem Monarchen zu Theil geworden ist. Dieses Volk begehrte nicht nach politischer Bewegung. Es hatte alle Hände voll zu thun mit der Heilung der furchtbaren Wunden, die ihm in der Napoleonischen Zeit geschlagen waren. Ob Preußen in Europa eine Rolle spielte, erschien ihm ziemlich gleichgültig, dagegen war es mit dem sichtbaren Resultat der kleinmüthigen Berliner Politik, mit der Erhaltung des Friedens, im höchsten Grade einverstanden. Die Verwaltung wurde im Ganzen so einsichtig geführt, die Justiz war so untadelhaft, das Bildungswesen, Verkehr und Industrie blühte so fröhlich auf, daß nur sehr unruhige Köpfe ein weiteres begehren zu können schienen. Und diese Stimmung breitete sich von Preußen über den größten Theil Norddeutschlands aus und gab der altherkömmlichen unpolitischen Sinnesart der Deutschen neue Kraft. Ich erinnere mich sehr deutlich, wie damals die tüchtigsten Männer in Niedersachsen mit verschwindenden Ausnahmen von politischer Thätigkeit nichts wissen wollten. Wenn ich als junger Student den älteren Herren von der Pflicht des Bürgers sprach, so schüttelten sie den Kopf, meinten, ich würde mich nur unglücklich machen, ohne etwas zu nützen. Die brutale Gewaltthat des Königs Ernst August von Hannover erregte allerdings allgemeine Entrüstung und die Sieben von Göttingen weckten zuerst mit ihrem würdigen gehaltenen Auftreten in weiten Kreisen der norddeutschen Bevölkerung eine gewisse Aufmerksamkeit und Neigung für politische Bestrebungen. Da aber der König so leicht siegte und das hannoversche Volk bald anfing ihn zu lieben, weil er einzelne bureaukratische und aristokratische Mißbräuche recht derb

beseitigte, so schienen die Vertreter des politischen Quietismus nur ein neues Argument gewonnen zu haben.

Bekanntlich brachte die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. in dieser Lage eine wesentliche Aenderung hervor. Indem der König von Preußen an dem Bestehenden zu rütteln begann und den deutschen Schläfer unablässig schüttelte, mußte wohl die alte Indolenz allmälig schwinden. In der That schlug der König eine Methode ein, der auch der größte Stumpfsinn nicht widerstehen konnte. Indem er das eben Gegebene wieder beschnitt, das alte Regierungssystem durchlöcherte und doch kein neues an die Stelle setzte, die Menschen mit halben politischen Gewährungen mehr reizte als befriedigte und sie zugleich durch sein kirchliches System und seine ganze wunderliche Romantik empfindlich verletzte, gelang es ihm, den stillen Norden in wenig Jahren in eine überraschende Bewegung zu bringen, die dann schon deshalb sehr Vielen zusagte, weil sie dreißig Jahre gar zu still gesessen hatten. Und da nun doch einmal politisirt werden mußte, so begab sich das unbeholfene und weder durch Presse noch durch Kammerdebatten in die politischen Geheimnisse eingeweihte Volk des Nordens mit großem Eifer in die Schule der Süddeutschen, wo es denn sehr rasch in der Kunst der Opposition Fortschritte machte. Itzstein, Hecker, Welcker wurden plötzlich im Norden höchst populär; den äußersten Spitzen des süddeutschen Liberalismus gesellte man sich in den über Nacht gekommenen verwegenen Gedanken am liebsten zu. Daneben aber arbeiteten noch ganz andere Tendenzen. Die eine Weile in Preußen mit Vorliebe als eine Stütze conservativen Wesens gepflegte Hegel'sche Philosophie hatte gegen Ende der dreißiger Jahre eine radikale Wendung genommen, welche in den Hallischen Jahrbüchern von Ruge auch auf das politische Gebiet hinüberstrebte. Diese Schule gerieth alsbald mit der Berliner Romantik in den heftigsten Kampf, und von der politischen Unreife, von der in zu langer Stagnation erzeugten Verwirrung der sittlichen Begriffe und dem Hochmuth der absoluten Speculation gleichmäßig befördert, trat bald ein ganz extremer Cynismus hervor, welcher in den Schriften und dem Leben der Bauer, Buhl, Feuerbach u. s. w. allen politischen, religiösen und moralischen Ueberlieferungen nicht frech genug

meinte ins Gesicht schlagen zu können. Zu ähnlichen Resultaten war schon vorher eine gewisse Richtung unserer schönen Literatur gelangt, welche durch Börne und Heine allem Bestehenden die derbsten Herausforderungen zuschleuderte und unserer gesunden deutschen Art das Gift Pariser Frivolität einzuimpfen trachtete. Die ungeheure Mehrzahl unseres Volkes wollte zwar von solchen Tollheiten ernstlich nichts wissen, aber zu lesen fand sie doch diese himmelstürmenden Ergüsse vielfach recht pikant. Wir waren so lange unendlich geduldig und begnügsam gewesen: nun mit einem Male wurden wir ebenso ungeduldig und unzufrieden. Da wir von dem, was sich staatlich und wirthschaftlich erreichen lasse, gar keine Erfahrung besaßen, so ließ sich unser Idealismus zu den ausschweifendsten Phantasien fortreißen. Da wir erprobte Führer in dem plötzlich über uns gekommenen Kampfe kaum hatten, liefen wir vielfach hinter dem ersten besten Schreier her, der uns ein Paradies von Freiheit und Behagen vorgaukelte.

All' dieses unreife Wesen brach in Folge der Februarrevolution los. Freilich daneben, und Gottlob doch, sobald der erste Taumel verflogen, sehr viel stärker ein gesundes Verlangen des Volkes, endlich in öffentlichen Dingen das Recht der Mündigkeit zu bekommen. Die bestehenden Gewalten knickten vor dem wahrlich nicht sehr starken Sturm überall so kläglich zusammen, daß Jedermann die Unmöglichkeit, die alten Zustände herzustellen, einsehen mußte. Und zwar sollte nicht nur die politische Ordnung in den einzelnen Staaten, sondern vor allem auch der Gesammtzustand Deutschlands gründlich erneuert werden. Von dem Bundestage wollten die Deutschen ebenso wenig mehr wissen als von Censur und den andern Instrumenten des verlebten Polizeistaates, welche der Bundestag sorgfältig gepflegt und gehandhabt hatte. Zu dem Rufe nach Freiheit gesellte sich der andere nach Einheit.

Es ist schon oben gesagt, daß das Wort der deutschen Einheit uns die gefährlichste Zwietracht brachte. Anfangs allerdings war es eine herrliche Sache in jenen jubelnden Frühlingstagen von 1848, wo alles deutsche Volk unter dem schwarz-roth-goldnen Banner in den Gefühlen schönster Eintracht und Allmacht schwelgte, dieselbe Losung deutscher Größe von den Alpen zum

Meer ging und alle Gegensätze früherer Jahrhunderte von einem wundervollen Moment verzehrt zu sein schienen. Wer war so nüchtern, daß er damals nicht mit jubelte, wer so zweifelsüchtig, daß er nicht an die Auferstehung deutscher Macht glaubte? Auch ein kritischer Freund unserer Nation mußte wenigstens die eine Thatsache anerkennen, daß unter der Misère des Bundestags das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit höchst überraschende Fortschritte gemacht habe. Ganz anders als 1813 zeigte sich jetzt das deutsche Volk als ein wirkliches, nicht nur im Wort des Dichters vorhandenes Wesen. Und dieses wirkliche nationale Dasein fand im Frankfurter Reichstage ein Organ, dessen Bedeutung derjenige ganz unrichtig bemißt, der nur das unmittelbare praktische Resultat ins Auge faßt. Es war von der höchsten Wichtigkeit, daß ein Jahr lang alle Deutschen ihre Blicke auf denselben Punkt richteten, daß Unzählige aus allen Theilen des großen Vaterlandes dort einander zum ersten Male persönlich begegneten und in der Versammlung selber viele unserer tüchtigsten Männer aus allen Gauen in unzertrennliche Verbindung traten. Was wir geistig, in Literatur und Wissenschaft, seit hundert Jahren besessen hatten, das innige Zusammenwirken aller deutschen Kräfte, das gewannen wir nunmehr auch für das politische Gebiet. Nachdem wir so lange gemeinsam an der deutschen Geistesmacht gebaut hatten, wollten wir nun auch mit einander die deutsche Staatsmacht aufrichten. Zweihundert Jahre nach den mühsamen Anfängen des großen Kurfürsten nahm das deutsche Volk sein eigenstes Werk in die eigene Hand. Es wollte nicht nur in Gedanken, in Dichtung und Forschung, es wollte auch in der wirklichen Welt wieder ein Volk sein, und die erste Gesammtvertretung, in der es vor den Nationen erschien, huldigte den unermüdlichen Führern auf der Bahn nationaler Herstellung: vor dem Thron der Hohenzollern legte sie die deutsche Kaiserkrone nieder.

Ich kann es hier selbstverständlich nicht unternehmen, in die politischen Kämpfe von 1848 und 1849 näher einzugehen, in denen wir, zum größten Theil eben erst aus völliger politi-

scher Gedankenlosigkeit aufgeweckt und auf die Schwelle der politischen Arbeit getreten, es unternahmen, sogleich mit kühnem Griff die höchsten Ziele zu fassen. Wer hatte vor wenigen Jahren noch nur von einem deutschen Staat gesprochen? Wo gab es irgend eine Vorbereitung für dieses große Werk? Was eben erst ein kleiner Freundeskreis in Baden von ferne anzuregen gewagt hatte, das erschien jetzt plötzlich auf der Tagesordnung der constituirenden Nationalversammlung als erste und dringendste Aufgabe. Eine ganz unerklärliche Erscheinung, wenn nicht der Idealismus unseres Geisteslebens für uns eine eminent reale Macht wäre. Da wir innerlich seit hundert Jahren fester und fester zusammengewachsen waren, da wir alle großen Fragen des Geisteslebens so lange mit einander geprüft und in dieser Prüfung unserer Zusammengehörigkeit bewußt geworden waren, da namentlich unsere Dichter den deutschen Herzen einen in allem Wesentlichen übereinstimmenden Schlag gegeben hatten, so verstand es sich für uns von selbst, sobald die politische Arena aufgethan wurde, daß wir auch staatlich eins sein wollten. Allerdings kam dazu, daß der Zollverein und die mächtige Entwickelung des Verkehrswesens uns nach der Einheit des Gedanken- und Gefühlslebens auch die des Güterlebens gebracht hatte. Nicht nur durch starke geistige, sondern auch durch starke materielle Bande waren alle Theile Deutschlands mit einander verknüpft. Dieser in allen Elementen vorhandenen nationalen Einheit die politische Form zu geben, war in der That ein vollkommen selbstverständliches Verlangen, obwohl es sich bis vor kurzem kaum geregt hatte. Und waren wir nicht auch politisch seit 1815 eins gewesen? hatten wir nicht alle unter dem Bundestag wenigstens gleichmäßig gelitten? hatten wir nicht alle in der Welt dieselbe klägliche Rolle gespielt?

So waren in der That alle inneren Vorbedingungen für die der Paulskirche gestellte Aufgabe vorhanden. Desto bedenklicher dagegen sah es mit den politischen Factoren aus. Gerade derjenige Staat, welcher thatsächlich seit zweihundert Jahren die nationale Herstellung auf politischem Gebiet getragen, seit vierzig Jahren auch die deutsche Geistesarbeit vornehmlich geleitet hatte und alle Elemente für die Vollendung des deutschen

Staatsbaues besaß, hatte seit 1815 s. z. s. ein Einsiedlerleben geführt. Nichts weniger als unthätig, hatte er doch von seinem Thun der Welt möglichst wenig verrathen und, so oft er das eigentliche politische Gebiet betrat, sich recht angelegentlich bemüht, sein Unvermögen kund zu thun. Was war seit 1815 von Berlin nicht alles geschehen, um den politisch strebsamen Theil der Nation zu ärgern und zu verletzen! Wo lag in der auswärtigen oder in der inneren Politik, von der einzigen eben auch nicht vorwiegend politischen Motiven entsprungenen Gründung des Zollvereins abgesehen, irgend ein Beweis frischen Schöpfungsvermögens, oder nur gewöhnlichen Verständnisses für die Aufgaben der Zeit vor? Die Professoren hatten gut reden von dem großen Kurfürsten und dem großen König und von 1813: wenn man ihnen entgegnete, mit vergangenen Kräften werde kein Werk der Gegenwart vollbracht, sie möchten doch die jetzt lebenden preußischen Größen nennen, denen die deutsche Nation ihre Geschicke zuversichtlich anvertrauen könne, so waren sie geschlagen. In der That, weder von Friedrich Wilhelm IV., noch von seinen Ministern, noch von seinen Feldherren konnte ein verständiger Mensch erwarten, daß sie den gerechten Ansprüchen der Nation nur von ferne genügen würden. Alles, was man während der Monate des deutschen Verfassungskampfes von Preußen erlebte, der Gang der Revolution in Berlin, die Führung des Krieges in Schleswig-Holstein, die diplomatische Thätigkeit in der dänischen wie in der deutschen Frage, es war gleich unerquicklich. Wenn nichtsdestoweniger, trotz allen von Berlin mit unermüdlichem Eifer in den Weg geworfenen Steinen, nach schweren Mühen schließlich die preußische Partei in Frankfurt den Sieg davon trug, so war das ein nur in Deutschland möglicher Ausgang. Daß Friedrich Wilhelm IV. wirklich das deutsche Reich herstellen würde, konnte Jemand, der von der Lage der Dinge einigermaßen unterichtet war, kaum glauben. Was bedeutete also das Votum der Paulskirche? Die in den Führern der Nation lebende Ueberzeugung, daß allein Preußen den deutschen Staat, dessen Fundamente es seit zwei Jahrhunderten in rastloser Arbeit gelegt hatte, auch vollenden könne, das unerschütterliche Vertrauen auf die wie immer momentan verhüllte Kraft und Tüchtigkeit Preußens und

der Hohenzollern. Daß wir ein ideales, in der Innerlichkeit lebendes Volk sind, dem nicht die äußerliche Erscheinung, sondern die drinnen waltende Kraft entscheidet, wurde in der Abstimmung vom 28. März 1849 einmal wieder frappant klar. Wir glaubten an Preußens dauerndes Wesen, darum hoben wir es auf den Thron, wie wenig kaiserlich wahrhaftig seine Gegenwart und seine jüngste Vergangenheit war.

Und wir haben diesen Glauben mit einer Zähigkeit behauptet, die nur dem Volke der Reformation möglich war. Denn in der That, was wir seit dem April 1849 von Preußen erleben mußten, die traurige Farce des Dreikönigsbündnisses, die traurigere Behandlung der hessischen und dänischen Frage, die Schmach von Olmütz, die ganze Misère des Manteuffel'schen Regiments, das stellte den deutschen Glauben an Preußen auf eine furchtbar harte Probe. Wenn nur der augenblickliche Schein in Frage kam, so standen seit 1850 die Anhänger der Kaiserpartei in einem nahezu lächerlichen Lichte da. Die Gegner Preußens schienen einen vollständigen Triumph davon getragen zu haben. Preußen hatte ein neues Jena erlebt. Oesterreich und die kleinen Könige hatten Deutschland zu ihrer Verfügung. Mit lächelnder Miene setzte sich das officielle Preußen wieder an den runden Tisch in der Eschenheimer Gasse. Hatte es doch, wie es sich berühmte, über die Revolution mit seiner Selbsterniedrigung einen glänzenden Sieg errungen und die Solidarität der conservativen Interessen herrlich zum Abschluß gebracht!

Die Führer der preußischen Partei hatten zwei große Argumente für ihre Politik geltend machen können: den durch eine ruhmreiche Geschichte erwiesenen und von den Machtverhältnissen der Gegenwart auferlegten nationalen Beruf Preußens, und die Unmöglichkeit, mit Oesterreich und den Prätensionen der kleinen Könige zu einer Lösung der deutschen Frage zu gelangen. Jener positive und dieser negative Beweis war für alle diejenigen, welche über die in Betracht kommenden Verhältnisse ein Urtheil hatten, gleich schlagend. Von dem Beruf Preußens haben wir zur Genüge erfahren; es ist nunmehr Zeit, die Lage Oesterreichs und der Mittelstaaten ins Auge zu fassen. Nach dem, was oben von der Stellung des Hauses

Habsburg zu der großen Krisis unseres Volkes im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert gesagt ist, brauchen wir nur noch zu fragen, ob denn Oesterreich etwa in späteren Zeiten eine wesentliche Umgestaltung erfahren habe, durch die es dem deutschen Leben wieder näher gerückt sei. In der That schien ihm das achtzehnte Jahrhundert unter Maria Theresia und Joseph II. eine vielverheißende Neuerung zu bringen. Es that einen kräftigen Schritt aus der Bahn der alten Jesuitenzucht und des mit ihr auf deutschem Boden stets unzertrennlich verknüpften trägen Schlendrians heraus. Es wurde hell in Wien; vorübergehend gewann diese Helligkeit fast etwas blendendes, und eine ungeheuere Thätigkeit schien in wenigen Decennien die Versäumnisse von Jahrhunderten gut machen zu wollen. Klopstock, Wieland, Lessing dachten nach einander daran, in Wien ihren Wohnort zu nehmen. Der Sänger der Messiade begrüßte in Kaiser Joseph den politischen Messias Deutschlands.

Die Erfolge entsprachen dem stürmischen Anlauf leider nicht. Zu den Zeiten der Gegenreformation hatten die Habsburger ihr deutsches Volk mit spanischen und italienischen Stricken so unbarmherzig geknebelt und dann so lange in diesen Banden gehalten, daß die gesunden Lebenssäfte völlig ins Stocken gerathen waren. Da nun Kaiser Joseph diese seit Jahrhunderten gebrochene deutsche Kraft plötzlich zum Fundament straffer Reichseinheit machen wollte, versagte sie natürlich und es kam an den Tag, daß unter der Geißel der Jesuiten Slaven und Magyaren frischer geblieben waren als die Deutschen. Diese erwiesen sich nicht allein politisch, sondern auch geistig impotent. Wie hitzig griff der Kaiser die Aufklärung seines Volkes an, wie hastig wollte er eine Literatur haben! Aber was in dieser Treibhaustemperatur aufkam, war im Vergleich mit dem, was damals das übrige Deutschland erzeugte, überaus dürftig. Wer die österreichische Literatur zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts etwas kennt, wird nicht behaupten wollen, daß die Deutschen an der untern Donau in die große Bewegung unserer klassischen Periode irgend nennenswerth eingegriffen haben, dichterisch so wenig als wissenschaftlich. Sie waren hinter der deutschen Geistesentwicklung so außerordentlich zurückgeblieben, daß sie von uns Andern höchstens lernen konnten. Aber auch das

Lernen hatte bei dem trostlosen Verfall des österreichischen Schulwesens und dem stumpfen Materialismus, in den das ganze Volk versunken war, bedeutende Schwierigkeiten.

Nichtsdestoweniger würde die deutsche Natur auch an der Donau wieder aufgelebt sein, wenn man ihr nur einige Zeit gegönnt hätte. Aber kaum waren die lärmenden Weckrufe Kaiser Josephs verklungen, so legte die lauernde Geistesangst des „guten" Kaiser Franz ihre bleierne Hand auf das eben erwachende Volk, und Fürst Metternich brachte die auf Erhaltung geistigen Todtseins gerichteten Herzenswünsche seines Gebieters in ein raffinirtes System. Oesterreich und Deutschland blieben zwei Welten, die geistig nicht das mindeste mit einander gemein hatten. Und so wenig sich Oesterreich seit 1815 an unserer geistigen Arbeit betheiligte, ebenso ferne blieb es unserer wirthschaftlichen Thätigkeit. Natürlich. Das Metternich'sche System der Regungslosigkeit vertrug industrielles und commercielles Leben so wenig als wissenschaftliches. Während das übrige Deutschland sich ökonomisch erfreulich empor arbeitete, blieb Oesterreich in dem mit dem Hause Habsburg von ältesten Zeiten her unzertrennlich verbundenen Bankerott stecken. Daß politisch vollends gar nichts geschah, Verwaltung und Justiz sich bemühte, der Finanz würdig zu sein, daß die Bürger auch im engsten Kreise keinerlei gemeinnützige Thätigkeit entfalten durften und die Robotpflichtigkeit der Bauern conservirt werden mußte wie alle andern Ueberlieferungen der Vorzeit, versteht sich von selbst. So gab es innerlich gar nichts, was Oesterreich und Deutschland zusammenhielt. Aber auch äußerlich waren die früheren Bindeglieder hinweggefallen. Bis zur französischen Revolution hatte Oesterreich durch den Besitz Belgiens und der Vorlande am Oberrhein die Pflicht gehabt, uns gegen Frankreich zu decken. Aber Thugut hatte diese lästigen Beziehungen bei erster Gelegenheit abgestreift und Metternich im Wiener Frieden den Staat der Habsburger bequem auf der stillen Ostflanke Deutschlands etablirt und dafür Preußen die Wacht am Rhein aufgebürdet. Das Ideal der Habsburgischen Reichspolitik war seitdem auf das erfreulichste realisirt: da wo wir des Schutzes bedurften, ließ sich unsere Vormacht nicht finden; weder militärisch, noch politisch, noch wirthschaftlich, noch geistig nahm

sie an unseren Aufgaben Theil: dafür hatten wir die Ehre, von ihr so, wie es ihr von dem unsrigen absolut getrenntes Interesse forderte, dirigirt zu werden.

Wer diese Verhältnisse irgend zu übersehen vermochte, der konnte, sobald Deutschland einmal es unternahm sich mit thätiger Volkskraft staatlich zu organisiren, gar keine andere Lösung acceptiren, als die vollständiger Trennung von Oesterreich. Nun aber wollte es eine eigene Ironie, daß die Bewegung von 1848, welche in Wahrheit das disparate, nur ganz äußerlich zusammenhängende Gefüge des österreichischen Staats mit der Gefahr vollständigen Zerfalls bedrohte, vorübergehend und scheinbar in Wien ebenso viel Kraft und Geschick weckte, wie in Berlin das Gegentheil. Der Ruhm Radetzky's, der schließliche Erfolg in Ungarn, der große Triumph von Olmütz ließ Oesterreich militärisch und politisch dem preußischen Gegner glänzend überlegen erscheinen. Die Wiener Politik verfügte eine Weile noch einmal so unbedingt über Deutschland, wie sie es in den Tagen Metternichs nur je gethan hatte. Und sie dachte diese herrschende Stellung zu einer gründlichen Correktur der deutschen Verhältnisse, wie sie seit dem großen Kurfürsten geworden waren, zu benutzen. Die Fügsamkeit Preußens genügte den österreichischen Staatsmännern nicht. Des wahren Verhältnisses der beiderseitigen Kräfte wohl bewußt, erkannten sie die Nothwendigkeit, Preußen dauernd zu erniedrigen und bei erster bester Gelegenheit für immer unschädlich zu machen. Und wenn die Wiener Indolenz sich einmal diese immerhin nicht ganz leichte Aufgabe aus dem Sinne schlug, so standen zahlreiche deutsche Staatsmänner bereit, das Gedächtniß an Schlesien und die dem Hohenzollern dargebotene Kaiserkrone zu schärfen. Denn wenn Oesterreich etwa meinen konnte, es sei doch klüger, die dominirende Stellung über dem gedemüthigten Preußen zu erhalten als alles in einem verzweifelten Kampfe aufs Spiel zu setzen, so dachte man in Dresden, München und einigen anderen Residenzen anders.

Das was man bei uns Mittelstaaten zu nennen pflegte, hatte schon seit Jahrhunderten existirt; aber eine mittelstaatliche Politik mit scharf und consequent ausgeprägtem Charakter hatte sich erst seit 1815 sehr langsam angebahnt, um 1849 plötzlich

zu erheblicher Bedeutung zu kommen. Als Napoleon dem heiligen römischen Reich deutscher Nation den Gnadenstoß versetzte und die deutschen Staaten des Südens und Westens im Rheinbunde sammelte, schuf er neben Oesterreich und Preußen eine dritte Gruppe, welche zunächst die Aufgabe erhielt, den Zerfall Deutschlands zu organisiren und die seit Ludwig XIV. herkömmliche Abhängigkeit unserer Grenzlande von dem übermächtigen Frankreich verfassungsmäßig zu consolidiren. Indem er nach dem Fall Preußens diese französische Vasallenschaft über Sachsen, Hessen, Hannover, Westfalen ausdehnte, band er mit geringfügigen Ausnahmen alles, was nicht zu dem an die Ostgrenzen zurückgeschobenen Oesterreich und Preußen gehörte, an das französische Joch. Aber unter diesem gemeinsamen Loose behaupteten sich wesentliche Unterschiede. In Hessen, Hannover, Braunschweig, Westfalen wurde die Fremdherrschaft mit heißem Ingrimm ertragen; Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und Sachsen dagegen söhnten sich sehr schnell mit dem Berufe, den ihnen der Imperator dictirt hatte, aus. Denn sie empfingen damit ein Jeder sehr werthvolle Güter. Was war der Süden und Westen Deutschlands in den letzten Zeiten des Reichs gewesen? Nichts anderes als ein wüstes Chaos wesentlich lebensunfähig gewordener Krüppelexistenzen, unter denen einzelne Ansätze zu leidlichen Staatsbildungen, wie das Kurfürstenthum Bayern und das Herzogthum Württemberg, standen. Daß diesen Landschaften die Aufrichtung der neuen Staaten Bayern, Württemberg, Baden, Hessen eine wesentliche Verbesserung ihrer gesammten Lage brachte, kann unmöglich in Abrede gestellt werden. Ein einziger Blick auf die Karte dieser Gegenden vor und nach dem Eingreifen Napoleons muß darüber jeden Zweifel benehmen. Und ebenso wenig scheint es mir berechtigt, wenn man diesen Staaten, die ja allerdings ihre Geburt Napoleons Gnade verdankten, daraus einen schweren patriotischen Vorwurf machen will. Man wird schwerlich historisch nachweisen können, daß sich diese Länder in den vorausgegangenen Kämpfen gegen Frankreich nach dem Maß ihrer Kräfte übler benommen hätten als Oesterreich und Preußen; sie standen einfach im Niveau der damaligen deutschen Nichtigkeit. Welchem verständigen Menschen hätte es 1806 beikommen

können, von irgend einem kleinen deutschen Staate zu verlangen, daß er sich seiner deutschen Pflichten erinnern solle, Angesichts der in Wien und Berlin herrschenden Misère? Es gab für die genannten Rheinbundsstaaten nur eine Trübung ihres neuen Glückes, die unaufhörlichen militärischen und finanziellen Anforderungen des Protectors. Hätte er ihnen einige Ruhe gegönnt, den neuen Zustand auszubilden, so würden weder ihre Regenten noch ihre Unterthanen über die Veränderung irgendwie zu klagen gehabt haben. Denn trotz jener immer härter werdenden Belastung fühlten sie sich doch leidlich wohl. Von allen Deutschen hatten unzweifelhaft sie das erträglichste Loos, und was man auch gegen die Art, wie Montgelas in Bayern und König Friedrich in Württemberg die alten Ueberlieferungen auf die Seite schaffte, einwenden mag, trotz allem machten diese sämmtlichen Gebiete damals erfreuliche Fortschritte. Sachsen aber sah in der Erhebung zum Königreich eine erquickende Genugthuung für die harten Demüthigungen, die es im vorigen Jahrhunderte von Preußen hatte erdulden müssen.

Wenn man nun aber insoweit diesen Rheinbundsstaaten Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, so steht es freilich ebenso fest, daß ihr Ursprung ihnen für die Folgezeit höchst bedenkliche Stimmungen und Bestrebungen einpflanzen mußte. Da sie die Schande und das Elend der Fremdherrschaft so sehr viel weniger empfanden, als der Norden, konnten sie natürlich an der inneren Wiedergeburt, welche dem deutschen Wesen seit 1807 von Preußen aus bereitet wurde, kaum Theil nehmen. Der Grund ihres Daseins war derselbe Imperator, gegen welchen Stein, Fichte, Gneisenau und die anderen preußischen Patrioten die tiefsten Kräfte der deutschen Natur weckten. Diesen Männern mußten die Napoleonischen Vasallenstaaten auf deutschem Boden, welche so wesentlich dazu beitrugen, die Hoffnung von 1809 zu vernichten, im Grund der Seele verhaßt sein und sie machten ja in der That kein Hehl daraus, daß der Sieg über Napoleon den Sturz dieser seiner deutschen Knechte zur Folge haben müsse. Blut ist ein mächtiger Kitt. Unter den Napoleonischen Fahnen hatten bayrische, württembergische, badische Regimenter zum ersten Male seit langer Zeit hohen Kriegsruhm erstritten: sie waren stolz darauf, daß der

Kaiser sich ihnen im April 1809 persönlich anvertraute. Zugleich wurden die bürgerlichen Verhältnisse vielfach nach französischem Muster geordnet, was in manchen Beziehungen einen unbestreitbaren Fortschritt gegen das übrige Deutschland einschloß, wenn es auch auf der anderen Seite den französischen Bureaukratismus tief im Süden einpflanzte und einen schädlichen Gegensatz zu den von Stein im Norden aufgestellten Grundsätzen des Gemeindelebens begründete. Man fühlte sich der Wohlthaten der großen Revolution theilhaftig. Es konnte nach alledem nicht anders sein, als daß sich zwischen diesen deutschen Ländern und Frankreich ein ähnlich sympathisches Verhältniß bildete als damals zwischen diesem und Italien.

Nun kam der Sturm von 1813. In wie weit derselbe die Bevölkerungen des Rheinbundes innerlich berührte, scheint mir noch nicht genügend erforscht. Die Regierungen sahen ihn natürlich mit ängstlichen Empfindungen. Wenn die Ansichten des Freiherrn von Stein durchdrangen, so war es um sie geschehen. Der Aufruf von Kalisch mußte ihnen sehr widerwärtig klingen. Hätten sie doch schwanken können, so riß sie Napoleon mit sich fort, indem er rasch seine noch in der Bildung begriffenen Divisionen in ihre Gebiete warf und sie so an der Kette festhielt. Nur Bayern konnte sich etwas freier halten. Als im Herbst die Napoleonische Glorie erbleichte, ergriff Montgelas die Hand Metternichs, um durch den Rieder Vertrag zugleich die Abhängigkeit von Frankreich zu lösen und die Herstellung Deutschlands im Sinne Stein's zu hemmen. Die bayrische Selbständigkeit wurde allen gefährlichen Neuerungsplänen der Patrioten als starker Riegel vorgeschoben. Trotz diesem lockenden Vorgang hielten die süddeutschen Nachbarn bis zum letzten Moment an Frankreich fest. Allerdings betheiligten sie sich dann am Feldzuge von 1814 gegen Napoleon; aber das hinderte doch nicht, daß die eigentliche Entscheidung des großen deutschen Kampfes ohne und gegen sie errungen war. Die herrlichen Erinnerungen dieser glorreichen Tage, welche jedem Norddeutschen fortan das Herz schwellten, blieben dem Süden fremd. Noch empfindlicher wurde die Absonderung Sachsens. Während die Südstaaten schließlich doch als Sieger in dem gemeinsamen Kriege sich darstellen mochten, trug Sachsen

allein die volle Last des Besiegten. Die preußische Faust hatte es von der Napoleonischen Höhe unbarmherzig hinabgeschleudert und die bitteren Empfindungen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges erwachten mit neuer Heftigkeit.

Weshalb, fragt wohl der eine oder andere Leser, rufst du diese traurigen Erinnerungen unserem Gedächtniß in einer Zeit zurück, wo sie Gottlob durch ein zweites und glücklicheres 1813 ausgelöscht sind? Weil ich meine, daß man diese Dinge gegenwärtig haben muß, wenn man das Verhalten der Mittelstaaten seit 1815 gerecht beurtheilen will; wer diesen ihren Ursprung außer Acht läßt, kömmt gar leicht dazu, gegen sie unbillig zu sein. Es war diesen Staaten nun einmal, und zwar durch die gemeinsame Schuld aller Deutschen, eine Sonderstellung und eine starke Richtung gegen den Geist von 1807 gegeben. In den Jahren ungeheuerster Bewegung, welche Sinn und Sein der Menschen auf lange hinaus beherrschen, waren diese Mittelstaaten gegen das Lebensprincip unserer Zukunft gekehrt worden: nur eine andere ebenso gewaltige Bewegung konnte sie zu uns zurückführen. Und wenn die Gerechtigkeit verlangt dieses anzuerkennen, so fordert sie ebenso das Bekenntniß, daß nach 1815 alles mögliche geschah, um den mittelstaatlichen Particularismus zu kräftigen. Indem die preußische Politik fast durch alles, was sie in Frankfurt und Europa that, ihre Geschichte und ihren Beruf verleugnete und sich dem Todfeind preußischer und deutscher Zukunft, dem Habsburgischen System, hingab, schob sie selbst den Mittelstaaten die Rolle zu, sich auf ihre Kosten der deutschen Nation zu empfehlen. Wie gering man immer von dem süddeutschen Constitutionalismus und den wahren Motiven, welche der Opposition süddeutscher Cabinette gegen den Bundestag zu Grunde lagen, urtheilen mag, das ist ja doch gar nicht zu bestreiten, daß diese Haltung auch von wahren Interessen gefordert wurde. Und wenn trotz allem politischen Todtliegen Preußens es hauptsächlich Süddeutsche waren, welche zuerst den deutschen Beruf Preußens aussprachen, und wenn der von allen süddeutschen Staaten politisch rührigste, Baden, vom ersten Augenblicke an, wo die deutsche Frage eine praktische wurde, consequent zu Preußen stand, mit einer treuen Hingebung, der die Zukunft sicher gerecht werden wird, so sind

das, meine ich, Thatsachen, welche gewürdigt sein wollen. Daß sich Preußen nach 1815 politisch still hielt, hatte, wie wir gesehen haben, seine guten Gründe: die tiefen Wunden, welche ihm der Kampf mit Napoleon geschlagen hatte, mußten geheilt, die großen Schwierigkeiten, welche ihm der Wiener Congreß aufgebürdet hatte, mußten überwunden sein, ehe es wieder auf die politische Bühne treten konnte. Aber für die süddeutschen Staaten existirten diese Gründe nicht und es ist ein durchaus unbilliges Verlangen, daß auch sie sich nicht regen sollten, weil Preußen sich nicht regen konnte oder mochte.

So geschah es, daß in ihnen ein gewisses politisches Leben sich entwickelte, mit allen von den Umständen gebotenen Mängeln und Vorzügen, während die preußische Regierung dasselbe hartnäckig niederhielt. Ein so entgegengesetztes Verhalten hatte natürlich seine Consequenzen. Alles was in Deutschland vorwärts wollte, mußte nothgedrungen einige Zeit hindurch seine Hoffnungen auf den Süden richten und derselbe erhielt dadurch eine Bedeutung und ein Selbstgefühl, welche über seine wirklichen Kräfte hinausgingen. Nun kam 1848. Das Programm der preußischen Hegemonie war eben vom Süden, von Baden aus, bestimmt formulirt. Die Reichsidee zündete in dem beweglichen Süden rasch. Trotz allen Abneigungen und Gegensätzen gegen Preußen wäre wenigstens der größte Theil des Südens bereit gewesen, sich der Reichsverfassung zu unterwerfen. Statt daß diese Bereitwilligkeit zu dem gehofften Resultate führte, stürzte die Ablehnung der Kaiserkrone einen Theil des Südens in revolutionäre Verwirrung, der dann preußische Bayonnette ein Ende machten. Nachdem aber Preußen so seine Fahne am Oberrhein aufgepflanzt hatte, zog es sie ein Jahr nachher vor dem Gebot Oesterreichs und der kleinen Könige scheu ein, wich aus Rastatt, wich aus ganz Baden und lieferte das Großherzogthum den Bregenzer Alliirten aus.

Das, man vergesse es nicht, waren die ersten Thaten, welche der Süden von Preußen seit 1815 sah. Die preußische Partei hatte 1848 auch im Süden einen starken Fuß gehabt: wer wird sich wundern, daß jetzt das süddeutsche Volk gar nicht mehr begriff, wie es dazu gekommen sei, Preußen an die Spitze Deutschlands stellen zu wollen? Das Preußen von Olmütz,

das Preußen der Manteuffel, Gerlach, Westphalen erschien dem Süddeutschen nothwendig im Lichte verächtlicher Schwäche. Die Politik Pfordten, Neurath, Dalwigk feierte einen vollständigen moralischen Triumph. Man mußte damals weit über die Gegenwart zurück, tief durch die Oberfläche der Erscheinungen durchblicken, um einen nennenswerthen Unterschied zwischen Preußen und den Mittelstaaten wahrzunehmen, unter denen es sich thatsächlich selber einen bescheidenen Platz gewählt hatte. Wer in den traurigen Zeiten der fünfziger Jahre dem Volke, und zwar nicht nur dem süddeutschen, sondern auch dem norddeutschen Volke von der unvergänglichen Größe Preußens und den unverlierbaren Grundlagen seiner Macht redete, der erschien wohl der Masse wie ein nicht recht Zurechnungsfähiger.

Die Bahn, sieht man, war für Oesterreich und seine mittelstaatlichen Freunde vollkommen frei. Gab es noch irgendwo ein Hinderniß, war noch irgendwo ein preußenfreundlicher Staatsmann im Amt, so beeilte sich das Ministerium Manteuffel, zu seinem Sturz mitzuwirken. Was thaten nun die Herren von Wien, München, Stuttgart, Dresden, Hannover und Darmstadt, um unter dieser unvergleichlichen Gunst der Umstände ihr großdeutsches Programm zu realisiren, welches thatsächlich damals das einzige war, von dessen Realisirung geredet werden konnte? Sie stellten eine Reihe unausführbarer Entwürfe auf, bei deren Berathung schon sie jedesmal die Erfahrung machten, daß das einzige sie verknüpfende Band der Haß und die Furcht vor Preußen war, und flüchteten schließlich vor der unheilbaren Differenz ihrer wirklichen oder vermeintlichen Interessen zu dem bequemen Auskunftsmittel, alles beim Alten zu lassen.

Die Partei, welche diese Ohnmacht sah, strengte ihre ganze Erfindungskraft an, um eine Aufgabe zu lösen, welche auf ein Haar der Quadratur des Zirkels glich. Denn wenn man aus dem Jammer des Bundestages herauskommen wollte, so mußte zuerst an die Stelle seiner Scheinmacht eine wirkliche Macht, an die Stelle einer jedes politische Thun ausschließenden souveränen Vielköpfigkeit eine wirkliche Regierung gesetzt werden. Nichts schien näher zu liegen, als diese Macht Oesterreich zu übertragen. Aber wie wäre die bayrische Selbständigkeit dabei

gefahren, wenn sie statt der fernen preußischen der nahen österreichischen Macht hätte gehorchen müssen? Und nicht viel anders als Bayern dachten die übrigen Mittelstaaten. Allerdings waren sie insgesammt gern bereit, sich von Oesterreich vor der preußischen Führung bewahren zu lassen; sobald aber diese Gefahr zurückgeschoben war, begannen sie den österreichischen Einfluß zu fürchten. Denn die Quintessenz ihrer Politik war die Verballhornung der Bundesverfassung, welche doch den wirklichen Mächten Oesterreich und Preußen einen thatsächlichen Vorrang anwies, zu einem Utopien, in dem die mittelstaatlichen Scheinmächte über jene wirklichen Mächte dadurch dominiren sollten, daß sie abwechselnd die eine derselben mit Hülfe der andern lahm legten. Auch verdunkelte die österreichische Glorie, wie es ihre Art ist, sehr rasch und der italienische Krieg von 1859 versetzte dem Glauben an das Haus Habsburg einen empfindlichen Stoß. Nun wäre die Reihe an Bayern gekommen. In der That lag seit 1815 schon in Bayerns Hand die Möglichkeit, die preußischen Wege der deutschen Nation zu durchkreuzen.

Bayern hatte durch den Wiener Congreß eine Stellung erhalten, welche ihm die größten Aussichten eröffnete. Es umspannte den ganzen Süden. Mit seiner breiten Masse, an das todt daliegende, stammverwandte Deutschösterreich gelehnt, alle süddeutschen Stämme unter seinem Scepter verbindend, durch die reiche Pfalz auf den Vorposten gegen Frankreich gestellt, besaß es alle Elemente und alle Aufforderungen, eine wirkliche deutsche Macht zu werden. Von allen deutschen Staaten hatte sein Gebiet am wenigsten unter den Napoleonischen Kriegen gelitten, von allen enthielt es die geringsten Schwierigkeiten für eine Regierung, welche ihre Zeit und ihre Stellung begriff. Es ist eine merkwürdige negative Bekräftigung des durch unsere Geschicke Preußen zugewiesenen Berufs, daß in München keinen Augenblick auch nur eine Ahnung davon geherrscht zu haben scheint, eine wie große Zukunft Bayern offen stand. Denn statt, wie es sich von selbst verstanden hätte, die entwickelten, wirthschaftlich und geistig activen Kräfte der Monarchie an die Spitze zu rufen, stützte man vielmehr den neuen Staat auf diejenigen Bestandtheile, welche in jeder Hinsicht seit Jahr-

hunderten im Süden am weitesten zurückgeblieben waren. Denn es giebt keine süddeutsche Landschaft, welche seit langen Zeiten unthätiger, unproductiver gewesen ist als Altbayern. Dieses im sechszehnten Jahrhundert vollständig den Jesuiten untergebene und von ihnen viele Generationen hindurch ausschließlich geleitete Land steht in jeder Hinsicht auf der niedrigsten Stufe süddeutscher Kultur, wobei es sich allerdings eine gewisse Ursprünglichkeit derber Kraft bewahrt hat. Indem nun die bayrische Politik hier ihren Stützpunkt und ihre Norm nahm, indem sie nicht die fränkischen und schwäbischen Kräfte beflügelte, um das altbayrische Phlegma fortzureißen, sondern sie hemmte und niederhielt, um sie diesem möglichst zu assimiliren, verschloß sie sich die Bahn zu wirklicher Macht. Von Nürnberg oder Augsburg aus hätte Bayern die süddeutsche, auch nach Oesterreich und Thüringen hinüberwirkende Macht werden können; in München mußte es bleiben, was es im Wesen schon seit zwei Jahrhunderten in der deutschen Entwickelung gewesen war, ein gelegentlich sehr fühlbares, aber im Ganzen doch ohnmächtiges Element der Negation. Es konnte sehr oft Nein sagen, es konnte die österreichischen wie die preußischen Pläne der deutschen Reform wiederholt scheitern machen, aber es konnte nie der Stütz- und Ausgangspunkt einer positiven Lösung werden. Führen kann eben nur derjenige ein Volk, welcher an der Spitze seiner Entwickelung steht, welcher den in ihm treibenden Kräften eine überlegene Ausbildung verliehen hat. Durch die Wendung aber, welche die bayrische innere und äußere Politik genommen hatte, war das Gegentheil dieses Verhältnisses bewirkt. Wenn die Mittelstaaten es ablehnten, sich Preußen unterzuordnen, so konnte ihnen unter solchen Umständen eine Combination, welche sie unter Bayern gestellt haben würde, gar nicht in den Sinn kommen.

1848 bereiteten die Deutschen der Welt die Ueberraschung, daß sie wieder ein Volk sein wollten, und zwar nicht nur in dem ethnographischen Sinne einer durch Sprache und Abstammung verbundenen Menschenart, nicht nur auf dem literarischen Gebiete, wie sie es seit hundert Jahren in eminentem Grade

gewesen waren, sondern in dem politischen Sinne. Als Volk von Dichtern und Denkern gepriesen zu werden, genügte ihnen nicht mehr. Sie wollten wieder einen Staat haben, wieder eine Macht sein, ihre nationalen Interessen in der Welt mit dem Nachdruck zur Geltung bringen, wie es ihre staatlich organisirten Nachbarn längst gethan hatten. Aber wenn die Deutschen in diesem Entschlusse einmüthig waren, so führte der Versuch, ihre nationale Einheit zu begründen, die empfindlichste Spaltung herbei. Alle wollten dasselbe Ziel deutscher Macht und Größe, aber die Wege zu ihm liefen hoffnungslos auseinander. Es gab, wie wir sahen, nur eine Möglichkeit, aus der Zerissenheit heraus zu kommen und diese Möglichkeit wurde durch die Impotenz Preußens beseitigt. Unsere Zukunft schien einer trostlosen Projectenmacherei preisgegeben zu sein.

In dieser traurigen Lage verharrten wir zehn Jahre. Der Regierungswechsel in Preußen weckte im Herbst 1858 neue Hoffnungen. Wie athmete Deutschland auf! Aber zwei Jahre später ging die neue Aera, in der so Viele eine hoffnungsvolle Erhebung Preußens gesehen hatten, ihrem Ende entgegen. Wieder einmal war das nationale Programm nur aufgestellt, um der Feindschaft Oesterreichs und der Mittelstaaten, der Abneigung eines großen Theils der Nation, den inneren preußischen Gegensätzen zu erliegen. Und während wir so abermals Bankerott machten, hob sich vor unseren Augen Italien aus Abhängigkeit und Zerrissenheit zu beneidenswerther Stellung. Es schien, als sollten wir das letzte aller Völker werden. Waren wir doch so weit gekommen, daß selbst das letzte heilsame Band, welches uns verknüpfte, der Zollverein, von dem particularistischen Antagonismus gegen Preußen ernstlich bedroht wurde. Daß dieser Particularismus niemals sein Gegentheil, die deutsche Einheit, schaffen könne, lag auf der Hand, und dennoch konnte 1863 ein Anlauf gemacht werden, die Nation für die particularistische Lösung der deutschen Frage aufzurufen, Preußen ganz auf die Seite zu schieben, und so trostlos schien es mit Preußen nach dem Sturz des liberalen Ministeriums bestellt zu sein, daß nicht wenige seiner Anhänger sogar dem sinnwidrigen Unternehmen des Frankfurter Fürstentages ihren Beifall schenkten!

Die öffentliche Meinung in Deutschland, oder das, was

sich dafür hielt, hatte damals die Methode, durch die wir aus mehr und mehr unerträglichen Zuständen erlöst werden könnten, ziemlich präcise festgestellt. Hätte das Ministerium Hohenzollern, so hieß es, seine liberalen Verheißungen erfüllt, hätte es den Weg der moralischen Eroberung consequent verfolgt, dergestalt, daß Preußen allen übrigen deutschen Staaten als leuchtendes Beispiel liebenswürdigen Freisinns vorangeschritten wäre, so würden die Abneigungen überall mit der Zeit überwunden und schließlich die Möglichkeit gewonnen sein, die Nation selbst mit Erfolg gegen die etwa noch widerspänstigen Regierungen aufzurufen. Ohne Zweifel, wäre Preußen in der Lage gewesen eine Politik aufzustellen, welche den allgemeinen Beifall gefunden, d. h. ebenso wohl den Particularismus der mittelstaatlichen Regierungen und Bevölkerungen als den Parteihader in seinem Innern beschwichtigt hätte, eine Politik, welche zugleich der individuellen Freiheit den weitesten Spielraum eröffnet und der nationalen Macht die stärksten Garantien geboten, in uns zugleich das, was uns trennte, und das, was uns zusammenführte, befriedigt hätte, so würde es dadurch seine Stellung in Deutschland erheblich verbessert haben. Aber abgesehen von der Frage, ob eine derartige Politik überhaupt im Gebiete der Möglichkeit gelegen, ob nicht vielmehr die auseinander strebenden Interessen der verschiedenen Parteien und Landschaften einem solchen an sich kaum denkbaren Versuch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengestellt hätten, erhebt sich das Bedenken, daß nach aller geschichtlichen Erfahrung die Gegensätze unter Staaten mit diesen sanften moralischen Mitteln nicht bezwungen werden. Bei uns aber handelte es sich thatsächlich um solche in langen Zeiten entwickelte, auf mächtigen Realitäten fußende staatliche Gegensätze. Bei uns stand allen nationalen Unternehmungen Preußens, wie sehr sich dieselben den Volkswünschen accomodiren mochten, die starre Feindschaft Oesterreichs und die im letzten Jahrzehnt zu äußerster Gereiztheit entwickelte Opposition der Mittelstaaten im Wege. Der Antagonismus Preußens und Oesterreichs vornehmlich war ein so fundamentaler, alle friedliche Verständigung ausschließender, daß keinerlei Erörterung, daß keine diplomatischen und keine parlamentarischen Verhandlungen und Acte ihn beseitigen konnten. Die Herrschaft über Deutschland,

die Ausbeutung deutscher Kräfte war nun einmal seit Jahrhunderten ein wesentliches Element der österreichischen Machtstellung geworden, das um so weniger geopfert werden konnte, als durch die Emancipation Italiens diese Stellung bereits einen starken Stoß bekommen hatte. Man mochte noch so beredt deduciren, daß Oesterreichs wahres Interesse eine Auseinandersetzung mit Deutschland erheische: das Oesterreich, welches nun einmal wirklich existirte, blieb diesen Argumenten taub. Und ebenso wie Oesterreich wiesen die Mittelstaaten, deren Zuversicht seit 1849 so mancher Triumph über Preußen erstaunlich gesteigert hatte, jeden Compromiß ab. In jedem dieser Staaten war ein heftiger Kampf mit den Freunden Preußens entbrannt, in jedem die seit 1849 dominirende Tendenz dahin gekommen, geradezu das Dasein des Staats mit der Abwehr der preußischen Ansprüche zu identificiren. Und in jedem dieser Staaten, das einzige Baden ausgenommen, hatte der alte deutsche Sondertrieb, der in engen Verhältnissen üppig entwickelte Eigensinn und endlich der confessionelle Gegensatz die Bevölkerungen in einem solchen Umfange mit Mißtrauen und Abneigung gegen Preußen erfüllt, daß sie sich den particularistischen Bestrebungen ihrer Cabinette als mächtige Stützen darboten.

Die menschlichen Dinge sind nun einmal, wie schon oben dargelegt wurde, so geordnet, daß das Wort und die verständige Auseinandersetzung gewisse letzte Entscheidungen wohl vorzubereiten, aber niemals selbst herbeizuführen vermag. So wenig Italien im Stande war, Oesterreich zu einer friedlichen Aufgebung der von ihm jenseit der Alpen in langen Mühen errungenen Position zu bestimmen, sondern zu den Waffen greifen mußte, um durch Blut Begründetes durch Blut wiederum zu zerstören, ebenso wenig konnte Preußen je dazu kommen, Oesterreich diplomatisch oder parlamentarisch aus Deutschland herauszuschieben. Und so lange Oesterreich in Deutschland stand, war die deutsche Einheit ein Phantom, ein unfruchtbares Gerede, an dem nur Personen eine Befriedigung finden konnten, deren politischen Begriffen so sehr die elementarste Präcision fehlte, daß sie die Einheit durch ihr absolutes Gegentheil, die Zweiheit, realisiren zu können meinten.

Wie die deutsche Bildung geworden war, sträubte sich in

uns natürlich ein sehr starkes Gefühl gegen einen Kampf zwischen Oesterreich und Preußen. Auch wenn wir seine Unvermeidlichkeit erkannten, hätten wir den blutigen Zusammenstoß unter Deutschen verhüten mögen. Denn nicht allein mußte ja Preußen in diesem Falle das Blut der Deutschösterreicher vergießen, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach neben Oesterreich die Mittelstaaten treffen. Wenn für jedes Volk eine solche Aussicht etwas unendlich betrübendes hat, so mußte sie uns vollends das Herz zerschneiden. Als sie dann in blutiger Leibhaftigkeit vor uns stand, die eine Hälfte Deutschlands gegen die andere rückte, da gab es nur Wenige, welche sofort das Unvermeidliche mit dem männlichen Entschlusse ergriffen, die schwere Prüfung, so viel an ihnen läge, zum Heile des Vaterlandes gedeihen zu lassen.

Es ist überflüssig von Dingen zu reden, welche noch in Aller Herzen lebendig sind. Ein Jeder von uns hat den Kampf von 1866 als eine große Krisis seines Daseins erfahren. Eine gütige Vorsehung fügte es, daß der Krieg unter Deutschen einen Verlauf nahm, den Niemand für möglich gehalten hätte. Die Macht Oesterreichs brach in einer einzigen Woche zusammen. Die Macht der Mittelstaaten erwies sich als das, was sie immer gewesen war, als täuschender Schein. Preußen aber, dessen Schaaren selbst seine wärmsten Freunde mit ängstlicher Spannung in die große Prüfung begleiteten, wurde die Bewunderung der Welt.

Und wie faßte die Welt den beispiellosen Sieg Preußens auf? Deutschland, sagten die Völker des Erdballs zu einander, richtet sich aus langer Nichtigkeit empor, es nimmt seinen lange verlorenen Platz unter den gebietenden Nationen wieder ein. Die Millionen, welche in den Zeiten unserer Ohnmacht und Zerrissenheit den vaterländischen Boden geflohen und sich als die Diener der Größe und des Reichthums anderer Völker über die Erde verbreitet hatten, wurden plötzlich durch den Tag von Königgrätz der lange vergessenen Heimath wieder geistig zugeführt: von allen Enden der Welt jubelten sie den Siegern zu, daß sie ihnen Ansehn und Geltung unter den Fremden erobert, die in ihnen nun die Angehörigen eines großen Volkes achteten. Und während die verlorenen Söhne bis in die fern-

sten Fernen sich in stolzem Selbstbewußtsein ihres deutschen Ursprungs erinnerten, kam über die alten Gegner unseres Volkes das unheimliche Gefühl, daß die Zeiten, wo sie ungestraft deutsches Land ausrauben und ausbeuten konnten, wo die deutsche Nichtigkeit das bequeme Piedestal ihrer Größe gewesen war, für immer vorüber sein möchten. Frankreich begann zu zittern für seine Herrschaft und mit ihm zitterte die ganze römische Welt.

Das waren die sofortigen Wirkungen unserer böhmischen Siege. Wie thöricht hatten doch diejenigen geredet, welche von dem unvermeidlichen Kampf namenloses Elend, den Ruin Deutschlands, unheilbare Verschlimmerung unserer Zerrissenheit prophezeiten! Aber die Menschen versuchen eine Weile auch den beredtesten Thatsachen den Glauben zu weigern, wenn sie zu ihrer Denkart nicht passen. Während die ganze nichtdeutsche Welt in der Auslegung der preußischen Erfolge übereinstimmte, konnten Millionen von Deutschen sich nicht so leicht in ein Ereigniß finden, welches ihre Erwartungen und Berechnungen in der grellsten Weise Lügen strafte. Freilich, ein großer Theil von uns war ja der Geschlagene. Und unter den Siegern hatte ein großer Theil ebenso den rettenden Krieg verwünscht und dem Urheber desselben in tödtlicher Feindschaft gegenüber gestanden. Alle deutschen Parteien sahen ihr Concept verrückt. Die liberalen Anhänger Preußens mußten sich darin finden, daß ihr Programm der deutschen Frage im Hauptstück von einem Mann realisirt sei, den sie als ihren gefährlichsten Gegner zu betrachten sich gewöhnt hatten. Die Feudalen entdeckten mitten im Jubel über den gewaltigen Sieg ihres Führers, daß er das Ziel ihrer Gegner erreicht habe. Die Großdeutschen und Demokraten vollends hatten gar keinen Trost. Sie hatten in dem Kriege für ihre Partei alles verloren und nichts gewonnen. Und neben den verwirrten Parteien standen weite deutsche Landschaften, welche das Gesetz des Siegers über sich ergehen lassen mußten.

Es wäre in der That unbillig, unter solchen Umständen eine rasche Bekehrung von den Geschlagenen zu verlangen. Sie flüchteten sich auf das Gebiet, auf dem wir in vergangenen Zeiten so manches böse Wetter überstanden hatten. Sie stellten

dem äußeren Erfolg das innere Recht und Gesetz deutscher Natur entgegen und behaupteten, durch eine radicale Erneuerung deutschen Lebens müsse die brutale Gewalt zu Falle gebracht werden. Als wenn ein Fremder seine harte Hand auf uns gelegt hätte! Frevelhafte Empörung gegen das Grundgesetz deutscher Entwickelung nannten sie, was in Wirklichkeit die siegreiche Geltendmachung der seit Jahrhunderten in uns gereiften Kräfte war, ein consequenter, fast das Ziel erreichender Schritt auf der Bahn, welche uns die Vorsehung seit dem westfälischen Frieden geführt hatte. Ein Werk roher Gewalt sollte sein, was die geistigen Kräfte in unermüdlicher Thätigkeit vorbereitet hatten und nur eine hohe, staunenswerthe Intelligenz vollbringen konnte. Cäsarismus wurde das Werk der demokratischsten Heeresordnung gescholten, von der die Welt je erfahren hat.

So lauteten die leidenschaftlichen Anklagen. Umsonst traten überlegene geistige Kräfte auf, um den wahren Sinn der Begebenheiten zu deuten. Umsonst stellte sich die deutsche Wissenschaft in fast allen ihren hervorragenden Wortführern auf die Seite des Siegers. Umsonst schuf der norddeutsche Bund eine Summe nationaler Macht und freier Bewegung, wie sie Deutschland nie gesehen hatte. Die Leidenschaft ist nicht nur für Gründe, sondern auch für Erfahrungen taub. Wir würden voraussichtlich eine lange, vielleicht durch manchen peinlichen Stillstand oder gar Rückfall ausgedehnte Zeit gebraucht haben, um den norddeutschen Bund zu einem deutschen zu machen, den Groll der Hannoveraner und Schleswig-Holsteiner, die „Selbständigkeit“ der süddeutschen Könige, den Haß süddeutscher Parteien zu überwinden, wenn uns nicht von den großen Gegensätzen der Welt die Rettung gebracht wäre, wenn der frevelhafte Angriff Frankreichs nicht das deutsche Wesen in uns allen stark gemacht hätte über kleinen Zwist.

Die rasche Skizze, welche ich unter dem Eindruck unserer ersten Siege über Frankreich begonnen habe, schließe ich unter dem Jubel über die neuesten Triumphe. Vor dem wunderbaren Ereigniß des 2. September verstummt meine schwache Stimme. In diesen staunenswerthen Thaten, welche in weni-

gen Wochen die Gestalt der Welt verwandelt haben, liegt der unwiderstehliche Beweis für die Wahrheit meiner Sätze. Jede Siegesbotschaft, die unser dankerfülltes Herz von neuem freudig erzittern macht, verkündigt die große Thatsache, daß der lange schwere Auferstehungsproceß unseres Volkes auf dem Punkt steht, von derselben staatbildenden Kraft, die ihn begonnen und fortgeführt hat, abgeschlossen zu werden, daß wir, was wir so lange so heiß ersehnt haben, jetzt vollbracht sehen, daß wir wieder ein Volk sind. Und wahrlich, wir müßten nicht das deutsche Volk sein, wenn nicht ein Jeder von uns sich getrieben fühlte, Angesichts dieses erhabenen Daherschreitens providentieller Mächte seine kleine Weisheit, seinen engen Parteisinn zu beugen vor dem donnernden Eintritt einer neuen Epoche.

Ein wunderbar günstiges Geschick hat alle Deutschen plötzlich aus erbittertem Hader zu herzlicher Eintracht geführt und das erste wahrhaft einmüthige Handeln, von dem unsere Geschichte weiß, mit den herrlichsten Erfolgen gekrönt. Wir Alle haben Theil an diesem Ruhm. Keiner von uns wünscht sich ein höheres Verdienst anzurechnen. Aber indem wir so verbunden sind in neidloser Anerkennung, werden wir nicht undankbar die Kräfte vergessen, deren Jahrhunderte füllendes rastloses Mühen allein diesen herrlichen Aufschwung möglich gemacht hat. Indem wir jetzt aus nationaler Ohnmacht mit raschem sicherem Schritt auf den Vordergrund der Weltbühne treten, ernten wir Alle, was die Hohenzollern seit dem Tage des großen Kurfürsten in harter Arbeit, unzählige Male von unserer Gleichgültigkeit, fast ebenso oft von unserem kurzsichtigen Widerstreben gehemmt, auf preußischem Boden gezogen haben. In fest geschlossenen Reihen werden wir das Friedenswerk unter demselben Banner vollenden, unter dem uns das Kriegswerk so über all unser Hoffen gelungen ist. Oder könnte es auch jetzt noch Viele unter uns geben, welche sich dem providentiellen Gange unserer Geschicke in den Weg zu werfen blind oder eigensinnig genug wären? Die Nation, welche jetzt in unvergeßlichen Tagen erfahren hat, wer ihr berufener Führer ist, würde ihrer nicht achten.

VII. Zur Beurtheilung der französischen Revolution.

(1870.)

Guizot stellt im Eingang seiner berühmten Vorlesungen über die Geschichte der Civilisation in Frankreich den Satz auf, von allen großen europäischen Völkern habe allein das französische eine Civilisation erlangt, welche im vollen Sinne so genannt zu werden verdiene. Denn Civilisation ruhe wesentlich auf zwei Elementen, auf der Entwickelung des socialen und des intellectuellen Zustandes, der allgemeinen äußeren Lage und der inneren persönlichen Natur des Menschen, auf der Vervollkommnung der Gesellschaft und der Humanität. Und zwar werde sie nicht allein von diesen beiden Elementen, sondern von der Gleichzeitigkeit, der intimen und rapiden Vereinigung beider, der energischen Wechselwirkung des einen auf das andere gebildet. Wenn lange das eine Element ohne das andere erscheine, so entstehe ein Gefühl peinlicher Lücke. Eine große sociale Verbesserung, ein großer Fortschritt des materiellen Befindens ohne die Begleitung einer schönen intellectuellen Entwickelung, eines entsprechenden geistigen Fortschritts befriedige ebenso wenig als ein großer ideeller Aufschwung, der die Rückwirkung auf die socialen Zustände vermissen lasse. Der Mensch habe so sehr das Bewußtsein des Berufs, die Ideen in Thaten zu übertragen, die Welt nach der begriffenen Wahrheit zu reformiren und auf der anderen Seite so sehr das Bedürfniß, thatsächliche Zustände durch den Gedanken zu adeln, zu legitimiren, daß diese beiden großen Elemente der Civilisation auf das engste an einander gekettet seien und die Vollendung der Civilisation nicht nur auf der Verbindung derselben, sondern auf der Gleichzeitigkeit, Ausdehnung, Leichtigkeit und Schnellig-

keit beruhe, mit der sie sich wechselsweise rufen und erzeugen. Wenn man nun aber nach diesem Gesichtspunkte die verschiedenen europäischen Länder prüfe, so finde man, daß allein die französische Civilisation diesem Begriffe genüge. England habe sich einseitig auf die Verbesserung der socialen und politischen Zustände, der äußeren öffentlichen Lage der Menschen gerichtet, allerdings nicht allein in materieller sondern auch in moralischer Hinsicht; die Nation erscheine dort größer als das Individuum. Die umgekehrte Erscheinung biete Deutschland, eine Vernachlässigung des wirklichen Lebens durch die Ideen. Italien halte sich von beiderlei Einseitigkeit frei. Die Italiener hätten ebenso wohl in der reinen Wissenschaft, in der Kunst und Philosophie als in der Praxis des Lebens geglänzt. Aber seit langer Zeit scheine bei ihnen die Gesellschaft und der Geist gleichmäßig entnervt unter dem schweren Druck feindseliger äußerer Mächte. Weder die intellectuelle noch die politische Capacität sei in Italien gestorben, aber es fehle ihm, was ihm immer gefehlt habe, was auch eine der Lebensbedingungen der Civilisation sei, der Glaube, der Glaube an die Wahrheit, jenes unerschütterliche Vertrauen, daß die Wahrheit nicht allein der Intelligenz Glück sondern auch berufen sei, über die Welt zu herrschen, die Handlungen der Menschen zu lenken. So bleibe allein Frankreich. „In Frankreich," ruft der Redner, „haben die intellectuelle und die sociale Entwickelung nie einander im Stich gelassen. Der Mensch und die Gesellschaft sind da immer vorwärts geschritten und gewachsen, ich will nicht sagen in ganz gleicher Linie, aber doch in geringem Abstand von einander." Ueberall in der französischen Geschichte würden die großen Ereignisse von allgemeinen Ideen begleitet. Nichts sei in der realen Welt Frankreichs geschehen, dessen sich die Intelligenz nicht sofort bemächtigt habe, nichts umgekehrt auf geistigem Gebiet geschaffen, das nicht in der realen Welt alsbald sein Echo gefunden habe. Im Allgemeinen seien die Ideen voran gegangen und die socialen Fortschritte durch die Doctrin vorbereitet. „Dieser doppelte Charakter intellectueller Thätigkeit und praktischer Geschicklichkeit, der Meditation und der Application, ist allen großen Ereignissen der französischen Geschichte aufgeprägt, so wie allen Classen der französischen Gesellschaft

und verleiht ihnen eine Physiognomie, welche sich nirgends sonst wieder findet."

Die Richtigkeit der Definition zugegeben muß man staunen, wie der berühmte Historiker nun seinen Begriff der Civilisation in der französischen Geschichte, ich kann eigentlich nicht sagen nachzuweisen, sondern durch kategorische Behauptungen einzupflanzen sucht. Was er vom Mittelalter sagt, das doch die französische Wirklichkeit mit kurzen Ausnahmen so weit hinter England und Deutschland zurück sah, mag noch passiren; sobald er aber die moderne Zeit, die eigentliche Periode französischer Größe betrifft, wirft er seine ganze Definition mit einer bei einem so ernsten und gründlichen Geiste höchst auffallenden Leichtfertigkeit über Bord. „Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Reformation in Frankreich, heißt es da; ein Charakter zeichnet sie aus: sie ist gelehrter, wenigstens ebenso gelehrt und gemäßigter, verständiger gewesen als irgendwo sonst. Der hauptsächliche Kampf der Gelehrsamkeit und Doctrin gegen die katholische Kirche ist von der französischen Reformation geführt; in Frankreich oder in Holland und immer französisch sind so viele philosophische, historische, polemische Werke zur Unterstützung dieser Sache geschrieben; weder Deutschland, noch England haben sicherlich in dieser Zeit mehr Geist und Wissen aufgewandt, und zugleich ist die französische Reformation den Verirrungen der deutschen Wiedertäufer, der englischen Sectirer fern geblieben; sie hat selten der praktischen Klugheit ermangelt, und dennoch kann man nicht an der Kraft und Aufrichtigkeit ihres Glaubens zweifeln, denn sie hat lange den schwersten Schlägen widerstanden."

Ist das nicht zum Staunen, daß ein so eifriger Protestant wie Guizot mit solcher Befriedigung von der französischen Reformation reden kann, die, auch einmal zugegeben, daß ihr alle die von ihrem Lobredner so freigebig ertheilten Attribute wirklich gebührten, in dem entscheidenden Punkte jedenfalls das Gegentheil von dem gewesen ist, was Guizot von der Civilisation verlangt, eine geistige Kraft, die es nicht vermocht hat sich die wirkliche Welt unterthänig zu machen, eine intellectuelle Bewegung, die an der Realität gescheitert ist? Nach seiner besonderen Stellung zu religiösen Fragen könnte Guizot, sollte

man meinen, am wenigsten verkennen, daß die französische Civilisation gleich dem ersten großen Problem der modernen Welt sich nicht gewachsen gezeigt hat, mehr allerdings als die übrigen romanischen Länder, aber immerhin so ungenügend, daß von da an der französischen Kultur das eigentlich Leben und Gesundheit gebende Fundament gefehlt hat. Vielleicht werden die Erfahrungen, welche die Welt neuerdings mit den Romanen ohne Ausnahme macht, wieder einen historischen Satz zu allgemeinerer Anerkennung bringen, der schon öfter in Deutschland aufgestellt ist, aber in letzter Zeit etwas in Vergessenheit gerathen schien, den Satz nämlich, daß das Verhalten der Völker zur Reformation für ihre ganze spätere Entwickelung maßgebend geworden ist, daß die Echtheit und Ersprießlichkeit jedes sonstigen Fortschritts in letzter Instanz doch davon abhängt, ob ein Volk sein religiöses Leben wahrhaft und gewissenhaft, so geordnet habe, daß sein Denken und sein weltliches Thun nicht auf Schritt und Tritt mit seinem Glauben oder mit dem, was es als solchen gelten läßt, in Widerspruch gerathe. Die Anerkennung dieses Satzes, sieht man, ist nichts anderes als eine Bekräftigung der Definition, welche Guizot von dem Worte Civilisation giebt. Wenn die wirkliche Bildung eines Volkes darauf beruht, daß sein äußeres Thun und Befinden mit der inneren Bewegung des Geistes und Gemüths in Harmonie stehe, so kann nichts entscheidender sein als die Uebereinstimmung der socialen, politischen, materiellen Entwickelung mit dem, was der meisten Menschen inneres Leben bestimmt, mit ihrer religiösen Ueberzeugung. Indem die Romanen von dem Versuch, diese seit dem dreizehnten Jahrhundert mehr und mehr verloren gegangene Harmonie im sechszehnten herzustellen, nach kurzem Anlauf die Hand abzogen und sich an die im Wesen wohl veränderte aber wenig verbesserte alte Kirche abermals ketten ließen, beluden sie ihre ganze Zukunft mit dem Fluche innerlicher Unfruchtbarkeit. Der Schein freilich sprach lange für das Gegentheil. Wie glänzend erhob sich spanische Macht und Kultur im sechszehnten Jahrhundert, wie bewunderungswürdig schwang sich Frankreich im siebenzehnten an die Spitze aller europäischen Nationen in allen Beziehungen! Wurde da nicht in der That von ihm die Summe

aller Civilisation erreicht, die energische Harmonie der verschiedensten menschlichen Thätigkeiten, die glückliche Uebereinstimmung politischer und socialer, philosophischer und poetischer und künstlerischer Bemühungen, ein beneidenswerthes Gleichgewicht äußerer Macht und inneren Gedeihens? Wann hat je ein modernes Volk eine solche Fülle schöpferischer Kräfte neben einander thätig gesehen, wie die Zeitgenossen von Colbert und Vauban, Descartes, Pascal, Bayle, Bossuet, Corneille, Racine, Molière und so viel anderen hervorragenden Geistern?

Frankreich hatte durch Heinrich IV. eine überlegene Stellung bekommen. Während sich überall in Europa die Glaubensparteien mit ausschließlichem Fanatismus bekämpften, hatten die religiösen Bürgerkriege in Frankreich eine solche Wendung genommen, daß eine Ausgleichung der Gegensätze nothwendig wurde. Indem der Hugenotte den französischen Thron bestieg, unterwarf er sich selbst dem Glauben der großen Mehrzahl der Franzosen, bedang dafür aber seinem Bekenntniß eine Duldung, wie sie damals kein Land kannte. Frankreich gewann damit ein höchst beneidenswerthes Loos: seiner inneren Entwickelung waren die eigenthümlichen Kräfte beider kirchlichen Richtungen erhalten und seiner Weltstellung eine unschätzbare Unbefangenheit gesichert. Wenn man fragt, wie Richelieu zu so staunenswerthen politischen Erfolgen mitten unter den schwersten von der Nation und dem Hofe ihm bereiteten Hemmungen habe gelangen können, so stößt man hauptsächlich auf den Punkt, daß er, der Cardinal der römischen Kirche, der entschiedene Gegner der Hugenotten, nichtsdestoweniger mit den Protestanten der Niederlande, Deutschlands und Scandinaviens in das beste Einvernehmen treten konnte, weil Frankreich durch Heinrich IV. aus den Banden der religiösen Tendenzpolitik befreit war. Das reformirte Bekenntniß konnte in ehrlichem Glauben wohl mit dem französischen Minister zusammengehen, niemals mit Oesterreich oder Bayern oder gar Spanien; auf der anderen Seite konnten wieder Italiener, Catalanen und Portugiesen in Frankreich eine Stütze suchen, ohne religiösen Scrupeln zu begegnen. Hätte es nicht dem französischen Genius wie dem französischen Interesse in jeder Weise entsprochen, diese mittlere Stellung festzuhalten, zwar im inneren

Leben das Uebergewicht des Katholicismus anzuerkennen, aber doch zugleich sein Gegentheil gewähren zu lassen und so gewissermaßen ein Seitenstück zu dem zu schaffen, was sich in Deutschland später herausgestellt hat, ein duldsames Nebeneinanderleben der beiden großen Kirchen? Ruht nicht die hohe geistige und materielle Kultur Frankreichs im siebenzehnten Jahrhundert recht eigentlich auf diesem friedlichen Zusammenwirken der Gegensätze, welche das übrige Europa damals nur zerrissen?

Man weiß wie das Gegentheil eintrat und zwar zu einer Zeit, wo die Heftigkeit des religiösen Kampfes in ganz Europa beschwichtigt war und fast alle ihre Epoche dominirenden Geister in ganz anderen als Glaubensfragen lebten. Und wenn dann gefragt wird, wie Ludwig XIV. trotzdem zu einer Handlung fortgerissen werden konnte, welche den Sinn des großen Gründers seiner Dynastie schroff verleugnete und das geistige Fundament der französischen Machtstellung umwarf, so zeigt sich, daß der Keim dieser verhängnißvollen Wendung doch in der ganzen Art und Weise lag, wie der französische Staat und die französische Kultur seit hundert Jahren begründet war. Das Ueberwiegen der katholischen, römischen Tendenzen führte mit Nothwendigkeit zu ihrer ausschließlichen Herrschaft. Denn Ausschließlichkeit, Herrschsucht, Uniformität ist das eigentliche Wesen dieser Tendenzen. Sie wollen nicht das innerste Leben des Menschen zu freier Entwickelung gelangen lassen, sondern es einer äußerlichen Regel unterwerfen. Sie wollen weder in der Religion, noch in der Poesie, noch im Staat das Individuum so stellen, daß es einen Ausdruck für das suche, was ihm Geist und Herz bewegt, sondern es überall an Tradition und Convention binden. Und sie können in den unter ihrem Einfluß gebildeten Nationen kaum anders verfahren, weil das Individuum da nicht die ernste Zucht, die strenge Pflichttreue gewonnen hat, ohne welche sein freies Walten in's Chaos stürzt. Wie furchtbar bäumte sich der zügellose Egoismus der französischen Gesellschaft noch nach dem gewaltigen, großartig schöpferischen Regiment Richelieu's gegen die ersten Grundbedingungen der Staatsordnung auf und wie wild ist seitdem jedesmal die Meisterlosigkeit unter Franzosen, Spaniern und Ita-

lienern losgebrochen, wenn der bändigenden Staatsgewalt die Geißel entfiel, vor der sie zu zittern gewohnt waren! Wo sich das Individuum nicht selbst zu zügeln versteht, da braucht es einen Herrn, der es auf scharf vorgezeichneter Bahn vorwärts treibt, hier durch die Unterthänigkeit des Beichtstuhls, da durch die akademische Regel und die von der Hauptstadt dictirte Mode, dort durch den despotischen Staat.

Ludwig XIV. legte den Franzosen, da sie im hoffnungsreichsten Aufschwung zu stehen schienen, dieses dreifache Joch der priesterlichen, höfischen und staatlichen Sclaverei auf, um das dreifach geknebelte Volk für alle Einfälle seiner ganz römisch, ganz cäsarisch gewordenen Politik gefügig zu haben. Der Hugenottische Geist wurde mit Stumpf und Stiel ausgerissen, nicht allein die offenbaren Ketzer vertilgt mit einer ganz spanischen Unbarmherzigkeit, sondern auch in der katholischen Kirche, so viel es anging, jeder Dissens erstickt. Meines Wissens hat Frankreich seitdem keinen Mann mehr von der Tiefe und Originalität des Geistes und zugleich von der Sittenstrenge Pascal's hervorgebracht, vielleicht auch keinen von der gehaltenen Unabhängigkeit Vauban's. Was aber Guizot von der französischen Civilisation rühmt, davon wurde die Welt seit der Aufhebung des Edicts von Nantes das schreiende Gegentheil gewahr. Oder hat es je in neueren Zeiten einen schrofferen Contrast gegeben, als zwischen der feinen und scharfen und allerdings immer auf das Reale gerichteten Verstandesbildung in der französischen Literatur und zwischen der wirklichen Lage des französischen Volkes seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts? Begleitet nicht jeden Schritt zum Abgrunde des moralischen und wirthschaftlichen Bankerotts schon in den letzten Decennien des „großen Königs" eine laut, beredt warnende Stimme und verhallen nicht alle diese Warnungen ganz fruchtlos? Gewiß wird der Zustand Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert durch nichts mehr charakterisirt, als durch den grellsten Widerspruch zwischen der von Montesquieu, Voltaire, Rousseau der Nation eingepflanzten Weltanschauung und dem, was die Wirklichkeit überall war. Nie mehr als damals zeigte sich die Idee ohnmächtiger die Realität zu gestalten, nie also war ein Land mehr von dem Guizot'schen Begriffe der Civilisation entfernt.

Auch in Deutschland entsprach gewiß der politische und sociale Zustand der Nation nicht der hohen geistigen Ausbildung, welche ihr jedes Jahrzehnt des vorigen Säculums reichlicher brachte; aber diese Bildung war im Wesen den wirklichen Dingen abgekehrt, sie kümmerte sich nicht um das Elend des römischen Reichs. Unser Staat und unsere Gesellschaft stand, von der noch nicht erwachten nationalen Richtung abgesehen, immerhin hoch über den französischen Zuständen, und dazu verhielten sich die geistigen Kräfte unseres Volkes ganz harmlos gegen die wirklichen Mängel. Wir hatten keine glänzende Pariser Gesellschaft, keine tonangebenden Salons, keine allmächtige Literatur, der sich auch die feindseligsten Interessen mehr oder weniger unterwerfen mußten, aber wir hatten auch nicht den furchtbaren Riß tief durch unsere Existenz, der Frankreich dem Entsetzen der Revolution rettungslos zutrieb. Wir waren bescheidener in unseren Ansprüchen an die Wirklichkeit und zugleich wußte unser wirkliches Leben Gottlob nur wenig von der heillosen Corruption Frankreichs.

Es ist ein unzweifelhaftes Verdienst des sonst nicht gerade sehr verdienstlichen Buches von Edgar Quinet über die Revolution, mit starker Betonung hervorzuheben, wie die Zerstörung des reformatorischen Geistes durch Ludwig XIV. die Franzosen unfähig gemacht habe, die schweren Aufgaben der Revolution zu lösen. Der Art freilich, wie er seinen Satz aufstellt und begründet, kann man weniger beistimmen, aber der Satz an sich ist von unzweifelhafter und bedeutsamer Wahrheit. Es ist nicht zu bestreiten, daß das Unternehmen, Frankreich mit dem höchsten Maße der Freiheit zu beschenken und zugleich den französischen Menschen in den römischen Banden zu lassen, an dem inneren Widerspruche, an der psychologischen Unmöglichkeit scheitern mußte. Dieser Widerspruch mußte zunächst zu dem tollen Wagniß führen, religiös alles seit einem Jahrtausend in dem Volk Gewachsene auszureißen wie politisch und die historischen Bildungen in der Kirche wie im Staat durch die leeren Abstractionen eines brutalen Radicalismus zu ersetzen, und aus diesem aller Menschennatur unerträglichen Experiment taumelte man dann in die alte römische Knechtschaft zurück. Nicht so, daß die belehrten Geister in der alten Kirche wieder

eine wahre Befriedigung gefunden hätten, sondern weil sie, unvermögend dem Volke einen neuen sittlichen Halt zu geben, durch das politische oder richtiger vielleicht durch das polizeiliche Bedürfniß dem römischen System zugetrieben wurden. Die zügellosen Massen, welche der Göttin der Vernunft gehuldigt hatten, mußten wieder durch Priesterhand gegängelt werden. Derselbe Proceß hat sich dann in kleineren Dimensionen vor den Augen des lebenden Geschlechts wiederholt: religiöse wie politische Extreme haben das unglückliche Land seit vierzig Jahren abermals zerfleischt, in den Städten äußerste Freigeisterei, auf dem Lande finsterste Bigotterie, da republikanischer, hier imperialistischer Zelotismus. Und in diesem zerrütteten Wesen ist es dahin gekommen, daß ein ernsterer Geist wie Quinet schmerzlich ausrufen muß: J'écris dans un temps où la conscience humaine a disparu, comme en Italie au commencement du 16. siècle.

In der That, schrecklicheres kann einem Volke nicht begegnen, als wenn ihm das Gewissen abhanden kommt. Das Gewissen aber ist in Frankreich nicht heute erst schwach geworden. Wollte man den tiefsten Unterschied zwischen deutscher und französischer Aufklärung im vorigen Jahrhundert bezeichnen, so würde man es kaum besser ausdrücken können, als daß den Trägern der betreffenden Richtung in Frankreich das Gewissen sehr schlaff, in Deutschland sehr stark war. Die Gewissenhaftigkeit hat unseren Lessing zu unermüdlicher Forschung und höchst besonnenem Ausdruck ihrer Resultate, die Gewissenlosigkeit hat Voltaire zu sehr oberflächlicher Erkundung der Materien und noch dreisterem Absprechen über dieselben geführt. Die Lessing'sche Kritik wird Jeden, der sich in sie vertieft (und zur Vertiefung zwingt sie), ernst und maßvoll, die Voltaire'sche Jeden, der mit ihr durch alle Räume flattert, frivol stimmen. Der Eine steht ehrfurchtsvoll vor der Wahrheit, ganz an sie hingegeben, mit dem gewaltigsten Geiste zu dem demüthigen Bekenntniß gelangt, daß der Mensch nicht mehr könne, als rastlos die Wahrheit suchen, ohne den Anspruch sie je zu besitzen; der Andere manövrirt mit der mehr oder weniger gefärbten Wahrheit zu mehr oder weniger persönlichen Zwecken. Bedenklicher noch fast stellt sich der französische Genius in

Rousseau. Scheinbar folgt dieser Mann ganz den tiefsten Impulsen seines Innern, scheinbar stellt er der frivolen Kritik die sittliche Ursprünglichkeit entgegen; in Wahrheit werden seinem eigenen Leben die mächtigsten Impulse zur Phrase. Der Vertreter des religiösen Moments predigt in seinem savoyischen Vicar empörendes Maskenspiel und wirft in seiner eigenen Lebenspraxis vielfach jeden sittlichen Grundsatz ab. Und dann kommt der Riese Mirabeau. Welch eine wunderbare Macht der Intelligenz, der theoretischen und praktischen Intuition in welchem sittlichen Chaos! Würde man von diesem erstaunlichen Genie, das der strenge Niebuhr noch unumwundener bewundert als unsere jüngeren Historiker, wohl sagen können, es habe Gewissen gehabt? Der kategorische Imperativ unseres Kant blieb den Franzosen ein unbekanntes Ding.

Daß Quinet diesen zu sehr, meine ich, übersehenen Punkt nachdrücklich hervorhebt, verdient also gewiß volle Anerkennung; leider aber kann man seinem Buche selbst nicht durchweg nachrühmen, was er so ernst seinem Volke vorhält. Ein vor wenigen Jahren geschriebenes Buch über die Revolution durfte gewissenhafter Weise nicht verabsäumen, die betreffenden deutschen Forschungen in Betracht zu ziehen. Bei uns werden wohl nur Wenige mehr in Abrede stellen, daß die Grundauffassung der Revolutionszeit durch Sybel's Arbeiten eine wesentliche Aenderung erlitten hat, daß wir heute über viele der wichtigsten Momente ganz anders urtheilen müssen, als vor seinen Forschungen. Wohl mag Jemand die Ergebnisse dieser Forschungen nicht ganz und überall in der scharfen Fassung, die ihnen ihr Urheber gegeben hat, adoptiren, z. B. die kriegerische Verwickelung mit dem Auslande nicht ganz so der revolutionären Speculation der Girondisten Schuld geben, wie Sybel thut, oder bei dem Abmessen der revolutionären Verschuldung überhaupt den Fluch einer in's Mark vergifteten Vergangenheit stärker berücksichtigen als er thut; aber von diesen feinen Nuancen abgesehen, in denen ja kaum das Urtheil zweier Sterblichen über irgend einen großen Gegenstand ganz zusammentreffen kann, hat sich die Sybel'sche Auffassung im Großen und Ganzen, so viel ich urtheilen kann, allen Anfechtungen

gegenüber siegreich behauptet. Was soll man nun aber sagen, wenn eine Arbeit von so Epoche machender Bedeutung von einem um manches Jahr jüngeren Schriftsteller wie Quinet vollständig ignorirt wird? Das ist aber nicht allein Quinet, sondern auch dem in der jüngsten Zeit so vielfach und oft doch mit übertriebenem Lob genannten Lanfrey begegnet. Der Scharfsinn, mit dem dieser Schriftsteller die Napoleonische Legende Stück für Stück zerbricht und an ihre Stelle die unbarmherzige Wahrheit setzt, verdient alle Anerkennung. Die moderne historische Literatur der Franzosen besitzt wenige Werke von so emsiger Durchforschung des Detail, von so heller Kritik, wenige zumal, in denen ein so ernster männlicher Geist waltet. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß Lanfrey das sine ira et studio nicht beherzigt hat. Neben vielen stattlichen Eigenschaften mangelt seinem Buch die eine wesentliche, daß es im Dienst der geschichtlichen Wahrheit geschrieben sei. Indem es sich gegen die Thiers'sche Geschichtsfälschung kehrt und sie mit unermüdlicher Spürkraft bloßlegt, geräth es vielfach in einen entgegengesetzten Irrthum. Kein unbefangener Kenner wird es lesen können ohne wahrzunehmen, daß der Verfasser in einem für den Historiker höchst bedenklichen Maße von den Leidenschaften des Tages beherrscht wird, daß das zweite Empire ihn mit tiefem Haß gegen den Begründer des ersten erfüllt hat. Der Haß macht bekanntlich scharfsichtig. Lanfrey hat er die tiefsten Falten der napoleonischen Natur enthüllt. Was in ihr unedles, unwahres lag, das hat er bis auf die letzte, feinste Faser aufgedeckt. Aber der Haß macht auch blind. Lanfrey hat er, scheint mir, selbst über die zweckmäßigste Art geblendet sein Ziel zu erreichen. Indem er einen Mann, welcher zwanzig Jahre die Geschicke der Welt beherrscht, welcher Frankreich für lange den Stempel seines gewaltigen Geistes aufgedrückt hat, schwarz in schwarz malt, verstößt er nicht nur gegen die historische Wahrheit, sondern sogar gegen die menschliche Wahrscheinlichkeit. Der Leser, wenn er überhaupt urtheilsfähig ist, wird sehr früh mit Mißtrauen gegen die Unbefangenheit des Verfassers erfüllt, das schlimmste, was einem Historiker begegnen kann. Man sollte meinen, die einfache thatsächliche Wahrheit, selbst mit einer gewissen Schonung und mit

jenem Respect vorgetragen, den die Größe, wie sie sei, immer erwecken sollte, genügte vollkommen, um Napoleon als eine jener düsteren dämonischen Gestalten erscheinen zu lassen, die hervorzutreten pflegen, wie Niebuhr sagt, wenn ein Land am Rande des Verderbens steht, es dann aber auch allein retten können. Die entsetzliche Gewaltthätigkeit, Gewissenlosigkeit, Unmenschlichkeit dieses revolutionären Titanen muß jeden Betrachter zurückstoßen, sobald ihm die Schminke abgestreift wird, mit welcher eine tendenziöse Geschichtsschreibung seine häßlichsten Züge verdeckt hat. Ihn aber aus der harten Nothwendigkeit einer zerrütteten Welt herauszulösen, die sein Erscheinen erzwang, ihm den providentiellen Charakter zu rauben, den er so ersichtlich trägt, an die Stelle eines furchtbaren geschichtlichen Schicksals die Willkür einer, ich möchte sagen, teuflischen Persönlichkeit zu rücken, wie sie niemals existiren konnte, das ist ein nicht viel weniger großer Verstoß gegen die Wahrheit, als ihn sich Thiers hat zu Schulden kommen lassen.

In dieses Licht aber stellt Lanfrey seinen Helden. Ohne blind zu sein gegen die Verirrungen und Verbrechen der Revolution, beschönigt er ihr Walten doch jedes Mal, so oft sie in Verhältniß zu Napoleon tritt. Als er im März 1796 Napoleon zur italienischen Armee abgehen läßt, bespricht er die ihm vom Directorium gegebenen Instructionen und bemerkt dann: „Der Kampf Frankreichs gegen Europa war bis dahin ein ganz defensiver Krieg geblieben, denn unsere Occupation Savoyens und Belgiens war nicht allein durch die Identität der Race und den fast einstimmigen Wunsch der Bevölkerungen motivirt, sondern auch noch durch die maßlose Ausdehnung Rußlands und Deutschlands in Folge der polnischen Theilung. Wir hatten selbst Holland nur in der Nothwendigkeit uns zu vertheidigen besetzt und ohne die Absicht in irgend etwas die Rechte und Besitzungen dieses Landes zu schmälern."[1]) Diese Sätze verstoßen gegen den wirklichen Sachverhalt ebenso stark wie irgend etwas, das uns Thiers zur Verherrlichung Napoleon's vorgetragen hat. Sie sind nach dem vor zehn Jahren er-

1) Histoire de Napoléon I. 4 éd. I, 82.

schienenen dritten Bande Sybel's gar nicht zu rechtfertigen. Und in derselben Weise ist der Verfasser überall bedacht durch Verschönerung der Napoleon gegenüberstehenden Parteien das dunkle Licht, in dem er wirklich dasteht, zu vertiefen. Wenn er von den Plünderungen in Italien erzählt, sucht er uns die Meinung zu erwecken, als ob die republikanischen Heere im Auslande bis dahin Muster der Enthaltsamkeit gewesen wären. Ja nicht allein die französische Demokratie wird in ein lichtes Gewand gekleidet, damit die finstere Gestalt Napoleon's auf diesem Hintergrunde desto abschreckender erscheine. Alles was sonst mit dem Kaiser in Conflict geräth, darf sich ebenfalls auf die Sympathien des Verfassers Rechnung machen. In dem zuletzt erschienenen vierten Bande, welcher den Gewaltact gegen Spanien schildert und in vielen Beziehungen sehr werthvolle Dinge enthält, begegnet man dieser Verkehrung der einfachen Wahrheit nur gar zu oft und hie und da in ganz erstaunlichem Umfange. Vieles hätte ein Spanier nicht spanischer schreiben können.

Immerhin lernen wir von Lanfrey über Napoleon sehr viel. Da er sich in die ganze Breite des Detail nach der Anlage seines Werks einlassen kann, treten hundert Züge bei ihm zum ersten Male mit voller Schärfe hervor. Was seine Kritik entdeckt hat, weiß seine Feder auf's trefflichste zu erzählen. Vom französischen Gift der Phrase ist er kaum hie und da angehaucht. Aus den vagen Allgemeinheiten, in denen uns Quinet ermüdet, werden wir bei Lanfrey sofort auf festen concreten Boden versetzt; die dem guten Französisch eigene helle Präcision tritt uns erquicklich entgegen. Auch fehlt es, wie schon die Unternehmung eines solchen Werks zu einer Zeit beweist, wo das Kaiserreich noch auf festen Füßen stand, dem Manne durchaus nicht an dem Muth der Wahrheit. Die Demokratie der Revolutionszeit wird wohl verschönert, aber das französische Volk bekommt manche treffende und empfindliche Wahrheiten zu hören. Auch jene Verschönerung, alle jene gerügten Verschiebungen des historischen Thatbestandes sind vielleicht weniger einer bewußten Tendenz, sondern einem übergewaltigen Druck trauriger Zustände zuzuschreiben, welche einen ernsten Geist verbitterten und ihm den unbefangenen Blick

trübten. Wie schwer muß es doch einem Franzosen sein, die ganze herbe Wahrheit über die Revolution zu erkennen, da diese Wahrheit so hoffnungslos für sein Vaterland lautet! Auch wir Deutschen haben erfahren, daß die Vergangenheit selbst dem ernstesten Wahrheitssinn gar leicht in ein falsches Licht tritt, wenn eine traurige Gegenwart düstere Reflexe erzeugt. Auch der Historiker kann nichts höheres als die Wahrheit suchen mit endlichen Kräften, die immer unter dem Einfluß der Zeiten stehen, in denen sie thätig sind. Schwerlich wird irgend ein Historiker, außer vielleicht sehr nichtigen, genannt werden können, dessen Werken nicht nur die Ansicht, sondern auch die Stimmung der Zeit und des Lebenskreises, in denen er gestanden, angemerkt wird.

Es könnte wohl sein, daß die Franzosen eine Darstellung ihrer Revolution, wie sie uns Sybel gegeben hat, besonders heute schwer ertragen. Und doch könnten ihnen wenige Bücher heilsamer sein. Denn die mannigfaltigen und ganz entgegengesetzten Täuschungen, welche in Frankreich über die Revolution herrschen, bilden gewiß von Seiten der Einsicht eines der erheblicheren Hindernisse eindringender Selbsterkenntniß. Wie verderblich in dieser Hinsicht Thiers gewirkt hat, ist allbekannt; indem sich aber die Geister in den letzten Jahren enthusiastisch an Lanfrey anschlossen, geriethen sie wiederum in die Irre. Denn diese Demokratie, die sich zu Napoleon doch nur verhielt wie die Ursache zur Wirkung, ist für Frankreich ein so großes Unheil geworden wie der Imperialismus nur immer. Statt sich für die „großen Principien von 1789" zu begeistern, thäte den Franzosen nichts mehr Noth als die großen Irrthümer schon dieses Jahres zu erkennen und die heillose Auflösung aller politischen, socialen und moralischen Elemente, zu der sie mit Nothwendigkeit führten. Obwohl nun darüber namentlich Tocqueville die wichtigsten Wahrheiten gesagt hat, so kann doch allein eine geschichtliche Schilderung des thatsächlichen Hergangs, wie wir sie von Sybel besitzen, eine feste Ueberzeugung begründen. Die Franzosen empfinden leicht einen gewissen Schauder, wenn sie an das Studium deutscher Werke gehen sollen. Sie meinen da von einer Ueberfülle schlecht geordneten und wenig oder gar nicht verarbeiteten Materials erdrückt zu

werden. Nun sie mögen es einmal mit Sybel's Revolutionsgeschichte versuchen, vorausgesetzt, daß sie endlich eine tüchtige Uebersetzung eines Werkes bekommen, das sie sich doch wahrlich unmittelbar nach seinem Erscheinen hätten aneignen sollen, da nun einmal das Erlernen des Deutschen für den französischen Esprit eine zu harte Zumuthung zu sein scheint. Sie werden dann die besten Vorzüge französischer Darstellungsweise bei dem Deutschen finden, freilich gemischt mit gewissen anderen Eigenschaften, die nun einmal dem Deutschen eigenthümlich sind.

Wollte ich eine Besprechung der ganzen bisher erschienenen Revolutionsgeschichte unternehmen, so würde ich weitläuftiger werden müssen, als im Augenblicke angeht, und daneben in die Gefahr kommen den meisten Lesern bekannte Dinge zu sagen. Ich beschränke mich daher auf einige kurze Bemerkungen über die im Sommer erschienene erste Abtheilung des vierten Bandes, welche die gewaltige Bewegung des Krieges wohl noch nicht Vielen hat bekannt werden lassen. Der Verfasser hatte die Fortführung seines großen Werkes lange, sehr lange unterbrochen, so daß Manche fürchteten, es werde vielleicht ganz bei dem Gegebenen sein Bewenden haben. Gottlob war das eine irrthümliche Besorgniß, und wenn er sich eine lange Pause gegönnt hat, so sehen wir nun mit lebhafter Freude, wie trefflich sie benutzt wurde, wie die Studien immer weitere Kreise zogen, immer reicheres Material eroberten, um es dann einer Hand zu überliefern, die auch das verwickeltste Detail klarzulegen und nach den mühsamsten Arbeiten zu erzählen versteht, als handle es sich um Selbsterlebtes.

Gleich das erste Capitel des ersten Buchs, welches den inneren Zustand Frankreichs schildert zu der Zeit, da das Directorium seine Regierung begann, ist ein Meisterstück ebenso wohl sorgfältigster, tausend Einzelheiten ergründender Untersuchung als das gewonnene Resultat erschöpfend wiedergebender Darstellung. Nach den unzähligen Büchern, die bereits fast aus allen civilisirten Nationen über die merkwürdige Epoche hervorgegangen sind, scheint mir doch durch dieses Capitel von 46 Seiten unsere Kenntniß derselben um ein sehr wesentliches erweitert und berichtigt zu sein. Erst hier sehen wir mit scharfer Bestimmtheit, welches grauenvolle Chaos die Gesetzgebung und

Praxis der Revolution auf allen Lebensgebieten geschaffen hatte, ein Chaos, in dem „Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums, Heiligkeit der Ehe und Sicherheit des Geschäftsverkehrs, Erreichbarkeit der Bildungsmittel und Ungestörtheit des Gottesdienstes, alle diese ersten und elementarsten Forderungen eines menschenwürdigen Lebens" durchaus vermißt wurden. Die empörende Willkür, mit der gegen die Person und die Familien von 170,000 Emigranten gewüthet wurde, unter denen vielleicht 10,000 die Waffen gegen Frankreich getragen, die große Mehrzahl nichts gegen die Republik, geschweige gegen Frankreich gesündigt hatte; die heillose Umwälzung des Familienrechts, die Zerrüttung der Ehen, die Privilegirung der unehelichen Kinder, die Verwüstung des Besitzes durch gehäufte und widersprechende und immer radicalere Erschütterungen der Erbverhältnisse; die trostlose Lage der Grundbesitzer, deren Aecker auf ein Viertel, deren Häuser auf ein Fünftel des früheren Werthes gesunken waren, trotzdem daß die Getreidepreise das Doppelte von 1790 betrugen, und die sich in diesem kümmerlichen Besitz doch keinen Augenblick sicher fühlten; die Verwirrung aller Lebensverhältnisse durch das Elend des Papiergeldes, dessen Werthe im Sommer 1795 so rapide sanken, daß „der Arbeiter, der auf Wochenlohn gestellt war, in der heute bedungenen Summe nach acht Tagen nicht mehr die Hälfte des wirklichen Werthes empfing"; die Fortdauer der kirchlichen Wirren, indem der formell geschlossene religiöse Friede thatsächlich von dem unversöhnlichen Haß der streitenden Parteien jeden Augenblick gebrochen wurde; die Zerrüttung des Unterrichts, in welchem die Revolution etwas Großes zu leisten dachte, in Wahrheit aber auch nur ihre zerstörende Kraft bewies, da sie wohl die alten Bildungsanstalten zu zertrümmern, aber keine neuen an ihre Stelle zu setzen vermochte; der Verfall endlich der Gemeinden und der Justiz — das Alles zusammen ergiebt einen Zustand, der nicht trostloser, verzweifelter gedacht werden kann. Die ganz neue Art von Freiheit, mit welcher die Revolution alle in Jahrhunderten gewordenen Verhältnisse plötzlich bis auf die Wurzel auszureißen und ein Paradies menschlicher Glückseligkeit hervorzuzaubern dachte, hatte im Gegentheil einen Zustand geschaffen, in welchem die primitivsten Gaben mensch-

licher Civilisation vermißt wurden. Der furchtbarste Despotismus eines blutdürstigen Tyrannen hatte niemals irgendwo ein großes Volk in ein so entsetzliches Elend gestürzt, als diese im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vollzogene Umwälzung, die ihre Schreckensherrschaft in das letzte Dorf und in die geheimsten Beziehungen der menschlichen Creatur einzuschieben wußte und auch nicht ein Gebiet, nicht einen Winkel verschonte, in dem das gehetzte Volk hätte Athem schöpfen können. Da mußte denn mit absoluter Nothwendigkeit das Extrem jener ermüdeten Abspannung, jener hoffnungslosen Ernüchterung, welche überhaupt großen politischen Convulsionen zu folgen pflegt, sich der Masse der Franzosen bemächtigen und sie vorbereiten, auch dem unbeschränkten Despotismus jubelnd in die Arme zu sinken, wenn er nur dem Bürger die Sicherheit von Gut und Blut, die Möglichkeit von Erwerb und Bildung zurückgab. „Ein solcher Fanatismus der Ruhe", sagt Sybel mit Recht, „ist nicht schön, nicht erhebend; aus den verödeten Herzen ist Begeisterung und Idealität verschwunden und niedrige Selbstsucht scheint die Menschen ganz ausschließlich zu beherrschen. Es ist der Zustand einer tiefen politischen Krankheit, den man nicht lebhaft genug beklagen kann. Aber die Unglücklichen, die von ihm ergriffen sind, wird man bedauern und nicht verurtheilen. Die ganze Lage ist die Folge der revolutionären Gewaltthat: für ihren Schaden kann man nicht ihre Opfer, sondern nur ihre Urheber verantwortlich machen. Wo eine große Revolution im Namen eines neuen Staatsideals den ganzen Bestand des Privatrechts zertrümmert, soll sie sich nicht wundern, wenn die Bürger ihrerseits dann keinen andern Trieb als die Errettung und Herstellung ihrer privaten Existenz bethätigen, möge aus den idealen Fragen des Staatsrechts werden was da wolle. Ein Extrem ruft stets das andere hervor. Wenn der politische Fortschritt den Bürger von Haus und Hof verjagt, so wird der Bürger der Politik und dem Fortschritt den Rücken kehren. Ehe er an Freiheit denkt, will der Mensch des Lebens sicher sein."

Diese verzweifelten Zustände nun, welche zu bessern sich das übrigens dem wesentlichen Bedürfniß und Wunsch des Volks feindselige Directorium ganz vergeblich abmühte, waren die eine

mächtige Wurzel, aus der in eben diesen Jahren die Riesengewalt Bonaparte's emporzuwachsen begann. Denn dem Frankreich von 1795 und 1796 konnte nur ein Mann seines Schlages Rettung bringen. Es bedurfte einen solchen Kriegsmann, damit er die in Wahrheit todte, aber sich noch immer krampfhaft in der Regierung behauptende Revolution wirklich begrabe und einen neuen, wenn auch fast ebenso gewaltsamen Zustand begründe, in dem man aber doch wenigstens wieder einigermaßen der Privatexistenz froh werden konnte; es bedurfte ihn auch für die Dauer der Todeszuckungen der Revolution, damit das erschöpfte Land von den bei den Nachbarn geraubten Millionen wenigstens nothdürftig leben und sein Elend über den Siegesnachrichten ein wenig vergessen könne. Indem man der Erzählung Sybel's von den stets wachsenden Nöthen des Directoriums und der vollständigen Fruchtlosigkeit aller seiner Anstrengungen, namentlich den Finanzjammer zu bemeistern, folgt, sieht man die noch im Hintergrunde stehende Gestalt des italienischen Generals höher und höher steigen, bis er dann endlich im zweiten Buche selbst hervortritt. Aber diese Verwirrung von Staat, Gesellschaft und Familie in Frankreich bildete doch nur die eine Voraussetzung des glänzenden Bonapartischen Aufgangs; eine andere ebenso wesentliche Bedingung mußte mit ihr zusammentreffen, die greisenhafte Ohnmacht, die ganz insipide Unfähigkeit der continentalen Nachbarn Frankreichs. Nur das schreiende Bedürfniß der Franzosen, wieder einen Herrn zu bekommen, der ihnen die im revolutionären Strudel zerstörten Grundelemente menschlichen Daseins zurückgab und nur diese einem jungen genialen Krieger von der europäischen Impotenz entgegengestreckte Gelegenheit, in strahlenden Siegen die Autorität zu erobern, deren er für die Rettung der französischen Gesellschaft nicht entbehren konnte, nur diese zwei Factoren zusammen erklären die beispiellosen Erfolge Bonaparte's im Jahre 1796, mit deren letztem, der Capitulation Mantuas am 3. Februar 1797, der Halbband schließt.

Man weiß, daß die Sybel'schen Forschungen über die europäische Politik zur Zeit der Revolution von verschiedenen Seiten lebhaft angegriffen sind und daß ihm namentlich österreichische und dem österreichischen Interesse ergebene Schrift-

steller aus seiner tendenziösen Darstellung der Thugut'schen Politik einen schweren Vorwurf gemacht haben. Die Sybel-Hüffer'sche Streitfrage hat früher bereits in diesen Blättern[1]) eine eingehende Beleuchtung erfahren. Inzwischen ist die Sache dadurch in ein wesentlich neues Stadium getreten, daß die in hohem Grade rühmliche Liberalität der Wiener Archivverwaltung Sybel die Benutzung der reichen, dort aufbewahrten Acten gestattet hat, eben jener Papiere, aus denen seine Gegner ihre Angriffswaffen gegen ihn gezogen hatten. Was nun der Forscher daraus für die schon früher von ihm geschilderte Zeit gewonnen, hat er wenigstens in einigen Hauptpunkten bereits im 23. Bande seiner Historischen Zeitschrift dargelegt; das reiche Ergebniß für das Jahr 1796 liegt jetzt vor uns. Ich denke mir, Herr Professor Hüffer hat, nachdem er die betreffenden Abschnitte gelesen, keinen lebhafteren Wunsch empfunden als den, sich niemals in Dinge gemengt zu haben, zu deren Besprechung eine tumultuarische Durchblätterung einiger Actenstücke nun einmal nicht in den Stand setzt.

Das Gemälde der europäischen Politik in dem Momente, wo sich General Bonaparte anschickt, auf italienischem Boden das Fundament seiner imperatorischen Weltmacht zu legen, zeigt das Gegenstück der revolutionären Auflösung in Frankreich. In allen diesen europäischen Staaten steht noch die überlieferte Ordnung im Besitz der Gewalt, aber diese Ordnung ist, das einzige England ausgenommen, so ausgehöhlt, so seelenlos, so von tiefer Corruption zerfressen oder von Trägheit gelähmt oder von zügellosem Egoismus mißleitet, daß sie dem auf den Trümmern der Revolution emporsteigenden Dictator nothwendig erliegen muß. Aber während Preußen und Schweden und Spanien, die deutschen und italienischen Kleinstaaten einen wahren Wettlauf armseliger Unfähigkeit anstellen, trifft doch die eigentlich entscheidende positive Schuld in der großen Krisis des Jahres 1796 den österreichischen Minister Thugut. Jene lassen geschehen, was sie nach ihren geringen Kräften entweder wirklich nicht ändern können oder in ihrer schläfrigen Art nicht meinen ändern zu können: Thugut dagegen entfaltet

1) [In Bd. XXII der Preußischen Jahrbücher von Wehrenpfennig.]

nach allen Seiten eine rastlose Thätigkeit, setzt sehr beträchtliche Streitmittel in Bewegung, führt die eigentliche Direction des europäischen Widerstandes gegen die revolutionäre Invasion, um durch die Grundfehler seiner politischen Anschauung und die verhängnißvollen Züge seiner Persönlichkeit recht eigentlich Bonaparte in die Hände zu arbeiten. Von einem an Monomanie grenzenden Mißtrauen und Haß gegen Preußen beherrscht, von einer ähnlichen Feindseligkeit gegen Sardinien beirrt und dazu von einer grenzenlosen Habgier zu einer Zeit gestachelt, wo Behauptung des bisherigen Besitzstandes schon für ein Ideal hätte gelten müssen, so sehen wir ihn alle diplomatischen Unterhandlungen und alle militärischen Unternehmungen gleichmäßig in Verwirrung bringen. In jedem Augenblicke dieses merkwürdigen Jahres genügt es, daß Rußland oder England in irgend welcher Weise das schroff zurückgestoßene Preußen wieder zu der europäischen Action heranzuziehen Miene macht, um Thugut mit einer Art Raserei zu erfüllen. Während seine Waffen mit Frankreich schlagen, sind seine Gedanken hauptsächlich mit der Feindschaft gegen Preußen beschäftigt, gegen dieses damals so unbeschreiblich harmlose und ungefährliche Preußen! Freilich ist ja nicht damals allein die völlig unmotivirte Animosität gegen Preußen Oesterreichs Unglück geworden und sie wird es noch öfter werden, wenn man nicht endlich auf die Restauration rettungslos versunkener und übrigens davon abgesehen im österreichischen Interesse selbst durchaus nicht herstellungswürdiger Zustände verzichtet. Das ist eine Grundbedingung des Gedeihens aller Staaten, daß sie ein durch große Entwickelungen heraufgeführtes Neues mit offenem Blick würdigen und unbefangen in Rechnung ziehen. Es giebt eine doppelte politische Träumerei: die eine, welche mit den Gestalten einer ungeborenen Zukunft wie mit bereits vorhandenen Größen operirt, die andere, welche die Gespenster begrabener Zeiten für lebendige Kräfte ansieht; die eine ist so verderblich wie die andere.

In diesem ungeheuren Reich von Unmöglichkeiten revolutionärer und conservativer Ohnmacht sehen wir nun Bonaparte sein staunenswerthes Werk beginnen. Wie Sybel den Gewaltigen charakterisirt und uns in das Innerste seiner Politik

und Kriegskunst hineinsehen läßt, werden wir wahrlich nicht versucht, Frankreich um einen solchen Retter zu beneiden; aber die Größe der Begabung und des mit ihr Gethanen wird in historischer Treue anerkannt. An dieser Darstellung hat keinerlei Tagesempfindung einen bestimmenden Antheil; der Verfasser will nicht diesen oder jenen Eindruck hervorbringen, diese oder jene Stimmung in seinen Lesern erzeugen, sondern er trachtet mit möglichster Anschaulichkeit und Bestimmtheit die Ergebnisse seiner auf kein anderes Ziel als die Wahrheit gerichteten Studien darzulegen. Allerdings sieht man wohl, der Geist dieses Historikers ist nicht nur in den Büchern gebildet; ein mannichfach bewegtes Leben und eine thätige Theilnahme an den großen Fragen der Zeit hat ihm Blick und Urtheil geschärft; auch verzichtet er in keiner Weise auf die Absicht, durch das was er von der Vergangenheit schreibt, seiner Gegenwart nützlich zu werden. So viel Tendenz, meine ich, haben alle großen Historiker gehabt, die ja der elementarsten Einsicht entbehren müßten, wenn sie übersehen könnten, daß die höchste Aufgabe des Buches doch die ist, dem Leben zu dienen. Aber zwischen dieser allgemeinen, von der sittlichen Natur eines Schriftstellers unzertrennlichen Absicht und jener nackten Parteitendenz, welche einen geschichtlichen Stoff greift lediglich, um mit ihm Waffen zu schmieden für einen momentanen Kampf, ist ein unermeßlicher Abstand. Jene Absicht ziemt dem Geschichtsschreiber, diese Tendenz drückt ihn zum Pamphletisten herunter. Jene Absicht ruht so still und bescheiden auf dem Grunde der Seele, daß sie die Auffassung der geschichtlichen Thatsachen nicht beeinträchtigt, die Kräfte nur beflügelt; diese Tendenz hält dem Auge fortwährend gefärbte Gläser vor. Jene Absicht hat mit den Leidenschaften des Tages nichts zu thun, mildert und klärt sie vielmehr; diese Tendenz schürt sie und mehrt ihre Blindheit.

Eine unbefangene Ansicht der Revolution, wurde oben gesagt, werde den Franzosen vor allem nöthig sein, wenn sie von ihrer tiefen Krankheit genesen wollten. Aber ihre Krankheit hat die Nachbarn weit und breit mehr oder weniger angesteckt. Italiener und Spanier, die seit hundert Jahren fast ausschließlich in die französische Schule gegangen sind, ganz überwiegend

durch das französische Medium von der Bewegung der übrigen Welt erfahren haben, bedürfen einer Heilung am dringendsten, und daß sie das Frankreich, zu dem sie bald politisch bald literarisch so hinaufzusehen gewohnt waren, nun jammervoll mit seiner Kultur am Boden liegen sehen, kann für ihre Zukunft ein großes Glück werden. Aber auch wir Deutschen standen noch immer viel stärker unter dem Druck der französischen Ideen, als wir selbst meinten. Vorzüglich imponirte uns die Revolution als eine trotz allem großartig schöpferische That. Irre ich nicht, so war noch immer die in weiten Kreisen herrschende Ansicht, daß, wenn nur die Revolution sich von gewissen Excessen fern gehalten habe, sie alle Bewunderung verdiene. Diese Schätzung scheint mir dem heutigen Stand der deutschen Forschung über die Revolution nicht zu entsprechen, welche unwiderleglich gezeigt hat, daß wir es da nicht mit einer im Princip gesunden, nur durch einige unglückliche Zufälligkeiten auf Abwege getriebenen, sondern mit einer im Kern krankhaften Bewegung zu thun haben. Daß die Ergebnisse jener Forschung immer weiter in unser Volk dringen, ist aber nicht blos für unser Urtheil, sondern auch für unser Leben wichtig. Denn jene irrige Ansicht, welche noch immer in gar vielen Köpfen festsitzt, übt unvermerkt einen beträchtlichen Einfluß auf die gesammte politische Anschauung. Sie verwandelt sich gar leicht in eine unbewußte Sympathie mit jeder Revolution an sich, als wenn eine Revolution voraussichtlich zum Heil führte. Als die Spanier vor zwei Jahren eine der sinnlosesten Revolutionen machten, von denen die Geschichte weiß, jubelte alle Welt Beifall, und wenn wir heute nicht in einem so besonderen Verhältniß zu Frankreich ständen, würden wir schwerlich dem Loose der meisten anderen Europäer entgangen sein, welche die Republik vom 4. September mit freundlichen Verneigungen begrüßten. Es ist in der That erstaunlich, wie wenig die Welt aus der achtzigjährigen Leidensgeschichte Frankreichs bisher gelernt hat. Es mußte wohl zu dem heutigen tiefen Falle kommen, um endlich zu ernstem Nachdenken über Natur und nothwendige Folgen dieser französischen Revolutionsmacherei zu führen.

VIII. Herder und Georg Müller.

(1872.)

Hettner meint in seiner Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert (3, 1, 95 ff.), der klaffende Widerspruch zwischen Herder's innerster Ueberzeugung und seiner äußeren amtlichen Stellung sei die Tragik seines Lebens geworden. „Der ist beglückt, der sein darf, was er ist. Dieses Glück war Herder nicht zu Theil geworden. Er, der offen mit dem alten Kirchenglauben gebrochen hatte, war Geistlicher und Präsident der obersten Kirchenbehörde. Er, der strengsittliche und wahrheitliebende Mann mit dieser steten Lüge auf der Seele; entsetzlich!"

Ich glaube, man kann die innerste Natur Herder's, den wahren Kern und Mittelpunkt seines Wesens und Lebens nicht stärker verkennen, als mit diesen Worten geschehen ist. Denn diese Natur war eine durch und durch religiöse; das Wesen dieser geistigen Persönlichkeit bestand darin, alle menschlichen Dinge, alle Erscheinungen der Geschichte und Natur stets auf ihren göttlichen Zusammenhang hin zu betrachten; dieses Leben hatte von seinen ersten selbständigen Regungen bis zu den letzten ermattenden Aeußerungen kein höheres, heißer verfolgtes Ziel, als die Religion zu säubern von abgestorbenen Formen der Tradition, sie im höchsten Sinne frei und menschlich zu machen, auf der anderen Seite aber der Menschen Gedanken und Empfindungen zu weihen durch die stille Wärme einer ganz anspruchslosen, ganz humanen, aber nur um so tieferen, im Innersten waltenden Religiosität. Die Annahme der Hettner'schen Hypothese bedeutet daher nichts geringeres als eine Verneinung des ganzen Herder. Sie bedeutet aber noch etwas mehr. Wenn ein Mann wie Herder, der in einem seiner ersten

glühenden Jugendergüsse den „Redner Gottes“ als sein höchstes Ideal menschlicher Wirksamkeit preist, der in den verschiedensten Stadien seines späteren Lebens immer wieder zu dieser Jugendvorstellung zurückkehrt, wenn ein solcher Mann nicht etwa unter dem Druck eines exclusiv orthodoxen Kirchenregiments, sondern in der nach dieser Richtung absoluten Freiheit Karl Augusts daran zu Grunde geht, daß er Geistlicher ist; wenn für einen solchen Mann „stete Lüge“ ist, Geistlicher zu sein; wenn zwischen seiner Weltanschauung und der Kanzel eine durch nichts auszufüllende Kluft liegt, dann giebt es offenbar für alle freieren Köpfe, für Alle, die mit Herder das Christenthum in den großen Gang der Weltgeschichte einfügen, es nicht anders als aus und mit diesem Gang verstehen können, nur einen Weg wahrer, sittlicher Lebensordnung, den der absoluten Abwendung von aller Kirche. Wenn Herder in Weimar, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts an seinem geistlichen Beruf scheitern mußte, was soll denn wohl dessen harren, der es heute unternähme, dieselbe Bahn zu wandeln, wo die feindlichen Gegensätze so unendlich viel schroffer sich gegenüber gestellt haben als damals, wo nicht wie damals Einzelne in ruhiger Zurückhaltung, sondern Hunderttausende mit leidenschaftlichem Eifer jeden möglichen Sinn der Religion verneinen, wo auf der anderen Seite die dicht geschlossenen Massen einer gewaltigen und gewaltthätigen Orthodoxie Jedem ihr: Kreuzige! zuschreien, der die alleinseligmachende Kraft alter Glaubensformeln leugnet?

Aber so sehr nach dem Gesagten Herder gegen die Hettner'sche Auslegung der Katastrophe, der er offenbar in seinen letzten Lebensjahren erlag, protestiren müßte, so würde er doch in anderer Beziehung mit dem neuesten Darsteller unserer klassischen Literaturepoche sich noch leichter befreunden können, als mit manchen Anderen, welche in jüngster Zeit über ihn gesprochen haben. Wenn er das kühle, fast mitleidige Wohlwollen sähe, mit dem ihm Dorner seinen Platz in der Geschichte der protestantischen Theologie angewiesen hat, ihm den „Mangel an Ethik“ als den innersten Grund all seiner Schwächen vorhaltend, weshalb ihm auch das Buch der Menschengeschichte verschlossen geblieben und es kein Wunder sei, „daß er im

spätern Alter sich verarmend und unselig fühlte"; wenn er dann wieder von Julian Schmidt hörte, sein Ideal der Humanität sei nur durch Verleugnung aller historischen Mächte zur Geltung gekommen, wo die Leidenschaft und mit ihr die Tragik des Geschicks beginne, habe er Barbarei zu erblicken geglaubt, vor der er so schnell als möglich in sein einsames Asyl geflohen; wenn er gar bei seinem letzten Auftreten das Wort Schiller's citirt fände, er sei „zu einem vornehmen katholischen Prälaten geboren, genialisch flach und oratorisch geschmeidig, wo er gefallen will"; wenn er endlich die Düntzer'schen Einleitungen zu den Briefen Goethe's und Schiller's an ihn läse, so möchte er wohl von dem schmerzlichen Gefühl ergriffen werden, daß der Moment historischer Gerechtigkeit gegen ihn so manches Jahrzehnt nach seinem Tode noch nicht erschienen sei. In der That wird man behaupten dürfen, daß von allen Heroen unserer großen Literaturperiode bisher keiner eine unbefangene und doch liebevolle Betrachtung seines Wesens und Wirkens weniger erfahren habe als Herder. Schon was die äußeren Bedingungen eines eindringenden Studiums des Herder'schen Lebensganges betrifft, fehlen dafür bis jetzt wesentliche Voraussetzungen. Das von seinem Sohne Emil unternommene Lebensbild erlag dem merkwürdigen Ungeschick der Ausführung eben an dem Punkte, wo es seine rechte Entfaltung hätte gewinnen sollen, und die unerträgliche Breite einer Darstellung, welche fünf Bände mit der Geschichte der ersten sechs und zwanzig Lebensjahre füllt, scheint einer sorgfältigen Lectüre auch des Gegebenen vielfach sehr hinderlich geworden zu sein. Bis jetzt hat Niemand versucht, das reiche von dem Sohn aufgestapelte Material angemessen zu verarbeiten und den Mann Herder aus eigener Forschung zu schildern, wo es sich ja nicht nur um literarische Leistungen, sondern um eine dreißigjährige bedeutende, der Kirche und Schule gewidmete Thätigkeit handeln würde, deren sorgfältige Darstellung ein werthvoller Beitrag zur vaterländischen Geschichte in einer Periode werden müßte, welche bisher von unseren Historikern kaum angesehen ist. Denn das versteht sich ja wohl von selbst, daß die in den nächsten Jahren nach Herder's Tode von seiner Frau verfaßten und dann von Georg Müller mehr durch Auslassungen als Zusätze veränderten

Erinnerungen einem Biographen gewiß viel wichtige Winke geben, aber niemals eine wirkliche Biographie ersetzen können.

Wie lohnend das Unternehmen sein würde, Herder zum Gegenstande ernster, umfassender Forschung zu machen, hat jüngst August Werner durch sein treffliches Buch: „Herder als Theologe" gezeigt. Daß Werner der gewählten Aufgabe durchaus gerecht geworden wäre, ließe sich zwar schwerlich vertreten. Er wußte z. B., daß in Weimar zahlreiche Predigten Herder's handschriftlich existiren und hat doch zu diesen Schätzen keinen Zugang gesucht; er legt mit Recht nicht nur auf Herder's Thätigkeit als Prediger, sondern auch als Mitglied des Consistoriums Gewicht: wie werthvoll, ja wie unerläßlich wäre es da gewesen, aus den Akten dieses Consistoriums mit möglichster Schärfe festzustellen, was Herder in den sieben und zwanzig Jahren seiner Weimar'schen Kirchenverwaltung erstrebt, erreicht habe! Durch eine solche aktenmäßige Untersuchung würde nicht allein Herder's Stellung in der Kirche präcisirt, sondern gleichzeitig wenigstens theilweise festgestellt sein, was es denn eigentlich mit den schweren Klagen auf sich habe, welche Herder's und seiner Frau vertraute Briefe in den letzten zehn Jahren seines Lebens gegen seine Weimar'sche Existenz überhaupt und ganz besonders gegen seine Consistorialexistenz erheben. Auch über die Bückeburger Periode würde sich vermuthlich aus dortigen Archiven mancher werthvolle Beitrag haben gewinnen lassen. Aber wenn wir von diesen Lücken absehen — und welche erste Behandlung eines großen Thema hätte deren nicht! — verdient das von Werner Gegebene in hohem Grade unsern Dank. Eine Menge in unseren Literaturgeschichten verbreiteter Irrthümer über Herder's religiöse Entwickelung und kirchliche Thätigkeit werden beseitigt und uns dafür ein klares Bild gegeben, welches uns nicht nur den Theologen, sondern auch den Philosophen und vor Allem den Menschen Herder in seiner vollen Eigenthümlichkeit zeigt. Man wird wohl sagen dürfen, daß durch dieses Buch in einem Hauptpunkt einer wesentlich neuen Beurtheilung Herder's die Bahn gebrochen ist und ein Beispiel gegeben, welches sicher nicht unwirksam bleiben kann.

Welche große Bedeutung Herder's Jugendarbeiten für unsere geistige Erhebung gehabt, wie tief er in Goethe's Entwicklung eingegriffen, daß er unserer Lyrik eine neue Bahn geöffnet, daß er zuerst unserem Blick die volle universale Weite und das Vermögen, jede nationale Eigenthümlichkeit und die besondere Art jeder Zeit zu würdigen, verliehen hat, darüber sind alle einig. Aber fast ebenso volle Einmüthigkeit herrscht in der Verurtheilung der letzten Lebensperiode Herder's. Von dem Augenblicke an, wo seine Wege von denen Goethe's sich scheiden, wo er der kritischen Philosophie den Fehdehandschuh zuschleudert, gilt er für einen Verlorenen, von dessen Arbeiten sich nicht mehr der Mühe lohnt, nähere Notiz zu nehmen. Seit der Mitte der neunziger Jahre steht er vereinsamt da, dem fortschreitenden Gange unserer Dichtung und Philosophie grollend, in sich verbittert, körperlich und geistig leidend. Niemand kann diesen Charakter verkennen. Niemand wird, denke ich, die Metakritik und einige andere Schriften dieser Jahre vertreten wollen. Aber daß der alte Herder noch nicht todt war, beweist seine letzte Schöpfung, der Cid. Ein Mann, der unter schweren Leiden ein solches Werk hervorzubringen vermochte, verdiente doch vielleicht auch in dieser Periode noch eine aufmerksame Betrachtung. Und selbst abgesehen davon: sind wir nicht verpflichtet, unseren großen Männern auch in denjenigen Momenten sorgsam zu folgen, wo ihr Weg scheinbar nicht mehr der Weg der Zeit ist, nach einem Verständniß ihrer gesammten Persönlichkeit und ihres innern Lebens bis zu seinen letzten Aeußerungen zu trachten? Oder muß Herder schon deshalb verurtheilt sein, weil er sich gegen Goethe, Schiller und Kant auflehnt? Hat Herder nicht ein Recht Herder zu sein, gilt für ihn irgend ein anderer Maßstab, als der aus seiner Persönlichkeit, seinem historischen Beruf entnommene? Das, meine ich, ist nicht am wenigsten die erhebende Herrlichkeit jener wunderbaren Epoche deutschen Geisteslebens, daß eine Unendlichkeit der mannigfaltigsten und bedeutendsten Individualitäten den verschlungenen Räthseln des Lebens und der Kunst eine jede in ihrer Art, mit den ihr verliehenen Mitteln nachforscht, daß keine ausschließende Richtung dominirt, sondern die allerverschiedensten sich durchkreuzen, daß gewissermaßen drei Generationen, nach-

dem sie successive hervorgetreten, eine auf der anderen sich erhoben, mit ihren eigenthümlichen Kräften und Tendenzen schließlich neben einander ringen, nicht um irgend einen Primat der einen Richtung, der einen Anschauung, der einen Kunstform über alle anderen zu erringen, sondern um aus der wunderbaren Fülle deutscher Natur und einer unvergleichlichen Epoche kund zu thun, was des Menschenlebens einfachste und tiefste Wahrheit ist, daß keine Persönlichkeit, und sei sie die mächtigste, etwas anderes darstellt, als ein endliches beschränktes Wesen, daß keine Richtung in irgend einer Kunst und Wissenschaft, und sei sie noch so überlegen, der Ergänzung, Berichtigung durch abweichende oder entgegengesetzte entbehren kann. Für die volle Würdigung einer solchen Zeit wird der weiteste und unbefangenste Blick erfordert. Daß der Historiker nicht Partei zu nehmen, sondern jede Erscheinung in ihrer Art und Bedeutung zu verstehen hat, daß er trachten muß, das neben und gegen einander strebende, ein jedes in seiner relativen Berechtigung und zugleich in seiner Schwäche hervorzuheben, wird besonders an einem so großen Objekt klar.

Eine solche streng historische Betrachtung wird, scheint mir, auch dem alten Herder gerecht werden, so gut wie dem alten Goethe und dem alten Stein. Sie wird bei ihm wie bei jeder in sich ruhenden Persönlichkeit eine Continuität der Entwicklung auch in den letzten Lebensjahren finden, die ja von Altersschwäche nichts wußten. Sie wird nicht über seine Irrthümer seufzen oder schelten, sondern sie erklären, und indem sie erklärt, nicht nur negative Resultate, sondern neben dem Irrigen auch das eine oder das andere finden, das ihm ein Recht gegeben, sich so zu stellen, wie er gethan hat. Es sei mir gestattet, einen wenn auch noch so unerheblichen Beitrag zu einer solchen Würdigung zu liefern, indem ich mir die Theilnahme des Lesers für ein bisher kaum beachtetes oder gekanntes persönliches Verhältniß erbitte, welches für Herder in seinen letzten zwanzig Jahren von großer Bedeutung gewesen ist, ein Verhältniß, in dem nicht nur Herder sehr anders erscheint als wir ihn zu sehen gewohnt sind, sondern das uns zugleich in dem Freunde einen überaus liebenswürdigen, treuen, tüchtigen Mann kennen lehrt.

Die Jugendgeschichte Georg Müller's, wie er sie selber

1786 für seine Braut entworfen und dann 1799 überarbeitet und erweitert hat, versetzt uns in eine höchst eigenthümliche Atmosphäre. Am 3. September 1759 in Neunkirch bei Schaffhausen als jüngstes Kind des Helfer J. G. Müller geboren und im nächsten Jahre nach Schaffhausen verpflanzt, empfängt er die bestimmenden Jugendeindrücke aus einem ganz engen, an die alte Ueberlieferung fest gebundenen, von den neuen Mächten der Zeit kaum berührten Leben. Der keineswegs bedeutende Vater sieht in der französischen Aufklärung nichts als verderbliches Gift. Da ihm der ältere Sohn Johannes von Göttingen schreibt: „Die Seele des Menschen ist eine leere Tafel von Wachs, sagt Vater Aristoteles. Auf diese Tafel haben Schlözer, die Theologen in Berlin, J. J. Rousseau, Montesquieu, Abbt, Mosheim, Voltaire erhabene Wahrheiten geschrieben, die keine Zeit, keine Gewalt der Menschen, kein Schicksal austilgen soll", antwortet der Vater in Bezug auf die Anderen zulassend, fährt dann aber heraus: „Weg doch mit dem Spötter Voltaire, mit dem Letzkopf Rosseau, dergleichen Leute sollte man nicht einmal in der Menschen Societät leiden. Verbrannt sollten alle ihre Schriften werden." Die tüchtige, charaktervolle Mutter steht ebenso fest auf dem alten Glaubensgrund. Da Georg sechs bis sieben Jahre zählt, ist seine größte Freude, wenn ihm und der einzigen Schwester Bruder Johannes des Abends auf der Ofenbank alttestamentliche Geschichten erzählt. Die armselige Schule kann dem früh regen Geist nichts bieten; er sucht sich selbst seine Nahrung in alten Historien, Seb. Münsters Kosmographie, dem Volksbuch von Kaiser Octavian, alten Kalendern, die in dem elterlichen Hause von 1666 her aufbewahrt werden oben auf der Obstkammer, die deshalb in doppelter Hinsicht alle höchsten Wünsche des Knaben einschließt. In dieser heimlichen Leserei erhält die reizbare Phantasie, das weiche Gemüth, der frühreife Verstand keineswegs überwiegend heilsame Eindrücke. Wie seltsam, daß der acht- oder zehnjährige Knabe auf den Einfall geräth, eine Encyklopädie aller Ideen und Kenntnisse zu schreiben, die in seinem Kopfe wären! Aber daneben erscheint wieder die echteste Jugendlichkeit. „Wenn ich, heißt es in der mir vorliegenden Handschrift der Selbstbiographie, so allein für mich in unserem großen Hofe war und mit mir

selbst Dramata spielte, war ich abwechselnd bald dieses, bald jenes. Mein Ideal war der Große Kurfürst. Lacht nur! Ich lache selbst mit, wenn ich mich noch sehe im Hofe Städte und Festungen von zerbrochenen Ziegeln erbauen, sie vom Feinde einnehmen — dann mich als Kurfürst wie ein Donnerwetter aus dem Holzbehälter oder aus einem Gang, mit einem Stecken als Commandostab in der Hand, über meine Feinde hervorbrechen, Schwedisch Pommern und Preußen einnehmen, alle jene Festungen durch einen Hagel von kleinen Steinen zertrümmern, dann wieder triumphirend in den Holzschuppen zurückkehren, meine Feinde alle auf's großmüthigste begnadigen, endlich als geliebten Fürsten sterben, nachdem ich meinen Kindern und den Umstehenden die schönsten Lehren und allerhand Geschenke — von Steinchen — gegeben hatte. Ebenso liebte ich und äffte ich Heinrich den Großen und Gustav Adolphen nach. — Das waren glückliche Stunden! Vielleicht hat Friedrich Wilhelm selbst bei seinen Thaten nicht viel größere Freude als ich bei ihrer Nachahmung empfunden; nur war der Unterschied, daß er nicht wie ich im Lauf seiner großen Thaten abgerufen wurde, um den Cellarius und Spekken Grammatik zu lernen."

Von dieser frühen Geistesthätigkeit, die in der erbärmlichen Lateinschule, wo man in der obersten Klasse nichts besseres zu thun wußte, als Abschnitte von Nepos und Erasmus dreißig und vierzig mal hinter einander lesen zu lassen, natürlich ganz unerkannt blieb, scheinen auch die Eltern keine Ahnung gehabt zu haben; unmöglich hätten sie sonst, als in seinem sechszehnten Jahre die Wahl des Berufes in Frage kam, auf den Gedanken kommen können, ihn Zuckerbäcker werden zu lassen. Seine eigene Liebhaberei geht auf den Kriegsbaumeister, oder richtiger den General. Er hat sich in den Großen Kurfürsten und Gustav Adolf so hineingelebt, daß er im ernsten Leben die Träume der Knabenspiele verwirklichen möchte. Eines Tages faßt ihn das Verlangen nach kriegerischen Thaten so lebhaft, daß er den Plan macht, zu entfliehen. Er will nach England und von dort nach Amerika, um — „gegen die Rebellen" zu kämpfen!

Er kannte sich in solchen Phantasien sehr schlecht. Nicht die kühne That, sondern das stille Grübeln, nicht das gegenwärtige Leben, sondern die in den Büchern ruhende Vergangen-

heit war seine Welt. „Mir träumte vielmal, schreibt er, ich wäre auf unserer Stadtbibliothek und weidete mich da mit Herzenslust an der Menge von Büchern; groß war mein Verdruß, wenn ich mich beim Erwachen, anstatt dort, im Bette fand.“ Haben ihn aber früher die Thaten der Vorzeit beschäftigt, so stürzt sich der reifende Geist in die Gedankenkämpfe der Gegenwart. Mit siebenzehn Jahren kömmt, seiner Gemüthsanlage und dem Ton seiner Umgebung entsprechend, heiße Schwärmerei, unbarmherzige Selbstquälerei über ihn. Noch immer fast ganz einsam in und mit sich lebend, wühlt er in seinem Innern, verekelt sich am Leben, glaubt und hofft bald zu sterben. Von einem Einfluß der Werther'schen Literaturepoche thut er keine Erwähnung, bemerkt vielmehr, daß die gleichgestimmten Romane der Zeit, wie Siegwart, ihn abstoßen: „sie widerstanden mir wie eine ekelhafte Speise.“ Sein volles Entzücken waren dagegen Young's Nachtgedanken. Aber seine große Bücherkenntniß läßt ihn nicht ruhig in einem Gedankenkreise. Neben Young liebt er Lucrez. Dann kommen ihm die Poésies diverses von Friedrich dem Großen in die Hände und die machen ihn aus dem schwärmenden Mystiker zum Skeptiker. Aber gegen den Philosophen auf dem Thron reicht ihm Lavater die gläubige Hand, und obwohl er daneben mit einer Liebe, die für seine starke Intelligenz spricht, in Baco sich vertieft, so wird er doch endlich ganz die Beute einer krankhaften religiösen Schwärmerei. „Ich machte mir einst einen Gürtel von Stricken um den bloßen Leib, mit alten Nägeln und Stückchen Eisen bewaffnet, die ich an mich drückte, so oft ein böser Gedanke mich überfiel.“ Mit überspannter Grübelei will er durchaus das Unwißbare erzwingen. „Ich glaubte, es gehöre zur Weisheit des Christen, die Geheimnisse aller Dinge im Himmel, auf Erden und unter der Erde in einer Nuß zu haben und wie auf einer Landcharte vor sich zu sehen. Meine brennende Wißbegierde schweifte regellos umher; ich hielt es sogar für möglich zu erfahren, was die Erlösung Christi auf die Bewohner anderer Planeten für Folgen gehabt habe.“

Da, es war in seinem neunzehnten Jahre, wurde er mit Herder's Schriften bekannt. Auch in ihnen sucht er zunächst diese verborgene Weisheit zu finden, aber sie geben ihm etwas

ganz anderes: „meine Religiosität erhob sich durch sie nach und nach aus den mystisch-pietistischen Sümpfen, worin sie moderte, zu freieren weiteren Ansichten, und sympathetisch zog mich der reine Hauch des Orients an, der diesem großen Schriftsteller mehr als irgend einem anderen der neueren Zeit eigen ist.“ Eines Tages sieht er bei einem seiner Lehrer die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ liegen und fragt schüchtern, ob er sie nur für wenige Tage haben könne; da er sie bekommt, versinkt er ganz in sie. „Mit welcher Begierde ich über das wunderbare Buch herfiel! Bis zur 70sten Seite wußte ich kaum, wovon die Rede wäre, aber der herrliche orientalische Geist zog mich, wie frische Morgenluft, unwiderstehlich an sich. Auf der 70sten Seite ging mir endlich ein Licht, sein Morgenlicht auf. Beide Bände las ich mit unersättlicher Lust in einem fort und schrieb mir viele Stellen daraus ab. Ueber Herder war mir nichts. Eines Nachts, im August 1778, hatte ich einen sehr klaren Traum, der mir jetzt noch lebhaft vorschwebt. Ein Unbekannter versprach mir Herdern zu zeigen. Ich folgte ihm willig an seiner Hand. Er führte mich in einen Tempel mit hohen Säulen und Gewölben, wo mir hauptsächlich das auffiel, daß keine Kanzel da war und kein Mensch. Auf einem Altar zeigte er mir ein überirdisch prächtiges Exemplar der ältesten Urkunde, in himmelblauen Sammet gebunden, voll räthselhafter Bilder von Vögeln und anderen Thieren. Ich sah mich nach Herder um: „er ist nicht hier“, war die Antwort. Mein Führer öffnete eine Seitenthür und hieß mich in ein kleines Zimmer hineingehen, wo die größte Simplicität herrschte und nur an den Wänden einige kühn gezeichnete Gemälde von Seestürmen u. dgl. hingen. Als ich mich umwandte, erblickte ich den großen Mann an einem Fenster stehen. Vor sich hatte er eine weite prächtige Landschaft, über welcher die Sonne aufging. In ernstem Erstaunen verloren, blickte er sie an und sprach kein Wort — der Traum machte einen tiefen Eindruck auf mich.“

Man sieht, in welcher Art Herder zuerst den jungen Schwärmer berührt: dieser findet in ihm ein verwandtes Element, das fesselt ihn, aber so gewonnen, wird er weiter, in ganz andere Gedankenkreise geführt. Auch in dem jungen

Herder war dieses phantastische, in die tiefsten Tiefen bohrende, alle Weiten umspannende und darum nothwendig unklare, verschwimmende; aber zu dem ahnungsvollen Orient, der seine Kindheit beherrscht, tritt mit voller Energie das lichte Hellenenthum, der klassische Geist der Humanität vermählt sich mit der Wärme des Christenthums und so entsteht jene seltene Individualität, welche ihr mächtiges Licht nach zwei entgegengesetzten Seiten wirft, den Kindern des nüchternen Verstandes die dunkelen Gründe ursprünglicher Poesie und religiöser Verklärung aufschließt, den Kindern des schwärmenden Gemüths die klare Gesetzmäßigkeit und die historische Folgerichtigkeit des Weltgangs. Er lebt in beiden Sphären mit fast gleicher Kraft, aus beiden seine geistige Natur fast gleichmäßig mischend. Den Orthodoxen von der alten trockenen Schablone gilt er für ein Weltkind, den Aufklärern reinen Wassers für einen Strenggläubigen. Läßt ihn doch Düntzer heute noch „während der ersten Weimarer Jahre ganz auf der strengen Würde seines Amtes und dem ausschließenden Standpunkt des geoffenbarten, im eigentlichen Verstande göttlichen Christenthums" stehen!

Es würde zu weit führen, wenn ich Müller in seiner ferneren Entwickelung mit derselben Genauigkeit wie bisher folgen wollte. Das Jahr, welches er vom Frühling 1779 an in Zürich zubrachte, änderte an seiner Natur wenig. Dort lebte er ausschließlich in dem von Lavater beherrschten Kreise. Lavater selbst besucht er jede Woche einige Male. „Ich war auf's innigste an ihn attachirt, wie ein Kind an seinen Vater." Aber trotzdem hätte er gern Bodmer und Füßlin kennen gelernt, wäre gern aus jenem Kreise herausgetreten, dessen religiöse Unduldsamkeit sich schroff gegen die geringste Abweichung kehrte. Wenn er auch sagt, daß er in Zürich diese enge Ausschließlichkeit angenommen habe, so ist doch klar, daß er sich bei derselben nicht wohl fühlte. Das fortgehende Studium Herder's hielt die entgegengesetzte Neigung wach. Dagegen kann er sich dann freilich mit der nüchternen Klarheit, die er ein Jahr später in Göttingen findet, noch weniger vertragen. Die aufgeklärten Predigten sind ihm schrecklich. Die Vorlesungen erschüttern nur die bisherigen Ansichten, wecken neue Zweifelsqualen. Das ganze Leben ist ihm widerwärtig. Da sieht er eines Tags auf

der Universitätsbibliothek einen Abguß des vaticanischen Apoll, versinkt in stundenlange Betrachtung und empfängt einen unauslöschlichen Eindruck. Der Biograph Müller's, dessen mir vorliegende Handschrift hoffentlich bald allgemein zugänglich werden wird[1]), fügt zu dem Bericht Müller's die treffende Bemerkung: „Es war die unmittelbare Intuition dessen, was er nachher in Herder gesucht und gefunden, das Ideal der freien, weiten, geisterfüllten Humanität, welches hier zum ersten Mal die Hüllen seines noch ängstlich pietistischen Christenthums durchbrach und ihn von da an lebenslänglich als eine Leuchte begleitete und vor Engherzigkeit bewahrte." Aber in den Göttinger Collegien waren leider keine Apollos. Die Kämpfe seines Innern finden durch alles, was er liest und hört, keine Beruhigung. Er sehnt sich nach persönlicher Einwirkung in seiner Rathlosigkeit. „Ein guter Genius gab mir den glücklichen Gedanken ein, in den Herbstferien eine Reise nach Weimar zu machen, um Herdern kennen zu lernen und vielleicht von ihm Räthe und Lehren über mein Studiren, und was mir noch wichtiger war, über die innere Geschichte meiner Seele zu vernehmen." Aber seine ungewöhnlich große Schüchternheit bereitet der Ausführung des Plans Schwierigkeit; ein langes peinliches Schwanken („ich fürchtete sogar bisweilen in meiner Thorheit eine Sünde daran zu thun") wirft ihn bis zuletzt hin und her; endlich muß er sich gewaltsam zu einem Entschluß aufraffen: mitten in einer Octobernacht tritt er die Wanderung an.

Die ausführliche Beschreibung, welche Müller von seinem Besuch bei Herder aus frischester Erinnerung aufgezeichnet, hat Gelzer in den Protestantischen Monatsblättern (März 1859) veröffentlicht[2]). Sie ist trotz der sehr subjectiven Farbe ein höchst werthvolles Document für die Geschichte des Herder'schen Lebens; aber Verschiedene werden einen sehr verschiedenen Eindruck von der Lectüre empfangen; in dem Bericht ist so viel Gefühlsüberschwänglichkeit, so viel dämmernde Phantastik, daß unserer heutigen Nüchternheit dabei öfter ganz unheimlich zu

1) [1885 erschien aus dem Nachlaß von Stokar das Lebensbild von J. G. Müller; hier ist S. 1—80 Müller's Selbstbiographie, S. 351 die oben erwähnte Bemerkung Stokar's gedruckt.]

2) [Vollständig Jakob Bächtold, Aus dem Herder'schen Hause. 1881.]

Muthe wird. Dem Einen und Anderen mag auch wohl die Frage aufstoßen, wie Herder einem so unklaren Schwärmer nicht allein mit so seltener Freundlichkeit begegnen, sondern so weit mit ihm in die dunkeln Regionen von Ahnungen, Geistererscheinungen u. dgl. habe herabsteigen mögen. Aber das eben, scheint mir, war die Größe des Mannes, daß er durch diese Nebel hindurch zu blicken, unter der trüben Schwärmerei eine mit heißestem Ernst nach der Wahrheit ringende Seele zu entdecken verstand nicht allein bei diesem jungen Schweizer, sondern bei Unzähligen seiner Zeitgenossen, und daß er diesen Allen seine starke und doch so zarte Hand bot, um sie zu einem Licht zu führen, das nicht allein den Kopf erhellte, sondern zugleich das Herz erwärmte. Und wahrlich, mit welcher Liebenswürdigkeit nimmt er den Geängsteten bei sich auf, wie freundlich geht er in seine Anschauungsweise ein, wie leise und doch wie bestimmt leitet er ihn aus den mystischen Dämmerungen heraus, wie außerordentlich zurückhaltend ist er mit seiner Autorität, um eben dadurch wahre Autorität zu werden! Und wie gesund, glücklich, durch und durch tüchtig tritt uns Herder's Häuslichkeit entgegen, ein deutsches Familienleben im besten Sinne des Wortes, in unseren damaligen Literaturkreisen bekanntlich keine zu häufige Erscheinung. Von einer Genialität, welche der guten Sitte unbedenklich den Laufpaß giebt, weiß das Haus des Weimar'schen Generalsuperintendenten nichts. Der größte Schatz des Lebens ist diesem Mann wie anderen gewöhnlichen Sterblichen seine Frau und seine Kinder.

Die acht Tage, welche Müller damals in Herder's Hause verlebte, waren für beide von fast gleicher Bedeutung: Müller wurde wesentlich durch den von jetzt an ununterbrochenen persönlichen Einfluß Herder's der tüchtige, strebende, feste, reich gebildete Mann, als welcher er uns in seinem Schreiben und Leben entgegentritt, Herder aber hatte für die letzte schwere Periode seines Lebens einen Freund von nie wankender Treue, von stets gleicher Innigkeit und Opferbereitheit gewonnen, und wir verdanken dieser seltenen Freundschaft eine durch drei und zwanzig Jahre fortgesetzte Correspondenz, welche über manche Seiten der letzten Entwickelungsepoche Herder's ein erwünschtes Licht verbreitet. Bekanntlich haben wir aus der späteren Zeit

Herder's nur verhältnißmäßig wenige Briefe von ihm, welche uns voll und klar in sein inneres Leben blicken lassen: gegen Müller, der sich ihm mit kindlichem Vertrauen hingiebt, der außerdem dem Weimar'schen Kreise so fern steht, daß er zu ihm mit voller Rückhaltlosigkeit reden kann, spricht er alles aus, was ihn bewegt. Es hätte deshalb diese Correspondenz wohl längst eine sorgsame Veröffentlichung verdient, bei der selbstverständlich nicht nur die Herder'schen Briefe herausgehoben werden durften; indem Gelzer sich darauf beschränkte, den größten Theil dieser zu publiciren (Monatsblätter August bis October 1859), raubte er ihnen ein wesentliches Stück ihrer Bedeutung und ein wichtiges Element ihres Verständnisses.

Als Müller nach Göttingen zurückgekehrt ist, schüttet er sein Herz in einem langen Brief vom 22. October 1780 aus: „Da sitz' ich nun wieder in dem geistlosen Göttingen und schau umher und niemand will mich kennen — und sehne mich hinüber zu Ihnen, ewig unvergeßlicher Herder und Herderin! zu Ihnen und zu jenen unvergeßlichen Abenden und Spaziergängen, wo ich so stumm an Ihrer Seite stand und ging, und wahrlich, oft Vorschmack des ewigen Lebens fühlte.“ „Erst seit ich wieder hier bin, fühle ich, was ich von Ihnen gelernt und durch stilles Anschauen empfangen habe. Ich sehe, daß ich in gottserbärmlicher Blöße, elend und jämmerlich bin, so daß mir beinahe aller Muth gesunken wäre, so matt und kalt, so geistlos und verworren, so gar nichts!“ Und dabei meinten seine Freunde nicht Wunder was er sei, umgäben ihn auch jetzt wieder mit ihren Schmeicheleien, „und ich bin auf der Heerstraße, abermal zu werden, was ich im Sommer war. Es ist mir angst, denn ich kann mich unmöglich halten, ich verfalle wieder in gewisse Suffisance und die ist mein wahrer Tod. Und nun, verehrenswürdiger Mann! nun wähle ich Sie zu meinem Vater und Lehrer. Ich weiß, ich bin kleiner, als ich mich halte, es hält aber hart, bis ich das erkenne. Ihnen eröffne ich gern mein Herz; Liebe und Zärtlichkeit freut mich, aber Ernst, Ernst, den hab' ich nöthig. Sagen Sie mir, ich bitte Sie treu — sagen Sie mir alle meine Schwachheiten! Machen Sie mich recht zu nichts, daß ich etwas werde! wie ich mich vor der giftigsten Schlange hüten, wie aus der Schwach-

heit stark werden könne? Jahrelang bin ich wie ein armes Schaf herumgeirrt, und ich fange kaum an zu sehen, wo ich bin. Sie übersehen mich ganz, und ist ihnen leicht mir zu rathen. Erwecken Sie was in mir ist! Wie soll ich der mystischen Trägheit und Suffisance entfliehen — wie mich kennen lernen? Wie stehen unter diesen stummen Schmeichlern — ach was möcht ich alles fragen! Wie von Herzen demüthig sein? Welches ist der nächste Weg zu der Wahrheit, die mich frei macht? Sie wissen die Fragen wohl vor mir."

Herder antwortet [1]): „Liebster Müller! Tausendmal danke ich Ihnen für Ihre lieben, zutrauenden Briefe: den von Mühlhausen, den ich wohl empfangen, und diesen von Göttingen. Versöhnen Sie sich etwas mehr mit dem Ort, da Sie leben: fordern Sie nicht mehr von jedem, als was er Ihnen geben kann und genießen destomehr was er Ihnen giebt. Die Collegien, die Sie hören, zumal bei Koppe und Spittler, müssen Ihnen doch unendlich viel Gutes gewähren, und was auch bei Miller jetzt noch nicht für Sie ist, wird Ihnen künftig wenigstens als guter Index dienen. Glauben Sie, nichts geht in der Sichtbarkeit ganz grade; Action und Reaction sind die beiden Kräfte, wodurch sich Alles erhält; das scheint oft ein Zickzack, es erhält aber und übt die lebendigen Kräfte, die sonst nicht weiter gingen, sondern auf ihrer Stelle bleiben würden. Befriedigen Sie sich also, auch wo man Ihnen nicht genug thut, und suchen dafür anderwärts und im Stillen höhern und tiefern Aufschluß. Nur im Stillen und ohne Murren. Pallas führt langsam und allmälig fort, nicht durch Sprünge und Stürme. Winckelmann wird Ihnen das auch sagen in der schönen Schrift von der Fähigkeit, das Schöne in der Kunst

1) Die Briefe Herder's liegen mir wie Gelzer nur in einer von Müller gefertigten oder revidirten Abschrift vor; dieser erste trägt von Müller's Hand die Datirung „Weimar, Ende Oktober 1780"; dann ist das „Ende" durchgestrichen und „18ten" übergeschrieben, was selbstverständlich falsch ist. Aber auch das „Ende Oktober" war nicht richtig, da M. dem Schreiben vom 22. einen langen Bericht über seine Collegien und Studien am 29. hinzufügte, auf den sich H.'s Brief vielfach bezieht. Offenbar war derselbe wie mancher andere undatirt und M. fügte später das Datum aus dem Gedächtniß irrig hinzu. [B.'s Ausführung bestätigt Haym, Herder II, 140; vgl. auch weiter dessen Auszüge aus M.'s Briefwechsel mit H.'s.]

zu empfinden. Dies war die Schrift, die ich Ihnen, wenn Sie seine Schriften lesen, zuerst zu lesen rieth, sodann die andere von der Nachahmung der griechischen Werke und endlich die Geschichte der Kunst; doch so daß Sie überall die Kunst als Kunst sein lassen und nur die allgemeinen Grundsätze des Schönen und Edlen in der menschlichen Natur suchen. Es versteht sich, daß diese Schriften Ihnen nur Erholung sein müssen, und mich dünkt, wenn Sie Baco damit verbinden, so hätten Sie vor's Erste zur Aufmunterung und Erholung genug. Von Baco müssen Sie das Buch de augm. scient., das novum organon und die sermones fideles zuerst und vorzüglich lesen, sodann einen praktisch starken Mann wie Luther damit verbinden: denn bei Baco ist nur Licht der Wahrheit, nicht Flamme, nicht Wärme. Aber seine Grundsätze sind groß und gut. Zum Griechischen haben Sie wohl jetzt keine Zeit mehr; vielleicht auf den Sommer und verleugnen und verachten Sie sodann doch nicht die Profan-Scribenten, insonderheit Xenophon, Plutarch, Homer. Sie geben der Seele sehr reine Formen der Menschheit in Denken, Handeln und Schreiben. Plutarchs Leben, Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, Homers Naturgemälde sind einzig in ihrer Art und werden es lange oder ewig bleiben. Wechseln Sie mit solcher Lectüre ab, ohne sich zu überhäufen: denn allein in der Ruhe liegt Wachsthum. Die Kindheit der Griechen, auch in ihren moralischen Begriffen und einfachen Gestalten ist außerordentlich erquickend und stärkend, insonderheit gegen den Mysticismus in Ueberspannung und Schlaffheit, die beide natürlich wechseln müssen. Uebrigens verzagen Sie nicht an sich selbst. Wer mit sich unzufrieden ist, zeigt, daß er noch etwas zu haben strebe, was er erlangen wird, wenn er sich nicht übereilet. Wer mit den 8 Statuen nicht zufrieden ist, wird die 9. schönste im Reiche der Geister finden. O daß ich Ihnen zu etwas behülflich sein könnte! meine ganze Seele sollte sich freuen. Nur beruhigen Sie sich und schreiben sich Jac. 3, 17 ff.[1]) oder Weisheit 7, 22—30

1) „Die Weisheit aber von oben her ist auf's erste keusch, darnach friedsam, gelinde, läßt ihr sagen, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch, ohne Heuchelei. Die Frucht aber der Gerechtigkeit wird gesäet im Frieden von denen, die den Frieden halten."

u. s. an die Thür Ihrer Gedanken. Diese Weisheit suchet und macht keine parteiische Unterschiede; sie suchet und umfängt Gott, wo er sich zeigt und der Seele gewähret. . . . An meinen Briefen [1]) habe ich seit der Zeit noch keinen Strich weiter thun können für Zerstreuung und Geschäften. Sie sollen mir aber, liebster M., oft vorstehen, wenn ich wieder an sie gehe, und es wird mir oft sein, als wenn ich in manchen Stücken, über die wir uns besprochen, nur für Sie schriebe. Es freut mich, daß sie Koppen nicht mißfallen haben; denn ich schätze sein Urtheil hoch; eine Uebersetzung der Bibel wird aber wohl das Ende sein meines geschäftig-müßigen, bedrängt-fruchtlosen Lebens." Nun folgen eingehende literarische Details, Bücherbestellungen, Versprechungen von Liedern und Legenden; dann aber fällt Herder noch etwas ein. „Vorjetzt, Lieber, mache ich Ihnen noch ein gar schönes Buch bekannt, das diese Messe (nicht eben auf's Beste!) aus dem Englischen übersetzt erschienen: moralische und historische Denkwürdigkeiten von Temple: ein Buch wie nur wenige zu unsrer Zeit geschrieben werden. Der Verf. (er soll ein Landprediger sein) ist so genährt vom Geist der Alten, so gestärkt vom Gefühl ihres gesunden Verstandes, ihrer Freiheit und einfachen Würde, daß er den blendendsten Vorurtheilen unserer Zeit mit römischem Muthe Hohn spricht und sie verachtet. In den Gött. Zeit. wird man das Buch nicht loben, denn der Verf. ist kein Sklave der Monarchie; aber seine Grundsätze werden, wenn wir vor Schwachheit und Uebermuth entnervt sind, bei besseren Nationen Wurzeln fassen und Früchte bringen."

Doch es hat keinen Zweck, schon einmal Gedrucktes, wenn auch bisher, wie es scheint, kaum Beachtetes hier noch einmal in ganzer Breite wieder zu geben; das Mitgetheilte wird, denke ich, genügen, um das Verhältniß der beiden Männer in seinem Beginn zu charakterisiren und dem Leser zu zeigen, wie Herder der strebenden aber irrenden Jugend ein liebevoller Führer zu sein wußte. Bei Müller tritt die Wohlthätigkeit seines Einflusses unmittelbar hervor. Gleich der nächste Brief

1) Ueber das Studium der Theologie, deren ersten Theil Herder Müllern bei seinem Besuch geschenkt hatte, deren zweiter Theil 1781 erschien.

vom 20. November ist in einem ganz anderen Ton geschrieben; mehr und mehr weicht die alte Grübelei und Selbstquälerei gesunder Thätigkeit und die lichten Griechen vertreiben den Qualm mystischer Phantastik. Müller tritt namentlich Spittler näher, dessen Vorlesungen über Dogmengeschichte ihm besonders heilsam werden. „Eine Menge Vorurtheile", schreibt er in der Selbstbiographie, „die ich vorher hatte, flogen wie Spreu davon, da ich hier ihre Genesis kennen lernte". Er meint, dieses Colleg verdiente eine eigene Reise nach Göttingen. Als der Frühling kommt, wird ihm noch wohler. „Es war ein herrlicher Frühling. Alles erwachte in's schönste Leben und auch in meiner Seele ging eine Erneuerung vor, deren Wollust nur gefühlt, nicht beschrieben werden kann. Die Bande meines Geistes fielen; ich sah mich in freier, weiter Ebene, als Sohn der Natur, und einen langen Weg zu schönem Ziele vor mir. Jener Apollo schien mir eben das geweissagt zu haben. . . . Ich fühlte mich doch einmal wieder frei, fühlte, daß ich zu Licht und Heiterkeit geschaffen, ein froher glücklicher Jüngling sein konnte, und mehr als Jüngling wollte ich nicht sein." Er scheint sich jetzt auch im Verkehr mit den Professoren mehr geltend gemacht, die frühere krankhafte Schüchternheit wenigstens so weit besiegt zu haben, daß sein bedeutendes Wissen erkannt werden konnte; denn einer der Professoren rieth ihm dringend zu, die akademische Laufbahn einzuschlagen. „Aber Luft und Leute zu Göttingen und das akademische Leben überhaupt gefielen mir nicht." Er hat auch gar kein Verlangen, das letzte Halbjahr, wie bestimmt war, in Tübingen zuzubringen, vielmehr kömmt ihm vor einer Vorlesung Spittler's der Gedanke: „Wie, wenn Du über den Winter, anstatt in das öde Tübingen zu gehen, zu Herder kommen könntest!" Am 22. Juli 1781 schreibt er nach vielen literarischen Mittheilungen: „Ich eile mit dem lahmen Brief zum Ende. Aber noch muß ich einen Fels abwerfen — und auf Sie legen. Weitläufig mag ich nicht mehr sein, also so kurz wie möglich: Ich habe meine Umstände überlegt und da ist ein eifriges Verlangen in mir aufgestiegen — was? — diesen ganzen langen Winter in Weimar zuzubringen!! Aber bei wem? Bitte, verzeihen Sie mir, wenn ich ungeschickt werde!! Könnt ich nicht gar bei

Ihnen sein? Es mangelt mir in aller Absicht so horrend viel und Sie könnten mirs ersetzen. Wenn es Sie im Geringsten nicht geniren sollte, so nehmen Sie mich in Ihr Haus. Beschwerde sollen Sie nicht von mir haben — aber: sagen Sie mir's doch gerade so frei heraus, als ich Sie hier im völligen Vertrauen auf Ihre Liebe bitte." Herder antwortet 6. August: „Liebster Müller! heute nur ein paar Worte. Kommen Sie in Gottes Namen zum Winter zu uns: Haus und Herz und was wir haben steht Ihnen offen." Und Frau Karoline fügt hinzu: „Kommen Sie diese Michaeli zu uns, lieber Pilgrim, Sie sollen unser treuer Hausgenoß, Freund und Bruder diesen Winter über sein. Ihr Antrag hat unsere Freude und Liebe zu Ihnen vermehrt und Sie sind wie ein Verwandter bei uns geliebt." Aber die Frau Conrectorin in Schaffhausen war von diesem Einfall Ihres Sohnes gar nicht erbaut; Herder, erwiederte sie, sei ein Schwärmer, lauter Imagination, schreibe Sachen, die Niemand verstehe, verdrehe die Bibel. Nur mit Mühe, durch nachdrückliche Unterstützung des Bruders, konnte die Einwilligung der Mutter gewonnen werden.

Mit unbeschreiblichem Jubel verließ Müller Göttingen, die „Bücherstadt" und eilte nach Weimar. „Sobald ich im Gasthof angekommen", berichtet er in der Selbstbiographie, „lief ich zu Herder. Ein unvergeßlicher Augenblick! Ich öffnete die Thüre — da saß er an einem Tischchen, eine einsame Lampe beleuchtete sein Angesicht mit einem sanften Schein und machte sein freundliches Lächeln unbeschreiblich lieblich. Den folgenden Tag zog ich ein. Die ersten Tage wußte ich noch nicht recht, wie mir geschah. Endlich fing ich meine planmäßigen Arbeiten an. Da gab es nun wieder traurige Stunden, ich sah ein, wie wenig ich sei, was ich alles hätte lernen können und sollen, wie viel tausend Stunden mir unbenutzt dahin geschwunden; besonders sah ich mit Kummer ein, wie sehr ich in den Sprachen zurück geblieben. Ich schämte mich vor Herder, wenn er mir aber wieder Muth zusprach, so raffte ich mich allemal wieder auf. Ich sah, daß man mich liebte, und war wie ein Kind im Hause." Herder hatte aber unaufhörlich zuzusprechen, zu ermuntern und namentlich auch zu sorgen, daß sich Müller ihm nicht unbedingt zu eigen gebe. In seinem

Tagebuch hat Müller unter dem 19. Februar 1782 folgendes notirt: „Mit Herder allein in der oberen Stube. Wenn er etwas sage, so soll ich nicht als ein Jünger horchen und glauben, sondern für mich stehen und betrachten, sonst verliere man sich in fremde Existenzen; er wolle nichts auf diese Art in die Menschen hinein bringen, es müsse alles aus ihnen herauskommen. Deswegen schweige er so oft. Selbst zu finden sei viel größere Freude und das Fremde müsse doch wieder und oft mit Schmerzen abgerissen werden.“ In allem erkennen wir den meisterhaften Pädagogen, der seine Erziehungskunst im Hause, in der Schule, auf der Kanzel, überall mit gleicher Liebe und Kenntniß der menschlichen Herzen übte. Wir glauben Müller, wenn er schreibt: „Unbeschreiblich schwer ward mir der Abschied aus diesem geliebten Hause, wo ich meine schönsten und nützlichsten Tage verlebt habe.“

Wenn uns aber dieses Haus bisher nur im schönsten Lichte erschienen ist, so tauchen in den Briefen Herder's und seiner Frau an Müller bald andere Farben auf. Schon im Mai 1782 schreibt die Frau: „Mein Mann sitzt eben und monirt Kirchenrechnungen und fährt so fort bis Sonntag Abend, und von Montag bis auf den Freitag mit Abnahme — alsdann wird er mit Gefühl singen: Herr gieb einen milden Regen.“ In einem Brief vom 24. Februar 1783 heißt es: „Mein Mann schreibt Ihnen nicht, er wandelt unter den Alten und Neueren, schreiben Sie doch bald einen lieben Brief, der ihn erheitert. Er hat fast nichts mehr, das er liebt in der Welt. Die Krankheit hat etwas düsteres zurück gelassen.“ Am 12. December 1784 schreibt Herder zu einem langen Brief seiner Frau, die über leidende Gesundheit, mancherlei häusliche Sorgen klagt („es hat fast nichts mehr einen Reiz für mich als Ruhe und Stille“), sonst aber das Bild eines reichen, nichts weniger als freudeleeren Lebens entwirft: „Mit größter Freude, liebster Müller, schreibe ich Ihnen auch einige Zeilen, mich selbst zu erquicken und zu erholen. Ich bin wie der erstorbene Baum des Winters, und kaum ist noch in der tiefsten Wurzel einiger Saft, der sehnlichst auf die Rückkehr der Sonne wartet. . . . Sie sind mir wie ein Gottgegebener, ein blühender

Baum, auf den meine Wallfahrt traf zu einer Zeit, da wir uns beide vielleicht weder kennen noch nützen konnten. Sie sind indeß wie eine Blüthe in meinem Herzen und Leben. Wappnen Sie sich mit Stille und Muth gegen alles, was in der Welt ist. Ich habe nichts mehr mit ihr gemein und Gott wird mir durchhelfen." Im December 1785 ermahnt er Müller: „O, lieber Müller, warum wollten Sie den Muth sinken lassen und wie eine zerknickte Blume auf Gottes Au' dastehen? Halten Sie aus, machen Sie Ihren Körper gesund und erhalten die aufschwellende Knospe Ihres Herzens zart, rein und zusammengeschlossen. Das Andere lassen Sie sein, wie es will. Das Wetter ändert sich und hängt nicht von Ihnen ab; der es schickt, wird es auch ändern. Perfer et obdura. . . . Ich schreibe Ihnen alles dies in der größten Abspannung meines eigenen Geistes. Meine Arme sind matt und schwach, meine Seele ist ohne Triebfeder und Nerv; aber warum dies schreiben? Lasset uns den Muth zusammen nehmen oder uns wie eine Marmotte im Winter zusammen wickeln und den Frühling erwarten! Auch er wird kommen. Durch falsche Aufspannung haben wir zu unserer jetzigen Ermattung beigetragen, und die Welt um uns hat nicht ermangelt das Ihrige hinzuzufügen. Die Natur will wieder ihr Gleichgewicht haben und stimmt am Instrument; lasset uns ihr nicht widerstreben, sondern helfen! Uebrigens, lieber Müller, arbeiten Sie, und wenn es auch nicht fort will; arbeiten Sie an Einem und am liebsten an lebendigen Geschäften, so klein sie sein mögen. Zum todten Buchstabenwerk kommen Sie zeitig genug; und ich wünsche, daß Sie nie dazu kämen. Auch Ihren Bruder haben die Buchstaben zu den Freuden des Lebens verdorben, wie mich nicht minder. Principiis obsta; es ist eine tödtliche, höllische, schwarze Kunst, zu der Ihre lichte Seele nicht geschaffen ist. . . . Den zweiten Theil meiner zerstreuten Blätter, an dem ich wie ein Armseliger stümpere, sollen Sie auf Ostern erhalten, vielleicht auch etwas mehr; nur noch keinen dritten Theil der Ideen, an den ist noch nicht zu denken, so oft mich mein Genius wie aus einer tiefen Wolke von innen daran erinnern möge. Der Geist ist willig, aber der Leib ist schwach — muß ich leider jetzt von mir sagen. . . . Leben Sie wohl, l. M.,

und haben Sie guten, großen, festen, reinen Muth. Nicht wenn das Leben Genuß, sondern wenn es Bürde ist, giebt es eine Pflicht zu leben, die wie alle Pflichten sich nur durch Uebung erhält und bewährt. Gott mit Ihnen, liebe Seele!" Gleich im nächsten Briefe lesen wir: „Was Sie von der Gelehrsamkeit sagen, ist bis auf Mark und Bein wahr; ich wollt' ich hätt' in meinem Leben keine Zeile drucken lassen. Das ist des Teufels Strick, wenn man ihn einmal am Halse hat, kommt man nicht davon los. . . . Einige Wochen ist unser ganzes Haus und ich selbst krank gewesen. . . . Mein Geist und Körper ist matt und krank, daß ich den Brief schließen muß, ohne ihn wie ich wollte zu endigen. . . . Boshart hat mir einen Brief geschrieben, den ich noch nicht beantwortet habe, weil ich mir selbst unterliege. Ist's Alter oder Krankheit, aber ich bin mir selbst wie ein Stein, wie ein Erdklos. Ich muß mich zu allem treiben und stoßen und komme doch nicht weiter. Nehmen Sie an mir ein Beispiel, was heraus komme, wenn man sich mit zu viel Sachen einläßt und den Kreis, worin es auch sei, um sich zu groß macht; er kann nicht enge und klein genug gemacht werden. Aber auch das ist ein Werk der Vorsehung gewesen; an ihrer Hand stehen oder in sich selbst sinken, ist gleich gut." Am 26. Juni 1786 übersendet die Herderin ein Exemplar der „Zerstreuten Blätter" und fügt hinzu: „Mein Mann kranket den ganzen Mai und Juni und seine Leber ist noch nicht viel besser. Ich selber leide an meinen Augen und Nerven, daß einen kleinen Brief schreiben mich krank machet. . . . Mein Mann hat seit Ostern die völlige Veränderung oder neue Einrichtung des Gymnasiums unter der Arbeit. Er geht täglich hin. Zwar ist dies nur ein Versuch. Etwas Neues oder Ganzes kann vor der Hand nicht werden. Indessen hat er einen eigenen Genuß an diesem lebendigen Geschäft und wenn er an Prima kömmt, wird er vielleicht selbst eine Stunde dociren. Diese reelle Freude ist ihm nur bis daher durch Unangenehmes verbittert worden, das seiner Gesundheit einen fatalen Stoß gegeben hat. Gott helfe uns alles Böse mit Geduld überwinden, Amen!" Am 4. Februar 1787 wünschen Herder's ihrem Freunde Glück zu seiner Verlobung und sie entschuldigt ihr langes Schweigen damit, daß „Ein Hauskreuz

nach dem andern mich verfolgte. Gott behüte Sie ja, ein solches Hauskreuz zu erleben! Meine Seele ist fast davon erdrückt. Mit Krankheit endigte sich das alte Jahr und mit Krankheit fing das neue an." Am 30. December 1787 meldet Herder die Geburt eines sechsten Sohnes: „auch Sie, unser alter Freund und Hausgenoß, sind unter den Pathen des Kindes aufgeschrieben. Nehmen Sie die Gevatterschaft so herzlich gut auf, als wir sie Ihnen darbringen; dies Band der häuslichen Freundschaft macht Sie auch in der Entfernung uns näher und bringt Sie in unsere Familie zurück . . . Ich bin diesen Sommer ziemlich krank gewesen, den Winter aber gesünder, als manche Winter vorher. Nur an meinen literarischen Winterschlaf, die Autorei, hat es noch nicht gehen wollen; der vierte Theil der Ideen soll Ostern fertig werden und ich sehe noch nicht wie? Ich stecke bis an den Hals voll von dem, was ich schreiben will, und komme nicht zum Schreiben; es soll bis zu 1400 ungefähr gehen; denken Sie, was das für ein Weg ist. Wünschen Sie mir Glück dazu; ich werde mich sehr freuen, wenn ich hinüber bin; alsdann liegt noch eine Höhe vor mir." Hierauf folgt eine merkwürdige Beurtheilung der Schriften des Bruders über den Fürstenbund und die Domcapitel, dann fährt Herder fort: „Es soll mich wundern, wie ihm mein vierter Theil der Ideen gefallen werde, da wir in Manchem so verschiedene Meinung haben. Mein Grundsatz aber ist's und bleibt's, „die Wahrheit so rein zu schreiben, als sie sich irgend nur für sein Zeitalter schreiben läßt," sonst lohnt sich's wahrlich nicht, die Feder zu rühren. Ach Gott, wenn ich zu meinem Buch Ihres Bruders Collectaneen hätte! wenn ich nur das Collegium hätte, woraus er uns hier in Weimar jenen Abend vorlas! — Leider, ich bin ein geistlicher Knecht, ein Sklave in elenden Geschäften, und muß mir zu alledem jeden Augenblick Lese- und Schreiberei erbetteln, erkaufen, erwuchern, erstehlen; dafür werde ich aber auch einmal in's Martyrologium kommen, und Ihr Menschen, denen es so wohl in der Welt ist, kommt nicht hinein."

Mir scheint, diese Aeußerungen Herder's und seiner Frau werfen ein ausreichend klares Licht auf das, was sein Leben bedrückte. Es sind keine ganz besonderen Umstände: die Last

äußerlicher Geschäfte, allerlei Krankheiten und Sorgen, wie sie in einer zahlreichen Familie selten ausbleiben, die Ermüdung eines zu stark angespannten Lebens; aber diese von Vielen empfundenen Uebel drückten auf die Natur Herder's mit besonderer Stärke. Es ist wohl nicht genug beachtet, wie außerordentliche Verhältnisse auf seiner Jugend lagen, daß er sehr viel schwerer als irgend einer seiner großen Zeitgenossen aus ganz elender, geistig und körperlich verkümmerter Existenz sich Bahn brechen mußte zur Möglichkeit des Lernens, daß er dann, kaum frei geworden aus trauriger Sklaverei, sich mit unerhörter Schnelligkeit aus dem Lernenden zum Lehrenden emporschwang, und erst im Sommer 1762 zum Beginn eigentlicher Studien gelangt, bereits im Januar 1765 jene schriftstellerische Laufbahn eröffnete, die ihn in wenigen Jahren zu einem in ganz Deutschland berühmten Manne machen sollte. Mit der Unwiderstehlichkeit einer Naturkraft durchbrach er alle Schranken, die ihn von seinem wahren Beruf trennten; heftig, leidenschaftlich, stürmisch stürzt er sich, sobald er frei geworden, zugleich auf die mannigfaltigsten Objecte des Denkens, Empfindens, Handelns; die Zukunft der Kirche und Schule behandelt er in kühnen Reformprojecten, während er sich zugleich in die ältesten Geheimnisse des Menschengeschlechts eingräbt. Man muß nur jenes wunderbare Reisejournal von 1769 lesen, um die wühlende Rastlosigkeit dieser vulkanischen Natur ganz zu empfinden. Nun aber weiß wohl Jeder, der einige Menschenerfahrung besitzt, was eine mit solchen Kämpfen erfüllte Jugend, ein so intensiv angespanntes Einsetzen der innersten Lebenskraft zum einsamen Dahinschreiten durch die weiten Räume der Geisterwelt der Seele für Züge einschneidet. Wie normal und ruhig verliefen die ersten zwanzig Lebensjahre z. B. Schiller's und Lessing's im Vergleich mit der gleichen Periode Herder's, in verhältnißmäßig wie engen, sicheren Kreis war ihre geistige Bewegung eingeschlossen! Niemand wahrlich kann sich wundern, diesen durch so convulsivische Anstrengungen empor geschleuderten Herder zu finden, wie wir ihn 1770 und 1771 in Straßburg und Darmstadt kennen lernen. Diese schroffe Reizbarkeit, diese leidenschaftlichen Ausbrüche, alle diese unliebenswürdigen Ecken sind das natürliche und nothwendige Ergebniß einer solchen

Entwickelung, die unvermeidlichen Schattenseiten einer solchen Natur.

1780 und 1781 allerdings scheinen sie wenigstens für das ungeübte Auge Müllers unsichtbar gewesen zu sein: er weiß nur von der freundlichen Milde Herders zu erzählen; auch in den freilich sparsamen Briefen aus dieser Zeit nehmen wir nichts anderes wahr. Aber es wäre eine Täuschung, zu meinen, daß der Grundzug dieser ruhelosen Natur durch eine freundliche Gestaltung der äußeren Verhältnisse mehr als verhüllt sei. Müller berichtet aus Herder's Munde die Worte: „Wenn ich etwas schreibe, so wach' ich und schlaf ich nie, des Nachts im Bett wälzt es sich in mir herum; ich bin immer wie in einem Traum." Die wohl nicht ganz correct wiedergegebene Aeußerung wird dadurch verständlich, daß sie die Thatsache einer übertriebenen Production erklären soll, in der er während eines einzigen Jahres die älteste Urkunde, die Erläuterungen zum Neuen Testament, die Philosophie der Geschichte und die Provinzialblätter geschrieben habe; durch diese Ueberanspannung habe er in demselben Jahr sein halbes Haar verloren. Diese Erfahrung scheint Eindruck gemacht zu haben. Wenn wir nach Herder's Angabe alle jene Werke in dasselbe Jahr (1773—74) rücken müssen, so entsteht für die nächsten fünf Jahre eine merkwürdig lange Pause, aus der nur einige kleinere Schriften zu verzeichnen sind bis auf die Volkslieder, in deren Sammlung er ja aber schon 1770 weit vorgerückt war. Die Uebersiedelung nach Weimar fällt in diese für Herder's Art auffallend große Ruheperiode, die dann aber mit dem Jahr 1780 ein plötzliches Ende findet. Von nun an folgen sich die größten und schwierigsten Arbeiten Herder's Schlag auf Schlag: die vier Bände Briefe über das Studium der Theologie, die zwei Bände vom Geist der ebräischen Poesie, die ersten drei Bände der Ideen zur Philosophie der Geschichte, die Gespräche über Gott, die ersten Sammlungen der Zerstreuten Blätter und der Palmblätter, Persepolis, die (wenigstens 1780 erst erschienene) Preisschrift vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaft, das alles drängt sich in die Jahre 1780 bis 1787 zusammen! Und daneben gehen nicht etwa nur die ermüdenden und zeitraubenden Amtsgeschäfte in gewöhnlichem Umfange her, sondern der bei-

spiellos schöpferische Schriftsteller ist zugleich praktischer Reformator in Kirche und Schule und schreibt u. A. für den Volksunterricht ein Buchstabier- und Lesebuch! [1]) Jedes Jahr finden wir den Ephorus in den Räumen des Gymnasiums und vernehmen aus seinem Munde eine jener klassischen Schulreden [2]), die ja wohl mit so vielem anderen für die Gegenwart kaum noch existiren. Und wie oft berichtet die Frau ihrem jungen Freund von ergreifenden Predigten des Mannes, die er hätte hören sollen.

Wenn wir uns diese Thatsachen vergegenwärtigen, so werden die Klagen seiner Briefe einen anderen Sinn erhalten; wir werden dann nicht in das Gerede von dem „immer unzufriedenen" Herder mit jener Beruhigung einstimmen, als hätten wir ein Recht, dem großen, gewaltig ringenden Manne über unmotivirte Launen den Text zu lesen, sondern mit herzlicher Theilnahme seinem Schicksale folgen. Wir begreifen, warum er das Buchstabenwerk verwünscht, das ihn athemlos aus einer großen Arbeit in die andere stürzt, den Teufels-Strick, den man nicht wieder los wird, wenn man ihn einmal am Halse hat. Wie ist er in seinem Recht über die „falsche Aufspannung" zu klagen und sich als warnendes Beispiel hinzustellen, was herauskomme, wenn man den Kreis seiner Thätigkeit zu weit ziehe. Schon Ende 1785 ist in Folge der maaßlosen Anstrengung seine Seele ohne Triebfeder und Nerv; aber an den „Ideen" und „Zerstreuten Blättern" muß ohne Rast fortgeschafft werden; der letzte Theil der ersteren soll schon zu Ostern 1788 er-

1) Der von Gödeke in diese Zeit gesetzte Katechismus Luther's gehört wohl in das Jahr 1797. Frau Karoline schreibt am 8. Januar 1798, der Katechismus ihres Mannes sei vor Weihnachten fertig geworden. [Vgl. Haym II, 564 ff. und Suphan's Ausgabe XXX, S. XXII f. 302 ff. 526 f.]

2) Bei denen man jedoch nicht vergessen darf, was Karoline Herder nach ihres Mannes Tode an Müller schrieb, daß wir nur Skizzen vor uns haben, die er in Wirklichkeit „vollständiger und andringender gehalten hat". Ebenso verhält es sich mit dem, was wir von seinen Predigten lesen. „Hier sind die zwei Predigten, schreibt sie am 5. Mai 1783. Es sind bloß Schattenrisse von dem, was er gesagt, und ich sehe zu deutlich, daß mein Mann kein Predigtenschreiber ist. Es quillt zu sehr aus seiner Brust und Herzen, als daß er sich nachher kalt hinsetzen und das wiederkauen könnte." [Vgl. Haym II, 340 ff. 360 ff.]

scheinen: in Wahrheit kommt er erst 1791, nach der italienischen Reise. Ende 1787 ist die Kraft erschöpft. Es tritt eine zweite lange Pause ein, welche bis 1793 reicht.

Und dieses Mal findet der den Funfzigen Nahe die Kraft des Körpers und die Frische des Geistes nicht wieder. Als er im Jahre 1788 von dem Domherrn Fritz v. Dalberg den Antrag erhält, mit ihm eine Reise nach Italien zu machen, ist, wie die Frau an Müller schreibt, „die Nothwendigkeit Ort, Klima und Gegenstände zu verändern auf's Höchste gestiegen". Am 9. Juli 1789 kehrt er zurück. „Er ist guten Humors, schreibt sie, und seine Seele ist, wenn ich so sagen darf, weiter und allgemeiner geworden. Seine Gesundheit ist gut." Der ganze im Herbst 1789 geschriebene Brief, worin Beide ausführlich über die verschiedensten Dinge berichten, macht einen sehr erfreulichen Eindruck. Nun aber tritt langes Schweigen ein. Vier Briefe Müller's, in deren einem er den Tod seiner Mutter meldet, bleiben ohne Antwort. Endlich den 4. April 1791 schreibt sie: „Ich kann mir's fast nicht verzeihen, lieber uns unvergeßlicher Freund, daß ich nicht schon lange Ihnen geschrieben habe, da mein Mann so gar nicht dazu kommen kann, und jeder Ihrer Briefe uns ja wie ein Engel der Jugend, ein Andenken glücklicher Zeiten erscheint, uns erquickt, ermuntert und beinahe verjüngt, wenn's mir vergönnt wäre. So kam Ihr lieber Brief im Herbst und erinnerte so freundlich an die Ideen[1]); es geschah was Sie wünschten, guter, treuer! Die

1) Da dieser Brief das damalige Verhältniß Müller's zu Herder deutlich zeigt und thatsächlich den entscheidenden Anstoß zur Fortsetzung der „Ideen" gegeben hat, so kann ich mir nicht versagen, ihn wenigstens zum Theil hierher zu setzen. „Schaffhausen 30. August 1790. Liebster Vater und Gevatter! Es liegt mir schon lange etwas auf dem Herzen gegen Sie, und ich mache mir Vorwürfe, daß ichs nicht längst gesagt. Es betrifft die Fortsetzung des ersten, größten und besten Ihrer Werke, der Ideen zur Philosophie der Geschichte. Ich nehme kein Blatt vor den Mund, und will Sie rühmen nach bestem meinem Vermögen. Ihre Schriften alle, liebster Herder, sind über unsere Zeit erhaben, Sie werden Ihre beste Wirkung nicht erleben; aber wenn einst der Strom der Zeit die unzähligen Schwätzer, Frömmler, Schöngeister, Kantianer, Wolfianer rc. rc. weggespült hat, werden Sie überbleiben und der Lehrer unserer Enkel werden. Es ist kaum Eine, wo nicht eine große, neue Idee, eine allanwend-

Hälfte des vierten Theils ist fertig, der Druck wird angefangen und soll zu Ostern fertig sein. Dies vorläufig auf Ihre Aufmunterung dazu, die nur von einer Engelsseele so und zur rechten Zeit kommen konnte. Seit dem Mai des vorigen Jahres wissen Sie nichts von uns. (Das ist ein Irrthum, wie angegeben.) Die Krankheit meines Mannes, die er im April gehabt hatte, ward so ganz irre behandelt, daß er den ganzen Sommer und Herbst Curen brauchen mußte. In solchem Zustand hat man nun nicht Lust zu schreiben. Er ward noch um so drückender, da der Präsident nicht hier war und alle Geschäfte auf meinem Manne lagen. Ich konnte aus andern Ursachen nicht schreiben; ich kam den 21. August mit einem

bare notio directrix wenigstens zu den wichtigsten Wahrheiten vorgetragen würde. Ich bin Ihnen das Zeugniß schuldig, so viel und mancherlei Bücher aus allen Zeiten ich schon gelesen, so kehre ich doch zu keinen lieber zurück als zu den Ihrigen, und ich finde mich für jedesmahl erhoben, gestärkt und wie mit Balsam wohlthätig erquickt. Nicht daß ich blind wäre! In den älteren zumahl mißfällt mir oft der Vortrag: hingegen in den Ideen — ich bin stolz darauf ihren ganzen Werth zu fühlen! — finde ich alles in der schönsten Vollkommenheit. Sie sind die edelste Efflorescenz Ihres ächt Platonischen Geistes und Ihrer schönen liebenswürdigen Seele.... Ich weiß, Sie kennen mich, wie fern ich von Schmeichelei bin, es geht mir von Herzen und ich kann mich nie satt genug darüber reden. Meine besten Freunde in der Schweiz sind ganz darüber einig, hauptsächlich die welche nicht fromm sind.... Und nun dies Buch, dessen sich keiner der großen Alten schämen würde, dies Buch, das einst in fremden Welttheilen und unter ungebohrenen Geschlechtern Epoche machen wird, diesen Schatz von Gelehrsamkeit, Philosophie, Poesie und von den höchsten reinsten menschlichsten Empfindungen wollen Sie unvollendet lassen? aus welchem Grunde? Gewiß nicht darum, weil es undankbar ist aufgenommen worden? Gegen eine Recensentenstimme, die an Ihren Lorbeeren rupft, sind hundert stillere, die sich an Ihrem Lichte wärmen, hunderte, in welchen durch Ihren Dienst die Blüte der Humanität sich entwickelt zu tausendfältigem Segen für alle, die um sie sind. Gewiß nicht darum, daß die Nachwelt Ihren Verlust desto besser fühle! O nein, so grausam sind Sie nicht! Sie wird ihn genug fühlen, wenn sie die ebr. Poesie, die Literaturfragmente, die theol. Briefe unvollendet bekömmt. Würden Sie, liebster Papa! nicht unwillig, wenn Sie von Plato, Aristoteles und Xenophon lauter halbvollendete Werke hätten? Vollenden ist das schönste, was der Sterbliche thun kann, und was ihm das Vergnügen des Schöpfers mittheilt, da er alles gut sah."

Sohne nieder, der Rinaldo heißt. Die Stelle Ihres [im Frühling 1788 gestorbenen] Pathen Alfred ist durch ihn ersetzt; er ist unsere einzige Freude und Liebe, dies zarte, verständige Gebildchen, ein wunderbar ähnlicher Abdruck seines Vaters. So haben wir nun sechs Söhne und eine Tochter und die heilige Zahl ist voll. In mütterlicher Pflege um den Kleinen und Sorge über meine eigene Gesundheit ist mir der Winter entflohen, und so flieht mir jeder Tag und nimmt mir jeder Tag von meinem inneren und äußeren Menschen. Ach die glücklichen Zeiten sind vorbei. Alles bleibt nur unter Wunsch, Hoffnung und Vorsatz. Sie sind glücklich, lieber Müller, daß in Ihrer Sehnsucht nach Arbeit Sie die Natur anweht und Sie ihren Athem empfangen und sich erheben können. So wohl wird's uns nicht — oder vielmehr, ich ersticke das Gefühl wo ich kann, damit es mich nicht nach einem Tröpfchen Labung verlange." Was Herder selbst hinzufügt, klingt nicht viel tröstlicher. „Mein Gemüth ist so niedergeschlagen, daß ich mich selbst mühsam suche und immer noch nicht finde . . . Habe ich's Ihnen geschrieben oder nicht, daß seit meiner Rückkunft ich Vicepräsident im hiesigen Oberconsistorium bin? Der Präsident ist seitdem fast immer krank gewesen; also auch die Verwaltung dieser z. Th. rechtlichen Geschäfte hat mein Gemüth etwas gedrückt, wozu aber noch viel anderes gekommen ist, das mir, so zu sagen, meine jugendliche Etourderie fast ganz geraubt hat." Aus einem Brief vom 13. November erfahren wir, daß der Präsident wieder krank ist und Herder wegen der Menge ihm daraus erwachsender Amtsarbeiten seit Wochen nicht dazu kommen kann, Müller den vierten Theil der Ideen, an dem er bis Ende September zu schaffen gehabt habe, mit einem Brief zu senden. Am 14. Mai 1792 schreibt Karoline: „Mein Mann hatte den ganzen Herbst so überhäuft viel Amtsarbeit, die denn auch die schlimmsten Folgen hatte. Er wurde im December schon krank und hatte an einer spanischen Fliege den ganzen Januar zu leiden. Kaum war diese geheilt, so bekam er die Gicht mit schmerzlichsten Krampf in der Hüfte und rechten Bein; er war einige Tage in großer Gefahr. Das Uebel ist so complicirt mit Leber und Hämorrhoiden, daß die besten Mittel und Aerzte nicht helfen konnten. Kurz er kann

sich nicht gerade aufrichten und kann nur wenig gehen auf dem kranken Fuße."

So rasch sich wiederholende Krankheitsanfälle konnten natürlich nicht ohne dauernde Wirkung bleiben. Dazu kam nun aber als besondere Calamität die Last geistlicher Verwaltungsgeschäfte. „Kund und zu wissen seie es auch zugleich hiemit, schreibt Herder den 13. Mai 1793, daß ich die Musen beinahe abgedankt habe. Seitdem ich Oberconsist.-Vicepräsident bin, gebe ich Bescheide, Resolutionen, Auflagen, Weisungen, mache unterthänigste Berichte, freundliche Communicate oder Communicationsschreiben, vor allen Dingen aber stattliche Rescripte, halte Termine, trenne Eheverlöbnisse und Ehen, erkläre sie für null und nichtig, hebe sie quoad vinculum, oder zu Tisch und Bett auf, mache Regulative u. s. w. Auch meine Briefe über die Humanität habe ich protokollmäßig auf gebrochene Seiten in klein Folio geschrieben. Also wissen Sie, was Sie mir zu erwarten haben. Um Gottes Willen nichts für Ihre Serena[1]), es sei denn in nomine amicabilis compositionis zum Vorhalt, Vernehmung und nach Befinden weiterer Verfügung." Uebrigens zeigt ihn uns dieser sehr ausführliche, bis zum 15. Juli fortgesponnene Brief nicht nur in guter Laune, sondern auch in mannigfaltiger Thätigkeit und regstem Interesse. Der Freund hat auf seinen Rath eine Sammlung von Selbstbekenntnissen unternommen: dafür giebt er ihm nun eine Fülle von Rathschlägen, in denen uns wieder die merkwürdig umfassende Gelehrsamkeit des Mannes entgegen tritt. Auch literarisch ist

1) Müller arbeitete damals neben den „Bekenntnissen merkwürdiger Männer von sich selbst" an den „Unterhaltungen mit Serena", von denen die beiden ersten Bände 1793 erschienen. Müller, dem Herder geweissagt hatte, er werde ein Prophet des weiblichen Geschlechts werden, unternahm in diesem Buche den sehr löblichen Versuch, den Frauen eine gesunde Geistesnahrung zu bieten. „Es schmerzte und erzürnte ihn", sagt sein Biograph [Stokar 162], „wenn er sah, wie Frauen und Jungfrauen ihre edle Zeit mit Romanleserei oder leerem Geklatsch verbrachten und dadurch für edle hohe ernste Gedanken unempfänglich wurden." Dem entgegen zu arbeiten schrieb er die Serena. „Seine reiche Belesenheit und der feine Sinn für das Zarte, Reine, im besten Sinne Weibliche, der ihn auszeichnete, bot ihm reichen Stoff für seinen Zweck dar", und so wurde das Buch von allen Müller'schen Schriften die bekannteste: 1856 erschien eine vierte Auflage.

er wieder in größerer Bewegung; neben den Humanitätsbriefen beschäftigt ihn der letzte Theil der Zerstreuten Blätter, auch hat er wieder eine theologische Abhandlung geschrieben über die Gabe der Sprachen. Aber die Last der Verwaltungsgeschäfte läßt ihn zu dem, was er am liebsten möchte, nicht kommen. „Nach dem dritten Theil der ebräischen Poesie verlangt mich oft sehnlich", schreibt er am 15. November, „vorzüglich des Jesaias und einiger seiner Collegen wegen. Aber woher Zeit, mein Lieber? Ich habe mancherlei im Sinne, ich möchte zuweilen nichts als schreiben. Es sind, seit ich nicht mehr predige[1]), die einzigen Stunden, in denen sich der Geist wirkend fühlet. Außer der theologischen Schrift, die unter der Presse seufzet, liegen noch zwei im Pult, alle zum neuen Testament gehörig. Zwei andere, die Folge jener, liegen mir im caput, aber ohne Vulcans Axt kommen sie schwerlich heraus." Immerhin fügt er hinzu: „Zwei Theile der Humanität bekommen Sie Ostern und da wird der Herr gewiß sagen, „ich habe mich wiederholet". Solcher Gestalt aber glauben Sie, daß Sie Se. Majestät der König Philippus und ich höchst deroselben unterthänigster Anschreier bin: ἄνθρωπος εἶ Φίλιππε." Aber der Winter drückt wieder gewaltig. „Könnten wir nur, seufzt Karoline am 31. März 1794, einige Wochen in einer schönen Schweizergegend mit Ihnen Beiden verleben! Es ist mir oft sehr düster und gedrückt hinter unserer Kirche und ich sehne mich nach einer Gegend, die meinen schwachen Körper und meine kranke Seele erquicken könnte. Zu einer Einsiedlerin in einem einsamen Thale hätte ich die größte Lust." Er aber klagt in demselben Briefe: „Uebrigens weiß ich nichts zu schreiben. Meine Seele ist so bedrückt und in der Enge, daß ich ohne Worte den 130. Psalm bete." Und nachdem er den lebhaften Wunsch nach

1) Diese Worte genügen, die im Eingang erwähnte Hettner'sche Meinung zu widerlegen. Wenn Herder über seine geistlichen Berufsgeschäfte klagt, so meint er damit lediglich die äußeren Verwaltungsgeschäfte, das Actenwesen. Die eigentlich geistliche Wirksamkeit war ihm bis zu seinem Ende theuer. Seit 1796 predigte er auch wieder öfter. Hätte Herder so gestanden, wie Hettner meint, so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß er dann 1789 den Ruf nach Göttingen angenommen haben würde.

Herstellung des Friedens ausgedrückt: „In meinem Gemüth bin ich jetzt, ich möchte sagen, unendlich einsam.“

Müller erhielt damals die erste Gelegenheit, Herders thätig dankbar zu werden. Ihr ältester Sohn studierte in Jena; ein zweiter war eben als Oekonom auf eine preußische Domäne gekommen und ein dritter, Wilhelm, sollte Kaufmann werden. Diesem nun hatte Müller zu seiner weiteren Ausbildung in den modernen Sprachen einen Platz in der französischen Schweiz verschafft, ihn auf der Durchreise freundlich bei sich aufgenommen und dem Vater über den Charakter, den Stand der Bildung des Sohnes eingehend berichtet. Dafür spricht ihm Herder am 12. Mai 1794 seinen herzlichsten Dank aus und die Hoffnung, die Vorsehung werde das Kind ferner wohl leiten. „O wie wenig können Eltern, Lehrer u. s. w. thun, ja wie viel thun sie zu schaden und zu misleiten. Die große Hand muß endlich in's Spiel kommen, zurecht zu rücken und den Weg zu zeigen.“ Dann fährt er fort: „Nun noch ein Wort von mir. Quam longe disto ab ego, möchte ich sagen; o, wie verändert bin ich und wie hat sich die Lage der Dinge um mich verändert, in der Sie mich sahen! Fast keine Gestalt ist mehr dieselbe, fast kein Verhältniß. Und ich selbst kenne mich in Vielem selbst nicht mehr. Ich bin erschöpft, angestrengt, leer, voll Sorge, ohne inneren Trieb u. s. w., habe auch fast keinen anderen Trost, als daß ich nicht daran denke, wenn mich nicht die Gedanken beim Schopf ergreifen. Gott wende und kehre alles zum Besten! Er wird's meiner Kinder wegen thun; er wird sie nicht verlassen, noch versäumen. Vielleicht hilft er auch mir noch auf. Wir wollen hoffen und erwarten, denn „aus der Nacht bricht Morgen“. Hier haben Sie einige Gedichte, die mich in den Mitternächten zuweilen sehr erquickt und gestärkt haben.“

Diese Worte bedürfen keiner Auslegung: sie zeigen uns einen körperlich, geistig und gemüthlich in gleicher Weise Ermatteten. Nur längere Ruhe, Befreiung von den niederdrükkenden Schreibereien, belebender Verkehr, Erleichterung der Sorgen hätten Genesung bringen können; von dem allen wurde Herder das Gegentheil beschieden. Statt in Gottes Namen die literarischen Arbeiten, die freilich, seit er nicht mehr regel-

mäßig predigte, seine einzige Freude waren, noch länger ruhen zu lassen, trieb er einen müden Kopf zu immer neuen Productionen. Die Literaturgeschichte wird es bei der Beurtheilung derselben schwerlich in Anschlag bringen, daß er eben schreiben mußte, um den Aufwand für drei, bald vier, außerhalb des elterlichen Hauses ihrer Ausbildung nachgehende Söhne bestreiten zu können; aber wenn es sich um die Würdigung des Menschen Herder handelt, darf doch diese harte Noth des Lebens bei ihm so wenig außer Anschlag bleiben, wie bei Lessing, Schiller oder Wieland. Die Consistorial-Sklaverei dauerte bis an sein Ende unverändert fort. Weimar war Herders längst verleidet. Gewiß nicht ohne ihre Schuld. Aber wenn wir in den Schulreden wieder und wieder von der vollständigen Gleichgültigkeit nicht nur des Publikums gegen die wichtigsten Reformen des Unterrichts lesen, sondern auch die Klage durchtönen hören, daß die obersten Staatsbehörden für diese Dinge ebenso wenig Sinn hatten, eine Klage, welcher nach seinem Tode die Wittwe scharfen Ausdruck gab[1]); wenn wir bedenken, wie er der Geistlichkeit 1776 durch den Herzog und Goethe aufgenö-

1) Sie schreibt an Müller den 22. Juni 1805 bei Uebersendung der Schulreden, er werde daraus sehen, wie sehr Herder die Bildung der Jugend am Herzen gelegen. „Die zweckmäßigste Einrichtung hiezu noch vor seinem Ende zu gründen, war sein heißester Wunsch. Ach, hiezu war nur weniges Geld nöthig, und niemand reichte es her. Denken Sie sich seine Geduld vom ersten bis zum letzen Jahr, wo der Herzog und seine Rathgeber die Schulen als die untauglichsten Einrichtungen ansahen. In dieser langen Zeit von 27 Jahren hat er bloß durch Einziehung einiger Pfarrstellen und durch einen geringen Beitrag der Landschaft und des Herzogs einen Fonds gewonnen, durch den die Lehrer am Gymnasium und auf dem Lande in ihrer drückenden Armuth verbessert worden sind. In dem Convolut, seine Amtsführung betreffend, finden Sie Vorschläge, wie sehr er die Anstellung eines neuen Professors wünschte, im Jahre 1797. Jetzt, ein Vierteljahr nach seinem Tode, wird der junge Voß zum neuen Pofessor gemacht. Ich darf nicht daran denken, wie sehr man ihn und das Gute, das er gewollt hat, vernachlässigt und ihn zu Tode gekränkt hat!" Von und an Herder III, 338 f. Die Art, wie Düntzer die Briefe der Wittwe an Müller zusammen geschoben und excerpirt hat, kann schwerlich gebilligt werden. Eine Menge der bedeutendsten Stellen sind weggelassen, viele Briefe fehlen ganz. Ich werde im Folgenden Gelegenheit haben, einiges daraus mitzutheilen.

thigt war, von Müller im Herbst 1780 hören, daß „noch fast Alle in Weimar ganz gewöhnlich orthodox predigen", dann bei vielfachen Gelegenheiten erfahren, daß seine Reformen im Consistorium durchweg auf hartnäckigen Widerstand stießen; wenn wir das Alles erwägen, so begreifen wir doch, daß auch in den Verhältnissen sehr Vieles lag, was den ruhigsten, gleichmüthigsten Mann verstimmt haben würde. Und welcher Billige möchte nun von einem Mann wie Herder fordern, daß er neben all seinen großen Eigenschaften, neben seinen hohen Gedanken für Hebung von Kirche und Schule auch noch die kleine, aber freilich so wichtige Klugheit besessen hätte, welche in engen Verhältnissen für ein erfolgreiches Wirken unerläßlich ist. In einem bisher nicht bekannten Briefe vom 14. März 1807 schreibt die Wittwe an Müller: „Er besaß nun einmal nicht die Weltklugheit, seine Vorsätze so lange zu verbergen, bis er die Mittel und Werkzeuge dazu präparirt und in Händen hatte. Seine Aufrichtigkeit in Mittheilung seiner Pläne, ehe ein gewisses Terrain dazu da war, gab dem Neid und der List Zeit genug, das Beste zu vereiteln. Freilich war's nur in Weimar möglich, ihn auf diesen Grad so mannigfaltig und so bitter zu kränken."

In allen Aeußerungen der Herderin über die Weimar'schen Verhältnisse finden wir einen auffallend schroffen und herben Ton. Sie war eine bedeutende, durch Verstand und Charakter gleichmäßig hervorragende Frau und mit ihrem Manne durch die innigste Liebe, durch eine seltene Gemeinschaft aller Bestrebungen verknüpft. „Er hat mir", schreibt Müller über seinen ersten Besuch in Weimar, „noch in der letzten Viertelstunde, da ich ihn sah, mit Rührung gesagt, seine Frau habe ihn zum glücklichsten Menschen auf Erden gemacht. Schon so viele Menschen habe er gekannt, aber es sei mit allen nichts, sie sei seine Treue." Die ganze Correspondenz mit Müller ist ein einziger Beweis dafür, daß diese mit so großer häuslicher Last beladene Frau allen Arbeiten und Interessen ihres Mannes mit einer Lebendigkeit und einem Verständniß folgte, wie es unter ähnlichen Umständen gewiß nur sehr selten vorgekommen ist. Es entspricht der strengsten Wahrheit, was sie Müller in einem Brief vom 30. Oktober 1804 schreibt: „Wenn Sie in meinen Briefen Stellen finden, die ein allgemeines Interesse

haben, so sind's jedesmal seine Gedanken, die er mir mitgetheilt und die ich Ihnen wieder erzähle. Verändern sie also nur meinen Styl in den seinigen! Es gehört alles sein, was ich sage und schreibe. Inniger können wohl zwei Seelen nicht mit einander gelebt haben." Aber dieses innige Zusammenleben, wie sehr es Beide förderte und hob, unterwarf auch so zu sagen Beide demselben Verhängniß. Wenn ihn etwas drückte oder verletzte, so war sie in seine Empfindungen so durchaus verflochten, daß sie dieselben, statt zu mildern, abzuleiten, was doch der schöne Beruf der Frau sein sollte, verschärfte. Handelte es sich um schwierige Fragen der Forschung, in denen nur eine hohe wissenschaftliche Intelligenz zum Urtheilen berufen war, so stellte sie sich mit ihrem warmen Herzen auf seine Seite und wußte doch ihre subjektive Parteinahme mit so viel scheinbarer Objetivität zu motiviren, daß sie nicht nur seinem Gefühl wohl that, sondern seinen Verstand einnahm. Eine lebhafte, ja leidenschaftliche Art, alles zu ergreifen, war ihm eigen; die warme Energie, jedes Objekt mit seinem ganzen Wesen, mit ungetheilter Seele zu durchdringen, bildete seine vornehmliche Stärke; in ihr lag aber von selbst die Gefahr, das subjektive Element übermächtig werden zu lassen in der Erkenntniß wie im Handeln, im Urtheilen wie im Empfinden. Es ergiebt sich von selbst, wie verhängnißvoll da das Hinzutreten einer Frau werden konnte, welche mit derselben Energie, mit derselben Art, den ganzen vollen Menschen in allen wichtigeren Momenten einzusetzen, ausgestattet war. Diese Verbindung zweier wesentlich gleichgerichteter Individualitäten erzeugte eine potenzirte Kraft der Bewegung, aber auf falschen Bahnen so gut wie auf richtigen. Sie erzeugte eine imposante Geschlossenheit der sittlichen und geistigen Haltung, festigte jenen herrlichen Muth, mit dem Herder stets bereit war, auch im feindseligsten Wirbel des Zeitstromes die Fahne seiner Ueberzeugung aufzupflanzen, ganz unbekümmert darum, wie die Welt darüber schreie, jene wahrhaft religiöse Hingebung an die Wahrheit, welche bei ihrem Bekenntniß von Rücksichten auf die eigene Person nichts wußte. Aber ein wenig anders gewendet, verwandeln sich alle diese großen Eigenschaften Herders in eben so viele Quellen unerquicklicher Verwirrungen, die Charakterstärke in unnöthige Schroff-

heit, die Gefühlswärme in krankhafte Reizbarkeit. In der menschlichen Natur, namentlich in der hochbegabten, liegt ja Gutes und Uebles so nah an einander, daß oft ein leiser Hauch genügt, die Keime des Trefflichsten zu sehr häßlichen Gestalten empor zu treiben.

In der Periode von Herder's Leben, um welche es sich jetzt handelt, fügte es sich nun, daß die Frau noch mehr als er von körperlicher und geistiger Uebermüdung heimgesucht wurde. Jeder ihrer Briefe aus den neunziger Jahren trägt davon die deutlichsten Spuren. Nach der Geburt des jüngsten Sohnes war ihre frühere Rüstigkeit auf lange gebrochen, und dabei beanspruchte die große Familie ihre Thätigkeit in immer höherem Maße. Sie verlangt nach nichts als Ruhe und Stille, und für sie giebt es nur immer neue Anspannung, neue Sorgen. Denn die Erziehung der Kinder, auch der heranwachsenden Söhne ruht wesentlich auf ihr; das schwierige finanzielle Departement ist ganz ihrer Verwaltung anvertraut. An die Bestrebungen des Mannes mit ganzer Seele geknüpft, ihm auf alle Wege zu folgen gewöhnt, nimmt sie sein Erlahmen mit tiefstem Schmerze wahr, der dadurch nur wachsen kann, daß sie in sich nicht mehr die Kraft fühlt, ihn zu stützen. Aber dieser Schmerz kann in dieser energischen Natur nicht weiche Ergebung werden; er kehrt sich mit scharfen Anklagen gegen die äußeren Umstände, gegen diese und jene Person, welche an des Mannes trauriger Lage die Schuld tragen soll; er spornt zugleich die müde Natur zu immer neuen Anstrengungen an, wodurch dann der Ton des Innern immer schärfer werden muß. Vom Anfang unserer Correspondenz an erscheinen die Beiden in ihren Aeußerungen über Personen und Dinge so, daß sie viel schroffer, schonungsloser spricht als er. Freilich sind es ja, was wir nie vergessen dürfen, die vertraulichsten Briefe, in denen sich die momentanste Stimmung arglos gehen läßt; aber so unverantwortlich es deshalb sein würde, für ein so abgegebenes Urtheil irgend welche Rechenschaft fordern zu wollen, oder es gar, was doch so häufig unbewußt geschieht, auf gleiche Linie mit dem gedruckten Worte zu rücken, das geheimste Seelenleben kommt eben deshalb, nicht etwa in vereinzelten Ausdrücken, aber in dem durchgehenden Ton zum Vorschein.

Man sieht, Frau Karoline war in keiner Weise geeignet, die Noth ihres Mannes in der fraglichen Richtung zu lindern, sie mußte vielmehr seiner gesammten Existenz eine verschärfte pathologische Farbe geben. Und fragen wir nun, ob es in Weimar denn sonst keine freundlichen, heiteren Elemente gab, um dieses verdüsterte Dasein aufzuhellen, so werden wir auf den schlimmsten Punkt geführt. Herder scheint sich am Hofe Karl August's nie sehr behaglich gefühlt zu haben. Im Oktober 1780 äußerte er zu Müller, er habe keinen Wunsch, als vor seinem Ende noch in Ruhe zu kommen und seine Tage in Frieden zu beschließen, auf dem Lande, fern von Fürsten [1]). Von den kleinen deutschen Höfen und Residenzen theilt er ungefähr das scharfe, unbedingt verwerfende Urtheil seines Freundes Knebel. Selbst in seinen Schulreden betont er die üblen Einflüsse der kleinen Residenz öfter mit auffallendem Accent. Dazu kam, daß ihm die ganze Localität, die Menschenart gar nicht zusagte. „Die Obersachsen", schreibt Müller in dem vielerwähnten Bericht, doch offenbar aus Herder's Munde, „die Obersachsen sind ein nervenloses und mattes Volk, und alle Mühe vergebens, wie wenn man aus einen Apollo bilden wollte. Die Niedersachsen sind um Vieles besser. Unter den Herren Geistlichen herrscht ein wahrer Pharisäismus. Anfangs wollte sich Herder viel mit ihnen abgeben, aber er sah, daß schlechterdings nichts auszurichten; nun läßt er sie gehen." Ganz Thüringen findet vor Herder's Augen wenig Gnade. „Was sie uns", schreibt er den 30. December 1787, „von Ihrer Reise in Ihrem letzten Briefe schrieben, hat uns sehr ergötzt; in einem Lande läßt sich doch noch wohnen und leben. Aber in Thüringen? Ich will nächstens einen physischen Beweis schreiben, daß Thüringen in keinem der sechs Schöpfungstage erschaffen sei, von denen Gott sagte, daß in ihnen alles gut gerathen sei; das ganze Land ist von späterem Dato und unser Ettersberg

1) Aus den Briefen ließen sich eine Menge Belege beibringen für beider Herder's Abneigung gegen das Hofleben. So schreibt sie zu einer Zeit, wo ihr Mann auf dem besten Fuße mit dem Herzog stand, im Herbst 1785: „Wir haben diesen Sommer ziemlich wohl gelebt. Der Hof war Juni und Juli abwesend in Eisenach zum Landtag gewesen und es ist Jedermann hier wohl gewesen."

das letzte Anspülsel der erschöpften Erde.“ Aehnliche Aeußerungen kehren öfter wieder.

Unter diesen Umständen war das innige Verhältniß, welches sich seit 1782 zu Goethe herstellte, das größte Glück Herders. Karoline, die noch im August 1782 so schonungslos über den „Herrn von Goethe“ geurtheilt hatte (Gelzer S. 99), schreibt ein Jahr später: „Er ist und bleibt ein edler Mensch, und man muß ihn lieben.“ Einige Monate darauf berichtet sie von angenehmen Abendstunden mit Goethe und Frau v. Stein und bemerkt: „Unser Horizont fängt an heller, sanfter und ruhiger zu werden. Goethe ist herzlich gut gegen meinen Mann, und diese Gemüthsverfassung ist beiden Balsam auf's geknickte Herz — denn Goethe leidet noch mehr als mein Mann.“ Am 12. December 1784 heißt es: „Göthe macht uns je länger je glücklicher durch seine große Seele und sein brüderliches Herz; dies ist neben unserm lebendigen Reichthum im Haus das Beste, was wir haben.“ Ungefähr ein Jahr später schreibt sie in demselben Ton: „Goethe war mit in Eisenach, den haben wir aber sehr vermißt; er ist uns jetzt das Liebste, was wir hier haben.“ Noch herzlicher äußert sie sich im Februar 1787: „Daß unser Goethe in Rom ist, wissen Sie. Er ist dort sehr glücklich und hatte diese Erholung seines Geistes nöthig. Wie einsam sind wir aber seit seiner Abwesenheit! Unser ganzes Leben theilten wir nur mit ihm und wußten's nicht anders, da er auch so mit uns lebte. Er ist einer der wenigen Sterblichen, der die Weisheit des Lebens gelernt und mit dem man so gern Eines Trittes den Weg wandelt.“ Aus anderer Quelle wissen wir, daß sich Goethe während Herder's italienischer Reise der Frau auf das freundlichste annahm; als im Frühling 1789 der abermals wiederholte Ruf nach Göttingen eine große Krisis brachte, in der wesentlich Frau Karoline für Weimar entschied, berichtet sie dem Freunde: „Goethe hat sich auch jetzt wieder als unser treuester Freund gezeigt“.

Hätte dieses Verhältniß dauern können, so würde Herder nie so tief in Bitterkeit versunken sein, wie es seit der Mitte der neunziger Jahre geschah. Aber in den Naturen beider Männer und in vielen äußeren Umständen lagen Trennungsmomente, welche sie langsam, aber unaufhaltsam auseinander

rückten und schließlich sogar scharf gegeneinander stellten. Goethe konnte unmöglich an der Stimmung des Herder'schen Hauses, wie sie sich in den vorhin mitgetheilten Briefen ausspricht, Freude finden, und wenn wir ihn auch noch lange an den alten Freund vertrauliche Worte richten hören, so spüren wir doch, daß er ganz leise ferner rückt. Herder seinerseits war von manchem in und an Goethe seit der Rückkehr aus Italien unangenehm berührt. Das Verhältniß zur Vulpius konnte ihn unmöglich freuen; die ganze Sinnesart Goethe's in diesen Dingen war ihm fremd. Und je mehr Krankheit und Geschäftslast ihn in sich zurückführten und zu strengeren Urtheilen disponirten, desto weniger fühlte er sich aufgelegt, über die Schwächen des Freundes schonend wegzusehen. Mit jedem Jahr verschärft sich in den Briefen an Müller das Urtheil über den Ton der Weimar'schen Gesellschaft, über „den Ton unserer großen Geister". Die Eltern halten es im Herbst 1794 für nöthig, auch ihren Sohn August nach der Schweiz zu schicken, um ihn den üblen Einflüssen Weimars zu entrücken; eben diesen August hatte Goethe nahe an sich gezogen. Aber Karoline findet, daß in dem Kreis, in dem ihr Sohn so gerne gewesen, ein „ganz anderer Geist herrsche als des Vaters Gesinnungen". Eine streng sittliche Auffassung des Lebens, die auch in Herder's Schulreden immer nachdrücklicher, gelegentlich, wie dann das wohl ihre Art ist, auch mürrischer hervortritt, hat ihn thatsächlich schon von Goethe's künstlerischer Weltanschauung geschieden, als sie äußerlich noch auf dem früheren Fuß neben einander hergehen.

Diese Scheidung zu beschleunigen und zu verschärfen konnte nichts geeigneter sein als die in eben dieser Zeit sich bildende Freundschaft zwischen Goethe und Schiller. Denn ganz abgesehen davon, daß neben diesen beiden ein dritter von Herder's Bedeutung überhaupt keinen Raum hatte, so gab es zwischen Herder und Schiller eigentlich nichts als Gegensätze. Der weite Horizont des Goethe'schen Genius umfaßte auch das, was Herder eigenthümlich war; Goethe konnte mit ihm manches Jahr innige Freundschaft pflegen, wie Herder bei Goethe immer eine Menge Punkte traf, durch welche er sich warm angezogen fühlte. Schiller ist die Herder'sche Natur sicher immer ganz

fremdartig erschienen, und auf der anderen Seite mußte sich Herder durch Alles, was Schiller charakterisirte, abgestoßen fühlen. So sehr er das Griechenthum liebte, so fern stand er dem ausschließenden Hellenismus Schiller's; so energisch er das Christenthum mit der rein menschlichen Entwickelung der Geschichte in Einklang zu bringen strebte, so nachdrücklich behauptete er es als ein unentbehrliches Moment dieser Entwickelung, wovon Schiller nichts sah. Arbeitete der Eine immer auf die deutlichste Präcision des Begriffs und die schärfste Absonderung in Erkennen und Sein, so lebte der Andere in der weitesten Totalität und betonte das Zusammenstimmen von Denken, Empfinden und Handeln. Der Eine gab nichts in die Oeffentlichkeit, das er nicht mit der feinsten Feile behandelt, der Andere schüttelte namentlich in den neunziger Jahren mehrfach ein recht locker gefügtes, flüchtig gedachtes und noch flüchtiger ausgeführtes Material in seinen weiten, formlosen Sammlungen aus. Welch ein Abstand zwischen dem, was Goethe und Schiller in herrlichem Verein seit 1794 schaffen, und dem, was Herder seinem geplagten Dasein und schwer gedrückten Wesen mühsam abringt! Die beiden schreiten auf den lichten Höhen des Schönen, jeden Augenblick von den reichsten Aussichten in ein immer sich erweiterndes Gebiet überrascht; er, der Einsame, arbeitet unten in der gemeinen Wirklichkeit, dann und wann einen verschleierten Blick in das Reich der Ideen zu thun.

Aber so hart dieses Mühen ist, in uns inniges Mitgefühl erregt, so lebhaft offenbar Herder selbst das Gefühl hatte, mit erlahmenden Kräften kaum über die Erde sich zu heben, während Jene im reinen Aether schwebten, das Menschenwesen hat für jedes Ringen Raum und Lohn. Niemand wird die Humanitätsbriefe oder die Adrastea neben dem nennen, was Goethe und Schiller gleichzeitig schufen; wer aber deshalb durchweg eine unbedingte Inferiorität Herder's annimmt, ihn wie einen Invaliden aus den Reihen der deutschen Geisteskämpfer meint ausscheiden zu müssen, der befindet sich meines Erachtens im Irrthum. Was Herder immer mehr von der herrschenden Kunstrichtung abzog, das war durchaus nicht nur Verstimmung oder Verkennung ihres hohen Werthes, es war ebenso Einsicht in ihre wahren Schranken und ein Verständniß für die An=

sprüche der Zeit, das wir bei Goethe und Schiller vergeblich suchen. Herder verwirft die ästhetische Abstraction, in der diese beiden die Kunst von allem emancipirten, was das ethische Bewußtsein und die lebendige Wirklichkeit jedem Sterblichen auferlegt. Wie jede Zerreißung der ganzen Menschennatur, wie die kritische Absonderung des Gedankens von der Welt der Erfahrung, so erscheint ihm auch die ästhetische Selbstgenügsamkeit, in die unsere beiden großen Dichter damals sich vergruben, als eine Abirrung von dem Wege wahrer, voller Humanität. Als eine um so verderblichere Verirrung, als er in den ernsten Zeichen der Zeit die dringendste Mahnung erblickt, die ganze Menschenkraft in starker, sittlicher Spannung zu halten.

Nachdem wir aus den Aeußerungen gegen Müller längst entnommen haben, daß Herder mit Goethe durch nichts mehr wahrhaft verknüpft ist, erfahren wir aus dem bekannten Briefe Herder's an die Gräfin Baudissin[1]) zuerst in klarem Ausspruch, was ihn denn von Goethe scheidet. Er habe, meldet, er, dem Dichter des Wilhelm Meister über die veränderte Gestalt seines Romans Vorstellungen gemacht, Goethe sei aber bei seinem Sinn geblieben[2]); die Partie, worin die Philine vorkomme, habe er im Manuscript gar nicht gelesen. „Ueber alles dieses, fährt er fort, denke ich wie Sie und jedes feine moralische Gefühl, dünkt mich, fühlt ebenso. Goethe denkt hierin anders; Wahrheit der Scenen ist ihm alles, ohne daß er sich eben um das Pünktchen der Wage, das auf's Gute, Edle, auf die moralische Grazie weiset, ängstlich bekümmert. Im Grunde ist dies der Fehler bei mehreren seiner Schriften. Er hat sich also auch ganz von meinem Urtheil weggewandt, weil wir hierinnen so verschieden denken. Ich kann es weder in der Kunst noch im Leben ertragen, daß dem, was man Talent nennt, wirkliche, insonderheit moralische Existenz aufgeopfert werde, und jenes alles sein soll. Die Mariannen und Philinen, diese ganze

1) Aus Herder's Nachlaß I, 20 f.

2) Ende 1790 war er ihm, als Herder die Publication der Römischen Elegien widerrieth, „blindlings gefolgt", wie er an Knebel schreibt. Als sie später in den Horen erschienen, fand doch auch Schiller aus Rücksicht auf die Decenz gewisse Ausscheidungen nöthig.

Wirthschaft ist mir verhaßt; ich glaube, der Dichter habe sie auch verächtlich machen wollen, wie vielleicht die Folge zeigen wird. Es ist aber schlimm, daß er diese Folge nicht mitgab, und den ersten Theil hinstellte. Aber auch hierinnen handelte Goethe nach seinem Willen. Wie die Folge auch sein mag, so bleibt dem Helden des Stücks immer sein Flecken; seine erste Liebe ist — auf welch' ein Geschöpf geworfen! Machen Sie mir also keine Vorwürfe, liebe gnädige Gräfin. Es kann niemand mehr gegen diese Vorstellungsart haben als ich, da ich in mehreren Verhältnissen wirklich darunter leide. Vielleicht an keinem Orte Deutschlands setzt man sich über zarte moralische Begriffe, ich möchte sagen, über die Grazie unserer Seele, in manchem so weit weg, als hier, und damit entgeht dem armen Menschen der größte Reiz seines Lebens und es erklingen sehr falsche Dissonanzen."

Dieser Brief gilt in unseren Büchern für einen schlagenden Beweis der ästhetischen Enge Herder's; ich wage ihn für einen erfreulichen Beweis seiner sittlichen Gesundheit zu halten und zu behaupten, daß das, was unserer Nation gute Kraft ausmacht, in diesem Falle weit mehr auf Herder's Seite steht als auf der Schiller's, der Wilhelm Meister damals in jeder Rücksicht nicht genug bewundern konnte, wovon er freilich, als er die reine Schönheit von Hermann und Dorothea vor sich hatte, etwas zurück kam.

„Wie kommt es, mein Freund, schrieb Herder in den „Briefen zu Beförderung der Humanität", daß unsere Poesie, verglichen mit der Poesie älterer Zeiten, an öffentlichen Sachen so wenig Theil nimmt? Die Poesie der Hebräer in den heiligen Büchern ist ganz patriotisch; die Poesie der Griechen nach ihren Hauptarten nahm in den besten Zeiten sehr vielen Antheil an öffentlichen Begebenheiten und Geschäften. . . . Mehrere tapfere Gedichte auch aus unserem Vaterlande von Luther, Opitz, Logau, und nach einem großen Sprunge der Zeiten von Kleist, Gleim, Uz, Klopstock, Stolberg, Bürger u. a. sind uns in Herz und Seele geschrieben; ist diese Muse anjetzt entschlafen? Oder hat sie, wie Baal, etwas anderes zu schaffen, daß sie vom Geiste der Zeit nicht erweckt, das Geräusch um sich her nicht höret? Mich dünkt, so ist es; sie hat etwas

anderes zu schaffen: schlagen Sie darüber die neueren Dichter nach. Und doch erwarten wir, wenn wir von einem neuen Dichter hören, zuerst und vor allem ein Wort des Herzens zum Herzen, einen Laut der allgemeinen Stimme, des Wunsches und Strebens der Nationen, den Hauch und Nachklang des mächtigen Zeitgeistes. . . . Oft beunruhigen mich in meiner Einsamkeit die Schatten jener alten mächtigen Dichter und Weisen. Jesaias, Pindar, Alcäus, Aeschylus stehen als gewaffnete Männer vor mir und fragen: „was würden wir in euren Zeiten gedacht, gesagt, gethan haben?" Luthers edler Schatten schließet sich an sie an, und wenn die Erscheinung vorüber ist, finde ich um mich Oede. Gewiß, meine Freunde, wir wollen auf alles merken, was uns der göttliche Bote, die Zeit, darbeut. Keiner ihrer edlen Leute soll uns entschlüpfen." Im folgenden Stücke hob er zwar die entgegenstehenden Bedenken hervor, meinte: „nach unserer Lage der Dinge halte ich das zu nahe, zu starke Theilnehmen der Dichter an politischen Angelegenheiten beinahe für schädlich . . . also bleibe die Poesie in ihrem reinen Aether, der Sphäre der Menschheit"; schloß jedoch mit dem Satz: „das aber glauben Sie, daß die Poesie als eine Stimme der Zeit unwandelbar dem Geiste der Zeit folge".

Solche Ansichten liefen nun schnurstracks gegen das ästhetische Programm Schiller's. Als diesem Herder im Herbst 1795 für die Horen einen Aufsatz über die nordische Mythologie geschickt hatte, antwortete ihm Schiller: „Giebt man Ihnen die Voraussetzung zu, daß die Poesie aus dem Leben, aus der Zeit, aus dem Wirklichen hervorgehen, damit eins ausmachen und darin zurückfließen muß und (in unseren Umständen) kann, so haben Sie gewonnen; denn da ist alsdann nicht zu läugnen, daß die Verwandtschaft dieser Nordischen Gebilde mit unserem Germanischen Geiste für jene entscheiden muß. Aber gerade jene Voraussetzung läugne ich. Es läßt sich, wie ich denke, beweisen, daß unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken wie die Prosa der Poesie entgegen gesetzt ist. Diese Uebermacht der Prosa in dem Ganzen unseres Zustandes ist, meines Bedünkens, so groß und so entschieden, daß der poetische Geist, anstatt darüber Meister zu werden, nothwendig davon angesteckt

und also zu Grunde gerichtet werden müßte. Daher weiß ich für den poetischen Genius kein Heil, als daß er sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht und anstatt jener Coalition, die ihm gefährlich sein würde, auf die strengste Separation sein Bestreben richtet. Daher scheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu sein, daß er seine eigne Welt formiret und durch die Griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde."

Schiller wollte damals diese Theorie nicht nur für den Dichter aufstellen. In seinem Programm der Horen sagte er bekanntlich, die Zeitschrift werde „sich über alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen, als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen. Alles was entweder blos den gelehrten Leser interessiren, oder was blos den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen sein; vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht." Als ihm Jacobi darauf die Bemerkung machte: „diese Einschränkung, im strengsten Sinne genommen, wäre zu hart für den Philosophen, der es im vollen Ernste ist; denn worauf kann dieser sich am Ende überall beziehen wollen, wenn nicht auf Staatsverfassung und Religion?", da lautete die Antwort Schiller's, die Frage, wie weit sich das auf politische Gegenstände gelegte Interdict erstrecke, werde durch das erste Stück der Horen erwiedert sein. „Sie finden, daß wir dem philosophischen Geiste keineswegs verbieten, diese Materie zu berühren, nur soll er in den jetzigen Welthändeln nicht Parthei nehmen und sich jede bestimmte Beziehung auf irgend einen particulären Staat und auf eine bestimmte Zeitbegebenheit enthalten. Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Worts der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein"[1]).

1) Jacobi's auserlesener Briefwechsel II, 196.

Ueber den großen Irrthum, welcher in den angeführten Sätzen einen so schroffen Ausdruck fand, etwas zu sagen ist heute nicht nöthig. Eine unbefangene Betrachtung der eigenthümlichen, wesentlich abnormen Verhältnisse, unter denen unsere großen Männer damals lebten, macht nicht nur begreiflich, wie sie zu solchen fast in aller Geschichte unerhörten Ansichten kamen, sondern führt beinahe zu der Meinung, es sei ein Glück für uns, daß unsere größten Geister so irrten. Denn darüber wird sich wohl Niemand täuschen können, daß der lebendigste, thätigste Patriotismus unserer Dichter das jähe Niedersinken des alten Reichs nicht gehindert, wohl aber das Verweilen des Geistes in der rettungslosen Misere des Tages ihren hohen Flug gehemmt und die unsterblichen Werke verkümmert haben würde, die den Deutschen ein theurer Schatz sein werden, solange sie sind. Ein großer Irrthum war diese Goethe-Schiller'sche Weltanschauung jedoch nichtsdestoweniger, eine Verkennung nicht allein des sittlichen Moments, sondern des tiefsten Grundes jener Humanität, nach der sie so heiß rangen, und der Mann, welcher dieser Irrthum aufdeckte, von ihm fortstrebte, verdient unseren Dank, unsere Bewunderung, wenn er auch von den Fesseln einer widrigen Zeitrichtung sich nicht vollständig, consequent loszumachen und die Lehre einer neuen Epoche mit sieghafter Macht zu verkünden vermochte.

Das soll doch nicht etwa Herder gethan haben? wird man mir einwerfen. Lesen wir denn nicht in allen Büchern, daß Herder einer der eifrigsten, hartnäckigsten Repräsentanten jenes luftigen Kosmopolitismus gewesen ist, welcher unser Volk damals entnervte? hat nicht Gervinus nachgewiesen, daß Herder in dieser Richtung der allergrellste gewesen sei, daß er schon in früher Jugend (in der 1765 geschriebenen Abhandlung: „Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten?") den Satz aufgestellt habe, an dem Wahne des Vaterlandes seien Griechenland, Judäa und Rom untergegangen und daß er „diesen Ansichten immer treu geblieben" sei? Und hat nicht Koberstein neuerdings diesen Nachweis von Gervinus adoptirt und alle unsere modernsten Literarhistoriker dasselbe Urtheil gefällt?

In der That, so ist es. Wie man aber dazu gekommen,

so zu schreiben, das, in der That, begreife ich nicht. Man könnte es sich vielleicht daraus erklären, daß der von Goethe und Schiller abgekehrte Herder für einen Verirrten, mehr oder weniger Verkommenen gegolten habe, um dessen Aeußerungen sich genau zu kümmern nicht recht der Mühe verlohne. Denn ein einigermaßen sorgfältiges Studium der Schriften seines letzten Jahrzehnts müßte gerade das Gegentheil ergeben haben. Aber diese Erklärung reicht nicht aus. Denn eben jene Jugendschrift, in welcher Gervinus einen so schlimmen Beweis der Herder'schen Vaterlandslosigkeit gefunden haben will, ist das nachdrücklichste, beredteste, Document deutschen Patriotismus, das ich mir in jenen Zeiten überhaupt denken kann. Allerdings sagt Herder in dem zweiten Abschnitt seiner Untersuchung [1]: „In die Zeiten Griechenlands oder Roms sich zurückwünschen wäre thöricht; . . . schwerlich dürften wir, wenn auch ein Tausch möglich wäre, in dem was wir eigentlich begehren, bei dem Tausche gewinnen." Aber er fährt fort: „Wir wollen also aufsuchen, was **wir** am Vaterlande achten und lieben müssen, damit wir es würdig und rein lieben." Nicht der Stolz auf vergangene Größe und Auszeichnung sei es, der die Brust schwellen müsse. „Wer sich einbildet, von Hause aus tapfer, edel, bieder zu sein, kann leicht vergessen, sich als einen solchen zu zeigen. Er versäumt nach einem Kranze zu ringen, den er von seinen Urahnen an schon zu besitzen glaubet. In solchem Wahn von Vaterlands-, Religions-, Geschlechts-, Ahnenstolze ging Judäa, Griechenland, Rom, ja beinahe jede alte, mächtige oder heilige Staatsverfassung unter [2]). Nicht was das Vaterland einst

1) Werke zur Philos. u. Gesch. XIII, 304. [Aus Suphan's Ausgabe der Jugendschrift von 1765 und der Humanitätsbriefe (S. W. I, 13 ff. XVII, 284 ff.) ist zu ersehen, daß erst in diesen und nicht schon 1765, wie man nach der früheren von Baumgarten citirten Ausgabe annehmen mußte, die folgenden Sätze Herder's gedruckt sind; s. über die von ihm 1765 und 1795 vertretenen patriotischen Gedanken Haym I, 109. II, 500 f. S. ebenda II, 498 f. über seine an Realis de Vienna anknüpfenden Bemerkungen.]

2) Dies ist der Satz, welcher Gervinus zu seinem Irrthum verleitete, was nur so etwa erklärt werden kann, daß er sich denselben einmal allein für sich und zwar ungenau notirt hatte und dann später darauf

war, sondern was es jetzt ist, können wir an ihm achten und lieben. Dies also kann, außer unsern Kindern, Verwandten und Freunden, nur seine Einrichtung sein, die gute Verfassung, in welcher wir mit dem, was uns das Liebste ist, gern und am liebsten leben mögen. Physisch preisen wir die Lage eines Orts, der bei einer gesunden Luft unserm Körper und Gemüth wohlthut; moralisch schätzen wir uns in einem Staate glücklich, in dem wir bei einer gesetzmäßigen Freiheit und Sicherheit vor uns selbst nicht erröthen, unsere Mühe nicht verschwenden, uns und die Unsrigen nicht verlassen sehen, sondern als würdige, thätige Söhne des Vaterlandes jede unserer Pflichten ausüben und solche vom Blicke der Mutter belohnt sehen dürfen. Griechen und Römer hatten Recht, daß über das Verdienst, einen solchen Bund gestiftet zu haben, oder ihn zu befestigen, zu erneuen, zu läutern, zu erhalten, kein anderes menschliches Verdienst gehe. Für die gemeinschaftliche Sache nicht der Unsern allein, sondern der Nachkommenschaft und des gesammten ewigen Vaterlandes der Menschheit zu denken, zu arbeiten und (großes Loos!) glücklich zu wirken: was ist hiegegen ein einzelnes Leben, ein Tagewerk weniger Minuten und Stunden? Jeder, der auf dem Schiff in den fluthenden Wellen des Meeres ist, fühlet sich zum Beistande, zur Erhaltung und Rettung des Schiffs verbunden. Das Wort Vaterland hat das Schiff am Ufer flott gemacht; er kann, er darf nicht mehr im Schiff, als wär' er am Ufer, müßig dastehen und die Wellen zählen. Seine Pflicht ruft ihn (denn alle seine Gefährten und Geliebten sind mit ihm im Schiffe) daß, wenn ein Sturm sich empört, eine Gefahr droht, der Wind sich ändert, oder ein Schiff hinanschleudert, sein Fahrzeug zu übersegeln, seine Pflicht ruft ihn, daß er helfe und rufe. Leise oder laut, nachdem sein Stand ist, dem Bootsknecht, Steuermann oder dem Schiffer; seine Pflicht, die gesammte Wohlfahrt des Schiffes ruft ihn. Er sichert sich nicht einzeln; er darf sich nicht in den Kahn einer erlesenen Ufergesellschaft, der ihm hier nicht zu Gebot stehet, träumen; er

hin, ohne irgend eine Erinnerung an den Gesammtinhalt des Aufsatzes, sein Urtheil fällte.

legt Hand an's Werk, und wird, wo nicht des Schiffes Retter, so doch sein treuer Fahrgenoß und Wächter. Woher kam es, daß manche einst hochverehrte Stände allmälig in Verachtung, in Schmach versanken und noch versinken? Weil keiner derselben sich der gemeinen Sache annahm, weil jeder als ein begünstigter Eigenthums- oder Ehrenstand lebte; sie schliefen im Ungewitter ruhig wie Jonas, und das Loos traf sie wie Jonas. O daß die Menschen bei sehenden Augen an keine Nemesis glauben! An jeder verletzten oder vernachlässigten Pflicht hängt nicht eben eine willkürliche, sondern die nothwendige Strafe, die sich von Geschlecht zu Geschlecht häufet. Ist die Sache des Vaterlandes heilig und ewig, so büßet sich seiner Natur nach jedes Versäumniß derselben und häuft die Rache mit jedem verdorbenen Geschäft oder Geschlechte. Nicht zu grübeln hast du über dein Vaterland: denn du warst nicht sein Schöpfer; aber mithelfen mußt du ihm, wo und wie du kannst, ermuntern, retten, bessern, und wenn du die Gans des Capitoliums wärest."

Aber, sagt man vielleicht, das ist ja doch nur eine ganz abstracte Erörterung allgemeiner vaterländischer Pflichten; von deutschem Patriotismus ist doch darin nichts zu spüren. Allerdings in dem angeführten Satze nicht, der hier mitgetheilt werden mußte, um dem Leser das kaum Glaubliche nachzuweisen, daß ein Mann wie Gervinus eine so absolut klare Auseinandersetzung so mißverstehen konnte oder vielmehr durch einen Gedächtnißfehler für das Gegentheil von dem anrufen, was sie sagt; aber die unmittelbar folgenden Sätze und der ganze im ersten Abschnitt entwickelte Gedanke von der Nothwendigkeit, deutsche Sprache, deutsche Bildung zu heben, geltend zu machen, zu befreien von unwürdiger Sklaverei, in den Deutschen ein Nationalbewußtsein zu wecken, ein starkes Zusammenwirken für die gemeinsamen Aufgaben, das alles ist so wahr gedacht und so warm gesagt, daß ich nicht wüßte, was unser allerjüngster Patriotismus daran aussetzen könnte.

Und wesentlich derselbe Gedanke, den hier Herder mit ein und zwanzig Jahren entwickelt, zieht sich wie ein rother Faden durch die Schriften des Fünfzigers, vor allem durch die Humanitätsbriefe, in denen Gervinus den Beweis gefunden haben

will, daß Herder der Ansicht, Griechenland, Judäa und Rom seien an dem Wahne des Vaterlandes untergegangen, immer treu geblieben. Speciell wird dafür der in der vierten Sammlung 1794 erschienene Aufsatz über Realis de Vienna (Gabriel Wagner) angerufen. Nachdem Herder, sagt Gervinus, aus diesem merkwürdigen Schriftsteller die schönsten und wahrsten Urtheile über Deutschland, über der Deutschen verkehrte Bescheidenheit, unwürdige Nachäfferei der Fremden, namentlich der Franzosen mitgetheilt, lasse er sich folgendermaßen hören: „Man sagt gewissen Landsleuten nach, daß, ehe sie ihre Landsmannschaft nennen, sie ein Entschuldigungscompliment vorbringen, daß sie die sind, die sie sind. Unser Autor wird dies für niederträchtig halten; wenn es indeß gegen stolze Nationalverwandte gesagt würde, so möchte hinter dieser Demuth ein Spott liegen, dem ich fast beiträte. Unter allen Stolzen halte ich den Nationalstolzen, sowie den Geburts- und Adelstolzen für den größten Narren.“ An diese Citation knüpft dann Gervinus eine Betrachtung, die mir früher immer ausnehmend wohl gethan hat. „Das thut weh, sagt er, wenn sich ein Mann wie Herder auch nur im Spotte „leider oder mit Respect zu sagen“ zu einem Deutschen erklären möchte, auch nur fast Lust hätte sich zu erklären“, woran sich dann ein warmer Erguß über Herder's schlimme Verkennung dessen, was das Vaterland für jeden Menschen bedeute, anschließt. Seltsamer Weise hat Gervinus den Herder von 1794 nicht viel weniger mißverstanden als den von 1765. In der irrigen Meinung, der junge Herder habe den Patriotismus für einen verderblichen Wahn erklärt, nimmt er bei dem Gealterten rasch dasselbe an. In Wirklichkeit verhält es sich so, daß Herder in drei verschiedenen Abschnitten von Realis de Vienna spricht, in den beiden ersten dessen Sätze vom Werth der Nationen und vom verkannten Werth der Deutschen im Ton der Zustimmung, mit der Absicht, sie dem Leser als die merkwürdige Mahnung eines Vorfahren einzuschärfen, mittheilt, im dritten Abschnitt aber unter der Ueberschrift „eine Meinung über die vorige Meinung“ die Gegenseite hervorkehrt. Und da findet sich denn allerdings der von Gervinus angeführte Satz, der in diesem Zusammenhange natürlich einen ganz anderen Eindruck

macht. Herder fährt fort: „Was ist Nation? Ein großer ungejäteter Garten voll Kraut und Unkraut. Wer wollte sich dieses Sammelplatzes von Thorheit und Fehlern so wie von Vortrefflichkeiten und Tugenden ohne Unterscheidung annehmen? Lasset uns, so viel wir können, zur Ehre der Nation beitragen; auch vertheidigen sollen wir sie, wo man ihr Unrecht thut: sie aber ex professo preisen, das halte ich für einen Selbstruhm ohne Wirkung“ [1]).

Der Sinn dieser Worte ist, denke ich, klar genug. Nachdem Herder die scharfen, schneidenden Worte des alten Gabriel Wagner aus der Vergessenheit geweckt und seinen Landsleuten in die Seele gerufen, konnte er nach seiner Auffassung nicht anders, als auch die andere Seite geltend machen. Es wäre auch sehr verkehrt gewesen, einem ganz kosmopolitischgesinnten, gegen alle vaterländischen Dinge gleichgültigen Publikum einen exclusiven Patriotismus zu predigen; wie er selber die Deutschen nur als eine Nation neben anderen sah, mit dem vollen Recht, in ihrer Selbständigkeit, Eigenthümlichkeit geachtet zu werden, aber auch mit der Pflicht, Andere ebenso zu achten; wie seine ganze Anschauung darin culmininirt, daß das freie Nebeneinanderwirken der mannigfaltigsten Nationalitäten die Grundbedingung menschlicher Kultur sei und nicht nur jede Vergewaltigung, sondern auch jede selbstgefällige Verkennung einer Nation durch die andere den Baum der Menschheit wesentlich schädige, so ergab sich ihm jene Einschränkung ganz von selbst. Aber aus eben jener Ansicht von dem Beruf der Völker folgt mit Nothwendigkeit die Forderung, daß jedes Volk den ihm angewiesenen Platz wirklich ausfülle, die ihm verliehenen Gaben energisch entwickele, seine Stimme im großen Concert der Menschheit nachdrücklich geltend mache. Und da nun die Deutschen in dieser Geltendmachung ihres nationalen Berufs nicht

1) Ganz derselbe Gedanke kehrt in einem in den „Erinnerungen“ (III, 175) mitgetheilten Entwurf über die Stellung der deutschen Nation unter den Völkern Europas wieder. Der Eingang lautet: „Nationalstolz ist ungereimt, lächerlich und schädlich. Aber Liebe zu seiner Nation ist Pflicht eines jeden. Zu ihr gehört Nationalehre: daß man seine Nation nicht verachte — sie nicht verkleinern lasse, sondern vertheidige — selbst zu ihrer Ehre und zu ihrem Wohl sein Nützliches beitrage.“

nur hinter Griechen und Römern, sondern auch hinter Franzosen, Engländern und Italienern während der letzten Jahrhunderte sehr bedauerlich zurück geblieben seien, so hat der Humanitätsprediger kein wärmeres Anliegen, als sein Volk aus diesem Schlummer zu wecken, es in den verschiedensten Tönen anzuspornen, daß es sich aufraffe und den anderen Völkern als ein Ebenbürtiger zur Seite trete. Freilich ist Herder die Menschheit höher als die einzelne, auch als die eigene Nation — wollen wir ihn darum tadeln? — freilich sieht er seine Nation immer nur als Glied der Menschheit, oft nur als ihre abhängige Dienerin; freilich kennt er jene Form des thätigen, ganz und gar dem theuren Lande der Väter hingegebenen Patriotismus nicht, die nur dann möglich ist, wo ein Volk wirklich für seine gemeinsamen Güter in Thätigkeit kommt, nicht jene gewaltige Empfindung, welche bei Einzelnen 1807 erwachte, einen Theil unseres Volkes 1813 zu rühmlichsten Thaten führte, uns Alle 1870 empor riß. Der Ton Arndt's und Körner's war ihm unbekannt, natürlich; wie würde er sich auch in den neunziger Jahren ausgenommen haben! Aber was die Natur seiner Zeit überhaupt zuließ, das that er mit voller, redlicher, unermüdeter Hingebung, um sein Volk an seine Pflicht zu mahnen.

Wo man auch die Humanitätsbriefe aufschlage, wird man diesem patriotischen Streben begegnen. Gleich der erste Aufsatz beschäftigt sich mit Benjamin Franklin, der unser Vorbild sein solle als „der Menschheit Lehrer, einer großen Menschengesellschaft Ordner". Die darauf folgende Besprechung von Schlichtegroll's Nekrolog giebt Herder Anlaß, das Schicksal so vieler verdienten Deutschen in Gegensatz zu dem großen Lebensgang des Amerikaners zu stellen. „Welch eine niederschlagende Erinnerung, ruft er, giebt uns das Leben der Meisten! Arm geboren, fleißig, redlich, eines Theils Talent- anderen Theils Verdienstreich kamen sie nicht weiter, als daß sie ihr Leben entweder mühsam durchlebten, oder in der Hälfte desselben fast unbemerkt niedergingen und starben." Aber was ihnen das Leben versagt, sollte wenigstens nach ihrem Ende eine dankbare Nachwelt möglichst gut zu machen suchen. „Deutschland weinet um manche seiner Kinder; es ruft: sie sind nicht mehr, sie gingen gekränkt, Beistand- und trostlos unter. Hier also auf

dem Grabe des Verstorbenen, als auf einer heiligen Freistätte, müssen Wahrheit und Menschlichkeit ihre Stimmen erheben und sprechen: „Dieser Mann ward unterdrückt, jener gemißbraucht, dieser verlockt und gestohlen. Ohne Recht und Urtheil schmachtete er viele Jahre im Felsenkerker; das Auge seines Fürsten weidete sich an ihm; seine späte Entlassung ward Gnade, und nie bekam er die Ursache seines Gefängnisses zu wissen, bis an den Tag seines Todes[1]). Wahre Begegnisse dieser Art müßten von Munde zu Munde, von Tagebuch zu Tagebuch fortgepflanzt werden: denn wenn Lebendige schweigen, so mögen aus ihren Gräbern die Todten aufstehen und zeugen." Er wisse wohl, wie schwer das alles, zumal in Deutschland auszuführen sei; aber trotzdem sollte Möser's patriotische Phantasie „Aufmunterung und Vorschlag zu einer westfälischen Biographie" in einem weiteren Umfange erfüllt werden, damit, „wenn sonst nirgend, wenigstens auf einem Gottesacker die verdienten Männer mehrerer und aller deutschen Provinzen sich zusammen fänden, und endlich doch in der Erde sich als Landsleute, als Brüder, als Mitarbeiter an Einem Werk des Menschenberufs erkennten". Aber Herder wünscht noch eindringlicher zu reden und läßt deshalb ein Gedicht von Uz folgen „der Patriot", dessen Sinn gleich die ersten Verse deutlich ankündigen:

Von allen Helden, die der Welt
Als ewige Gestirne glänzen,
Durch alle Gegenden bis an der Erde Gränzen,
O Patriot, bist Du mein Held.
Der Du, von Menschen oft verkannt,
Dich ganz dem Vaterlande schenkest,
Nur seine Leiden fühlst, nur seine Größe denkest,
Und lebst und stirbst für's Vaterland.

Es ist gewiß kein hoher poetischer Schwung in diesem Liede, aber (und darauf kommt es hier an) sein Inhalt kehrt sich mit größter Bestimmtheit gegen eben jene kosmopolitischen Tendenzen, welche Herder Schuld gegeben werden, und spricht die von jener Zeit und ihren größten Männern so schwer verkannte Wahrheit nachdrücklich aus: „Des Bürgers Glück blüht

1) „Eine sehr bekannte deutsche Geschichte, über welche jetzt der zweite Theil von Schubart's selbst geschriebenem Leben Auskunft giebt."

mit dem Staat, und Staaten blühn durch Patrioten". Nachdem es an Roms Beispiel gezeigt, wie dasselbe groß gewesen „so lang' für's Vaterland der Bürger Liebe wachte", wie es kläglich gesunken, als den Parteien „ein patriotisch Herz gebrach", läßt es der ewigen Stadt Schutzgeist die Mahnung aussprechen:

Daß dieser Fall der großen Stadt
Die sicher-stolzen Völker lehre,
Der größte Staat sei schwach, der ungezählte Heere,
Doch keine Patrioten hat.

Und sofort nimmt Herder wieder seine Idee auf. „Ein Athanasium, ein Mnemeion Deutschlands! Wahrlich unser Vaterland ist zu beklagen, daß es keine allgemeine Stimme, keinen Ort der Versammlung hat, wo man sich sämmtlich höret. Alles ist in ihm zertheilt, und so manches schützet diese Zertheilung: Religionen, Secten, Dialekte, Provinzen, Regierungen, Gebräuche und Rechte. Nur auf dem Gottesacker kann uns etwa eine Stelle gemeinsamer Ueberlegung und Anerkennung gestattet werden." Aber warum nur hier? In der That scheine ja in der letzten Zeit ein besserer Geist namentlich die deutschen Fürsten ergriffen zu haben und jeder solle sie nach Kräften unterstützen, alle Deutschen zusammen zu führen in echter Gemeinschaft. Und zwar nicht nur von Seiten des Verstandes, sondern vor allem „von Seite des Charakters, der Entschlüsse, der Unternehmung. Wir wissen alle, daß die Deutschen von jeher mehr gethan, als von sich reden gemacht haben; das thun sie auch noch. In jeder Provinz Deutschlands leben Männer, die ohne französische Eitelkeit, ohne englischen Glanz, gehorsam, oft leidend, Dinge thun, deren Anblick Jedermann schönen und großen Muth einspräche, wenn sie bekannt wären." Sie soll man versammeln an einem „Altar der Biedertreue", in einer ihr Andenken verewigenden Schrift. „An ihr würden sich Seelen entflammen und Herzen stärken. Der deutsche Namen, den jetzt viele Nationen gering zu halten sich anmaßen, würde vielleicht als der erste Name Europas erscheinen, ohne Geräusch, ohne Anmaßung, nur in sich selbst stark, fest und groß." Und wie warm, mit welch herzlicher Theilnahme und Bewunderung spricht er darauf von Friedrich dem Großen, der, wie er meint,

in Jahrtausenden nicht erreicht sei! Und nachdem er so den Deutschen in einer Zeit, wo man schon anfing ihn zu vergessen, ihren größten Herrscher vorgeführt, läßt er den oben besprochenen Aufsatz „Von Theilnehmung der Poesie an öffentlichen Begebenheiten und Geschäften" folgen, so daß der erste Band der Humanitätsbriefe wahrhaft getränkt ist von patriotischen Gedanken.

Es scheint mir überflüssig, in gleicher Weise die sämmtlichen Humanitätsbriefe durchzugehn, zu zeigen, wie Herder den Deutschen ihre großen oder doch verdienten Männer ins Gedächtniß zurück ruft, wie er von Luther und Leibniz und zwar auch in ihrer patriotischen Bedeutung spricht, wie er auch dem in Weimar so übel angesehenen K. Fr. Moser seine Huldigung darbringt[1]), wie er sich zu seinen Ansichten von 1765 ausdrücklich noch bekennt, indem er jenen Aufsatz unverändert in die fünfte Sammlung aufnimmt, wie er namentlich die ganze neunte Sammlung dem nachdrücklichsten Hinweis widmet auf die schwere Versündigung, welche die Deutschen seit hundert Jahren an ihrer Sprache in thörichter „Gallicomanie" begangen, ein Hinweis, dessen vielfach schlagende Sätze heute noch die ernsteste Beherzigung verdienten, wo unsere vornehme Gesellschaft großentheils noch immer keine Ahnung zu haben scheint von der Verheerung, welche sie durch das zu frühe und zu ausgedehnte Betreiben des Französischen in den Seelen ihrer Kinder anrichtet[2]). Herders Geist folgte den Geschicken seines Vaterlandes fortwährend mit der wärmsten Theilnahme. Wir haben namentlich in den Briefen an Müller aus den neunziger

1) „Unendlich freute es uns, schreibt Frau Herder 29. Juli 1796 an Müller, daß Moser Sie aufsucht. Das ist eine im Feuer bewährte Seele, es ist ein Mann! Auch meinem Mann hat er seine Wahrheiten gesandt mit Worten aus dem Herzen. Hätte nur ein jedes Herzog- oder Fürstenthum Einen solchen Mann, es stände anders um Deutschland als es stehet."

2) Wer bewirken könnte, daß Herders goldene Worte über die „s. g. französische Erziehung in Deutschland" (W. zur Philos. u. Gesch. XIV, 80 ff. [in Suphan's Ausgabe XVIII, 157 ff.]) von all den deutschen Höfen und Adelsfamilien nachdenklich gelesen würden, in denen das Unwesen der französischen Bonnen und die schlimme Sitte, Kinder von vier, fünf Jahren französisch plappern zu lassen, trotz 1870 noch immer grassirt, der würde sich ein großes Verdienst erwerben.

Jahren dafür zahlreiche Beweise. Der widrige Verlauf des Kriegs mit Frankreich stimmt ihn immer sorglicher; er sehnt das Ende desselben aus tiefster Seele herbei. Hauptsächlich allerdings auch deshalb, weil er jeden Krieg für ein Unglück, ja für ein Verbrechen an der Menschheit hält. Denn das ist nun einmal seine Ansicht, daß Völker nur geistig auf einander wirken sollen. Der Eroberer, der Unterdrücker gilt ihm ohne Unterschied für den hassenswürdigsten aller Menschen. Nicht nur die großen Kulturvölker, alle Völker ohne Ausnahme haben ein Recht ungestörter selbständiger Existenz und Bildung. Das gewaltthätige Europa, welches seine Interessen und Religionen allen übrigen Erdtheilen aufzwingt, begeht an dem Meisterwerk der Schöpfung ein schweres Vergehen. Darum äußert Herder bei jedem Anlaß einen tiefen Widerwillen gegen die herrschsüchtige Politik Englands. Darum erhebt er seine Stimme ohne Unterlaß für die armen Schwarzen. In dieser ganz spiritualistischen Auffassung, die aber dem deutschen Geiste damals so tief eingedrückt war, daß selbst die eigentlichen Publicisten kaum von ihr frei werden konnten, wurzelt denn auch jenes Unvermögen Herders, eine Reihe der wichtigsten historischen Prozesse zu begreifen, soweit sie eben aus dem Kreise rein geistiger Wirkungen hinausschreiten. Deswegen aber von ihm behaupten zu wollen, ihm sei das Buch der Menschengeschichte verschlossen geblieben, kann nur Jemand in den Sinn kommen, der weder Herder noch das achtzehnte Jahrhundert kennt. In einem gewissen Sinne allerdings ist das Buch der Menschengeschichte allen Sterblichen verschlossen; Alle, auch die größten historischen Genien, wissen in diesem Buch nur einzelne Seiten, höchstens einige Capitel zu lesen. Herder hat einige der wichtigsten und dunkelsten Seiten lesen gelehrt; Herder's größte Bedeutung ruht eben darin, daß er in einer wesentlich unhistorischen, weil zur Wegräumung des schlimmsten historischen Schuttes berufenen Zeit die Gaben eines wesentlich historischen Geistes entfaltet, in bewunderungswürdigem Grade das Vermögen besitzt, sich in das innerste Geistesleben der verschiedensten Epochen und Nationen zu versetzen. Natürlich hat dieses Hellsehen für die rein geistigen Beziehungen eine Trübung seines Blickes für die gröberen Kräfte der Geschichte zur

Folge. Mit mikroskopischer Schärfe ausgerüstet zur Aufspürung der geheimsten Regungen der Volksseele vermag er den Völkern nicht zu folgen, wenn sie mit den Waffen gegen einander rücken. Sohn eines Jahrhunderts, das mit dem Verstande und in Deutschland auch mit der Phantasie das Erstaunlichste vollbrachte, auf dem Gebiete der praktischen Politik, soweit es sich um Aufklärung, Humanisirung handelte, Rühmliches leistete, in der internationalen, diplomatischen, militärischen Politik aber eine Reihe der schlimmsten Missethaten aufzuweisen hatte, kam Herder sehr natürlich dazu, jeden internationalen Conflikt für das reine Unglück und Unrecht zu halten. Denn darin, täuschen wir uns doch darüber nicht, ist alles historische wie jedes sonstige Verständniß ein Kind seiner Zeit, daß es nur denjenigen Seiten des zu Erkennenden beizukommen vermag, welche durch die Zeit in ein besonders helles Licht gerückt werden. Wir sind mit einem gewissen Recht auf unsere historische Einsicht stolz, die uns dafür entschädigen muß, daß wir an eigentlich schöpferischer Production des Geistes so arm sind; dennoch wird ganz sicher eine spätere Zukunft sich nicht viel weniger darüber wundern, wie sehr beschränkt wir in manchen, vielleicht sehr wichtigen Partien geschichtlicher Erkenntniß gewesen, als wir über frühe rer Epochen Irrthümer staunen.

Um aber noch einmal auf Herder's Patriotismus zurück zu kommen, muß die verbreitete Ansicht um so mehr auffallen, als Herder sich nicht nur in den Aufsätzen der Humanitätsbriefe über diesen Punkt auf eine jeden Zweifel ausschließende Weise geäußert hat, sondern auch eine große Anzahl von Gedichten seiner patriotischen Empfindung einen starken Ausdruck giebt. Fast das ganze dritte Buch der Gedichte (Werke zur Literatur und Kunst 3,159 ff.) wird von ihr beherrscht. Gleich das erste „An den Genius von Deutschland" aus dem Jahre 1770 ist ebenso von heißester Liebe zu dem großen, aber tief gesunkenen, verkannten, vor Allem von den Deutschen selbst verkannten Vaterlande durchglüht, wie im klaren, dichterischen Ausdruck mißlungen. Es waltet darin ungefähr die Stimmung, welche Karoline Flachsland in mehreren Briefen aus dem Jahre 1771 kund giebt, wenn sie z. B. schreibt: „Sie wissen, wie sehr ich mein armes Vaterland liebe. . . Ach leider! daß unser

Vaterland nur Phantasie und Schatten unserer Väter ist!" Den Aufruf an den Kaiser vom Jahre 1778:

O Kaiser! Du von neun und neunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland!

werden wir nicht für einen Beweis von großem politischen Scharfsinn ansehn, aber als Zeugniß von Herder's Patriotismus doch wohl zulassen müssen. Mehr werden wir mit dem nach Friedrichs Tode gedichteten „Deutschlands Ehre" sympathisiren, wo Herder in einem gewissen Sinne die in neuester Zeit aufgestellte Ansicht von dem römischen Kaiserthum deutscher Nation vorweg nimmt, welche auch in seinen prosaischen Schriften öfter wiederkehrt. In dem Spottgedicht auf die Coalition bricht die Klage über den Verlust der deutschen Grenzprovinzen an Frankreich wohlthuend hervor. Vor Allem aber erfreut sich das Herz an dem in die Mitte der neunziger Jahre gehörenden „Germanien", welches mit dem schönen Verse beginnt:

Deutschland, schlummerst Du noch? Siehe, was rings um Dich,
Was Dir selber geschah. Fühl' es, ermuntre Dich,
Eh die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blößt!

An Polen soll sich Deutschland ein warnendes Beispiel nehmen, bedenken, wie in Osten der Riese steht, den es selbst sein Schwert schwingen lehrte, wie im Westen ein noch schlimmerer Nachbar droht, „trotzend auf Glück und Macht, der dir schon eine Locke nahm".

Und du säumetest noch, dich zu ermannen, Dich
Klug zu einen? Du säumst, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?
Soll Dein Name verwehn? Willt Du zertheilet auch
Knien vor Fremden? Und ist keiner der Väter Dir,
Dir Dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht alles werth?

Aus dieser Stellung Herder's zu seiner Zeit, seinem Vaterlande, aus dem geschilderten Gegensatze zu der sittlichen und wenn ich so sagen darf bürgerlichen Anschauungsweise Goethe's

und Schiller's ergaben sich für seine persönliche Existenz eine Reihe sehr unerfreulicher Consequenzen. Wer, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, aus dem von schweren Wogen getroffenen Schiff des Vaterlandes sich „in den Kahn einer erlesenen Ufergesellschaft" träumte, der konnte freilich mit heiterster Unbefangenheit im Reiche des Schönen wandeln oder in den feinsten Speculationen der kritischen Philosophie seine volle Befriedigung finden, während nicht nur Deutschland, sondern Europa der ungeheuersten Katastrophe entgegen schwankte. Für Herder war das unmöglich. Er sah von dem, was rings um ihn her geschah und was alle Geister beherrschte, die übelsten Folgen voraus; es war seine Pflicht dagegen zu wirken, sich fast allein dem Zeitstrom entgegen zu werfen. Und er mußte es, wie wir wissen, thun mit ermattetem Geist und Körper, thun mit jener ihm angeborenen und in den neunziger Jahren bis zum Krankhaften gesteigerten Reizbarkeit! Was Wunder, wenn er da in seiner im Kern fast durchweg berechtigten Opposition vielfach ungerecht, hie und da maßlos scharf wurde, wie er in der Metakritik und der Kalligone das Kind mit dem Bade ausschüttete!

Leider mußte die üble Stimmung Herder's auch durch wachsende pecuniäre Verlegenheiten gesteigert werden. Wie rastlos er arbeitete trotz aller Müdigkeit [1]), den Aufwand für die mit größter Gewissenhaftigkeit besorgte Ausbildung der Söhne und die fast jedes Jahr nöthigen Badereisen konnte er doch nicht bestreiten. Frau Karoline spricht sich über diese Noth gegen Müller oft sehr unumwunden aus und mehr als einmal mit den schärfsten Vorwürfen gegen Goethe. Am 3. September 1797 sieht sie sich zu folgender Eröffnung an den Freund genöthigt: „Die Kinder, die Krankheiten meines Mannes, die Reise und langwierige Krankheit seiner Schwester (die Herder trotz seiner Bedrängniß zu sich genommen), hundert Dinge, die unser Stand nothwendig macht, haben endlich eine Bürde auf

1) Am 9. November 1795 schreibt er an Müller, nachdem er ihm die für die Horen geschriebenen Aufsätze genannt: „In den December kömmt vielleicht der Apfel Idunens, d. i. der Verjüngung, den uns allen Gott gebe, insonderheit mir, der ich 99 Jahre 9 Monate 9 Tage alt bin." Dieser wie viele von hier an mitgetheilte Briefe oder Briefstellen fehlt bei Gelzer.

mich gewälzt, die mir gerade jetzt sehr drückend ist. Auch lassen Sie mich nicht ins Detail gehen!" Darauf folgt die Bitte, ihr 60 Carolinen zu verschaffen, aber so, daß ihr Mann nichts davon erfahre, der es nicht zugeben werde, daß sie ein solches Ansinnen an den Freund richte, da sie sich doch nicht anders zu helfen wisse. Den nächsten Tag setzt sie hinzu: „Ach, liebster Freund, dieser Brief ist mir sauer geworden. Ich schrieb ihn gestern vor Schlafengehen und weinte mich satt im Bette. Sehn Sie es doch nicht als einen Mißbrauch Ihrer Freundschaft an... Freilich, sollte es nicht so kommen. Die Versprechungen waren ganz anders, als sie uns gehalten werden, und dies alles durch einen treulosen Freund, durch Goethe. Das Einzige, was mich tröstet, ist immer das Wort: Vielleicht hat es ihn Gott geheißen. Indessen sind in den letzten zwei Jahren meine Haare fast grau geworden und ich verberge vieles vor meinem Manne, um ihn heiter zu erhalten bei seinen Arbeiten. In diesen lebt er noch einigermaßen und vergißt das Unangenehme."

Daß es sich mit der Treulosigkeit Goethe's nicht so schlimm verhalten haben wird, dürften wir von vorn herein annehmen, wenn wir auch nicht aus einem Briefe Knebel's an ihn[1]) wüßten, daß Frau Herder gewisse 1789 von dem Herzog gemachte Zusagen in einem Sinne auslegte, der von der andern Seite nicht zugegeben wurde. Wie sich Herder schon seit Jahren zu dem ganzen Weimar'schen Wesen gestellt hatte, dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß weder der Herzog noch Goethe sehr geneigt war, etwas Außerordentliches für den alten Freund zu thun. Aber für diesen blieb deshalb seine Lage nicht weniger peinlich. Wenn er auf die rastlose Thätigkeit zurückblickte, mit der er sein ganzes Leben hindurch für die höchsten Güter der Menschheit gerungen hatte, mit der er seit zwanzig Jahren unabläßig bemüht gewesen war, Kirche und Schule von Weimar zu heben, und sich nun bei schwindenden Kräften außer Stande sah, sein Haus über Wasser zu halten, so durfte ihn wohl ein bitteres Gefühl überkommen, um so mehr als auch für die seiner Leitung anvertrauten wichtigen Anstalten oft die dürftig-

1) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel 1, 120. Vgl. aus Herder's Nachlaß 1, 149. [Suphan, Preuß. Jahrbücher XLIII. Haym II, 586 ff.]

sten Mittel fehlten, während für Theater und andere seiner Meinung nach in so ernster Zeit eher entbehrliche Dinge ein bedeutender Aufwand gemacht wurde. Herder stand ja freilich anders in und zu der Noth der kleinen Wirklichkeit als die begünstigten Dioskuren; ihn jammerte das Elend der armen Lehrer, denen er nicht helfen konnte, und die Bedrängniß so manchen strebsamen Jünglings, den er aus eignen Mitteln förderte, dem er aber keine durchgreifende Unterstützung zu verschaffen wußte. „Das ist ein wahres Leiden für uns hier, schreibt Karoline den 16. Februar 1797, daß man den fähigen armen jungen Leuten nicht forthelfen kann, sie nicht pflanzen kann wie einen edlen Baum, der dem Lande zu seiner Zeit Früchte bringe. Ach und wo geht das schöne Geld hin! An welche Nichtswürdigkeiten! Und die Schmeichler bieten noch dazu alle Hände! Schweigen wir von diesen wunden, wunden Stellen!"

Wie unbefangen wir uns zu diesen Dingen stellen, die Thatsache bleibt, daß Herder die letzten Jahre seines Lebens nicht nur unter übermäßiger Arbeitslast seufzte, nicht nur mit leidendem Körper und in fast völliger Isolirung, sondern unter drängenden Sorgen einem hohen Ziele nachstrebte. „Mein Herz, klagt er am 18. Mai 1795, ist mir so beschwert und enge, daß ich nichts zu schreiben vermag." Wenige Wochen vorher hat sie dem Freunde den Vorschlag einer Zusammenkunft in Nürnberg gemacht, damit „Ihr sanfter liebender Geist etwas von meines Mannes Bitterkeit verwehte. Hier in Weimar möchte ich Sie aber nicht sehen, oder vielmehr Sie würden meinen Mann nicht immer erkennen, so oft und viel ist er verstimmt. Es wird ihm nur wohl, wenn er aus Weimar heraus ist und es vergessen kann." „Hier, heißt es in einem Brief vom Juni 1796, sind wir ewig in der Fremde." Als Karoline im nächsten Monat dem Freund ihres Mannes „Erlöser" schickt, zu dessen Entstehung er „den letzen Funken gegeben," bittet sie: „Wenn Sie ihn gelesen haben, so schreiben Sie doch meinem Manne ein Wort darüber. Hier um ihn herum ist kein Laut, kein Wiederhall des Herzens." Und dazu die Noth des Krieges, die Franzosen in Schwaben, auch Thüringen schon bedroht. „Ach, ruft sie, daß dem Elend ein Ende würde! In Wien ist man vergnügt, ißt und trinkt und weiß

nicht, was im Reich geschieht." „O welch eine Verwirrung, schreibt sie acht Tage später. Kein Theil weiß, was er zu thun hat. Sie sind Alle mit Blindheit geschlagen. . . . Ach, Deutschland ist eine Heerde ohne Hirten!" „Mein Mann, heißt es in dem einen dieser Briefe, ist beladen wie ein Sklave, er kann Ihnen auch kein Wörtchen beisetzen." In dem andern: „Mein Mann liegt zerschlagen auf dem Canapee vor Müdigkeit. Die ganze Woche hat er Examen von 7—8 Uhr des Morgens bis Abends 5. Indessen war es ihm eine liebe Arbeit; manche Klassen waren diesmal sehr gut. . . . Es kommen täglich Flüchtlinge aus Frankreich an, so auch heute die fürstlichen Kinder von Darmstadt mit allen Kostbarkeiten und Geld. Der Landgraf ist in Leipzig. Das sind Hirten ihrer Heerde!" „Ach, seufzt er im Januar 1797, ich werde so sehr gestört und kann durchaus nichts rechts mehr machen; mir fehlt Sammlung meiner selbst, und sehr oft der Muth, mich zu sammeln." „Meine Schwingen, schreibt sie, sind ganz und gar gelähmt. Ach, ich habe nicht geglaubt, daß es in Zeit von einem Jahre so weit mit mir kommen könnte. Haben Sie eben Geduld mit uns beiden! Mit meinem Manne noch mehr und bedauern Sie ihn und seinen Genius. Doch verzeihen Sie. Es heißt ja: Leid', schweig', meid' und vertrag', deine Noth Niemand klag', an Gott nicht verzag', seine Hülfe kommt alle Tag'. Und darauf wollen wir auch hoffen."

In dieser gehäuften Bedrängniß war Müller den fernen Freunden immer mit derselben Treue, derselben liebevollen Hingebung, derselben unermüdlichen Bereitwilligkeit zu helfen, zu trösten wo und wie er nur konnte, zugethan. Wir Deutschen sollen dafür dem Schweizer um so mehr danken, als fast siebenzig Jahre verflossen sind, ohne das es meines Wissens je ausgesprochen ist, wie Großes dieser bescheidene Bürger Schaffhausens an einem unserer hervorragendsten Geister gethan hat, der so lange und so oft fast ausschließlich auf seine herzliche, thätige Theilnahme angewiesen war. Wie er den Söhnen Herder's mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit entgegengekommen war, wie jede Bitte Herder's oder seiner Frau stets auf die bereitwilligste Erfüllung rechnen konnte, so fand auch jener Nothruf vom 3. September 1797 sofortige Erhörung.

Freilich sah auch er sich außer Stande, der drückenden Lage der Freunde dauernd und durchgreifend abzuhelfen. Nach Herder's Tode schreibt die Wittwe an Müller, ihre Schulden betrügen 4400 Thaler, die Summe der Erziehungskosten für die fünf Söhne, seit sie das elterliche Haus verlassen, beliefe sich auf 12,000 Thaler. In den letzten Lebensjahren muß dieser Druck besonders fühlbar geworden sein, denn wir wissen, daß Frau von Berg 1802 bei ihren Freunden für Herder sammelte. Unter denen, die sich seiner annahmen, war Stein, der dabei die sehr naheliegende Bemerkung machte: „Es ist mir nur leid, daß ein Mann wie Herder an der Spree und Weser eine Hülfe suchen muß, die er doch unter seinen ihn nahe umgebenden Menschen finden sollte.“ (Pertz, Stein's Leben 1, 193.)

Trotz all diesem schweren Ungemach schritt Herder auf dem dornigen Lebensweg tapfer vorwärts. Wie sehr er klagte, daß er nichts rechtes mehr machen könne, er machte doch noch eine Reihe sehr bemerkenswerther Arbeiten. Abgesehen von den Humanitätsbriefen, deren letzte Sammlung 1797 erschien, gab er um dieselbe Zeit die drei Theile der Terpsichore heraus und dann alle jene theologischen Untersuchungen über die Gabe der Sprachen, die Auferstehung, den Erlöser, den Geist des Christenthums, daneben den Katechismus und das Gesangbuch, für deren Würdigung ich auf Werner verweise[1]). Ueberhaupt würde man sich sehr irren, wenn man den damaligen Herder für einen gebrochenen Mann halten wollte. Auch den Zeitereignissen sieht er muthig in's Auge und ermahnt Müller bei jeder Gelegenheit, den Kopf oben zu behalten. Der Schweiz könne der Sturm nur zum Frommen gereichen, wenn er das Volk wecke und der alte Geist wieder stark werde. „Reformirt Euch selbst, ruft er ihm im Januar 1798 zu, so bedürft ihr keines fremden Reformators, vor dem, woher er auch komme, Euch

1) Dem vielleicht folgende Notiz aus einem Briefe vom 26. Juni 1797 erwünscht ist: „Das Buch über den Geist des Christenthums, fürchte ich, wird Ihnen Anfangs nicht so ganz gefallen; aber von Zeit zu Zeit mehr. Was hilft tändeln und halbsagen? Unser Leben ist so kurz; hier müssen verschiedene Wunden ausgefegt werden. Beim Gesangbuch bin ich sehr genirt gewesen; für meine Arbeit und Sammlung ist's also nicht zu halten.“

Gott bewahre.“ Und auch als die Nachricht vom Ausbruch der Revolution in Basel eintraf, meinte er: „Ihr seid und bleibt glücklicher als wir zertretene, zertheilte, charakterlose Deutsche. Ich habe mir viel Arges gedacht, aber einen so schlechten, schalen Ausgang doch nicht, und ist es schon Ausgang? Speremus et confidamus!“

Inzwischen nahte die Erschütterung Schaffhausen mit Riesenschritten. Müller, dessen weiche Gemüthsanlage wir kennen und der bis dahin in stillem Bücherleben und sehr ärmlicher Stellung seinen warmen Patriotismus nicht hatte stählen können, erschrak vor der seiner Ansicht nach unausbleiblichen Umwälzung und kam auf den Gedanken, seine Vaterstadt zu verlassen. Dieselbe hatte bis dahin wahrlich nichts gethan, den tüchtigen, gelehrten, gewissenhaften Sohn an sich zu fesseln. 1782 aus Deutschland nach Schaffhausen zurückgekehrt, mußte Müller sechs Jahre warten, bis sich für ihn überhaupt ein Plätzchen fand. „Ihm stand, heißt es in der schon einmal erwähnten handschriftlichen Biographie, die Kleinheit und Engherzigkeit des Kreises, in welchem er lebte, hemmend entgegen. Wenn eine Stelle frei war, die ihn lockte, so konnte er sich zu jenem erniedrigenden Practiciren und Betteln nicht verstehen, das in seiner Vaterstadt Sitte und fast unerläßliche Bedingung war, um zu einem Amte zu gelangen. Wohl hatte er einige edle und einflußreiche Freunde in der Stadt, die ihn gern befördert hätten; aber sie blieben in der Minderheit gegenüber denen, die nicht auf die Tüchtigkeit des Geistes und der Gesinnung sahen, sondern nach Gunst und Verwandtschaft ihre Stimmen gaben. Besonders fehlte ihm eine Eigenschaft, die damals, wie es schien, für einen Geistlichen, der Beförderung suchte, unerläßlich war; er verstand das Kartenspiel nicht, worin einige seiner jüngeren Collegen excellirten.“ Müller hing mit rührender Begeisterung an der Schweiz und ihrer republikanischen Freiheit, die er Herder fortwährend in so rosigen Farben schilderte, daß er wohl nicht wenig zu dessen Schwärmerei für das Alpenland beigetragen hat. „O, ruft er in einem Briefe vom 16. December 1788, es ist ein ganz ander Leben, wo das Volk auch eine Stimme hat und nicht dem Vieh gleichgeschätzt wird, als in monarchischen Staaten, wo meist nur die Laune

regiert, und ich will meinen Enkeln den gemessenen Befehl hinterlassen, wenn einst die Uebermacht der tyrannischen Austria auch unser Ländchen verschlingen sollte, mit Sack und Pack an den Fuß der Alliganys zu ziehen. Die glückliche amerikanische Republik freut sich ihrer anfangenden Freiheit, wie man sich der aufgehenden Sonne freut. Bilden Sie auch Ihre Söhne zu Freiheitsliebe, nur solche Menschen werden von den Enkeln gelobt und gesegnet und verdienen's, indem sie das köstlichste befördern, was unsere Erde haben kann. Ich lebe und sterbe für diese Göttin." In dieser Stimmung können ihn auch die übelsten Erfahrungen nicht irre machen. 1786 bewirbt er sich vergebens um eine Lehrerstelle, für die ihn sein ausgebreitetes Wissen und sein pädagogisches Talent besonders geeignet gemacht hätten. Erst zwei Jahre später läßt man sich herbei ihn zum Katechet der Beisassen zu machen, die „niedrigste und bescheidenste Stelle, die es gab"; er hatte in ihr die Kinder der in Schaffhausen ansässigen Tagelöhner und Weingärtner im Katechismus zu unterrichten, wofür die Einkünfte mit allen Accidentien in guten Korn- und Weinjahren sich auf 130 Gulden beliefen. Müller versah diesen bescheidenen Posten mit einem Eifer, dessen nur eine so ganz selbstlose Natur fähig war. Im folgenden Jahre 1789 erschienen seine „Philosophischen Aufsätze", die Schleiermacher's Vater seinem Sohne nicht dringend genug empfehlen konnte; dann kam die Uebersetzung der englischen Geschichte Darlrymple's, die Sammlung der Selbstbekenntnisse, die Unterhaltungen mit Serena, eine Reihe von Schriften, in denen sich Müller als einer der bedeutendsten Gelehrten der Schweiz erwies. Auf das freie Volk von Schaffhausen scheinen diese Leistungen aber keinen großen Eindruck gemacht zu haben; denn es ließ Müller ganz ruhig bis 1796 in seiner höchst untergeordneten Stellung trotz mehrfachen Gelegenheiten[1]), ihn angemessener zu beschäftigen. Müller, obwohl seit 1786 mit der einzigen Tochter eines der ersten Kauf-

1) Als bei einer solchen im Jahre 1789 seine gerechten Erwartungen in einer besonders verletzenden Weise getäuscht waren, machte er seinem Aerger gegen Herder in einem Briefe Luft, den er „aus Schaffhausen in der Barbarey" datirt.

leute der Stadt verheirathet, harrte geduldig aus, bis man ihm endlich eine Professur an dem Collegium humanitatis übertrug, die aber auch weder seinen Neigungen noch seinen Fähigkeiten besonders entsprach.

Man sieht, die Bande, welche ihn an Schaffhausen knüpften, waren nicht stark. Und nun sollte er, dessen ganzes Wesen den stillen Studien gehörte, erleben, daß die Vaterstadt eine Beute des ihm in tiefster Seele verhaßten französischen Freiheitsschwindels wurde! „Es ist alles durcheinander", schreibt er seinem Bruder am 3. Februar 1798. „Die Leiter der Bewegung haben so alle Bande der Regierenden und Regierten und der Kantone unter einander aufzulösen gewußt, daß der ehrwürdige alte Bund, vor zehn Tagen neu beschworen, nun so viel als zu Ende ist. Keine Obrigkeit ist mehr Meister und die Untergebenen sind wie eine Heerde ohne Hirten. Die Franzosen aber nehmen die große Partei der Schlechten, der Ausgehausten, Revolutionärs, Terroristen in öffentlichen Schutz und diese verwirren alles. Ich fürchte, ich fürchte, sie werfen mit einer ganz unbeträchtlichen Macht gar alles zu Boden, unsere Freiheit, Religion, Sicherheit des Eigenthums und des Lebens. Sie werden es einen Krieg gegen die Reichen und Aristokraten nennen und das arme Volk damit verführen. Von Paris selbst wird uns geschrieben, es sei dem Directorium gar nicht um unsere Verfassung zu thun — das ist nur Vorwand — sondern um die paar hundert Millionen in der Schweiz. Wenn nun die Geißel der Kriegscommissäre kommt, der Terrorismus mit ihnen, die Bösen tyrannisiren und kein Mensch mehr seines Lebens, seines Vermögens, seiner Ehre sicher ist, soll ich da bleiben?"

Dieselbe Frage richtete er an Herder. Wenn wir uns in die geistige Atmosphäre des damaligen Deutschland versetzen, in die Sinnesart, mit der unsere großen Geister, fast unsere ganze Literatur die gewaltigen Begebenheiten der Zeit ansah und die Pflichten des Bürgers schätzte, und wenn wir uns Herder nach der bisherigen Meinung als den schlimmsten dieser Vaterland und Zeit verachtenden Kosmopoliten vorstellen, so kann gar kein Zweifel sein, wie Herder dem Freunde antworten mußte. Müller erfreute sich der äußeren Unabhängigkeit,

welche es ihm möglich machte, sich an einen beliebigen Ort zurück zu ziehen und dort ungestört seinen Studien weiter zu leben. Würde sich da einer unserer Schriftsteller und Gelehrten besonnen haben? Herder aber schrieb an demselben Tage, wo er die Frage empfangen hatte: „Bleiben, l. M., bleiben! Keinen andern Rath kann ich Ihnen mit Herz und Seele geben. Zuerst ist dies Ihre Bürgerpflicht; kein Bürger verläßt sein Vaterland; am wenigsten darf und soll es ein Schweizerbürger verlassen. Jetzt eben müssen Sie sich in Zeit der Gefahr oder Verwirrung des Vaterlandes vorsichtig, fest und redlich als guter Bürger desselben zeigen, so viel an Ihnen ist Rath ertheilen, Unglück verhüten, alles zum Besten wenden. Jetzt entlaufen, wäre nicht nur ehrlos, sondern auch gesetzwidrig. Sokrates wollte sogar, da er ungerecht verurtheilt war, aus seinem Gefängniß nicht entweichen; wie viel weniger ein freier Bürger bei einer bloß drohenden und wenn man sie als die größeste denkt, dennoch überstehlichen Gefahr, grade in der Zeit, da das Vaterland ihn ruft, da es seine besten Kräfte, sein Vorbild, seine vorsichtig-kluge und heilsame Mitwirkung fordert! Wollte jetzt jeder Schweizer ans Fliehen denken, wo bliebe die Schweiz?"

Man lese diesen ganzen, alle Details der Frage gründlich erörternden Brief bei Gelzer (S. 267 ff.) und sage, ob der gesundeste politische und patriotische Sinn ein Wort besser, treffender, männlicher hätte wählen können, und ob wir nicht Ursache haben uns eines Mannes zu freuen, der in der Zeit der größten bürgerlichen Demoralisation gerade unserer besten Geister Kopf und Herz so ganz auf dem rechten Flecke hatte. Und dabei verdient noch ein Umstand besondere Beachtung. Müller hatte die Idee geäußert, sich etwa nach Weimar zurück zu ziehen. Nun wissen wir, wie oft Herders nach einem Wiedersehn geseufzt hatten, wie es jahrelang ihr größter Wunsch gewesen war, einmal einige Wochen mit Müller zusammen zu leben. Jetzt konnte er erfüllt, Herder's traurige Einsamkeit in den freundlichsten Verkehr verwandelt werden. Aber auch diese verlockende Aussicht macht Herder's und seiner Frau Urtheil nicht einen Moment irre. „Ewig theuerste Freunde! schreibt sie am 9. März, das weiß Gott im Himmel, daß

Ihnen unser Herz, Haus und was wir haben offen steht; es gehört Ihnen an, zu welcher Stunde Sie kommen. Die Freundschaft empfängt Sie mit offenen Armen. Prüfen Sie aber doch alles, was Ihnen mein Mann schreibt, und bewegen's in Ihrem Herzen. Mich dünkt, Vernunft und Ueberlegung rufen Ihnen zu, zu bleiben gerade zur Zeit der Gefahr. Die Gegenwart eines Rechtschaffenen thut oft Wunder in solchen kritischen Augenblicken."

Inzwischen ging Herder aber doch die Sache im Kopfe herum, ob nicht bei der sehr schüchternen Art und der Kränklichkeit des Freundes vielleicht eine wenigstens zeitweilige Entfernung für ihn räthlich sein möge, und der Wunsch, ihn für sein geliebtes Gymnasium zu gewinnen, bestärkte ihn noch mehr in dem Gedanken. Der Herzog erklärte sich bereit, Müller eine unbesoldete Professur der Geschichte zu übertragen, und so konnte denn Herder am 25. März die officielle Anfrage an ihn richten. „Lange, schrieb er, mein schätzbarer geliebtester Freund, wünschte ich mir die Gelegenheit, Sie nach so vielen Jahren wieder von Angesicht zu sehen und Ihnen für die vielen Wohlthaten, die Sie meinen beiden Söhnen erwiesen, mündlich zu danken. Jetzt bietet sich eine Gelegenheit, die Sie vielleicht uns näher bringen kann, da ich zu Ihnen nicht kommen konnte. Unser Gymnasium illustre hat einen Lehrer nöthig, der, da die übrigen Lehrer die Arbeiten, die unsere Zeit fordert, nicht erschwingen können, den Zöglingen desselben in der Geschichte und anderen Wissenschaften, die zur eigentlichen B i l d u n g junger Leute gehören, ehe sie die Akademie beziehen, Unterricht geben könnte." Der Herzog habe ihn beauftragt, Müller zu fragen, ob er geneigt sei, eine solche Stelle anzunehmen. „Ich thue es hiemit, und ob ich wohl weiß, daß Ihnen, als einem so echten Schweizer, dem das Beste seiner Vaterstadt redlich am Herzen liegt, und der sich durch die Dienste, die er Jünglingen in ihrer Bildung geleistet, so viel herzlichen Dank erworben, jede Entfernung aus derselben viel kosten möchte: so fiel mir auf der andern Seite auch ein, daß bei Ihrer schwachen Gesundheit eine Entfernung dieser Art auf einige Zeit wohl heilsam und Ihrem Vaterlande selbst ersprießlich sein könnte. Eine Veränderung des Schau-

platzes, auf dem wir leben, und der Lehrart, die wir gebrauchen, giebt der Denkart eine Vielseitigkeit und eröffnet uns immer s. z. s. eine neue Welt. Und überhaupt dürften Sie ja keine der Banden und Pflichten, die Sie so theuer an Ihr Vaterland knüpfen, lösen! Die Regierung, unter welcher Sie stehen, die Ihre Gesundsheitsumstände und Ihre Geschicklichkeit kennet, wird Ihnen eine temporäre Entfernung, durch welche Sie sich selbst zum Besten des Vaterlandes vollkommener machen, nicht versagen, und es stehet ja bei Ihnen, sich derselben so zu verbinden, wie es die dortigen Gesetze und Ihre Lage fordern." Mit Arbeiten überbürdet solle er gewiß nicht werden, dafür wolle er, der Aufseher des Gymnasiums, sorgen. Vielleicht komme er, sich alle Verhältnisse selbst anzusehen, ehe er eine Entscheidung treffe. „Wie sehr würde es mich freuen, meinen Freund nach so vielen Jahren wieder zu sehen und in dem Hause, das Ihnen einst schon Aufenthalt war, wieder zu umarmen! Ueberlegen Sie alles wohl. . . Nochmals gesagt, gebunden werden Sie durch diesen Ruf nicht; denn ich weiß, wie tief in Schweizern die Liebe zu ihrem Vaterlande sitzt."

Kaum aber ist dieser Brief abgegangen, so kommt die Nachricht, daß die bisher rechtlosen Wahlmänner vom Lande den stillen, bescheidenen, von der alten Oligarchie vernachlässigten Müller einstimmig zu ihrem ersten Repräsentanten gewählt haben trotz seinem Sträuben, und er dann, freilich mit schweren Bedenken, ihrem Rufe in das öffentliche Leben gefolgt ist. Wie jubelt Herder auf diese Kunde, die doch seinen eben ausgesprochenen Wunsch vereitelt! „Tausend, tausend Glück, schreibt er, zu Ihrem gethanen edlen und gewiß nützlichen Schritt, Bürger-Repräsentant des Vaterlandes zu sein. Nicht leicht ist mir eine Nachricht angenehmer gewesen; ich kann mich für Freude nicht fassen. O was können Sie Ihrem lieben Vaterlande werden! Ich danke Gott, daß meine Hoffnungen an Ihnen so glücklich, selbst über alles Hoffen so glücklich erfüllt sind; sehen Sie, ich habe wahr gerathen. . . Ihr Vaterland, Vaterland sei jetzt Ihr einziger segensreicher Gedanke!" Und sie: „Ja, gewiß ist's Gottes und des Vaterlandes Stimme, die Sie gerufen hat. Wohl Ihnen, daß Sie ihr folgten! O Ihr Lieben, wie ist die Vorsehung unaussprechlich groß und

schön! Wenn es auch Kampf und Mühe kostet, bester Freund, so ist der Lohn süß, für's Vaterland etwas gethan zu haben. . . O liebste Engel, unsere Freude ging bis zu Thränen. Ich konnte Ihren Brief, den ich meinem Manne vorlas, fast nicht auslesen. So hat nun Gott alles, alles wohl gemacht."

Ist es nicht, als sähe Herder in dem Freunde das tiefe Sehnen der eignen Brust erfüllt, das Verlangen nach gesunder öffentlicher Thätigkeit in einer Epoche, welche durchaus auf großes Handeln gestellt war und die „metaphysischen Speculationen" mit gewaltigem Tritt zur Seite warf? Mit der lebendigsten Theilnahme folgt er nun der neuen Laufbahn des Freundes, den das Vertrauen seiner Mitbürger schon im Mai zur Würde eines Vicestatthalters erhebt. Wo und wie er ihm mit seinem Rath nur irgend helfen kann, eilt er herbei und vor allem ist er unermüdlich, zum Ausharren in der wichtigen, wenn auch schwierigen Stellung zu ermahnen. „Dauern Sie aus, ruft er, stehen Sie standhaft auf Ihrer Pflicht, in Ihrem Werk, dienen Sie Ihrem Vaterlande mit Rath und That; Gott wird es segnen. Nie noch ist ein Volk untergegangen, das sich mit Vorsicht und Klugheit edel betrug, standhaft war und auszuharren wußte. . . . Mein Gemüth ist sehr niedergeschlagen über alles, was geschieht, und sehr bekümmert über das, was geschehen wird; denn allenthalben ist nur noch der Anfang des Spiels, der zweite, höchstens der dritte Act. Der alte Regierer der Dinge möge und er wird alles zum Besten lenken. Er fordert von uns hohe Tugend. Laßt uns dazu uns rüsten."

Herder ist weit entfernt, wie man sieht, sich optimistischen Illusionen hinzugeben; er erwartet von der nächsten Zukunft schwere, sehr schwere Prüfungen, aber um so ernster, das ist sein Schluß, hat ein Jeder seine Pflicht zu erfüllen. Als Müller im Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit durch einen überaus schmerzlichen persönlichen Verlust betroffen wird, mahnt er, nur durch Thätigkeit könne solcher Schmerz überwunden werden. „Was im Schooß der Zukunft liegt, Lieber, wollen wir nicht forschen. Viel liegt darin und wir stehen am Abhange. Für mich ist's ein Abgrund; denn es kettet sich Eins an's Andere — aber das Ende ist noch nicht da. Sie können

und müssen mit Freude auf Ihrer Stelle wirken, da das Vaterland Sie aufruft und das Zutrauen Ihrer Mitbürger Sie weckt und belohnt. Wir stehen hinter einer spanischen Wand, oder schieben sie uns vor, Andere, scheint's, ringen nach Unglück." Durch viele dieser Briefe geht die stille Klage, daß Deutschland so sehr viel schlimmer daran sei, als die Schweiz, in gefährlicher Selbsttäuschung dem Schlimmsten entgegen taumele. „O bester Freund, schreibt Frau Herder im März 1799, wie freuen wir uns über alles, was Sie von Ihren Beschäftigungen sagen! Wenn Sie schon nicht gleich das Gute um sich herum wachsen sehen, so sehen Sie doch Ihre Mühe als Samen des Guten an. Nur Muth, nur Geduld! Und dann ist es doch ein aufreizenderes Schauspiel für einen besseren Geist, wenn er alle Kräfte einer Nation aufgerufen und in Thätigkeit siehet, als wenn er das Gegentheil sehen und fühlen muß." Wenn Müller seufzt, daß er über der unerquicklichen Politik die Wissenschaft ganz versäumen müsse, so antwortet ihm Herder: „Ach, lieber, bester Müller, lassen Sie es sich nicht leid sein, daß Ihr innerer Mensch einige Zeit schläft und der äußere wirken muß. Es ist wahr und gewiß: „Das Waizenkorn muß ersterben, sonst bringt's nicht Früchte". Lassen Sie es ersterben und bringen Früchte. Es keimt im Verborgenen und geht zehntausendfältig auf. . . . Nichts als Arbeit und überwundene Mühe schafft Gesundheit, guten Humor, Geist und Leben. Die Literatur hängt indessen an den Nagel und thut, was Eures Amtes ist, Herr Statthalter." Und ein ander Mal: „Was schadet's Ihnen, daß Sie jetzt nicht literarisch zusammenhängend arbeiten können? Ihnen, in Ihren Jahren, unter Ihren Umständen? Das compensirt sich trefflich und bald. Alles literarische Fortwirken ruht jetzt; Niemand liest besonnen; alle Augen und Ohren sind auf wirkliche Dinge der Zeit gerichtet; das Uebrige ist Schatten und Traum."

Herder erlebte die große Genugthuung, daß Müller seinem Rath folgend nicht nur ausharrte, sondern in der kräftigen Luft öffentlichen Wirkens sein persönliches Wesen auf das erfreulichste entfaltete, ein Stolz, eine starke Stütze seiner Vaterstadt unter den schwierigsten Verhältnissen wurde und zu jener gesunden, harmonischen Humanität gedieh, die, wie Herder wohl

sah, nur aus dem Zusammenwachsen geistiger Bildung und sittlicher Handlung hervorgehen kann. Er hat sich in jener stürmischen Zeit nicht nur um Schaffhausen, sondern um die ganze Schweiz Verdienste erworben, die ihm einen Ehrenplatz unter den Staatsmännern seines Vaterlandes sichern. Aber freilich waren die Verhältnisse, unter denen er thätig sein mußte, vielfach so widrig, daß er immer von neuem nach einer anderen, seinem Naturell, wie er meinte, angemesseneren Lage ausschaute, und da er nun durch seine Schriften, namentlich durch die vortrefflichen „Briefe über das Studium der Wissenschaften, besonders der Geschichte, an einen helvetischen Jüngling politischen Standes" in den wissenschaftlichen Kreisen Deutschlands bekannt geworden war, so ergingen im Lauf des Jahres 1800 mehrfache Rufe an ihn, u. A. als Professor der Geschichte nach Kiel [1]). Indem nun Herder diese Aussichten erwog, fand er, daß Vieles dafür spreche, namentlich, daß Müller sein Lieblingsstudium, „bildende Geschichte, und was dem anhängt oder zu ihm führt, lesen und lehren" könne, da offenbar bildender Unterricht sein Beruf, seine Lust und Freude sei. „Damit würden Sie, insonderheit zu unserer Zeit, unvergleichbar nützlich: denn wodurch können die Sophistereien unserer Zeit, wodurch ihre Vorurtheile, leere Hirngespinnste und Träume, endlich die Schemen der Irreligiosität ausgerottet oder geschwächt werden, als durch Geschichte? Metakritiken, Kalligonen u. s. thun das gegen Sophistereien nicht; der Gegner sagt: Raisonnire du hin, ich raisonnire daher — überhaupt liegt der Grund alles falschen Raisonnirens in übel oder nicht erfaßten Thatsachen, in Mängeln der Geschichte." Aber, wie sich Müller auch entscheide, unter allen Umständen „halten Sie sich die Rückkehr in Ihr Vaterland offen, das Sie nie und nirgends wieder finden. Ich halte dies für Ihre unnachläßliche Pflicht. Das Vaterland bedarf Ihrer und hat ein Recht auf Sie; es hat Sie gebraucht und wird Sie brauchen. Nirgends in der Welt können Sie so nützlich werden, als in Ihrem Vaterlande; nirgends in der Welt sind Sie so unent-

1) Später 1805 wünschte ihn Karl Friedrich in gleicher Eigenschaft wiederholt für Heidelberg zu gewinnen.

behrlich als da — das ist wie 2 + 2 = 4 gewiß und gegeben.“ Und als dann Müller wesentlich unter dem Einfluß seiner Frau, auf welche ihn Herder als die in solchen Fällen entscheidende Instanz verwiesen, sich entschlossen hatte zu bleiben, ruft Herder: „Ich will Eurer Maria alle zehn Fingerspitzen küssen, mit denen sie Euch vom Auswandern zurück gehalten hat.“ Er soll sich doch durch die Verdrießlichkeiten, den kriegerischen Spektakel des Moments nicht irre machen lassen. „Arbeitet, lieber Müller, auch wenn sie trommeln. Arbeitet für Euch. Ihr seid ein Mann gewesen, seid's durch diese Zeitläufte geworden. Ihr werdet davon Frucht und Belohnung haben.“ „Ob Sie gleich jetzt kein Geistlicher sind, sind Sie doch Mensch. Und wem reifen wir, liebster Müller, wem wir? O, Ihr habt Euren Theil empfangen; unsere Rechnung steht uns bevor, quo lentior eo gravior.“

Das Mitgetheilte wird genügen, den vermeintlichen Kosmopolitismus Herders als das erscheinen zu lassen, was er wirklich war. „Er sagte mehrmals, schreibt die Wittwe am 7. September 1807: Müller hat doch ein Vaterland — o wie viel ist dies werth, und meine Kinder haben keins!“

In der geistigen Welt aber, in der er allein wirken konnte, fühlte er sich mehr und mehr vereinsamt. Durch die Metakritik hatte er seine schon vorher unerfreuliche Lage wesentlich verschlimmert. Sie zu schreiben, hielt er für seine Pflicht. „Mit meiner Metakritik, äußert er sich am 29. April 1799, habe ich in ein Wespennest gestört und in eine Schlangenhöhle. Ich that's aber aus und in reinem Muth, um dem Verderben der akademischen Erziehung zu steuern. Ich konnte nicht anders. Helfe mir Gott! Ich werde und muß mit dem Werk fortfahren, denn die Anwendung der kritischen Sätze in den Wissenschaften muß zeigen, was an ihnen sei.“ Er hat den Schmerz, daß selbst Einer der Wenigen unter den Zeitgenossen, die er sehr hoch stellt, Johannes von Müller, ihn beschwört, auf dem Wege nicht fortzuwandeln. Seine Antwort ist: „Ich erkenne seine herzliche Meinung, kann aber nur meinem streng gebietenden und streng verwarnenden Genius folgen. An Autorruhm, zumal an der Ehre, für einen kritischen Philosophen erkannt zu werden, liegt mir nichts; ich gab mich in das Grab

alles s. g. Autorruhms, da ich die Feder zur Metakritik ergriff; und so möge der Genius der Nothwendigkeit weiter walten." Johannes v. Müller blieb aber dabei, mit fast allen Männern seiner Zeit die Metakritik für eine sehr unglückliche Schrift zu halten, und als es sich nach Herder's Tode um die Herausgabe seiner Werke handelte, war er der Ansicht, die Metakritik und Kalligone bei Seite zu lassen. Das ist denn der Wittwe ein großer Kummer und giebt ihr Veranlassung, sich in einem Briefe vom 14. März 1807 ausführlich über den Gegenstand auszulassen. „Dünkt Ihnen nicht auch, schreibt sie an Müller, daß, wenn wir sie nicht aufnähmen, ein Vorwurf darin gegen den Autor zu liegen scheint, als achteten wir diese Schriften seiner nicht würdig und träten damit auf die Seite seiner Gegner? Und wenn irgend eine seiner Schriften eine große Wirkung hervorbrachte, so war's die Metakritik, die die damalige Zeit aus einem Taumel aufweckte. Die neue Philosophie beherrschte (wenigstens in Jena) alle anderen Facultäten. Kein Professor getraute mehr ohne die philosophische Sprache zu lehren. Unter den Studenten war nur eine Clique. Sie erlaubten sich alle Kabalen und warben die jüngeren Ankömmlinge zu ihrer Rotte. Seit Fichte das große Wort ausgesprochen hatte: „In fünf Jahren ist keine christliche Religion mehr", da wurde Alles toll. Dieser giftigen Rotte, die alle Tugend, alle Religion und alle anderen Wissenschaften höhnte, hatte er durch die Metakritik den Pfeil in's Herz geschossen. Die furchtsamen Gelehrten, die nicht zu reden getrauten, erhoben ihre Häupter nach und nach wieder. Und wie verändert stehen jetzt die Dinge! Jede Wissenschaft ist wieder in ihre Rechte eingetreten und wird darinnen cultiviret. Man schämt sich vielleicht in Weimar selbst der niederträchtigen Kabalen. Goethe hat bei Erscheinung der Metakritik gesagt: „Wenn ich gewußt hätte, daß Herder dies Buch schrieb, ich hätte ihn knieend gebeten es zu unterdrücken." Und nachher bei der Kalligone ließ er dem Vater durch einen Freund sagen, die Grundsätze der Kalligone seien auch die seinigen. Sollten also diese Bücher nicht bleiben, die solche Wirkungen hervor brachten? Daß er das, was an der Kantischen Philosophie gutes ist, kannte, das hatte er in den Humanitätsbriefen gesagt."

Herder täuschte sich über die Wirkung dieser Schriften, wie wir gesehen haben, weniger, während ihre unmittelbare Folge für seine persönliche Existenz so empfindlich war als möglich. Dazu traten immer wachsende körperliche Beschwerden. 1801 wurde er sehr durch ein Augenleiden gehindert, was um so fataler war, als er durch den rasch auf einander folgenden Tod dreier Mitglieder des Consistoriums mit Geschäften überhäuft wurde. „Aber zu seiner Erholung, schreibt die Frau im März, stand ihm die Adrastea zur Seite", deren Plan sie dem Freunde explicirt. „Die Anwendung der Wissenschaft auf die Kultur der Menschen wird und muß Ihnen gefallen; es ist sein Glaubensbekenntniß wie das aller Verständigen." „Vor der Hand sind Sie und Knebel die Einzigen, die er aufnehmen will. Mit Richter ist nichts zu thun. So herrliche Sachen er in seinen Schriften hat, so kann sich mein Mann mit seiner Manier nicht vertragen." Vergleicht man die Adrastea mit den Humanitätsbriefen, so tritt ein starkes Sinken der geistigen Kraft hervor. Herder selbst war sich dessen wohl bewußt. In einem Briefe vom 18. October 1802, der sich über die politischen Nöthe der Schweiz eingehend äußert mit dem Wunsch, daß wenigstens die deutsche Schweiz ihre Selbständigkeit rette, wenn auch, wie er sich immer gesagt, die französische Schweiz ein Appendix von Frankreich werde, in diesem Briefe sagt er: „Ich werde alt und unschmackhaft, mir selbst und Anderen." Sie fügt hinzu: „Ich möchte gern alle Leiden für ihn tragen. Sie glauben nicht, wie viel auf ihm liegt. O daß Gott auch ein großes Herz erweckte, das ihn von seiner Sklavenarbeit erlösete! Das unaufhörliche Actenlesen hat seine Augen sehr geschwächt und schwächt sie wieder auf's Neue und bringt oft seinen Geist in den muthlosesten Zustand herab. Sie würden ihn manche Tage gar nicht erkennen." In einem Briefe vom 25. Februar 1803 klagt sie: „Sein Leben ist ein immerwährendes Stubenleben von Actenlesen, schreiben, wieder lesen und schreiben. So geht das liebe Leben dahin."

Es war seinem Ende nahe. Der Brief vom 18. October 1802 ist der letzte, den Herder an Müller geschrieben. Aus dem folgenden Jahre liegen nur fünf Briefe der Frau vor. Die ersten vier berichten über Familienangelegenheiten, über

die Freude, welche sie an den Söhnen erleben, die freilich bis auf den ältesten alle ihr Glück außerhalb Weimars gesucht haben, über die Adrastea, über neue Schriften Müller's und seines Bruders Briefwechsel mit Bonstetten, über den Tod Gleim's und Klopstock's [1]). Daneben enthalten sie furchtbar scharfe Aeußerungen über das philosophische Treiben in Jena, über das große Unheil, das Schelling namentlich unter den jungen Aerzten anrichte, daß „er seit Jahr und Tag mit der Frau des ältesten Schlegels, zum Skandal" lebe, daß er deren älteste Tochter aus erster Ehe in Botlet „als unwissender praktischer Arzt mit Opium getödtet" u. s. w. Wir sehen darin noch einmal die ganze grelle Verbitterung Herder's gegen das gesammte moderne philosophische Wesen, für dessen positive Bedeutung er durchaus kein Verständniß mehr hatte. Daneben aber sehen wir auch die gesunde und durchaus berechtigte Indignation eines ernsten Mannes über die sittliche Auflösung, welche damals in den litterarischen Kreisen herrschte und von ihnen aus hie und da der Nation als neuestes Evangelium verkündigt wurde. Wenn Karoline Herder mit jener anderen Karoline in Jena nichts gemein haben mochte, so stimmen ihr wenigstens wohl alle edlen Frauen vollkommen bei. Und wie sollte sie nicht im Recht sein, wenn sie ihren lebhaftesten Widerwillen über Gentz äußert? „Warnen Sie doch, schreibt sie Müller, den herzensguten Bruder, der die Menschen nicht immer sehen mag, wie sie eigentlich sind, vor dem Kaiserl. Rath Herrn v. Gentz. Aus Berlin schreibt man über ihn: „Wir sind froh, daß wir ihn los sind, wir prophezeien ihm, daß er zuerst ein glänzendes Glück in Wien machen, aber in einer Festung oder am Galgen sein Leben endigen werde. Denn Alles ist ihm verkäuflich, nichts ist ihm heilig. Er hat zweimal einen Banqueroutte von 20,000 Thaler gemacht. Das erste Mal zahlte man die 20,000 Thaler [2]), das zweite Mal aber nicht. Und wohin wendete er es? an seinen Gaumen und

1) „Der gute feurige Gleim, schreibt sie den 28. März, hat sich über diesen Wahnsinn (der Philosophie) lange genug gegrämt und geärgert — er ruhe nun, der Mann von Geist und Brust. Und so ruhe Klopstock, die himmlische Seele. Der Tod dieser beiden ist meinem Mann sehr nahe gegangen."

2) In einem anderen Briefe heißt es, der König habe sie gezahlt.

an seine vielfachen sinnlichen Bedürfnisse. Sein Frühstück allein kommt ihn täglich auf einen Ducaten. Das andere können Sie sich hinzudenken. Es wäre doch nicht gut, wenn die kindliche Seele Ihres Bruders sich mit diesem Niederträchtigen verbände!" Da Müller um nähere Aufklärung bittet, fügt sie am 28. März hinzu: „Unsere Nachrichten von Gentz' dissoluter Lebensart in Berlin haben wir nicht aus eines oder zweier Zeugen Munde — alle Berliner, die seit mehreren Jahren hier ab und zu gehen, haben hierüber nur Eine Stimme. Von zwei Personen, auf deren Treue und Grundsätze nach altem Schrot und Korn wir als auf uns selbst bauen können und die nicht etwa junge faselichte Leute sind, die haben uns Facta erzählt. Sie dürfen auch den arroganten frechen Wollüstling und Gourmand, dem für seinen Gaumen Alles feil ist, nur sehen und hören[1]), so fordern Sie keine Beweise mehr. . . . Ein Schriftsteller ohne moralischen Charakter, der für jede Partei käuflich ist, und wenn er noch so schön und glatt schriebe, ist ein übertünchtes Grab. Mein Mann haßt ihn als Schriftsteller von Herzen. . . . Was Sie übrigens von der revolutionären Denkungsart der Berliner gehört haben, so möchte dies wohl nur die 2000 jungen Leute betreffen, die von der Akademie dort vor Anker liegen und Dienste erwarten. Dies soll eine heillose Brut von neuerer Philosophie sein. Da nun die Berliner gesellig und sehr für's Theater und die Mannspersonen meist in den Clubs leben und alles göttliche und menschliche beschwatzen, bephilosophiren und besudeln, so ist es freilich ein armseliges, aber mehr bemitleidenswerthes Gefühl, einen faden Berliner urtheilen zu hören. Uebrigens aber denkt kein Mensch an Revolutionsideen. Der Staat ist geordnet, er hat Geld und Soldaten, diese sind mächtiger als die 2000 jungen philosophischen Schwätzer, die keinen Hund aus dem Ofen locken können."

Am 13. Juni ermahnt sie den Freund, sich von widrigen Vorfällen des Tages und theologischen Anfeindungen nicht nie-

1) Er besuchte Herder 1801, wie wir von dem Engländer Robinson wissen, der mit Gentz bei H. zusammentraf. „Herder, schreibt Robinson, war eine würdige geistliche Erscheinung; sein Ausdruck war der eines hohen Ernstes."

verschlagen zu lassen. „Das Gute wächst oft nur durch Druck der Feinde, die es hindern wollen. Bleiben Sie Ihrem Vaterlande, Ihrem Herzen treu. Der Heidelberger Katechismus, sagt mein Mann, tauge nichts mehr. So gut die Alten einen Katechismus aus der Bibel für ihre Zeit, d. i. in der Sprache und Vorstellungsart jener Zeiten hätten verfertigen können, so gut und mit eben dem Recht dürfen wir's für das Bedürfniß unserer Zeit thun. Die Gegenwart ist ebenso heilig als die Vergangenheit — ja sie ist für uns heiliger, weil sie für uns da ist, und wir für sie und die Zukunft leben." Weiterhin klagt sie über den „teuflischen" Betrug, von dem Johannes v. Müller in Wien (nicht ohne seine Schuld) betroffen war und fährt fort: „Ich wollte selbst an den Bruder schreiben, bin's aber nicht im Stande. Ich bin herzlich krank am Gemüthe und bekümmert um meinen Mann; er ist seit 14 Tagen sehr leidend. . . Ich muß Zubereitung machen, er geht Anfang Juli nach Eger."

Nun tritt eine lange Pause ein. Der erste Laut, den wir wieder aus dem Herder'schen Hause vernehmen, ist der erschütternde Klageruf der Wittwe: „Ach, mein treuer, treuer Freund, wie unbeschreiblich elend bin ich geworden — von dem Gipfel meines häuslichen Glückes herabgeschmettert — ich kann es nicht fassen, nicht denken, daß so viel Kraft, so viel Geist, so viel Gemüth nun auf immer versunken ist. — Ach mein Mann! Zwei Monate lang dauerte der Kampf zwischen seiner kraftvollen Natur und den so sehr gereizten, geschwächten Nerven. . . . Ach was für eine Welt voll einzig guter, großer Gedanken, die er noch ausführen wollte, ist mit ihm versunken. — Er war hier verpflanzt, physisch und moralisch. Seit mehreren Jahren war ihm sein Herz gebrochen. Wechselseitig wirkten Körper und Seele auf einander und zerstörten sich allmälig selbst. Er war unbeschreiblich reizbar im letzten Jahre."

Wieland schreibt einmal 1775 an Knebel: „à vrai dire, sollte von großen Genien eigentlich gar nicht geurtheilt werden. Denn die sind nun wie sie sind und es wäre selten desto besser, wenn sie anders wären." So mögen wir auch Herder nehmen wie er war, mit all seiner sauren Schroffheit gegen so viele Menschen und seiner herzlichen Liebe für alles Menschliche, mit

all seiner herben Ausschließlichkeit gegen so viele geistige Potenzen der Zeit und seinem unendlich weiten Blick und feinen Gefühl für die mannigfaltigsten Erscheinungen der Vergangenheit und die tiefsten Bedürfnisse der Gegenwart.

„Wer, sagen wir wieder mit Wieland, wer wird die Präsumtion haben, Herdern die Lection corrigiren zu wollen?" wenn wir mit ihm bedenken, „daß im Grunde alles, was von Herdern kommt, auch das Unvollendetste und Flüchtigste, Funken und Strahlen seines Geistes von sich wirft, dessen gleichen vielleicht in tausend Jahren nicht wieder kommt" [1].

Die Nachricht von des väterlichen Freundes Tode erschütterte Müller auf's tiefste. „Herder ist entschlafen!" schrieb er seinem Bruder am 31. December 1803, noch ehe er den Brief der Frau erhalten hatte. „Sein Schlaf wird sanft, sein Loos wird lieblich sein. Heut erfuhr ich die Nachricht zuerst durch die Zeitung; ich war aber so erstaunt, daß sie zuerst nur einen dumpfen Effect auf mich machte. Innigst bedaure ich ihn und innigst wünscht ihm meine ganze Seele Glück, daß er im Lande des Friedens und der Sicherheit ist. Droben vielleicht bei den Sternen, wo sein Auge und Gemüth so gerne weilte. Mein Dank für seine Liebe zu mir ist nie geschwächt worden und wird nie in mir ersterben. Wie oft träumt es mir jetzt noch — und es sind nun doch schon 21 Jahre, seit ich ihn sah — daß ich in seine Arme geflogen sei und allemal wird vor Freude mein ganzes Wesen erschüttert. Wenige Menschen außer seinen Allernächsten können in dem Grade an ihn attachirt gewesen sein wie ich. Unendlich liebte ich Lavatern, aber doch lange nicht so wie ihn."

Was Herder für Müller war, liegt vor; ebenso, wie Müller diese reichen, unschätzbaren Gaben erwiederte. „Beide Theile waren, schreibt Müller's mehrfach erwähnter Biograph, wie es in wahrer Freundschaft sein soll, sowohl die gebenden als die empfangenden und es wird schwer zu sagen sein, welcher von beiden den größeren Gewinn gehabt hat. Wenn Herders heftiges Gemüth bald von den höchsten Idealen gespannt, bald vom tiefsten Unmuth über erlittene Kränkungen und getäuschte

1) Knebel's literar. Nachlaß und Briefwechsel 2, 222 f.

Hoffnungen durchwühlt war, wie wohlthätig mußte ihm die Stimme des immer gleich treuen und dankbaren Freundes aus der Schweiz sein, an welchem er zwar nicht ein ebenbürtiges Genie bewundern konnte, aus dessen Munde und Feder aber ihm stets der gleiche edle reine Sinn, stets die gleiche aufrichtige Liebe zur Wahrheit, stets, auch bei abweichenden Ansichten, das gleiche Vertrauen zu ihm, als seinem unvergeßlichen Lehrer heraus sprach. Herder hat viele geistreichere, berühmtere, glänzendere Freunde gehabt, aber keinen treueren, wohl auch keinen wohlthätigeren, als Georg Müller."

Aber das ist nicht das höchste Lob dieses edlen, reinen Menschen. Die Palme der Freundschaft wurde ihm erst nach Herder's Tode, wo die tief gebeugte Wittwe an ihm, bis sich auch ihre müden Augen schlossen, ihre einzige starke Stütze hatte. Man muß ihre Briefe an ihn aus den Jahren 1804 bis 1809 lesen, von denen der dürftige Auszug Düntzer's gar keine Vorstellung giebt, um ganz zu erkennen, wie unzertrennlich der Name Georg Müller's mit dem Herder's verknüpft ist.

IX. Archive und Bibliotheken in Frankreich und Deutschland.

(1875.)

Vor mehr als vierzig Jahren erließ K. Leopold von Belgien eine Verordnung, welche bestimmte, daß von den Archiven des Königreichs und den übrigen Urkundensammlungen des Staats auf öffentliche Kosten Inventare gedruckt werden sollten, um einmal den Interessen der Staatsverwaltung zu dienen, sodann aber namentlich die Erforschung der Landesgeschichte zu unterstützen. Der Mann, welchem diese Maßregel einer erleuchteten Verwaltung verdankt wurde, war der Generalarchivdirektor Gachard, der seitdem mit preiswürdiger Rüstigkeit und Einsicht für die Verwirklichung des von ihm aufgestellten Programms gearbeitet hat, daß nämlich die Schätze der Archive auf jede mögliche Weise historischen Nachforschungen zugänglich gemacht werden müßten. Er hat es erreicht, daß trotz manchen äußeren Hemmnissen die belgischen Archive wohl die bestgeordneten und für die Wissenschaft zugänglichsten Europas sind, während er gleichzeitig durch die theils von ihm selbst unternommenen, theils durch ihn angeregten Quellenpublicationen der Geschichte namentlich des sechszehnten Jahrhunderts unvergleichliche Dienste geleistet hat. Was die reichen belgischen Archive, namentlich das großartige Brüsseler Archiv an Urkunden und Acten besitzt, das steht der Benutzung aller Gelehrten ohne Weiteres offen. Auf eine Anfrage, welche Schritte gethan werden müßten, um die Erlaubniß zum Eintritt in das Brüsseler Archiv zu erhalten, wurde dem Verf. dieser Zeilen von Gachard, nachdem er einige Details über die dort aus einer gewissen Epoche vorhandenen Papiere gegeben hatte, die

Antwort: Tout cela, Monsieur, sera mis à votre disposition sans que vous ayez à faire aucune démarche ni aucune demande: nos Archives sont ouvertes à tout le monde, mais plus particulièrement aux hommes distingués qui veulent venir les consulter dans l'intérêt de travaux historiques. Ganz so wie diese Worte habe ich die Praxis gefunden. Der Gelehrte, welcher nach Brüssel kommt, wird dort von den Beamten des Archivs trotz dem beträchtlichen Zudrang mit einer Liebenswürdigkeit und Sachkunde unterstützt, welche geradezu nichts zu wünschen übrig lassen. Die Unzuträglichkeiten des Locals, deren Aenderung außer der Macht der Archivverwaltung liegt, werden darüber ganz vergessen. Was Böhmer 1841, dann Friedemann in seiner Zeitschrift für die Archive Deutschlands gesagt hat, daß die Archivverwaltung Belgiens allen Staaten Europas zum Muster dienen sollte, das verdient heute noch in vollem Umfange wiederholt zu werden.

Auch in Frankreich hat man zeitig begonnen, die Schätze der Archive und Bibliotheken den Studien zugänglich zu machen.

Es ist ein charakteristischer Zug der französischen Entwickelung, daß hier zugleich mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften das Königthum und die vornehme Gesellschaft im Anschluß an die Traditionen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts sich an die Spitze der literarischen und wissenschaftlichen Thätigkeit stellten. So üble Verdienste sich Franz I. sonst um Frankreich erworben hat, der Ruhm wird ihm immer bleiben, daß er den geistigen Interessen seiner Zeit mit der lebhaftesten Theilnahme zugewendet war und daß er es in der französischen Gesellschaft zum guten Ton gemacht hat an Kunst und Wissenschaft sei es schaffend, sei es empfangend mitzuwirken. Ob diese Theilnahme, dieses Eingreifen der vornehmen Welt, in der Art wie sie sich geltend machten, durchaus wohlthätig waren, kann bezweifelt werden. Deshalb wird jedoch wohl Niemand die Behauptung aufstellen wollen, es sei wünschenswerth, daß diejenigen, welche ein Volk politisch und social leiten, von seinen geistigen Aufgaben möglichst wenig Notiz nehmen, den Kreisen seiner Dichter, Künstler und Gelehrten

möglichst fern stehen. Frankreich verdankt der innigen Theilnahme seiner höchsten Schichten für alle irgend wichtigen Vorgänge in Wissenschaft und Kunst sehr viel. Daß es in dem Maße, wie es Jahrhunderte lang der Fall war, die europäische Bildung beherrschte, daß heute noch französische Literatur und Sprache, Kunst und Kunstindustrie in dem Weltleben einen so mächtigen Einfluß übt, ist nur dadurch möglich geworden. Aber werthvoller für das Land als durch die Begründung dieser glänzenden Weltstellung ist das energische Zusammenwirken aller gebildeten Kreise für ideale Zwecke insofern geworden, als es jedem Franzosen das Bewußtsein gab, daß, wenn er als Gelehrter oder Künstler irgendwie Bedeutendes leiste, die Nation ihm zur Seite stehe, ihn mit ihrer wärmsten und thätigsten Sympathie unterstütze. Das mag manche Eitelkeit, manche Ueberhebung erzeugt haben und noch erzeugen; sicher aber schafft es jene kräftige und vielseitige Bewegung, jenen rastlosen Eifer, den wir in der französischen Literatur beobachten wie in der französischen Industrie. Wenn man bedenkt, daß seit Jahrhunderten der Gang der öffentlichen Angelegenheiten in diesem Lande schwer gekrankt, daß es seit bald hundert Jahren eigentlich keinen Augenblick in dem Besitz stetiger Ordnung sich befunden, daß ein greller Wechsel entgegengesetzter Systeme den Volkskörper fast unaufhörlich geschüttelt hat, so wird man begreifen, daß ohne die mächtige Gunst anderer Verhältnisse es mit der französischen Bildung ganz anders stehen müßte als es wirklich steht.

Im fünfzehnten, namentlich aber im sechszehnten Jahrhundert hat die französische Aristokratie eine stolze Reihe von Schriftstellern erzeugt, welche zugleich in dem öffentlichen Leben thätig waren und die Feder führten. Die französische Geschichte verdankt diesem Umstande die große Zahl werthvoller Denkwürdigkeiten schon aus jener Zeit, denen wir nur so sehr wenig an die Seite zu stellen haben. Im königlichen Hause selbst bildete das Dichten gewissermaßen eine selbstverständliche Unterhaltung. Nicht nur die beiden Margarethen nehmen eine bedeutende literarische Stellung ein, sondern ein Blick in den Handschriftenkatalog der Pariser Nationalbibliothek zeigt, daß selbst eine so durch und durch nüchterne Natur wie Katharina

de' Medici es liebte, ihrer fernen Tochter in Spanien ihre Gedanken poetisch mitzutheilen, während sie in der nächsten Stunde vielleicht eine von jener raffinirten Selbstsucht eingegebene Depesche dictirte, welche alles, vor allem ihre eigenen Kinder als Werkzeuge wechselnder Intriguen benutzte. Brantôme führt uns so recht in diese französische Gesellschaft der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts hinein, wie sie in einem anarchisch zerrütteten Lande, mitten unter den blutigen Greueln des Religions- und Bürgerkriegs, an einem erbärmlichen Hofe, die bösen Tage mit Geist und Witz erträglich zu machen versteht.

Diese Gewöhnung der herrschenden Kreise an geistige Interessen hat zur Folge gehabt, daß auch die ernsten Arbeiten der Wissenschaft bei ihnen thätige Theilnahme fanden und die großen Mittel, welche glückliche Kriege, der natürliche Reichthum des Landes und eine arge Ausbeutung der niederen Klassen den Privilegirten zuführten, von ihnen seit dem siebenzehnten Jahrhundert zur Anlage großer Sammlungen verwendet wurden. Richelieu und Mazarin gingen darin mit glänzendem Beispiel voran, eine lange Reihe vornehmer Herrn schloß sich ihnen an. Wenn wir heute in den Handschriften, Kupferstichen, Medaillen und Büchern der Nationalbibliothek und vieler anderer Sammlungen in Paris Schätze bewundern, die vielleicht nicht ihres Gleichen haben, so verdankt Frankreich das zum guten Theil jener Gewöhnung seiner Vornehmen und Reichen, an der geistigen Arbeit der Nation einen passionirten Antheil zu nehmen, einer Gewöhnung, die heute noch so lebendig ist wie vor zweihundert Jahren.

Eine volle Vorstellung von den durch solche Kräfte frühzeitig in Frankreich gesammelten Schätzen kann leider der heutige Bestand nicht mehr gewähren. Die Revolution hat unter ihnen mit rasender Wuth aufgeräumt. Wenn wir jetzt Landsitzen des alten französischen Adels begegnen, so werden wir meistens frappirt von der gefälligen Eleganz der Formen und dem glücklichen Geschmack, der in der ganzen Anordnung waltet. Vor hundert Jahren war Frankreich mit solchen Bauten und Anlagen bedeckt, mit Palästen, deren Inneres in der Regel irgend welche Merkwürdigkeiten der Kunst oder Literatur barg, deren

Archive die Urkunden und Acten verwahrten, welche der Familie zum Ruhme gereichten. Die öffentlichen Sünden dieses geistvollen, gebildeten, aber in der Willkür und einem üppigen Hofleben demoralisirten Adels und Klerus beschworen das Verderben herauf, jene revolutionäre Sündfluth, in welcher das alte Frankreich mit seiner Pracht versank, in welcher auch unermeßliche Schätze der Literatur und Kunst verschwanden.

Aber mitten in dem Verderben schon begann die Sammlung. Wer sich näher dafür interessirt, kann in dem Buche von Bordier (Les Archives de la France, Paris 1855) lesen, wie die revolutionären Gewalten, obwohl sie dem wilden Zerstörungstriebe der Massen auch in Bezug auf die Denkmäler der Vergangenheit manche verderbliche Concession machten, doch sehr frühzeitig für die Erhaltung und Ordnung des nach ihrer Ansicht historisch Wichtigen sorgten. Bereits im September 1790 wurde die Bildung des Nationalarchivs beschlossen, dasselbe unter die Leitung des fähigen und thätigen Camus gestellt und die Verfügung getroffen, daß es drei Tage in der Woche den Nachforschungen des Publikums geöffnet sei (Camus hatte statt dessen vorgeschlagen: täglich). Gleich damals regte derselbe an, in diesem Archiv alle auf den Zustand der alten Monarchie bezüglichen Acte zu vereinigen. Der 5. November 1790 brachte darauf ein Decret, welches die Einziehung aller Urkunden und Papiere der Nationalgüter (der Güter des Klerus, der Emigranten u. s. w.) anordnete und ihre Deponirung in Districtsarchiven. (Vgl. Pfannenschmid, das Archivwesen in Elsaß-Lothringen, Colmar 1875.) 1794 schritt dann der Convent zu einer durchgreifenden Ordnung des gesammten Archivwesens. Die Verhandlungen über das darauf bezügliche Decret vom 25. Juni zeigen, wie nahe immer noch die Gefahr lag, daß die oberste Staatsgewalt selbst eine heillose Zerstörung befehle, nachdem bereits so unendliches zu Grunde gegangen war. Die erste Regung, sagte der Berichterstatter, von der man gegenüber den Documenten der Vergangenheit ergriffen werde, sei die, „alle Urkunden den Flammen zu überliefern und so die Monumente eines verhaßten Regime bis auf die letzte Spur zu vertilgen“. Aber das öffentliche Interesse müsse doch diesem „achtungswerthen Eifer“ Grenzen ziehen. Und so

wurde denn beschlossen, alle Documente, welche den Staat angehen und irgendwie für Geschichte, Wissenschaft und Kunst ein Interesse darbieten, zu vereinigen, als Staatseigenthum zu pflegen und zu ordnen, den Rest aber zu vernichten. Ueberall wo es die Bequemlichkeit der Bürger oder des öffentlichen Dienstes erfordert, sollen Sammlungen dieser Documente angelegt werden, aber so, daß sie nur für Sectionen des Centraldepot in Paris angesehen werden, dem sie daher alle eine Uebersicht dessen, was sie besitzen, einzusenden haben. Auch hier wurde ausgesprochen, daß jeder Bürger in allen Archiven an bestimmten Tagen Vorlegung der Stücke fordern kann, welche sie enthalten. Freilich würde man irren, wenn man meinte, das wissenschaftliche Interesse habe bei diesem Decret eine große Rolle gespielt. Wie selbst Bordier, welcher doch die Revolution möglichst zu entschuldigen sucht, zugiebt, erwartete man von dieser Maßregel hauptsächlich eine Bereicherung des Staats durch die Geltendmachung der Besitztitel, welche in Folge der Aufhebung aller Corporationen und Stiftungen auf den Staat übergegangen waren, sodann durch die Verwerthung der ungeheuren Massen von Papier und Pergament, welche sich ansammeln mußten. Diese letztere Operation brachte erhebliche Summen ein und dauerte (chose inouïe, sagt Bordier leider nicht ganz mit Recht) bis 1823. 1795 erging endlich eine neue Disposition über die Eintheilung des Landes und in Folge der Einrichtung der Centralverwaltung der Departements bestimmte ein Gesetz vom 7. September, daß die seit dem November 1790 gebildeten Distriktsarchive die auf die allgemeine Verwaltung bezüglichen Papiere an die neu einzurichtenden Departementalarchive abliefern, die übrigen Urkunden aber an die Gemeinden zurück geben sollten. Damit war die große Umwälzung des französischen Archivwesens in der Hauptsache beendigt. An die Stelle der 5700 Archive, welche die Intendanten um das Jahr 1770 in den Provinzen Frankreichs gezählt hatten, war das Nationalarchiv in Paris mit seinen Sectionen in den Departements getreten, neben denen sich dann städtische und andere Archive wieder aus der Fluth aufrichteten, wenn sie ihr nicht glücklich entronnen waren, was doch nicht so selten geschah, als man wohl meinte. Denn die 1790 verfügte Vereinigung aller

Documente in den Distriktsarchiven war leichter decretirt als ausgeführt, was Gottlob auch von der 1794 beschlossenen Vernichtung gilt.

Das System straffer Centralisation, durchgreifender Ordnung, welches die Revolution auch auf die Archive übertragen hatte, wurde vom Kaiserreich ungeheuer erweitert. Alle eroberten Länder sollten nicht nur der in Frankreich eingeführten Organisation unterworfen, sondern in Paris s. z. s. ein Universalarchiv begründet werden. Wie die merkwürdigsten Kunstwerke und Handschriften des Continents damals in Paris zusammenflossen, so wurden auch aus den Archiven Italiens, Spaniens und Deutschlands alle Urkunden und Acten von allgemeinem Interesse durch französische Archivare ausgewählt und nach Paris geschleppt. „Napoleon", sagt Bordier, „wollte, daß Paris das Generalarchiv der ganzen Welt besitze und in den einzelnen Ländern nur Succursalen zurück blieben, welche unter der Ueberwachung des kaiserlichen Archivdirectors ständen." Am Pont d'Jéna wurde der Bau eines riesigen Palastes für die Aufnahme dieses Weltarchivs begonnen. Natürlich lag dieser ungeheuerlichen, aber freilich nur consequenten Idee keinerlei wissenschaftliches Interesse zu Grunde, sondern vielmehr der Gedanke, alle historische Forschung von Paris aus dominiren zu können. Europa sollte nicht nur politisch, es sollte auch geistig der Sklave des Universaldespoten sein. Nur unter seiner Aufsicht, mit seiner Erlaubniß sollten die hervorragenden Denkmale der Kunst wie der Wissenschaft genossen und studirt werden können.

Leipzig machte dieser größten Gefahr, welcher die moderne Bildung vielleicht je ausgesetzt gewesen ist, ein Ende, ohne daß die Sieger von ferne Gleiches mit Gleichem vergalten. Ja es konnte geschehen, daß Frankreich kostbare Theile des Raubes behielt. Von den spanischen Papieren z. B., welche man aus Simancas entführt hatte, blieben trotz der Reclamationen der Madrider Regierung beträchtliche Massen in Paris zurück.

Im Innern machte sich mit der Restauration natürlich auch auf diesem Gebiete ein ziemlich starker Rückschlag geltend: viele Papiere wurden aus den Staatsarchiven von Privaten und Corporationen zurückgefordert; aber ehe diese Bewegung

zu erheblichen Resultaten gelangen konnte, brachte die Julirevolution eine neue Epoche.

Man hat sich bei uns gewöhnt Guizot mit sehr ungünstigen Augen anzusehen. Der Historiker, der Gelehrte überhaupt wird ihm immer zu lebhaftem Danke verpflichtet bleiben für den großen und fruchtbaren Impuls, welchen er während seines ersten Ministeriums dem wissenschaftlichen Leben Frankreichs gegeben hat, ganz besonders auf dem Gebiete der Geschichte. Als er ans Ruder kam, lagen die durch die Revolution in den Departementalarchiven zusammengeworfenen Papiere noch in wilder Verwirrung. Die historische Thätigkeit hatte allerdings fast unmittelbar mit der Restauration neues Leben gewonnen, aber sie war auf die Kräfte der Einzelnen beschränkt geblieben. Guizot erkannte die große Wichtigkeit einer einsichtigen Unterstützung des Staats, ohne welche die historischen Studien so wenig gedeihen können wie die naturwissenschaftlichen. In dem Budget, welches er der Deputirtenkammer den 10. Januar 1834 vorlegte, forderte er eine Summe von 120,000 Fr. jährlich zur Herausgabe der Collection de documents inédits sur l'histoire de France [1]). Natürlich erregte eine so gewaltige Forderung lebhaften Widerspruch. Die Budgetcommission beantragte die vollständige Verwerfung, die Specialcommission für das Budget des Unterrichtsministeriums wollte nur 50,000 Fr. bewilligen. Aber in einer lebhaften Debatte setzte Guizot seinen Willen durch [2]). Es war ein glücklicher Tag für das wissenschaftliche Leben Frankreichs. Denn wenn man heute die Liste der in dieser großen Sammlung veröffentlichten Werke (es sind 258 Bände meist in Quart) übersieht, so muß man dankbar anerkennen, daß sich Guizot hier ein Denkmal gesetzt hat, wie kaum ein anderer Unterrichtsminister unseres Jahrhunderts, daß Frankreich in diesen Documenten einen Schatz besitzt, um den es jedes Land beneiden darf [3]).

1) Das Nähere in Guizot Mémoires t. 3 ch. 20.

2) 1837 wurde die jährliche Subvention auf 150,000 Fr. erhöht, 1839 noch ein Extraordinarium von 150,000 Fr. hinzugefügt; seit 1850 ging die Dotation allmälig auf 120,000 Fr. zurück, an welcher Summe man aber selbst 1872 und 1873 nur 10,000 Fr. strich.

3) Man vergleiche die interessanten Mittheilungen in den Rapports

In dem Bericht an den König vom 27. November 1834 setzte Guizot die ganze Tragweite des von ihm beabsichtigten Unternehmens auseinander. Das für die Herausgabe der Documente eingesetzte Comité werde die Pflicht haben „aus allen Quellen zu schöpfen, aus den Archiven und Bibliotheken in Paris wie in den Departements, aus den öffentlichen wie den Privatsammlungen". Es werde die Aufgabe haben „zu sammeln, zu prüfen und geeigneten Falls zu publiciren alle wichtigen handschriftlichen Documente, welche einen historischen Charakter besitzen, auch Werke der Philosophie, der Literatur und Kunst, vorausgesetzt, daß sie irgend eine bisher unbekannt gebliebene Seite der Sitten und des gesellschaftlichen Zustandes in einer Epoche unserer Geschichte aufhellen". Freilich sei für eine solche Aufgabe der gegenwärtige Zustand der Archive eine große Erschwerung, welche in den Departements und den Städten oft einen wüsten Haufen von Papieren und Pergamenten darstellten, wie sie in der Verwirrung der Revolution auf Speichern und in verlassenen Gebäuden hingeworfen seien. Er wage nicht jetzt direct eine allgemeine und methodische Ordnung aller Departemental- und Communalarchive anzugreifen; die Arbeit sei zu gewaltig. Aber er hoffe, daß die Nachforschungen und die ersten Publicationen des Comité überall das Interesse an diesen bisher fast vergessenen Schätzen wecken, die General- und Gemeinderäthe dadurch veranlaßt werden würden, ihnen die Pflege zu widmen, welche sie so sehr verdienten. Gegen den Schluß dieses Berichtes zählt Guizot einige der wichtigsten Publicationen auf, denen man zunächst seine Arbeit werde zuwenden müssen. In Besançon habe er bereits eine Commission für die Prüfung der Papiere Granvella's gebildet. In Lille sollten die kostbaren Urkunden des alten flandrischen Archivs durchforscht werden. Die unermeßlichen handschriftlichen Schätze der königlichen Bibliothek würden unter der Leitung von Männern wie Champollion-Figeac und Guérard von jungen Gelehrten systematisch durchgearbeitet werden. Schon habe man die merkwürdige Correspondenz Mazarin's für die

au ministre sur la collection des documents inédits de l'histoire de France et sur les actes du comité des travaux historiques. Paris 1874.

Veröffentlichung bestimmt. In den englischen Archiven habe die französische Regierung nach dem Frieden von 1763 eine Sammlung von Documenten über die früher unter englischer Herrschaft gestandenen Landschaften fertigen lassen, die sich in 150 Folianten auf der königlichen Bibliothek befinde: sie solle genau durchgesehn und das für die französische Geschichte Wichtige zur Veröffentlichung ausgewählt werden. Vor allen Dingen werde auch das Archiv im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ein sehr wichtiges Material bieten. Der Director dieser unendlich reichen, in bester Ordnung befindlichen Samlung, Mignet, werde aus ihr die Verhandlungen über die spanische Erbfolge publiciren und das Archiv des Kriegsministeriums die Geschichte der aus dieser Frage entstandenen Kriege liefern. Besonders hervorgehoben zu werden verdient endlich noch, daß Guizot auch die Kunstgeschichte in den Kreis der Thätigkeit hinein gezogen haben wollte.

Wie die große Sammlung heute vor uns liegt, umfaßt sie mit anerkennenswerther Gleichmäßigkeit alle Perioden, alle Seiten der französischen Geschichte bis zum achtzehnten Jahrhundert. Der Zeit von den ältesten römischen Anfängen bis zum vierzehnten Jahrhundert sind 39, der modernen Epoche 28 Werke gewidmet; Archäologie und Paläographie, Literaturgeschichte, Philologie, Jurisprudenz sind neben der eigentlichen Geschichte vertreten; ja selbst die exacten Wissenschaften haben durch die Memoiren Lavoisier's, die Werke Fresnel's und Lagrange's eine Bereicherung erfahren.

Fast gleichzeitig mit diesem wichtigen vom Staat ins Leben gerufenen Unternehmen bildete sich, ebenfalls unter der thätigen Theilnahme Guizot's, eine Privatgesellschaft, die bekannte Société de l'histoire de France, welche bis jetzt etwa hundert Bände, z. Th. sehr werthvollen Inhalts, herausgegeben hat. Von den zahlreichen Vereinen, welche seitdem in den Departements und Städten für Provinzial- und Stadtgeschichte entstanden sind und eine verdienstliche Thätigkeit entwickelt haben, kann hier ebenso wenig geredet werden, wie von den vielen und bedeutenden Publicationen namentlich über die neuere Geschichte, welche einzelnen Gelehrten verdankt werden. Nur das sei ausdrücklich hervorgehoben, daß die in Deutschland verbreitete Ansicht, die

französische Centralisation habe alles Leben in den Provinzen getödtet, auf einer starken Uebertreibung beruht. Die historische Wissenschaft wenigstens empfängt fortwährend eine Menge werthvoller Mittheilungen aus Frankreich, welche mit Paris nichts zu thun haben.

Die Hoffnung Guizot's, daß das von ihm unternommene historische Quellenwerk auch der Ordnung der Archive und der handschriftlichen Schätze der Bibliotheken zu Statten kommen werde, sollte sich alsbald erfüllen. In kurzem hatte das leitende Comité Hunderte von Mitarbeitern in allen Theilen Frankreichs gewonnen, welche, um mit ihren Untersuchungen aus der Stelle kommen zu können, natürlich auf Archivare und Bibliothekare in jener Richtung einwirken mußten. Vor allem war es auch nothwendig, daß die unermeßlichen Schätze der königlichen Bibliothek, deren Handschriften ja für das fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert in einem so großen Umfange das Archiv der auswärtigen Angelegenheiten vertreten müssen, in Angriff genommen würden. Zu diesem Zwecke erhöhte Guizot ihre Dotation von 205,000 auf 274,000 Fr., etwa 220,000 Mark[1]). 1838 aber eröffnete man der Bibliothek einen Credit von 1,264,000 Fr. wesentlich für die Aufstellung des Katalogs der Drucksachen. Ich weiß nicht, ob diesen glänzenden, weiterhin, irre ich nicht, noch mehrfach erhöhten Mitteln die bisher ausgeführten Arbeiten ganz entsprechen. Der erste Band des Catalogue de l'histoire de France (er umfaßt alle in der Nationalbibliothek vorhandenen und auf französische Geschichte im weitesten Sinne bezüglichen Druckwerke) ist erst 1855, der erste Band des Catalogue des manuscrits français 1868 erschienen; jener Katalog ist jetzt nahezu vollendet, von diesem sind aber, um nur den s. g. Ancien fonds (6170 Nummern) zu absolviren, noch drei Bände zu erwarten. Es ergiebt sich daraus, daß die Zeit, welche einen

1) Die königliche Bibliothek in Berlin ist nach Petzholdt's Adreßbuch heute [1875] mit etwa 100,000 M. dotirt, die königl. Hof- und Staatsbibliothek in München mit 94,000 M.; [nach dem 1893 veröffentlichten Adreßbuch der deutschen Bibliotheken von Schwenke jene jetzt mit 413,624 M., diese mit 158,689 M.]. Wie hoch sich die gegenwärtige Dotation der Pariser Nationalbibliothek beläuft, vermag ich nicht anzugeben. [Nach dem Budget von 1893 beträgt sie 788,000 Fr.]

gedruckten Katalog von den sämmtlichen 50,000 französischen Manuscripten der Nationalbibliothek besitzen wird, noch sehr fern liegt. Immerhin muß dankbar anerkannt werden, daß diese von der französischen Regierung herausgegebenen Kataloge (zu denen der große im vorigen Jahrhundert begonnene und jetzt vollendete Katalog der 18,613 lateinischen Manuscripte und verschiedene andere kommen) der gesammten Wissenschaft die erheblichsten Dienste leisten, speciell aber der französischen Wissenschaft, der französischen Geschichte unvergleichliche Förderung gewähren. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß geschriebene Kataloge über die sämmtlichen 70,000 Manuscripte der Nationalbibliothek zur freien Benutzung in dem großen Arbeitssaal ausgestellt sind, in dem fortwährend Gelehrte aus den verschiedensten Nationen Gelegenheit erhalten sich von der Vortrefflichkeit dieses Instituts und von der Liebenswürdigkeit französischer Beamten zu überzeugen. Weiter verhältnißmäßig als die Katalogisirung der Nationalbibliothek scheint mir übrigens die der Stadtbibliotheken Frankreichs vorgerückt, soweit es sich wenigstens um die Handschriften handelt. Von dem Catalogue des manuscrits des bibliothèques des départements sind bis jetzt vier starke Bände erschienen, welche die Verzeichnisse der Bibliotheken von Laon, Montpellier, Troyes, Arras und neun anderen Städten enthalten. Viele Stadtbibliotheken haben ihre Manuscriptenkataloge selbständig veröffentlicht.

Die Archive Frankreichs haben hinter den Bibliotheken nicht zurück bleiben wollen. Die Thatsache allein, daß ein Mann wie Mignet achtzehn Jahre lang an der Spitze des in vieler Hinsicht wichtigsten Archivs stand, würde darauf schließen lassen, daß die Regierung auch dieser wichtigen Stütze historischer Forschung ihre volle Aufmerksamkeit werde zugewandt haben. Den 8. August 1839 erschien eine Instruction für die Verwaltung der Departementalarchive, welche durch ein Circular vom 24. April 1841 und die bald darauf folgende Einsetzung einer Archivcommission vervollständigt wurde. Das wesentliche jener Verfügungen war, daß sie eine uniforme Methode der Ordnung und die Anfertigung detaillirter Repertorien in der gleichen Weise für alle Archive vorschrieben. Schon 1847 konnte die Archivcommission den Catalogue des cartulaires des

archives départementales und im folgenden Jahre eine Generalübersicht über sämmtliche Archive erscheinen lassen.

Das zweite Kaiserreich meinte auch auf diesem Felde die Julimonarchie überbieten zu müssen. Herr v. Persigny bestimmte durch ein Circular vom 12. August 1861, daß die Repertorien (Inventaires-Sommaires) aller Departementalarchive gedruckt und veröffentlicht werden sollten. Ein an sich großartiger Gedanke. Es läßt sich kaum eine Maßregel denken, welche historischen Studien eine fruchtbarere Förderung gewähren könnte. Frankreich schien den Gedanken Gachard's im größten Stil ausführen zu wollen. Leider war das Napoleonische Regime nicht danach angethan, wissenschaftliche Arbeiten mit der nothwendigen Hingebung und Bescheidenheit zu betreiben: es wollte auch hier rasch mit glänzenden Resultaten prunken. Schon am 3. August 1862 legte Persigny dem Kaiser zwei Bände vor, welche, wie er rühmte, 54 Departements umfaßten und nicht weniger als 732,946 Stücke enthielten. In Wirklichkeit stellten diese Bände ein großes Chaos dar und die übereilte Publication schadete der Sache erheblich. Die Ordnung der Archive war lange noch nicht weit genug gefördert, um schon mit dem Druck der Repertorien beginnen zu können; dieser übereilte Anfang erzeugte eine hastige und wirre Arbeit und da der Druck dann doch fortgehn sollte, erschienen die einzelnen Bogen der verschiedenen Archive in einem Durcheinander, daß sich selbst die Beamten der Nationalbibliothek nicht heraus zu finden wußten. Natürlich ließen auch viele der in aller Eile angefertigten Verzeichnisse sehr viel an Genauigkeit und Vollständigkeit zu wünschen übrig.

Wie weit es am 1. Januar d. J. mit dem großen Werke gediehen war, sieht man aus einer sehr nützlichen Zusammenstellung des Hrn. Leop. Pannier[1]). Die Lectüre desselben lehrt,

1) État des Inventaires Sommaires et des autres travaux relatifs aux diverses archives de la France au 1er Janvier 1875. Paris 1875. [Nach den Angaben im Jhg. 1888 der Bibliothèque de l'école des chartes S. 560 waren bis zum 1. Juli d. J. 245 Bände von Inventaren, 156 von Departemental-, 67 von Stadt-, 22 von Hospital-Archiven publicirt. Ueber die Weiterführung dieser Arbeiten vgl. auch Jhg. 1889 der Bibl. de l'école des chartes S. 496 ff. u. Molinier in der Revue Histo-

daß sich der für die Departementalarchive angeordneten Methode der Ordnung und Veröffentlichung auch sehr viele Stadtarchive angeschlossen haben, was sich im Elsaß auf so kleine Orte wie Oberehnheim, Bergheim, Gebweiler, Rappoltsweiler erstreckt, eine Erscheinung, welche vielleicht nicht ihres Gleichen hat. Daß die Stadtarchive von Straßburg und Colmar ebenso wie die an diesen Orten befindlichen Bezirksarchive sich in bester Ordnung befinden, in einer Ordnung, um welche sie die meisten Städte und Landschaften des übrigen Deutschlands beneiden dürfen, wird bekannt sein. Wir verdanken dies der früheren französischen Verwaltung und verargen es deshalb auch Herrn Pannier gar nicht, daß er die Inventare der Archive der drei früheren französischen Departements in sein Verzeichniß aufgenommen hat, zumal er es so angemessen motivirt. Was das Gesammtresultat angeht, so ist es nicht ganz so glänzend, wie Herr Pfannenschmid in dem oben erwähnten Werke annimmt[1]). Pannier belehrt uns, daß, wenn einige Inventare, wie das von Seine-et-Marne, in Kurzem vollendet wurden, andere in vierzehn Jahren kaum begonnen oder in so verkehrter Weise behandelt wurden, daß die Arbeit unterbrochen werden mußte, ohne seitdem wieder aufgenommen worden zu sein. Eine Durchsicht seines Verzeichnisses beweist, daß die Vollendung des Druckes noch in weitem Felde liegt, woraus man wohl schließen darf, daß viele Archive auch mit der handschriftlichen Repertorisirung noch beträchtlich zurück sind. Trotz alledem begreift es sich, wenn Herr Pfannenschmid uns Deutschen in Bezug auf die Archivordnung Frankreich als Muster aufstellt. In der That kommen die vielen Einwendungen, welche man bei uns gegen die Zweckmäßigkeit der französischen Schablone erhoben hat, meines Erachtens gegen die außerordentliche Wohlthat nicht in Betracht,

rique Jhg. 1892 T. XLVIII, 339 ff., besonders aber Langlois und Stein, Les archives de l'histoire de France. Fasc. I—III. Paris 1891—93.

1) „Unter den europäischen Großstaaten, sagt er S. 9, ist Frankreich der einzige, welcher eine nach festen Gesichtspunkten durchgeführte Archivorganisation besitzt. Sämmtliche Departemental-, Gemeinde- und Hospital-Archive sind wohl geordnet. . . . Die Anfertigung der sogenannten Summarischen Inventare der Departemental-Archive ist der Vollendung nahe" u. s. w.

daß man sich in jedem nach französischer Methode geordnetem Archiv alsbald über den Bestand orientiren und auch die einzelnen Stücke mit verhältnißmäßig geringer Mühe finden kann, ein Lob, auf das meines Wissens nicht viele deutsche Archive Anspruch machen dürfen. Ich bin aber deshalb weit davon entfernt eine Nachahmung des französischen Beispiels im Einzelnen empfehlen zu wollen. Von einer Centralisation nach französischem Muster kann bei uns keine Rede sein. Wenn wir alle unsere Archive über denselben Leisten schlagen wollten, würden wir viel schaden und wenig nützen. Der mit dem Druck der Inventare verbundene Gewinn würde bei uns durch den enormen Aufwand mehr als aufgewogen werden.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Herzog v. Decazes am 21. Februar 1874 dem Marschallpräsidenten einen Bericht abstattete, worin er die officielle Erklärung gab, daß von jetzt an das Archiv der auswärtigen Angelegenheiten ohne irgend eine Ausnahme bis zum Ende der Regierung Ludwigs XV. (1774) den historischen Arbeiten geöffnet sein solle. Die gerade bei diesem Archiv für die ganze gebildete Welt wichtige Publication des Inventars scheint noch nicht ins Auge gefaßt zu sein[1]).

Wenden wir nunmehr unsern Blick von Frankreich auf Deutschland, so versteht es sich von selbst, daß die durchaus verschiedene geschichtliche Entwickelung Deutschlands auch über seine Archive und Bibliotheken wesentlich andere Schicksale gebracht hat. Während in Frankreich seit den Tagen Heinrich IV. die schon unter Ludwig XI. und Franz I. stark begründete monarchische Gewalt die Theile des Landes immer fester zusammenband, große Minister wie Richelieu und Mazarin der unbegränzten Macht Ludwig XIV. vorarbeiteten, mit dem Ende des

1) Armand Baschet, histoire du dépôt des archives des affaires étrangères Paris 1875. p. 551. [Vgl. jetzt Langlois und Stein I, 45 ff.]. Nach einer Entscheidung Lord Granville's von 1870 werden die Acten des Public Record Office unbedingt mitgetheilt bis 1783 und unter der Bedingung specieller Erlaubniß bis 1810.

siebenzehnten Jahrhunderts eine weitreichende Centralisation feststand, welche auch durch die Schwäche der Herrscher des achtzehnten Jahrhunderts nicht gefährdet werden konnte, endlich die Revolution und Napoleon diesen Gang der Dinge abschlossen, wirkten bei uns bekanntlich alle Umstände in der entgegengesetzten Richtung. Je mehr Frankreich seine nationale Einheit befestigte, desto mehr zerbröckelten bei uns, nicht ohne wesentliche Mitwirkung Frankreichs, die letzten Grundlagen des Reichs und es breitete sich über den deutschen Boden jene Anarchie aus, welche uns seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts zum Spielballe unserer Nachbarn machte. Das Wiederaufleben der Wissenschaften fand bei uns kein Centrum, an dem die Bücherschätze hätten zusammenströmen können, und die Urkunden und Acten unserer Archive standen unter dem Verhängniß zuerst immer weiter gehender Zersplitterungen, dann höchst willkürlicher und zufälliger Zusammenwerfungen. Bis auf die jüngsten Tage haben wir keine Gewalt besessen, welche sich berufen geglaubt hätte unseren Archiven und Bibliotheken im Interesse der deutschen Wissenschaft, besonders der deutschen Geschichte, eine einsichtige und schöpferische Sorgfalt zuzuwenden. Sie sind der Fürsorge der einzelnen Landesregierungen überlassen geblieben, welche dann je nach den Zufälligkeiten persönlicher Interessen und Einwirkungen mehr oder weniger in dieser Beziehung gethan, in der Regel aber sich beschränkt haben, den dringenden praktischen Ansprüchen der Verwaltung oder des Unterrichts zu genügen. Was auf diesem Gebiete bei uns bedeutendes geleistet worden ist, das verdanken wir fast durchweg der rastlosen und aufopfernden Thätigkeit einzelner Männer.

Noch mehr aber als diese Seite muß eine andere beachtet werden. Unsere Schwäche wurde, wie sich das gebührt, zugleich unsere Noth und unser Elend. Wie wir als Nation verschwanden, brach die Fluth des Unglücks über uns herein. Fast zweihundert Jahre hindurch war Deutschland der Tummelplatz der Heere Europas. Seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges waren wir lange eines der ärmsten Völker und zugleich für einige Generationen eines der ungebildetsten. Was in diesen unseligen Zeiten an Büchern, Handschriften und Archivalien zu Grunde gegangen ist durch Brand und Plünderung und jene

Gleichgültigkeit gegen die höheren Interessen, welche sich mit dem Elend wenigstens für Staaten und Gemeinden fast von selbst versteht, das wird jeder Gelehrte nach seinen eigenen Erfahrungen zu bemessen wissen. Wenn wir alle Umstände wohl erwägen, so können wir nicht dankbar genug anerkennen, daß der uneigennützige Fleiß und die begeisterte Liebe oft mit Noth und Kummer ringender Archivare, Bibliothekare und anderer Gelehrten, hier und da auch das wissenschaftliche Interesse einzelner Fürsten und Staatsmänner durch alle die Stürme der letzten drei Jahrhunderte noch einen solchen Schatz gerettet hat, wie er heute in unseren Archiven und Bibliotheken vorhanden ist. Wahrlich, trotz so vielen höchst empfindlichen Verlusten, wäre dieser Schatz durch die nothwendigen Arbeiten der wissenschaftlichen Forschung in vollem Maße zugänglich gemacht, wir hätten Ursache uns glücklich zu schätzen.

Das ist aber leider nicht der Fall. Der thätigen und im Ganzen verständigen und höchst freigebigen Fürsorge, welche die französische Regierung seit vierzig Jahren der Ordnung ihrer Archive und Bibliotheken gewidmet hat, können wir nur vereinzelte Beispiele allerdings ausgezeichneter Leistungen entgegenstellen. Der Gesichtspunkt, welcher Guizot leitete, daß die handschriftlichen Schätze der Archive und Bibliotheken der wissenschaftlichen und namentlich der historischen Forschung in jeder Weise geöffnet und ihre Benützung den Gelehrten so bequem wie möglich gemacht werden müsse, dieser Gesichtspunkt hat wenigstens bei unseren Archiven bisher nur ganz ausnahmsweise Geltung erlangt. Sehen wir, wie die Dinge gegenwärtig liegen.

Ueber die deutschen Archive verdanken wir dem bekanntlich auch literarisch mannigfach verdienten Weimarer Archivar Burkhardt eine Arbeit (Hand- und Adreßbuch der deutschen Archive, Leipzig 1875), deren Werth wir nicht hoch genug anschlagen können, weil sie uns zum ersten Male ein einigermaßen vollständiges Bild von dem gegenwärtigen Bestande giebt. Dieses Bild ist in einer Beziehung ein sehr erfreuliches, weil es uns einen Reichthum an Archiven zeigt, der wohl Jeden überrascht haben wird. Die Zahl der beschriebenen oder doch genannten Archive beläuft sich auf 469. Die Fortsetzung der von Burk-

hardt begonnenen Arbeit wird diese Zahl noch beträchtlich erhöhen[1]). In einer anderen Beziehung kann aber das, was wir aus dem Handbuch erfahren, Deutschland kaum zur Ehre gereichen. Schon daß die Lösung einer so nothwendigen Aufgabe von einem einzelnen Manne unternommen werden mußte, zeigt, daß unter uns bis jetzt nichts von jener das gesammte nationale Interesse in's Auge fassenden Fürsorge existirt, deren sich Frankreich seit vierzig Jahren erfreut. Wenn dann aber doch ein berufener Mann wie Burkhardt sich der großen und an sich höchst unerquicklichen Mühe unterzog, ein solches Verzeichniß herzustellen, so hätte man wohl erwarten sollen, daß er überall in Deutschland die bereitwilligste und eifrigste Unterstützung finden würde. Wäre unter uns das Bewußtsein auch nur einigermaßen verbreitet, daß unsere Archive zu den kostbarsten Vermächtnissen unserer Vergangenheit gehören, daß in ihnen Thaten und Leiden unserer Vorfahren verzeichnet sind, von denen oft jede andere Kunde fehlt, daß wir nur aus ihnen ein genaues und lebendiges Bild vergangener Tage gewinnen können, aber das auch nur dann, wenn die Staaten, Gemeinden und Beamten, welchen die Obhut dieser Schätze anvertraut ist, sich ihrer Pflicht gegen Heimath und Vaterland in Bezug auf dieselben bewußt sind, so hätte unmöglich geschehen können, was geschehen ist, daß nämlich die Bemühung Burkhardt's überwiegend in einer Weise aufgenommen worden, die wir nicht tief genug beklagen können. „Die überreiche Correspondenz", sagt Burkhardt, „welche das Unternehmen veranlaßte, drückte mich weniger als die alte Erfahrung, daß wir auf archivalischem Gebiete noch mit einem gewaltigen Indifferentismus zu kämpfen haben. Einige Rührigkeit meiner Collegen hätte bei weitem größere Resultate erzielen können, denn von meinen Gesuchen sind genau nur fünf Zwölftheile einer Beachtung würdig befunden worden!" Es ist traurig, eine so beschämende Thatsache vor die größere Oeffentlichkeit bringen zu müssen. Sie kann uns jedoch heilsam werden, wenn wir daraus endlich die Lehre ziehen, daß die Dinge so nicht weiter

1) [In der zweiten 1887 erschienenen Auflage sind 1133 Archive aufgeführt.]

gehen können, daß hier eine stärkere und einsichtiger geleitete Hand eingreifen muß als die der einzelnen Landesregierungen.

In der That handelt es sich hier um ein wesentliches Interesse der Nation, um eine Angelegenheit des Reichs. Allerdings, wenn man Burkhardt's Buch sorgfältig liest und eine Anzahl deutscher Archive aus eigener Anschauung und zuverlässiger Berichterstattung kennt, so weiß man, mit wie gutem Grunde er in der Vorrede sagt: „Es ist leider kein Geheimniß, wie es selbst um einzelne deutsche Staatsarchive bestellt ist.“ Leider giebt es in der That unter diesen Staatsarchiven neben einer Anzahl vortrefflich geordneter und verwalteter einige sehr wichtige und, was die Verschuldung viel empfindlicher macht, sehr reichlich dotirte, welche sich in einer solchen Unordnung befinden, daß ihr reicher Inhalt für die deutsche Geschichte so gut wie nicht existirt. Aber der Hauptschaden liegt doch an einem anderen Punkte. Die Besitzer und Verwalter jener Staatsarchive, das ist wenigstens zu hoffen, werden, wenn das Archivwesen einmal zum Gegenstande ernster nationaler Fürsorge geworden ist, nicht länger säumen ihre Pflicht zu thun. In Betreff der sehr wichtigen reichsstädtischen Archive kann aber eine solche Hoffnung schon deshalb nicht gehegt werden, weil diese Archive zum großen Theile gar keine, oder doch keine wissenschaftlich qualificirten Archivare besitzen und die betreffenden Gemeinden wenigstens vielfach sich nicht in der Lage befinden den für eine angemessene Ordnung und Ausstattung ihrer Archive nothwendigen Aufwand zu bestreiten. Eine lange Reihe der historisch wichtigsten Städte, deren Archive namentlich für die Geschichte des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts von großer Wichtigkeit sind, entbehren, wie wir aus Burkhardt erfahren, selbst der Elemente der Fürsorge für die Zeugen ihrer oft so ruhmreichen Vergangenheit. Und wie manche städtische Archive, welche sich bei Burkhardt ganz leidlich ausnehmen, stecken in Wahrheit in den kläglichsten Zuständen! Wie mancher Archivar wird mit einer Besoldung von einigen hundert Mark abgefunden! Wie mancher sieht sich in die schlechtesten ungesundesten Locale eingesperrt, wo er mit dem besten Willen nichts ersprießliches leisten kann! Alle diese städtischen Archive sind aber durch solche Verhältnisse nicht nur der historischen

Benutzung ganz oder theilweise verschlossen, sondern sie laufen, was noch schlimmer ist, Gefahr, durch die Sorglosigkeit zu Grunde gerichtet zu werden, wie schon nur gar zu viel, noch in unserem Jahrhundert, noch in den letzten Decennien, verloren, verschleudert, veruntreut, verbrannt oder verfault ist.

Aber, denkt vielleicht mancher Leser, ganz so schlimm muß es doch wohl nicht sein; wie könnte sonst die deutsche Geschichtswissenschaft zu der stolzen Blüthe gelangt sein, deren wir uns erfreuen! Das führt mich auf den Punkt, welcher der entscheidende ist, welcher mich auch hauptsächlich zu dieser ganzen Erörterung veranlaßt hat. Allerdings blüht die deutsche Geschichtschreibung und namentlich die deutsche Geschichtsforschung. Jedermann kennt die stattliche Reihe von Historikern, welche der Nation seit bald hundert Jahren zur Zierde gereicht haben und noch gereichen. Wenn man aber den Stand der Dinge näher betrachtet, so wird man sich der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß unsere historische Thätigkeit, so weit sie der vaterländischen Geschichte zugekehrt ist, sich auffallend ungleich vertheilt. Um das große Werk der Monumenta Germaniae, diese herrliche Schöpfung Stein's, hat sich eine dichte Reihe von Forschern geschaart, welche die Geschichte des früheren deutschen Mittelalters nach allen Richtungen mit einer wohl beispiellosen Emsigkeit und den schönsten Erfolgen bearbeiten. Im vierzehnten Jahrhundert lichtet sich diese Reihe aber schon merklich und je näher wir der Gegenwart kommen, desto spärlicher wird die Zahl der auf unsere vaterländische Vergangenheit bezüglichen Publicationen, Forschungen und Darstellungen.

Was zunächst die Publicationen von Quellen angeht, so verschwinden die auf die letzten vier Jahrhunderte unserer Geschichte bezüglichen vollständig neben den mittelalterlichen. Nicht allein haben wir den Monumenta für unsere neuere Zeit nichts auch nur annähernd an die Seite zu stellen, sondern alle von einzelnen Staaten, Landschaften, Städten und Gelehrten herausgegebenen Chroniken, Urkunden- und Regestenwerke beschränken sich fast ohne Ausnahme auf das Mittelalter. Bei allen derartigen Unternehmungen scheint es für selbstverständlich zu gelten, daß über das vierzehnte, höchstens das fünfzehnte Jahrhundert nicht hinausgegangen werde. Selbst das sonst doch

von alter und so verdienter Theilnahme gepflegte Reformationszeitalter, diese Epoche der letzten großen nationalen Bewegung vor dem völligen Versinken des Reichs, leidet unter diesem Fluch. Es scheint zwar, als besäßen wir über diesen Abschnitt einen stattlichen Reichthum an Quellen. Allerdings, die kirchliche Seite ist in unserer Literatur reichlich vertreten, die politische aber desto kärglicher. Was wir z. B. von Correspondenzen Karls V. besitzen, ist so höchst fragmentarisch und überdies inkorrekt, daß sich keinerlei eindringende Forschung darauf stützen kann. Ohne die dem siebzehnten Jahrhundert angehörenden Werke von Hortleder und Seckendorf, ohne den von moderner Hyperkritik so voreilig herabgesetzten alten Sleidan könnten wir keinen Schritt thun. Ueber die politischen Führer der protestantischen Seite mangelt trotz dem Vielerlei von Büchern jede zuverlässige und einigermaßen erschöpfende Information. Von einer Geschichte des Schmalkaldischen Bundes besitzen wir kaum einen Anfang. Vielleicht niemals haben unsere Reichsstädte eine wichtigere und erfreulichere Rolle gespielt als damals. Ihre Archive bergen die kostbarsten Schätze gerade aus dieser Zeit, oft in vortrefflicher alter Ordnung, oft freilich auch in wüstem Durcheinander: keine einzige Publikation hat bisher diesen Dingen eine erschöpfende Bearbeitung zu widmen unternommen. Wir werden aber niemals ein auf den Grund dringendes Verständniß dieser über unsere ganze spätere Entwickelung entscheidenden Periode erlangen können, wenn sich ihr nicht dieselbe emsige Arbeit zuwendet, wie der mittelalterlichen Kaiserzeit, wenn wir nicht die möglichst vollständig und sorgfältig edirten oder bearbeiteten Correspondenzen Karls V., des Landgrafen Philipp, der sächsischen Kurfürsten und der wichtigsten Reichsstädte vor uns haben. Und ähnliches gilt von anderen Zeitabschnitten unserer neueren Geschichte. Gewiß muß rühmend anerkannt werden, was in den letzten Decennien für die preußische, österreichische und von München aus auch für die deutsche Geschichte dieser Zeiten geschehen ist. Aber sicherlich wird kein Sachverständiger behaupten, daß diese höchst verdienstvollen Anfänge im Stande sind die ungeheure Lücke auszufüllen, die Quellen für unsere neuere Geschichte mit denen für das Mittelalter in's Niveau zu rücken und uns auf eine

Linie zu stellen mit Frankreich, England, Belgien oder auch nur Italien [1]).

Von den Quellen hängt die Forschung, von dieser die Geschichtschreibung ab. Wenn nur zusammenhanglose Fragmente des Quellenmaterials über eine Epoche vorliegen, wenn der erste Blick zeigt, daß diese Bruchstücke einer mühevollen und kostspieligen Ergänzung aus zahlreichen Archiven bedürfen, so können nur besonders Begünstigte und Begabte daran denken, dieselbe zum Gegenstande ihrer Untersuchungen zu machen. Für die große Mehrzahl der historischen Arbeiter verbietet sich ein solches Unternehmen von selbst. Sie mögen dieses oder jenes Detail, für welches das nächste Archiv oder einige ihnen bekannte Bibliotheken gerade günstige Gelegenheit bieten, mit Erfolg bearbeiten; auf eine systematische, größere Momente behandelnde Untersuchung müssen sie verzichten. Und so ist es denn nur zu natürlich, daß in der Forschung das Mittelalter ein ähnliches Uebergewicht über die neuere Zeit behauptet, wie in der Quellenpublication. In den „Forschungen zur deutschen Geschichte" kommen reichlich drei Artikel über das deutsche Mittelalter auf einen über die neuere Zeit. In den Dissertationen und sonstigen Monographien ist das Mißverhältniß noch viel größer. Man wird schwerlich irre gehen, wenn man annimmt, daß von hundert Studirenden, welche sich in unseren historischen Seminaren vorbilden, neunzig ihr vorwiegendes oder ausschließliches Interesse dem Mittelalter und kaum zehn der Neuzeit zuwenden. Natürlich: jene neunzig finden alle irgend wünschenswerthen Hülfsmittel in reichster Fülle vor sich ausgebreitet, diese zehn müssen nicht nur mit den in der Sache liegenden größeren Schwierigkeiten ringen, sondern mit dem Mangel fast alles nothwendigen Materials. Die Folge davon ist, daß die einseitige Berücksichtigung des Mittelalters, statt, wie es die doch allmälig eintretende Erschöpfung wirklich historischer Probleme erwarten ließe, abzunehmen, vielmehr wächst. In den ersten Bänden der oben genannten „Forschungen" bestand noch ein gewisses Gleichgewicht zwischen den

1) [Vgl. Baumgarten's spätere Ausführungen in dem Vorwort zu dem 1892 veröffentlichten dritten Band seiner Geschichte Karls V.]

großen Perioden unserer Geschichte; in den letzten Bänden ist die neuere Zeit so gut wie verschwunden.

Als Resultat aus dem allen ergiebt sich, daß die Kenntniß unserer deutschen Vergangenheit eine in hohem Grade lückenhafte und ungleiche ist, daß gerade diejenigen Abschnitte, welche dem Verständniß und Interesse der heute Lebenden am nächsten liegen, für unsere Nationalbildung die wichtigsten sind, vom Dunkel verhüllt werden. Das hellere Licht, welches gerade hier sich über die preußische und österreichische Geschichte auszubreiten beginnt, kann doch dafür keinen Ersatz bieten. Wie sehr die deutsche Staatsentwickelung seit der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts auf Brandenburg und Preußen ruht, es ist doch lange nur ein auf ziemlich enge Kreise beschränkter Theil, der, wenn er auch mehr und mehr die politisch active Kraft des deutschen Lebens vertritt und die gesunden politischen Elemente der Nation an sich zieht, immerhin durch das Verhalten der übrigen Glieder stark berührt und bestimmt wird. Und neben der politischen Thätigkeit steht die ganze übrige Fülle des Volkslebens, welches fortgeht und fortwirkt, ob die staatlichen Organisationen noch so mangelhaft sind. Gewiß ist diese deutsche Existenz vom fünfzehnten bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts etwas überaus complicirtes, ein historisches Object von der größten Schwierigkeit, oft auch durch den traurigen Inhalt so wenig verlockend wie möglich. Wollen oder dürfen wir deshalb darauf verzichten es zu bewältigen? Die Geschichte ihres Unglücks ist einer Nation so lehrreich wie die ihrer schönsten Tage. Die Geschlechter, welche die schwersten Krisen unseres Lebens durchkämpften, und deren treuer wenn auch oft nur passiver Beharrlichkeit wir ebenso sehr unsere Wiedererhebung danken, wie den glücklicheren, welche wieder die ersten Erfolge errangen, sie haben auch ein Recht an unsere historische Arbeit. Aber auf jeden Fall hat dieselbe nirgends eine schwierigere Aufgabe zu bewältigen, als eben in dieser neueren Epoche, und nirgends ist deshalb die Nation mehr verpflichtet, ihr die äußeren Hindernisse aus dem Wege zu räumen als gerade hier.

Unter diesen äußeren Hindernissen nimmt aber der Zustand unserer Archive den vornehmsten Rang ein. Es liegt in der

Natur der Dinge, daß die Massenhaftigkeit des archivalischen Materials mit der Nähe der Zeiten, man möchte fast sagen in geometrischer Progression wächst, daß unsere Archive schon über irgend ein Jahr der Reformationszeit das unendlichfache enthalten wie über ein Jahr der Staufenzeit. Zweckmäßige Ordnung ist also hier geradezu unentbehrlich, wenn nicht der Forscher seine Zeit verlieren und überdies der Gefahr großer Täuschungen ausgesetzt sein soll. Nun aber weiß Jeder, daß neben zehn Archiven, in welchen die mittelalterlichen Urkunden in recht guter Ordnung sich befinden, kaum eins seine neueren Acten in leidliche Verfassung gebracht hat. Man braucht nur einen Blick in das Burkhardt'sche Buch zu werfen. Fast überall beschränken sich die meist so dürftigen Angaben über die Bestandtheile der aufgeführten Archive auf Notizen über die darin vorhandenen Urkunden; von den jüngeren Papieren ist meist keine Rede. Nichts natürlicher. Unsere Archivbeamten schließen sich dem Zuge unserer Wissenschaft an. Sie wissen, daß oft nach den Urkunden, selten nach den neueren Acten gefragt wird. Mit der Sorge um jene greifen sie unmittelbar in die historische Arbeit des Tages ein. Sie ist so viel dankbarer und zugleich wie viel leichter!

Wer alle diese Verhältnisse erwägt, wer zu schätzen weiß, von welchem Einfluß die gesunde und normale Beschäftigung eines Volkes mit seiner Vergangenheit ist, der wird zugeben, daß hier in der That ein Anlaß für das umsichtige und kräftige Eingreifen der Reichsgewalten vorliegt. Wenn dieselben angemessen gefunden haben sich an großen astronomischen Expeditionen mit erheblichem Aufwand zu betheiligen, wenn sie ein rühmliches Interesse für die archäologischen Forschungen bethätigt und bedeutende Mittel für die Ausgrabungen in Olympia bewilligt haben, so werden sie gewiß auch für den geschilderten Nothstand der vaterländischen Geschichtsforschung ein Verständniß besitzen. Die stattlichen Bewilligungen für die Monumenta Germaniae und für das Germanische Museum beweisen, daß sie bereit sind jedem ihnen vorgeführten wirklichen Bedürfnisse ihre kräftige Unterstützung zu gewähren. Ja sie haben bereits gezeigt, daß auch das Archivwesen ihrem Interesse keineswegs fern liegt. Als dem Reichstage des Norddeutschen

Bundes am 28. September 1867 ein Abgeordneter vorschlug, „den Bundeskanzler zu ersuchen, dafür Sorge tragen zu wollen, daß die archivarischen Schätze der Norddeutschen Staaten, dieses wissenschaftliche Gemeingut der deutschen Nation, derselben zugängiger als seither dadurch gemacht werden, daß die Aufnahme vollständiger Urkunden- und Actenverzeichnisse der öffentlichen Archive, sowie die Veröffentlichung dieser Verzeichnisse durch den Druck erfolge", da wurde dieser Antrag fast einstimmig angenommen. Auch der Bundeskanzler verhieß, den Gegenstand im Bundesrathe zur Sprache zu bringen.

So viel ich weiß, hat dieser Beschluß keine praktische Folge gehabt, was sich auch kaum erwarten ließ, da der Antrag viel zu weit griff und ihm alsbald sehr berechtigte Einwendungen von sachkundiger Seite entgegen traten. Immerhin beweist der Vorgang, wie bereitwillig die Reichsgewalten sind, sich auch des Archivwesens anzunehmen. Es kömmt nur darauf an ihnen zu bezeichnen, was hier das zweckmäßigste und dringendste sei, da es nicht gilt einem erhabenen Ideal nachzustreben, sondern das Mögliche möglichst bald zu thun. Da scheint mir nun in Uebereinstimmung mit manchem erfahrenen Forscher vor allem nöthig, daß unseren reichsstädtischen Archiven geholfen werde. Ein Bedürfniß, unsere Staatsarchive unter die Leitung einer Reichsbehörde zu stellen, scheint mir nicht vorhanden; wo es doch in einzelnen Fällen bestehen möchte, würden sicherlich die politischen, vielleicht auch die wissenschaftlichen Nachtheile einer derartigen Maßregel den Gewinn überwiegen. Wir leben in einem Bundesstaate. Die Pflege des geistigen Lebens soll, so viel irgend möglich, den einzelnen Gliedern überlassen werden. Nichts ist empfindlicher gegen die Eingriffe centraler Gewalten als Schule und Wissenschaft und die ihnen dienenden Institute. Je selbständiger sich ihre einzelnen Organe bewegen, je weniger von dem Einflusse büreaukratischer Schablone gestört, desto besser. Gewiß bedürfen, wie wir sahen, auch einige unserer Staatsarchive eines kräftigen Anstoßes. Derselbe würde wohl dadurch in ausreichender Weise gegeben werden, so darf man wenigstens hoffen, daß das Reich überhaupt das deutsche Archivwesen zum Gegenstande seiner ernsten und stetigen Theilnahme erhebt. Sollte diese Erwartung getäuscht werden, so

könnte später geschehen, was sich als nothwendig herausgestellt hätte. Unmittelbar dringend ist aber, wie wir sahen, die Fürsorge für unsere reichsstädtischen Archive, unter denen allerdings einige größere eine rühmliche Ausnahme machen, die große Mehrzahl jedoch, wie gesagt, in recht bedauerlichen Zuständen sich befinden. Da entsteht denn vor allem die Frage, ob es nicht natürlicher wäre, diese reichsstädtischen Archive ebenfalls der Pflege der betreffenden Einzelstaaten zu überlassen.

Ein so überzeugter Anhänger der bundesstaatlichen Entwickelung unserer nationalen Verhältnisse ich bin, so glaube ich doch nicht, daß hier die Einzelstaaten die berufenen und zweckdienlichen Helfer sind. Vor allem deshalb nicht, weil ich vermuthe, in den meisten Fällen würde die Fürsorge der Landesregierungen schließlich zu einer Einverleibung der Stadtarchive in die Landes- oder Provinzialarchive führen. Die Verlockungen dazu sind so zahlreich und stark, daß ich nicht absehe, wie man ihnen auf die Dauer widerstehen könnte. Manche der in Frage kommenden Gemeindeverwaltungen würden vielleicht selbst bereitwillig die Hand dazu bieten, besonders wenn der Staat ihnen dafür irgend einen Vortheil gewährte. Allerdings würde ja nun durch eine solche Vereinigung die historische Arbeit in einer gewissen Beziehung wesentlich erleichtert werden. Wenn z. B. die Archive von Ulm, Eßlingen und Hall nach Stuttgart geführt würden, so ist es klar, daß der Forscher dort einmal in dem großen, soweit meine Erfahrung reicht, gut geordneten Landesarchive, sodann in der vortrefflichen Bibliothek eine erhebliche Förderung seiner Arbeit finden würde, zumal in früherer Zeit aus diesen städtischen Archiven doch schon beträchtliche Materialien nach Stuttgart verpflanzt worden sind. Aber dieser Erleichterung stände eine viel wesentlichere Schädigung gegenüber. Ein gut geordnetes, zugängliches, mit angemessenen Arbeitsräumen ausgestattetes Stadtarchiv kann für das geistige Leben einer Stadt und ihrer Umgegend eine reiche Quelle werden. Gewisse wichtige Detailforschungen können ferner nur an Ort und Stelle von Solchen gemacht werden, die ein warmes Heimathsgefühl mit Theilnahme für die kleinsten Züge des vergangenen Lebens erfüllt, die am Sitz des Archivs oder in seiner unmittelbaren Nähe weilend viele Jahre immer wieder

zu seinen Schätzen zurückzukehren vermögen. Wenn wir diese Archive centralisirten, so würden wir voraussichtlich unserer Zukunft eines ihrer kostbarsten historischen Besitzthümer rauben: der vergangenen Größe unserer Reichsstädte würdige Stadtgeschichten, die selbstverständlich nicht mitten im Strom der städtischen Entwickelung, im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert abbrechen, sondern ihn voll und ganz durch alle Wechselfälle der Jahrhunderte hindurchführen werden.

Zu anderen Zeiten hätte man vielleicht die Wichtigkeit solcher localen Factoren unterschätzen mögen. So lange wir unter einer oft genug hoffnungslos scheinenden Zersplitterung seufzten und die ganze Bewegung unseres Lebens von centrifugalen Tendenzen beherrscht wurde, hießen wir natürlich alles willkommen, was dem Zusammenfassen oder auch Zusammenzwingen der auseinander strebenden Kräfte zu dienen schien. Heute, meine ich, stehen die Dinge anders. Heute ist die Einheit stark begründet, so stark, daß sie vielleicht mehr von Uebertreibungen als particularistischen Gegenströmungen zu besorgen hat. Heute sehen wir aber vor Allem unser ganzes Dasein von dem Hereinbrechen eines gewaltigen Centralisationsdranges auf den nichtpolitischen Gebieten bedroht. Während wir noch vor Kurzem uns rühmen konnten, das deutsche Leben werde im Unterschied von dem romanischen durch eine starke Vorliebe für die ländliche Existenz charakterisirt, so daß, wo die Menschen in Frankreich und Italien nach den Städten strömten, es uns vielmehr in's Dorf zöge, müssen wir heute wahrnehmen, daß unsere Massen sich aus den Dörfern in die Städte, aus den kleinen in die großen Städte wälzen. Ich glaube, nicht zeitig und energisch genug können wir einer solchen in ihren weiteren Consequenzen höchst verderblichen Richtung entgegenarbeiten. Die Gesundheit und Einfachheit unseres Daseins, die Erhaltung der schönsten Eigenthümlichkeiten unserer Nationalbildung hängt davon ab, daß wir nicht die unzähligen stillen Pflegestätten natürlichen Wachsthums verkümmern lassen, aus denen unser Volk in so langen bösen Zeiten die Wärme des Herzens, die Tiefe des Denkens und die Kraft des Charakters gewonnen hat, von der jedes Blatt vergangener Tage Zeugniß gibt. Eine unserer zuverlässigsten Stützen bei solchem Bemühen werden

aber unsere alten Reichsstädte sein, die natürlichen Bildungsmittelpunkte kleiner Kreise: nicht künstliche Schöpfungen des Dampfes, sondern Geburten uralter in der Natur der Verhältnisse und der Tüchtigkeit der Menschen wurzelnder Kräfte. Auch wo diese Städte, wie ja in den letzten Decennien Gottlob so viel geschehen ist, wieder mächtig aufblühen und ihrerseits jene bedenkliche Richtung zu verstärken scheinen, tragen sie doch einen ganz anderen Charakter als die über Nacht aufgeschossenen Industriecentren, welche dem menschlichen Gemüth nichts bieten als gerade Linien und glatte Flächen, hinter denen die Wuth des socialen Kampfes tobt. Jene binden den Menschen an ein heilsames Element der Ueberlieferung, sie führen ihn aus dem unbegrenzten Wirbel der kosmopolitischen Concurrenz und der für die Meisten überwältigenden und unfaßbaren Weltbewegung in die kleineren Kreise einer selbständigen und eigenthümlichen localen Entwickelung. Freilich werden sie das alles in vollem Maaße erst dann thun können, wenn ihr geschichtliches Leben energisch erneuert, wenn die historische Arbeit so weit gefördert ist, daß nicht nur die für die ungeheuere Mehrheit der Bürger völlig unfaßlichen mittelalterlichen Urkunden, auch nicht nur die Acten späterer Zeiten, sondern auf beiden gleichmäßig ruhende geschichtliche Gemälde zu dem lebenden Geschlecht reden und die hastige Gegenwart die stille Mahnung vergangener Tage vernimmt. In unseren Stadtgeschichten ruht ein unvergleichlicher Keim wahrhaft populärer historischer Literatur. Ist es doch eine nothwendige Folge des wirren und seit dem dreizehnten Jahrhundert so unglücklichen Ganges unserer Reichsgeschichte, daß nur sehr wenige Landschaften eine geschlossene historische Continuität besitzen. Fast alle unsere Landesgeschichten bieten einer wirklich historischen Behandlung die größten Schwierigkeiten, weil sie derselben stets wechselnde Bestandtheile und Verbindungen aufbürden. So z. B. wird selbst unter so besonders günstigen Verhältnissen, wie sie das durch die Natur zu einer festen Einheit gefügte Elsaß darbietet, nichtsdestoweniger eine Geschichte des Elsaßes immer etwas Künstliches, Willkürliches und Lückenhaftes sein, oder ein mit einer Menge fremdartiger Elemente beladenes Ding. Eine Geschichte Straßburgs dagegen wird ein köstliches Bild deutscher Entwickelung in begrenztem

Rahmen darbieten, ein Bild, das mit dem für die Schilderung historischen Lebens nöthigen Detail geziert sein kann, ohne deshalb den Leser unter einer Last von Bänden zu erdrücken. Niemals wird unser Volk mit den Einzelheiten unserer überaus verwickelten Nationalgeschichte vertraut sein, wohl aber in der Geschichte der ihm zunächst liegenden Stadt und des zu ihr gehörenden Gebietes wirklich zu Hause sein können.

Wer diesen Gründen auch nur einen beschränkten Werth zugesteht, der wird doch, glaube ich, immer einräumen, daß unsere Reichsstädte der wichtigsten Zeugen ihrer Vergangenheit zu berauben eine unverantwortliche Versündigung an ihrer und unserer Zukunft wäre. Im Gegentheil sollen wir bedacht sein, auch von dem Mittelpunkt des Reiches aus ihnen alles zu erhalten, was das Unglück oder die Barbarei vergangener Tage verschont hat; freilich aber nicht nur zu erhalten, sondern auch zu beleben. Kein schönerer Beruf für die Reichsgewalten ließe sich denken, als diese alten Säulen des Reichs unter ihre liebevolle Obhut zu nehmen und in ihnen die Kräfte zu pflegen, welche das Nationale so lange in kleinem Kreise vertraten und die gesundeste Vereinigung localen und nationalen Lebens darstellten.

In welcher Weise am zweckmäßigsten diese Fürsorge des Reichs für die städtischen Archive einträte, das bleibt am besten der eingehenden Prüfung einer wohl für diese Frage einzusetzenden Commission überlassen. Dieselbe würde voraussichtlich zunächst an die städtischen Gemeinden selbst ihre Aufforderung richten. Denn eine Stadt von altem Ruhm, welche sich selbst ehrt, wird nicht leicht zugeben, daß sie vor dem Reiche unfähig erscheine, den verhältnißmäßig immer geringen Aufwand für die Ordnung ihres Archivs zu bestreiten. Trotzdem kann, ja wird es sein, daß eine Anzahl Gemeinden wirklich bei dem besten Willen nicht im Stande sind, das von der Wissenschaft Geforderte zu leisten, oder daß für ihre Archive wenigstens einmalige Ausgaben nöthig werden, welche ihre Kräfte übersteigen. In diesen Fällen hätte dann das Reich einzutreten.

Das Reich könnte, um diese Arbeiten zu beleben, noch etwas thun. Es könnte für dasjenige Werk, welches in zehn Jahren die beste Darstellung der Geschichte einer deutschen

Reichsstadt im sechszehnten Jahrhundert lieferte, einen Preis von 10000 Mark aussetzen. Es wäre das ein geringer, aber gewiß höchst wirksamer Aufwand. Wie manches treffliche historische Werk verdanken wir den wenigen und bescheidenen Stiftungen, welche von Zeit zu Zeit Preise ausschreiben! Auf der anderen Seite zeigt auch hier wieder das Beispiel Frankreichs, wie die historische Literatur durch große Preise gefördert werden kann. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, lese ich in den Zeitungen den Bericht über die jährliche Preisvertheilung der Pariser Akademie. Sie hat nicht weniger als fünf Werken über französische Geschichte zum Theil sehr beträchtliche Prämien zuerkannt! — Die Wahl gerade des sechszehnten Jahrhunderts ist nicht durch persönliche Liebhaberei, sondern durch die Sache selbst gegeben. Stadtgeschichten des Mittelalters besitzen wir theils, theils werden sie sich aus den reichen und meist vortrefflichen Publicationen städtischer Urkundenbücher und Chroniken von selbst ergeben. Dagegen liegt die letzte große Periode reichsstädtischer Blüthe eben das sechszehnte Jahrhundert, bis jetzt vollständig im Argen. Wie reiche Schätze da noch zu heben sind, würde eine solche Preisarbeit ins vollste Licht stellen, die sich nothwendigerweise ebenso der Forschung wie wahrhafter historischer Darstellung zu befleißigen hätte. Bei der Lage der Dinge scheint auf der anderen Seite eine solche Beschränkung der Zeit nach geboten. Wir können nicht mit einem Satze aus der engsten Detailforschung zur Größe einer vollständigen Stadtgeschichte überspringen. — Wenn unsere Städte und unsere Historiker hören, daß das Reich diesen Dingen in dieser Weise seine warme und thätige Theilnahme zuwendet, wenn, wie zu erwarten, diese Fragen dadurch ein Gegenstand des öffentlichen Interesses werden, so wird das sicherlich das gewünschte Ziel mächtig fördern.

Sehr viel besser als mit unseren Archiven ist es bekanntlich mit unseren Bibliotheken bestellt. Alles in allem genommen haben wir in dieser Beziehung Frankreich schwerlich zu beneiden. In unseren Bibliotheken hat auch während der traurigsten Zeiten ein oft rührender Fleiß gewaltet und die gesammelte Frucht vieler Generationen tritt uns heute in manchen Sammlungen

großartig entgegen. Man braucht nur das sorgfältige Werk von Petzholdt (Adreßbuch der Bibliotheken Deutschlands. Neue Ausgabe. Dresden 1874 und 1875) zu durchblättern, die Geschichte z. B. der Bibliotheken von Wolfenbüttel, Berlin, Dresden, München, Wien zu überfliegen, um den Eindruck zu erhalten, daß da die Summe vielhundertjähriger Arbeit und Liebe in einer Weise vereinigt ist, wie kaum auf einem anderen Gebiete. Auch die heutige Einrichtung und Verwaltung unserer Bibliotheken erfüllt in sehr zahlreichen Fällen nicht nur alle billigen Ansprüche, sondern leistet aus eigener Initiative der Wissenschaft und der Nationalbildung die erheblichsten Dienste. Den deutschen Bibliotheken ist eine Uebung eigenthümlich, welche sie für das Studium erst wahrhaft fruchtbar macht: das Ausleihen der Bücher zur Benützung nicht nur an dem Ort der Bibliothek, sondern in fernen Gegenden. Alle Vorzüge, welche sonst etwa Bibliotheken in Frankreich, England, Italien haben mögen, werden, scheint mir, durch diesen einzigen Umstand aufgewogen, daß in diesen Ländern grundsätzlich die Bücher aus den Bibliothekräumen nicht entfernt werden dürfen. Allerdings wird man diesem Lobe deutscher Bibliotheken wohl die Einschränkung hinzufügen müssen, daß, wenige rühmliche Fälle ausgenommen, unsere Regierungen für die ihrer Sorge anvertrauten Sammlungen viel zu wenig gethan haben. Es ist eine alte von dem seligen Robert von Mohl einmal mit beredten Worten ausgeführte Klage, daß viele unserer Universitätsbibliotheken von ferne nicht im Stande sind, den wissenschaftlichen Ansprüchen der auf sie angewiesenen Gelehrten und Studirenden zu genügen. Bei manchen unserer Verwaltungen scheint das auffallende Vorurtheil zu herrschen, daß man zwar für Laboratorien, Krankenhäuser u. dgl. Anstalten tief in den Beutel greifen müsse, die Dürftigkeit der Bibliothek aber dem Gedeihen und Ruf einer Universität keinen Eintrag thue, wo doch drei Facultäten in ihr die hauptsächliche, zum Theil die ausschließliche Nahrung ihrer Studien finden und eine ungenügende Bibliothek nothwendig die wissenschaftliche Thätigkeit einer Universität auf das empfindlichste beeinträchtigt. Die daraus entstandene Praxis ist um so unbegreiflicher, als eine auf gutem alten Fundament ruhende Bibliothek, wie doch die meisten

Universitätsbibliotheken sind, im äußersten Fall nur Summen bedarf, welche neben so manchen andern Aufwendungen verschwinden. Freilich, hat man eine Bibliothek einmal zwanzig, dreißig Jahre lang verkommen lassen, so genügen dann auch sehr beträchtliche Summen nicht mehr, um das Versäumte gut zu machen. Denn die Preise der Bücher, der alten noch mehr als der neuen, sind bekanntlich in rapidem Steigen begriffen und gar Vieles, was man vor dreißig Jahren um ein Geringes erworben hätte, ist heute entweder gar nicht mehr zu bekommen, oder doch nur mit beträchtlichen Kosten. Wohl versehene und gut eingerichtete Bibliotheken besitzen aber nicht nur für die strenge Wissenschaft, sondern für die Bildung einer ganzen Landschaft den größten Werth. Eine einsichtige Bibliotheksverwaltung, welche weise Liberalität einen ihrer ersten Grundsätze sein läßt, kann auf weite Kreise den heilsamsten Einfluß üben, sie kann mit der Zeit mächtig dazu beitragen, das ganze Bildungsniveau eines Landes zu erhöhen. Zu einer solchen Wirksamkeit gehören aber die nöthigen Mittel für Besoldung eines ausreichenden Personals wie für Anschaffung der Bücher. Eine einsichtige Fürsorge für unsere Bibliotheken könnte unserer ohne Zweifel heute von mancher Gefahr bedrohten Nationalbildung sehr heilsam werden, indem sie dem Zuge zu oberflächlicher Zerstreuung eine gesunde Geistesnahrung entgegen stellte. Doch darüber wäre manches zu sagen, was uns hier zu weit führen würde. Fassen wir einen anderen Punkt ins Auge.

Was steckt in unseren Bibliotheken an handschriftlichem Material für die Erforschung eines bestimmten Zeitraums unserer Geschichte, für die Schilderung eines bestimmten Lebens? Vor Kurzem hat in diesen Blättern einer der Herausgeber[1]) geklagt, daß von Briefen Samuel Pufendorf's so gar wenig auf uns gekommen sei. Sollte sich das wirklich so verhalten? Unsere Bibliotheken sind merkwürdig reich an Briefsammlungen aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert. Sollte

[1) Treitschke in den Preußischen Jahrbüchern XXXV, 615. Vgl. ebenda XXXVI, 725 seine Anmerkung zu obigen Aeußerungen Baumgarten's und Historische Zeitschrift LXX, 2 f.]

ein tückischer Zufall es gefügt haben, daß unter diesen hunderttausenden von Briefen ein so hervorragender Mann wie Pufendorf gerade nicht vertreten sei? Das ist allerdings möglich, aber zunächst doch nicht wahrscheinlich. Setzen wir den Fall, der Verfasser jener vortrefflichen Lebens- und Charakterskizze sei so angethan von seinem Helden, daß er der Versuchung nicht widerstehen könne, nach den verlorenen Spuren seiner Correspondenz zu forschen. Er würde dann voraussichtlich in eine sehr verdrießliche, zeitraubende und möglicherweise fruchtlose Arbeit verwickelt werden. Er schriebe vielleicht an zwanzig, dreißig Bibliotheken, wo er Theile seines Schatzes zu vermuthen den besten Grund hätte. Gerade da fände sich aber wenig oder nichts, weil irgend ein Zufall den größten Theil der Pufendorf'schen Correspondenz an einen Ort verschlagen, wo sie Niemand suchen kann. Es ist das nicht eine willkürlich ersonnene Hypothese, sondern eine oft genug gemachte Erfahrung. So gut die bunten Wechselfälle der letzten Jahrhunderte unsere Archivalien in der oft seltsamsten Weise verstreut und zerrissen haben, ebenso und noch mehr sind Correspondenzen und andere Handschriften oft in einer Weise verschlagen, welche jeder Combination spottet. Wichtige Briefe von Straßburg sind durch irgend einen Zufall, durch die Liebhaberei eines Sammlers nach dem fernen Norden verweht und umgekehrt.

Unter diesen Umständen ist eine auf den Grund gehende Erforschung wichtiger Momente unserer vaterländischen Geschichte, wenn nicht geradezu unmöglich gemacht, so doch mit den widrigsten Mühen verbunden. Wo England und Frankreich über eine Fülle gleichzeitiger Aufzeichnungen verfügen, welche glückliche Umstände und die Theilnahme der Aristokratie früh zum Druck brachten, da haben wir mühsam aus Archiven und Bibliotheken die zerstreuten Spuren eines wichtigen Vorganges, eines merkwürdigen Lebens zusammen zu suchen. Daß wenigstens diese Arbeit so weit wie möglich erleichtert werde, scheint ein billiger Wunsch.

Eine der wichtigsten und wirksamsten Maßregeln, welche in dieser Richtung getroffen werden könnten, wäre, daß das Reich auf die Anfertigung zweckmäßiger, sorgfältig gearbeiteter, aber ohne allen Luxus hergestellter und möglichst billiger Kataloge

der Handschriften aller deutschen Bibliotheken hinarbeitete, Kataloge, welche womöglich den gesammten Handschriftenschatz zu umfassen, wenigstens aber die auf Deutschland, auf deutsche Geschichte, Literatur und Kunst bezüglichen genau zu verzeichnen hätten.

Frühzeitig hat man auch in Deutschland die Aufstellung und Veröffentlichung von Handschriftenkatalogen begonnen. Aber dem Geist früherer Zeiten und dem uns eigenen Zuge zum Fremden, Entlegenen gemäß beziehen sich diese alten Kataloge meist auf orientalische, griechische, römische Manuscripte. Dann hat auch hier das Mittelalter die Gedanken eingenommen. Vollständige gedruckte Handschriftenkataloge von bedeutenden Bibliotheken gehören bei uns zu den größten Seltenheiten. Wenn das Reich eine solche Publication veranlaßte, es ist gar nicht abzusehen, eine wie reiche Förderung der Kunde unserer Vergangenheit daraus erwachsen würde, eine wie heilsame Anregung zu fruchtbaren Arbeiten. Kein erfahrener Bibliothekar wird die Ausführung eines solchen Gedankens für chimärisch halten, keiner in Abrede stellen, daß sie einem sehr dringenden Bedürfnisse entspreche.

Wenn es aber in Betreff der Archive zweckmäßig erschien, daß das Reich direct für die Ordnung wenigstens der reichsstädtischen eintrete, so scheint dasselbe Verfahren für die Herstellung von Handschriftenkatalogen nicht nothwendig zu sein. Von dem Grundsatz ausgehend, daß das Reich sich nicht mit Dingen beladen soll, welche die Einzelstaaten ebenso gut oder noch besser besorgen können, wird man sagen müssen, daß das Reich sich hier auf eine gewisse oberste Aufsicht und Anregung beschränken könne. Die Berechtigung und Nothwendigkeit dieser Aufsicht wird aber sicher Niemand in Abrede stellen können, da es sich hier um die Förderung eines wichtigen Nationalinteresses handelt. Wenn die Handschriften einer Bibliothek unbekannt bleiben, so kann darunter die deutsche Wissenschaft leiden. Auf der anderen Seite liegt die Thatsache vor, daß ohne Eingreifen des Reiches für diese Dinge das Nothwendige nicht geschieht. Es wäre deshalb gewiß sehr zweckmäßig, wenn das Reich etwa einen Zeitpunkt bestimmte, bis zu welchem die Kataloge aller auf

Deutschland bezüglichen Handschriften in deutschen Bibliotheken gedruckt sein müßten [1]).

Von manchem anderen wohlberechtigten Wunsche sei hier zunächst geschwiegen. Man kann nicht alles mit einem Male schaffen. So nothwendig z. B. die Herstellung eines gedruckten Katalogs über alle auf deutsche Geschichte bezüglichen Druckwerke wäre, man wird zunächst wohl darauf verzichten müssen. Ueberstürzung ist in solchen Dingen so schädlich wie Trägheit, weil sie die Trägheit nur verstärkt, indem sie ihr den Schein der Klugheit verleiht. Aber daß wir überhaupt auf diesem Gebiete eine energische Thätigkeit beginnen, das thut wahrlich Noth. Wir dürfen nicht länger in dem Wahne leben, als wenn bei uns auf geistigem, wissenschaftlichem Gebiete alles vortrefflich, unvergleichlich bestellt wäre. An den Fundamenten unserer Nationalbildung nagen seit einiger Zeit Feinde, die wir nicht länger unbeachtet lassen dürfen. Wir wissen, daß unser Volk den schwersten Prüfungen, bitterer Noth, kläglicher Ohnmacht, nationaler Nichtigkeit zu widerstehen vermocht hat. Ob es den Verlockungen der Macht, des Genusses ebenso zu trotzen im Stande ist, müssen die kommenden Tage lehren. Auf uns ruht die Verantwortung dafür, daß ein schroffer Glückswechsel uns nicht aus dem Gleichgewicht werfe, daß wir die materiellen Interessen in den Schranken ihres berechtigten Einflusses halten, daß wir die echte menschliche Bildung, welche uns von unseren Eltern überliefert ist, vor all den Anfechtungen schirmen, welche in einer noch nie dagewesenen wirthschaftlichen Aufregung liegen, vor den schlimmsten aller Feinde menschlichen Glücks und menschlicher Tugend, vor der hastigen Jagd nach Geld und Genuß.

Unter dem, was ein Volk gesund erhält, nimmt immer

1) Die Frage, wie wir am besten in den Besitz von Handschriftenkatalogen gelangen könnten, ist bekanntlich oft, besonders auch in jüngster Zeit erörtert. Mir scheint der hier empfohlene Weg der zweckmäßigste zu sein. Uebrigens wähle man welchen man wolle; daß wir nur endlich das nicht länger zu entbehrende erhalten! [1893 erschien als Anfang der von dem preußischen Kultusministerium angeordneteten Katalogisirung der in Preußen vorhandenen Handschriftenbestände der erste Band eines Verzeichnisses der Göttinger Handschriften.]

das lebendige Bewußtsein seiner Vergangenheit, die dankbare Erinnerung an die Vorfahren einen der wichtigsten Plätze ein. Wir haben das nie verkannt. Wir sind ein eminent historisches Volk. Aber unsere historische Wissenschaft läuft, so scheint es, einige Gefahr in mikrologischen Neigungen zu weit zu gehen, zwischen den von der Forschung mit vorwiegender Liebhaberei gepflegten Gebieten und der Gegenwart einen Raum zu lassen, durch den das Volk den wichtigsten Wahrheiten seiner eignen Entwickelung fremd wird. Jener Gefahr vorzubeugen, den historischen Arbeiten das ganze ihnen zukommende Gebiet zurück zu geben, sie in vollem Umfange für das Leben fruchtbar zu machen, der Nation in's Gedächtniß zurück-zu rufen, wie unendliche Schätze historischer Erkenntniß in ihrer Mitte noch unberührt liegen, sie mit Theilnahme für diese Schätze zu erfüllen, damit sie lebendig werden können, das ist der letzte Zweck der hier angeregten Maßregeln.

X. Jacob Sturm.

Rede gehalten bei Uebernahme des Rectorats der Universität Straßburg am 1. Mai 1876.

Wenn diejenigen Männer, welche vor mir von dieser Stelle aus gesprochen haben, mit charakteristischer Vorliebe der Vergangenheit dieser Stadt oder dieses Landes ihre Aufmerksamkeit zugewendet und so die Festtage unserer jungen Universität in Ehrentage alten Ruhms verwandelt haben, so wäre es wohl seltsam, wenn der Historiker einen anderen Weg einschlüge. Denn vor Allen liegt es ja doch ihm nahe an einer so ehrwürdigen Stätte deutscher Bildung und Kunst, deutschen Bürgersinns und deutscher Gelehrsamkeit dem Wechsel der Jahrhunderte, wie er sich gerade in den Schicksalen dieser Stadt abspiegelt, nachzusinnen, Schicksalen, welche ihrerseits in eigenthümlicher Weise das große Auf- und Absteigen unseres nationalen Lebens reflectiren. Es ist wahrlich nicht Zufall oder Laune, wenn Straßburg den Deutschen bis in den fernsten Norden und Osten ein Interesse erweckt wie vielleicht keine andere Stadt. Ist es doch recht eigentlich die deutsche Schicksalsstadt. Wenn das deutsche Wesen sich in gesunder Kraft hebt, so versteht es sich in alten Zeiten von selbst, daß Straßburg in der Reihe der deutschen Städte seinen Platz mit Ehren einnimmt; sinkt es, so wird Straßburg unwiderstehlich in fremde Kreise gezogen. Der Verfall deutscher Macht und Ordnung im fünfzehnten Jahrhundert treibt Straßburg von selbst in die burgundisch-schweizerischen Beziehungen hinein. Wimpfeling wußte wohl, weshalb er im Beginn des sechszehnten Jahrhunderts seine Landsleute so nachdrücklich an ihre deutsche Art erinnerte. Denn wenn die Dinge fortgingen, wie

sie seit fünfzig Jahren begonnen hatten, Deutschland sich ganz in seiner Reichsanarchie verlor, Frankreich von klugen oder glücklichen Königen auf der Bahn der neuen Politik zu Macht und Ansehen geführt wurde, so mußte früher oder später Straßburg dem Beispiel seiner Schweizer Nachbarn folgen, oder vielmehr noch ganz anders als diese in französische Hand kommen.

Da wurde diese Wendung noch einmal auf anderthalb Jahrhunderte fern gehalten, nicht durch einen neuen Aufschwung deutscher Macht, sondern durch jene That des deutschen Geistes und Gewissens, welche mitten in steigender politischer Verwirrung und Auflösung Deutschland für eine Generation zum Mittelpunkte der menschlichen Entwickelung machte. Diese That führte Straßburg zu einer innigeren Theilnahme an den deutschen Dingen, als es je zuvor bewiesen oder empfunden hatte, und zu einer ansehnlicheren Stellung als es je vorher oder nachher eingenommen hat. Mit dem Jahre 1526 beginnt die merkwürdige Epoche der Straßburgischen Geschichte, in welcher diese Stadt weit über die natürlichen Verhältnisse hinaus auf den Gang der größten Zeitfrage eingewirkt hat und ein eigenthümlicher Mittelpunkt für die protestantische Welt nicht nur Deutschlands, sondern Europa's gewesen ist. In dieser Zeit kann man von einer Politik Straßburgs reden. Hie und da ist es, als besitze diese Stadt das Gewicht einer selbständigen Macht. Wenn die deutschen Protestanten Gesandte nach Frankreich oder England zu senden haben, so werden dieselben eine Weile vorzugsweise aus Straßburg genommen. Denn hier findet man die Männer, welche mit den Verhältnissen des westlichen Europa am besten vertraut sind, welche überhaupt politische Beobachtung, politischen Verkehr mit besonderer Sorgfalt pflegen. Straßburg ist gewissermassen das politische Observatorium des deutschen Protestantismus. Hier, wo französische, niederländische, englische, dann auch italienische und spanische Flüchtlinge zusammen strömen, bildet sich von selbst ein Mittelpunkt guter politischer Information. Namentlich über Frankreich ist man hier so gut unterrichtet wie kaum irgendwo in Deutschland. Besonders seit Johann Sturm die Leitung des Gymnasiums übernommen hat, ist die Verbindung

zwischen Straßburg und der dem Protestantismus zuneigenden Seite der französischen Politik längere Zeit eine recht intime.

Wie für ein Volk so ist es auch für eine Sadt ein Großes, in den Dingen, welche die Welt bewegen, etwas zu bedeuten. Den Vortheil des Hervorragens hat Straßburg damals im vollsten Maße erfahren. Es brachte ihm nicht nur Ansehen und Einfluß, es veredelte und hob seine ganze Existenz, seine gesammte Bevölkerung. Freilich war ihm auch das seltene Glück vergönnt, daß der beste Sinn der Zeit unter seiner Bürgerschaft einen Vertreter gefunden hatte, welcher Allen gewissermaßen leibhaftig vorführte, was denn das Ziel all dieses Ringens sei, den man fast eine ideale Verkörperung der Bildung jener Zeit nennen möchte. Ich meine natürlich Jacob Sturm.

Fast fürchte ich anmaßend zu erscheinen, wenn ich es unternehme, von diesem vielgepriesenen und allbekannten Manne, von diesem besten Bürger Straßburgs zu Ihnen zu reden. Denn (dieser Gedanke drängt sich von selbst auf), was kann Jemand, der kurze vier Jahre hier geweilt, dem hinzufügen wollen, was so viele Berufenere vor ihm über den Stolz Straßburgs gesagt oder geschrieben haben? In der That, wenn man weiß, mit wie rühmlicher Pietät die späteren Geschlechter dieser Stadt das Andenken jener großen Tage des sechzehnten Jahrhunderts und der in ihnen thätigen Männer gepflegt haben, wie emsig namentlich auch während der letzten fünfzig Jahre in der Geschichte Straßburgs zur Reformationszeit geforscht worden ist, so daß wohl kaum eine deutsche Stadt in dieser Hinsicht Straßburg den Ehrenplatz streitig machen dürfte, so ist die Erwartung ja eine ganz natürliche, daß nicht nur die Reformatoren und Gelehrten, sondern auch die Staatsmänner jener merkwürdigen Epoche, gewiß wenigstens Jacob Sturm, längst seinen Biographen gefunden habe. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Wir besitzen von Jacob Sturm einige biographische Skizzen, einige kurz gefaßte, zum Theil vortreffliche Charakteristiken, aber auch nicht einmal den Versuch einer eingehenderen Darstellung, wie sie Butzer, Capito, Johann Sturm und Andere längst erfahren haben. Und vor allem ist diejenige Seite seiner Thätigkeit, welche doch die bedeutendste, für Straßburg und Deutschland wichtigste war, seine Theilnahme an der schweren

Arbeit des deutschen Protestantismus, dem mächtigsten Kaiser vieler Jahrhunderte und der mit ihm verbündeten römischen Welt gegenüber sich in den Reichsordnungen einen anerkannten Platz zu erringen, bisher am wenigsten beachtet worden.

Der Grund davon liegt nicht etwa, wie man meinen könnte, nur darin, daß bisher überhaupt die politische Seite der damaligen großen Bewegung von unserer Forschung wie von der Ueberlieferung selbst ungebührlich vernachlässigt worden ist, auch nicht darin, daß es unbehagliche Gefühle erwecken konnte das Leben eines Mannes zu schildern, dessen ruhmreiche Thätigkeit den schlagenden Beweis liefert, daß eine fruchtbare Theilnahme Straßburgs an den Weltgeschicken nur in seiner natürlichen Verbindung mit Deutschland gedacht werden kann. Vielmehr treten demjenigen, welcher von Jacob Sturm's politischer Thätigkeit gern noch etwas mehr wissen möchte, als das große aber etwas vage Lob, welches ihm seit mehr als dreihundert Jahren von Jedem gespendet worden ist, der seinen Namen nannte, eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen. Achtundzwanzig Jahre lang ist dieser Mann mit den allgemeinen Angelegenheiten des deutschen Reichs sowohl, wie mit den besonderen Schicksalen des deutschen Protestantismus aufs innigste verknüpft gewesen; wir finden seinen Namen unter einer beträchtlichen Reihe von Acten, welche zu den bedeutsamsten jener Zeit gehören; wir sehen ihn in vertraulicher Correspondenz mit Zwingli, mit dem Landgrafen von Hessen, dem eigentlichen politischen Haupt des deutschen Protestantismus, dann auch mit dem Manne, welchem er die schöne Aufgabe schuf, die Geschichte dieser unvergleichlichen Zeit zu schreiben, mit Sleidan. Sollte man es für möglich halten, daß sich die Persönlichkeit eines mit den wichtigsten Ereignissen und Personen so fest verwachsenen Mannes gerade in Bezug auf diese Ereignisse der eindringenden Betrachtung in der Art entzieht, daß die individuellen Züge nur hie und da ein wenig bestimmter hervortreten? Ich weiß nicht, ob es wieder vorkommt, daß ein Mann, welcher zu dem Geschichtsschreiber seiner Zeit so steht wie Jacob Sturm zu Sleidan stand, in dieser Geschichte mit seiner Persönlichkeit so absolut zurück tritt, daß man von ihr fast nichts erfährt, als daß sie eine sehr bedeutende, höchst verdiente gewesen sei. Wir wissen aus zahlreichen Briefen

und einigen Gedichten, daß Sleidan zu Jacob Sturm mit der innigsten Verehrung empor blickte und daß ihm die größte Angelegenheit seiner Zeit an die treue Kraft Sturms unzertrennlich gebunden schien: dennoch verzichtete er vollständig darauf, diesem so verehrten und historisch so bedeutenden Manne in seinem Geschichtswerke ein etwas beredteres Denkmal zu setzen. Als Johann Sturm nach dem Tode des unvergleichlichen Mannes seine Trostschrift an den Rath von Straßburg richtete, bekannte er, sehr oft habe er sich vorgenommen den Gestorbenen öffentlich zu verherrlichen, es aber jedes Mal unterlassen aus Scheu seine außerordentliche Bescheidenheit zu verletzen; freilich habe er ein Schmeichler scheinen müssen, wenn er die Wahrheit gesagt.

Wenn so die ihm zunächst stehenden Freunde es seiner merkwürdig selbstlosen Art schuldig zu sein glaubten von ihm zu schweigen, so hat er selbst uns mit eigenthümlicher Hartnäckigkeit das Material vorenthalten, mit dessen Hülfe wir einen tieferen Blick in sein staatsmännisches Wesen thun könnten. Allerdings ist von seiner mehr privaten Correspondenz nur sehr wenig auf uns gekommen. Aber die Berichte, welche er von seinen zahlreichen Gesandtschaften an Rath oder Dreizehn dieser Stadt gerichtet, seine politische Correspondenz mit dem Landgrafen, seine Bedenken und Gutachten sind uns doch in ziemlich beträchtlicher Menge erhalten: wo es überhaupt möglich ist, tritt auch hier, besonders in den ersten Jahrzehnten, seine Persönlichkeit ganz zurück. Von der großen und schweren Krisis, welche er im Sommer 1530 auf dem Reichstage in Augsburg durchzumachen hatte, meldet Capito seinen Straßburger Brüdern, wenn sie Sturm hörten, wie er unermüdlich die Sache der Wahrheit vertheidige, so würden sie dem Wort eines hervorragenden Mannes zustimmen, es rede etwas übermenschliches aus ihm. Wenn wir nun in die ziemlich vollständig erhaltenen Berichte Sturm's über diesen Abschnitt des Augsburger Reichstags blicken, so entdecken wir darin auch nicht die leiseste Andeutung einer so hervorragenden Thätigkeit. Aehnlich geht es mit den früheren Speierer Reichstagen. Wir hören von anderer Seite, daß Sturm dabei einen sehr bedeutenden Einfluß geübt habe: er selbst beobachtet darüber absolutes Schweigen. Unter diesen

Umständen wird erst eine umfassende Durcharbeitung der politischen Detailgeschichte jener Zeit das Material für die wirkliche Biographie eines Mannes liefern können, welcher seinerseits zwar den höchsten Begriff von dem Werth des historischen Gedächtnisses hatte, aber in seiner unbedingten Hingebung an die großen Aufgaben seiner Zeit sich selbst vollkommen vergaß.

Wie Straßburg so ist auch Sturm aus längerem Stillleben durch die Macht der reformatorischen Bewegung zur Theilnahme an größeren Dingen geführt worden. Er wird zu den Ersten in dieser Stadt gehört haben, welche sich dem neuen Bekenntniß aus voller Seele anschlossen. Denn schon im November 1524 klagt sein alter Lehrer Wimpfeling, er scheine ihm ganz und gar von Wiclefitischem Gift erfüllt. An der milden, schonenden und doch energischen Art, wie hier das kirchliche Wesen erneuert wurde, nahm er von Anfang an in ausgezeichneter Weise Theil. Nachdem er 1525 der Verordnete Straßburgs im Reichsregiment gewesen war und in dieser Stellung nach Kräften versucht hatte, die Wuth des Bauernkrieges zu mildern, ernannte ihn der Rath im folgenden Jahre zu seinem Boten auf dem wichtigen Speierer Reichstage, welcher bekanntlich durch seine Beschlüsse der Neuerung legalen Boden schuf. Hier zum ersten Male nahmen die Städte eine bedeutsame Stellung in der großen Zeitfrage. Gleich hier muß sich Sturm unter den städtischen Abgesandten nicht nur durch Beredtsamkeit, sondern auch durch politische Klugheit und Gewandtheit hervor gethan haben. Denn als der Reichstag auf Antrag der Städte eine Gesandtschaft an den Kaiser nach Spanien zu senden beschloß, wurde Sturm zum Mitglied derselben ernannt und erst später durch einen Kölner ersetzt. Mit diesem Tage von Speier war über die nächste Zukunft von Straßburg, über das Leben Sturm's entschieden. Wir werden sagen dürfen, Sturm hat gleich hier für Straßburg eine hervorragende Stelle in der großen Zeitbewegung erobert. Während in der Stadt selbst die Reformation sich noch in bescheidenen Grenzen hält, treten die Boten Straßburgs auf dem Reichstage mit voller Energie für die Bewegung ein und knüpfen bereits neben Nürnberg,

Augsburg und Ulm die ersten Beziehungen mit Sachsen und Hessen an, so den Grund zum Bündniß der deutschen Protestanten legend.

„Wir Jacob Sturm, der Meister und der Rath zu Straßburg thun kundt", so beginnt die Verordnung vom 27. Juli 1527 gegen die Wiedertäufer, welche auch in Straßburg die kirchliche Bewegung trübten und hemmten. Zwei Monate vorher finden wir den „Stettmeister" Jacob Sturm abermals als Vertreter Straßburgs auf dem Reichstage in Regensburg, welcher bekanntlich zu keiner nennenswerthen Thätigkeit kam. Für den nächsten Frühling wurde ein Reichstag nach demselben Regensburg ausgeschrieben. Vermuthlich hatte Sturm auch hier seine Stadt zu vertreten. Die für diesen Tag vom Straßburger Rath aufgesetzte Instruction führt eine merkwürdig entschiedene Sprache. „Des Glaubens halb, heißt es darin, sollen die Gesandten in nichts bewilligen, so dem Wort Gottes zuwider ist, sondern daneben allen möglichen Fleiß aufwenden, was mit dem göttlichen Wort im Einklang aufzurichten, was ihm zuwider abzustellen. So aber dem entgegen etwas beschlossen werden wollte, so sollen die Gesandten mit den andern Anhängern des Evangeliums dawider protestiren und andere fügliche Mittel zur Abwendung desselben vornehmen." Sie sehen, ein Jahr, ehe es wirklich zum Protest kam, war Straßburg bereits dazu entschlossen. Wie tapfer und klug dann Straßburg und sein Vertreter Sturm bei den wichtigen Entscheidungen des Speierer Reichstags vom Jahre 1529 mitwirkten, brauche ich hier nicht auszuführen; es ist durch die sorgfältige Arbeit des verdienten Jung längst in die Geschichte Straßburgs und der Entstehung des deutschen Protestantismus eingetragen.

Mit dem Speierer Protest war der längst drohende Bruch zwischen den Evangelischen und dem mächtigen Kaiser offen erklärt in demselben Augenblicke, wo dieser Kaiser durch den Friedensschluß mit Frankreich und die Aussöhnung mit dem Papst freie Hand erhielt, alle seine Kräfte auf Deutschland zu concentriren. Je lebhafter man sich alle Verhältnisse der damaligen Weltlage vergegenwärtigt, um so mehr muß man die Kühnheit der Männer und Gemeinden bewundern, welche einen solchen Schritt wagten. Unter allen aber, die ihn thaten, wagte

Niemand mehr als Straßburg. Denn weithin stand es allein in einer feindseligen Welt, und was seine Lage besonders verschlimmerte, von den eigenen Genossen im Reich wurde es getrennt durch den unseligen Zwist in der Abendmahlslehre. Für Straßburg verstand es sich in jeder Beziehung von selbst, daß es sich in den Streit Luther's mit Zwingli für den Schweizer erklärte. Damit aber war die von ihm in Speier genommene Position unhaltbar. Denn die Lutherischen Theologen lehnten, von ihren principiellen Bedenken gegen jede politische Action überhaupt abgesehn, eine Verbindung mit Anhängern Zwingli's auf das schroffste ab. Daraus erwuchs für Straßburg die Nothwendigkeit mit aller Energie auf die Ausgleichung des dogmatischen Gegensatzes innerhalb der großen protestantischen Gemeinschaft hinzuwirken. Es war das für Straßburg ein handgreifliches Gebot der Selbsterhaltung. Gelang es nicht, die Lutherische Ausschließlichkeit zu mildern, so konnte sich Straßburg unmöglich behaupten. So konnte aber auch der Protestantismus sich nicht behaupten. Die kirchliche Politik, welche Straßburg seit dem Sommer 1529 mit unermüdlichem Eifer verfolgte, hat nicht allein dieser Stadt, sie hat dem ganzen protestantischen Deutschland den reichsten Segen gebracht, und der weltliche Träger dieser Politik war neben dem Landgrafen von Hessen Jacob Sturm mit derselben Umsicht, derselben rastlosen Thätigkeit, wie Martin Butzer ihr geistlicher Vorkämpfer.

Ich möchte sagen, Sturm war für diese wichtige und schwierige Aufgabe wie geschaffen. Denn die Natur hatte diesem glücklichen Kinde eines alten Geschlechtes alle die Gaben verliehen, welche Menschen gewinnen, und die sorgfältigste Erziehung, der auffallend früh vertraute Verkehr mit bedeutenden Männern hatte diese Gaben zu reicher und schöner Kraft entwickelt. Die Schule des Humanismus hatte seinem Geiste das helle Licht der antiken Bildung entzündet und die Sittenstrenge und religiöse Innigkeit von Männern wie Geiler von Kaisersberg und Wimpfeling hatte seine reine Seele auch nicht einen Hauch irgend welcher Frivolität trüben lassen. Wenn ich versuche, mir die geistige Individualität Sturm's in ihrem gesammten Wesen zu vergegenwärtigen, so erscheint er mir als einer der Wenigen, welche die Hauptströmungen jener merk-

würdigen Zeit, wie sie vor allem Deutschland bewegten, in sich ausglichen. Er ist ein Bild der humanistischen Bildung aus den frohen und heiteren Tagen der Renaissance. Er ist aber auch ein Bild des religiösen Ernstes, der freudig sein alles dahin giebt für das, was ihm allein von wahrem Werth scheint. Heller, klarer Weltverstand leitet seine klugen und vorsichtigen Schritte; aber in seinem Gemüth glüht ein Feuer, das ihn im tiefsten Grunde doch vollkommen unabhängig von aller Weisheit der Welt und ihren Erfolgen macht. Das reine Wort Gottes geht ihm über alles, aber sich für die Interpretation dieses oder jenes Theologen zu erhitzen ist ihm völlig versagt. Das schöne Gleichgewicht seiner Natur und Bildung hält ihn überhaupt von jedem extremen Eifer fern. Jeglicher Fanatismus, der politische wie der kirchliche, stößt ihn zurück. Mit voller Ueberzeugung sein ganzes Leben lang für die Sache seines Glaubens, seiner Stadt thätig, durch keinen Mißerfolg abgeschreckt, durch keine Niederlage entmuthigt weiß er doch nichts von der Parteiblindheit, welche auf ihrer Seite alles Recht, bei den Gegnern nur Unrecht sieht. Noch viel weniger von der persönlichen Gehässigkeit, welche die sachlichen Gegensätze unnöthig vergiftet. Vielmehr finden wir ihn zu den verschiedensten Zeiten, mitten in der Hitze des größten Kampfes, mit den Gegnern auf leidlichem, oder gar vertraulichem Fuß. Noch in Speier begegnet er uns mit seinem alten Studiengenossen Eck in solchen Beziehungen. In demselben Jahre 1529 vernehmen wir aus dem Munde des Erasmus ein so begeistertes Lob Sturm's, daß wir es bei dem schroffen Widerspruch, in welchen der große Humanist damals bereits zu der ganzen evangelischen Bewegung gerathen war, kaum begreifen. Er nennt ihn den Edelsten unter den Edeln, durch Gelehrsamkeit, Aufrichtigkeit, Herzensreinheit, Klugheit. Nicht allein die berühmte Stadt Straßburg, sondern fast ganz Deutschland verdanke seinen Rathschlägen sehr viel. Der unübertreffliche Meister der Sprache hat hier in wenigen Worten von dem ihm seit vielen Jahren theuren Manne die treffendste Charakteristik gegeben. Denn eben diese Verbindung von reichem vielseitigen Wissen, von reinem Gemüth und weltlicher Klugheit macht den Kern der Sturm'schen Persönlichkeit aus. Wie Sturm so im Beginn des

Kampfes keineswegs alle Beziehungen mit dem feindlichen Lager abbricht, so finden wir ihn fortwährend von den Räthen des Kaisers herangezogen, von eben denjenigen Männern, deren politische Pläne zu durchkreuzen er so eifrig arbeitete.

Sie begreifen, daß alle diese Eigenschaften in ausgezeichnetem Maße die Bemühungen Sturm's, den Conflict zwischen Wittenberg und Zürich auszugleichen, alle Protestanten zu einem festen Bunde zu vereinigen, unterstützen mußten. Nichtsdestoweniger näherte er sich seinem Ziele nur langsam. Wie oft mußte er die selbstverständliche Wahrheit wiederholen, daß den Gegnern alles daran liege, den Streit über das Abendmahl im protestantischen Lager zu nähren, den einen Theil desselben gegen den andern zu gewinnen, durch diese Spaltung nicht nur die Widerstandskraft der jungen Kirche im Reich zu untergraben, sondern namentlich auch ihre Ausbreitung über die deutschen Grenzen zu hindern! Sich dabei in die theologische Streitfrage selbst einzulassen vermied er sorgfältig, in jeder Weise bemüht den theologischen Eifer zu beschwichtigen, wo er auch der großen Sache hinderlich zu werden drohte. Das beste Mittel die Wittenberger Abneigungen zu überwinden schien ihm, wenn das Leben und die Wirksamkeit Straßburgs thatsächlich die vorgefaßten Meinungen von der Verderblichkeit der s. g. Sacramentirer und Schwärmer widerlegte, wenn das Gewicht der oberdeutschen Städte für die protestantische Seite wuchs, wenn namentlich Straßburg und er selbst den gemeinsamen Interessen mehr und mehr unentbehrlich wurde. Dieses Verhältniß begann aber bereits unmittelbar nach dem Eintritte Straßburgs in den Schmalkaldischen Bund zu wirken. Ob es sich um die Beziehungen zu den Schweizer Freunden, oder um Information über französische Angelegenheiten, oder um die Ausbreitung der neuen Lehre in den schwäbischen Reichsstädten handelte, überall sah man sich auf Straßburgs umsichtige und geschickte Thätigkeit angewiesen. Und wo immer irgend eine delikate Mission auszuführen war, auf Niemand konnte man sich unbedingter verlassen als auf Jacob Sturm, dessen Thätigkeit seiner Vorsicht, dessen Geschäfts- und Sachkenntniß der Wärme seiner Ueberzeugungen gleich kam. So tritt er uns gleich in den ersten Jahren des Schmalkaldischen Bundes ge-

wissermaßen als der allgemeine Vertrauensmann entgegen. Vor allem ist er der Vertrauensmann der Städte. Daß diese überhaupt in den Reichsangelegenheiten noch einmal eine selbstständige Bedeutung erlangten, wie seit 1526 der Fall war, muß gegenüber der allgemeinen politischen Entwickelung Europa's als Anachronismus erscheinen, wobei sich freilich von selbst versteht, daß die ganze deutsche Reichsordnung nichts anderes war. Für das damalige Deutschland lag aber in dieser bedeutenden Stellung der Reichsstädte ein reicher Segen. Denn nirgends gewannen die Kräfte und Richtungen, welche das deutsche Leben in jener Zeit bestimmten, eine reinere und gesundere Ausbildung als in diesen Städten. Die anderen Stände suchten jedoch den Reichsstädten ihre Geltung im politischen Organismus ebenso zu schmälern wie ihre Lasten zu mehren. Da war denn Sturm ein um so glücklicherer Vertreter des städtischen Interesses, als er dieses niemals einseitig ins Auge faßte und stets die Umstände geschickt zu benützen verstand. Wie die Dinge nicht nur im Reich, sondern in Europa lagen, wechselten die politischen Constellationen außerordentlich schnell und stark. Eine sorgfältige Beobachtung derselben ergab die Möglichkeit, gewisse Zwecke in dem einen Augenblick mit großer Leichtigkeit zu erreichen, welche in dem andern auf ernste Schwierigkeiten gestoßen sein würden. In dieser politischen Praxis war Sturm ein Meister. Möglichst zuverlässig von allen Verhältnissen unterrichtet, mit einem ebenso umfassenden historischen wie publicistischen Wissen ausgestattet, mit den maßgebenden Persönlichkeiten der verschiedensten Kreise bekannt, wußte er manche Aufgabe fast unmerklich zu lösen, welche in weniger geschickter Hand gescheitert wäre. Mehr als einmal haben denn auch die Städte ihm sprechende Beweise ihrer Dankbarkeit oder ihres Vertrauens gegeben. In unserem Stadtarchiv hat sich das Concept eines Schreibens der Gesandten „der Erbaren Frey und Reychsstett des Rheynischen kreysses itzo zu Wormbs versamelt“ vom letzten Juli 1545 erhalten, worin sie Jacob Sturm anzeigen, sie hätten ihm zum Dank für die Treue, Mühe und Fleiß, womit er die allgemeinen Interessen der deutschen Reichsstädte, besonders aber die der rheinischen Städte vertreten, eine „Verehrung“ beschlossen und dieselbe zu Straß-

burg verfertigen lassen. Die Städte hatten dafür die unter den damaligen Verhältnissen beträchtliche Summe von 1000 Gulden zusammen gebracht, woran sich Straßburg und Metz mit je 150, Toul und Oberehnheim mit je 40 Gulden betheiligten. Später, als die Niederlage des Schmalkaldischen Bundes in ihren politischen Folgen namentlich auch den Reichsstädten schwer empfindlich wurde und ihnen das Bedürfniß fühlbar machte, das actenmäßige Material zu sammeln, mit dem sie ihre alten Ansprüche vertheidigen könnten, beschlossen sie sich mit der Bitte an Jacob Sturm zu wenden, daß er sich dieser Mühe unterziehe, da Niemand mehr als er zu einer solchen Arbeit geeignet sei. Wie merkwürdig in der That Sturm's Kenntniß nicht nur von den wichtigeren Reichsgeschäften, sondern selbst von den entlegensten Territorialsachen war, davon hat uns der alte Pommer Sastrow ein sprechendes Beispiel überliefert, hinzufügend, im ganzen Reiche habe sich Niemand an Erfahrung, Kenntnissen und hoher wahrhaftiger Weisheit mit diesem Manne vergleichen können, dessen Beredtsamkeit, dessen Gabe kurz und treffend den Kern der Dinge zu bezeichnen er ebenso hervorhebt. Selbst der Kaiser habe nicht umhin gekonnt trotz dem religiösen Gegensatz ihn in hochwichtigen Sachen zu gebrauchen.

Als endlich mit der Wittenberger Concordie von 1536 der Hader über das Abendmahl unter den Protestanten beschwichtigt war und die rasche Ausbreitung ihres Bekenntnisses über alle Theile des Reichs ihnen eine beträchtliche Macht verlieh, konnte die Frage entstehn, ob sie dieselbe nicht benützen sollten, um in einem günstigen Augenblicke den feindseligen Kaiser niederzuwerfen und ihr Recht im Reich ein für allemal festzustellen. Wie Karl V. zur religiösen Frage stand, darüber hat sich Jacob Sturm, soweit ich es zu übersehn vermag, niemals getäuscht, wie denn überhaupt die Freiheit von Illusionen über eigne und fremde Dinge zu seinen vornehmsten Eigenschaften gehörte. Hat er aber aus dieser richtigen Beurtheilung des Kaisers jene praktische Consequenz gezogen? Röhrich, dessen vortreffliche Geschichte der Reformation im Elsaß bis auf den heutigen Tag das unentbehrliche Handbuch für Alle ist, welche sich mit dieser Periode der Landesgeschichte beschäftigen, meint, der Rath von

Straßburg habe sich nie darüber getäuscht, „daß die große Glaubenssache doch zuletzt mit dem Schwert würde ausgekämpft werden müssen", und deshalb darauf gedrungen, den unabwendbaren Krieg nicht bis auf die Zeit zu verschieben, wo derselbe dem Kaiser gelegen sein und er selbst ihn anfangen würde. Ich bekenne kein Actenstück zu kennen, womit sich eine derartige Auffassung des Straßburger Rathes beweisen ließe. Was aber Jacob Sturm angeht, dessen Ansicht in diesen Dingen doch für den Rath so gut wie maßgebend war, so habe ich nicht wenige Gründe zu vermuthen, daß er niemals den Krieg gegen den Kaiser empfohlen habe. Ich kenne allerdings bis jetzt nur ein einziges Schriftstück, worin er die Kriegsfrage direct und ausdrücklich erörtert. Es ist das ein für ihn überhaupt charakteristischer Brief an den Landgrafen vom 3. December 1538. Der Landgraf hat an ihn die Frage gerichtet, ob man den drohenden Veranstaltungen der Gegner nicht zuvor kommen solle. Er gibt in seiner Antwort zu, daß man nicht länger Frieden haben werde als es dem Gegentheil passe, daß es sorglich und beschwerlich sei abzuwarten, wann derselbe eine schickliche Gelegenheit zum Angriff finde. Aber es scheint ihm nicht minder bedenklich, den Krieg zu beginnen. „Denn, sagt er, gemeiniglich ist jeder Anfänger eines Kriegs um des dabei unvermeidlichen Schadens willen bei dem gemeinen Mann minder begünstigt, als der, welcher sich aus Noth zur Gegenwehr schickt. Nun ist aber nicht wenig an gemeiner Gunst, besonders in dieser Sache gelegen. Sodann sind wir auch gegen Gott und unser Gewissen nicht so sicher und getrost, wenn wir aus menschlicher Furcht oder Mißtrauen den Krieg anfangen, als wenn wir gern zufrieden wären, aber durch den Angriff des Gegentheils zur Vertheidigung genöthigt werden." Er findet die Frage so schwierig, daß er in seinem geringen Verstande zu keinem Entschluß kommen kann. Die beiden Häupter des Bundes mögen sie mit ihren Räthen erwägen. Weiterhin betont er aber, wenn es je zum Kriege komme, werde es nur der Kirchengüter wegen sein; deshalb solle man in diesem Punkte mit der größten Vorsicht verfahren, sich in keiner Weise ins Unrecht setzen, was man etwa über das Ziel hinaus gethan, gut machen, damit der Gegner keinen Vorwand zum

Angriff erhalte. Diese weise Mahnung hat er so gut wie Butzer oft wiederholt. Er ist auch hier nicht der Ansicht, daß die eigene Partei ohne Fehl sei, daß alle Schuld am Gegner liege. Die eigene Sache sorgfältig von allem frei zu halten, was dem Gegner eine Handhabe bieten könne, scheint ihm dringende Pflicht.

Noch charakteristischer trat Sturm's Umsicht und Unbefangenheit in einem anderen wichtigen Moment hervor. Im Sommer 1542 hatten die Oberhauptleute des Schmalkaldischen Bundes, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, den Herzog Heinrich von Braunschweig, weil er die dem Bunde angehörige Stadt Goslar vergewaltigt, angegriffen, von Land und Leuten vertrieben und darauf das Herzogthum in Besitz genommen. Diese braunschweigische Sache, obwohl der Bund darin augenblicklich einen großen Erfolg gewonnen, sollte später eine der Veranlassungen werden, welche den Kaiser in die Lage brachten, die Häupter des Bundes unter günstigen Verhältnissen anzugreifen. Straßburg erklärte sich unter Sturm's Einfluß frühzeitig dafür, daß man diesen braunschweigischen Handel durch friedlichen Vergleich beilege. Die beiden Häupter des Bundes dagegen wollten den werthvollen Besitz festhalten und neigten, um den Kaiser darin sich willfährig zu machen, zu bedenklichen Concessionen. Die Sicherheit der deutschen Protestanten hatte bisher wesentlich darauf beruht, daß der Kaiser aus Rücksicht auf Frankreich nicht wohl wagen konnte, einen großen Krieg in Deutschland zu entzünden. Wenn auch die Protestanten auf Frankreich in keiner Weise sicher rechnen konnten, so war es doch ihre selbstverständliche Politik, diesen Gegensatz zwischen dem Kaiser und Frankreich kräftig zu erhalten, so zwischen den Beiden zu stehen, daß dieselben sich nicht die Hand reichen konnten. Nun aber nahm der von neuem zwischen dem Kaiser und Frankreich entbrannte Krieg eine solche Wendung, daß der Kaiser auf dem Speierer Reichstage des Jahres 1544 es unternehmen konnte, die Hülfe des Reichs gegen Frankreich anzurufen. Es war eine Frage von entscheidender Bedeutung, ob die Protestanten darein willigten oder nicht. Straßburg und Jacob Sturm waren auf's entschiedenste dagegen; wenigstens sollten die Protestanten diesen

ihr Verhältniß zu Frankreich erschütternden Schritt nicht thun, ehe ihnen der Friede im Reich mit allen Sicherheiten und für alle Fälle gewährt worden. Zu seinem lebhaften Kummer mußte aber Jacob Sturm erleben, daß der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen auf den kaiserlichen Wunsch in höchst unbedachtsamer Weise eingingen und zwar, wie er meint, hauptsächlich, um sich dadurch den Kaiser in der braunschweigischen Sache geneigt zu machen. Erst nachdem sie sich so zu dem verhängnißvollen Schritt, der Theilnahme am Kriege gegen Frankreich, verpflichtet, suchten sie die nöthigen Garantien für ihre Glaubensgenossen zu erlangen, was ihnen natürlich nur unvollkommen gelang, umsomehr, als sie das Ende der Verhandlungen darüber gar nicht erwarteten, sondern im dringendsten Moment den Reichstag verließen. „So geht es, schreibt Sturm in gerechtem Zorn, wenn man mit großer Pracht auf die Tage kommt, bankettirt und halb müßig geht; danach, wenn der Säckel leer werden will, zieht man hinweg und läßt die Sachen, daran alle Wohlfart gelegen, stecken." (Schreiben vom 13. Mai.)

Sturm zeigt sich hier in erklärtem und principiellem Gegensatz zu der Politik der Bundeshäupter. Mit prophetischem Scharfblick durchschaut er die Nichtigkeit ihrer Rechnungen. Augenblicklich, sagt er, würde allerdings für so bedenkliche Concessionen der Kaiser sie gewähren lassen und ihnen keine Ungnade bezeigen. Wenn er aber mit ihrer Hülfe Frankreich zum Frieden genöthigt, den der Papst gern ihrer Religion zum Nachtheil vermitteln werde, dann werde es anders kommen. „Aber das, ruft er, sind die gerechten Urtheile Gottes, wenn man nicht aufrichtig auf die Religion und den Willen Gottes sieht, sondern andere Sachen in die Religion mischt, durch die Religion Land und Leute gewinnen, in der Welt groß werden will. So schickt es Gott also, daß eben diese unsere Anschläge, dadurch wir vermeinen groß zu werden, uns zum Verderben gereichen. Gott der Herr wolle sich unser erbarmen!" (Schreiben an die Dreizehn vom 14. März.) Ganz so ist es bekanntlich gekommen. Durch ihre unweise Hartnäckigkeit in der braunschweigischen Sache, durch ihre unbedachtsame Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich haben die deutschen Protestanten den Kaiser in die Lage

gesetzt, zwei Jahre später den Krieg gegen sie selbst zu unternehmen.

Durch alle Berichte Sturm's aus dieser Zeit geht ein resignirter, sorgenvoller Ton. Er sieht die übelsten Wendungen sich vorbereiten, ohne daß er im Stande ist etwas daran zu ändern. Vielmehr ziehen ihm seine eindringlichen Warnungen bei dem Landgrafen nur böse Worte zu. Er findet, es müsse wohl so sein, „daß unsere Sachen für und für aufs ungereimteste sollen gehandelt werden". (Schreiben an den Rath vom 25. April.) Die zuletzt vom Kaiser gewährten Artikel erscheinen ihm mit Recht durchaus ungenügend. „Wir hätten es, klagt er den Dreizehn, wol gern besser gehabt, aber es hat also und nit anders sein sollen. An unserer Arbeit und ernstlichem Anhalten ist nichts gespart worden Gott wolle uns verzeihen. Wir sehn etwan viel mehr auf das zeitliche als auf das ewige; ein Jeder hat eine particulare Sache, die betreibt er, und wenn er sie zu erhalten hofft, läßt er das ewige hingehen, wiewohl es Gott so schickt, daß man darin auch nichts ausrichtet." (Schreiben vom 28. Mai.)

Eine treffendere Kritik der Politik des Schmalkaldischen Bundes läßt sich in dieser Richtung nicht denken. Es war so: jedes Glied verfolgte sein Sonderinteresse, wollte die Kräfte des Bundes dafür in Bewegung setzen, spaltete sie dadurch thatsächlich und verlor seinen eigenen Vortheil. Schon im nächsten Jahre 1545 trat aus Licht, wie richtig Sturm die Folgen des Kriegs gegen Frankreich vorausgesehn hatte. Dem Kaiser war dadurch die Möglichkeit geschaffen, die Protestanten mit dem Schwert niederzuwerfen. Seit dem September sehen wir den Landgrafen mit seinen Straßburger Freunden eifrig die Frage erörtern, ob man jetzt nicht dem Kaiser, über dessen Absichten kein Zweifel mehr sein könne, zuvor kommen solle. Die Briefe Sturm's, mit denen er etwa an dieser Discussion Theil genommen, scheinen verloren gegangen zu sein. Nach seinem Verhalten im nächsten Jahre ist es mir aber im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß er jetzt zu einer kriegerischen Offensive gerathen habe. Sie war in Wirklichkeit nach den thatsächlichen Verhältnissen eine Chimäre. Wie sollte dieser Schmalkaldische Bund, welcher sich seine vortreffliche europäische Lage so un-

bedachtsam verdorben hatte, welcher auch bei der geringsten Frage des Schreibens und Redens kein Ende fand, dessen Organisation die unbeholfenste von der Welt war, wie sollte er zu einer kühnen Offensive gegen den mächtigen und kriegskundigen Kaiser im Stande gewesen sein? Statt zum Kriege zu treiben ergeht sich Sturm Ende Mai 1546, in einem Augenblicke, wo sich Oberdeutschland bereits mit Kriegslärm erfüllte, in Betrachtungen und Hoffnungen, welche durchaus der religiösen Sphäre angehören. Ja, als wenige Wochen später der Krieg da ist, jetzt vom Kaiser den übel vorbereiteten Protestanten aufgezwungen, da sehen wir Sturm zum ersten Male in seinem Leben sich in eine gewisse Passivität zurückziehen. Weder die Bitten des Landgrafen noch die des Raths von Straßburg sind im Stande, ihn auf den Kriegsschauplatz, oder in den Bundesrath zu bringen. Seit zwanzig Jahren wußte man nicht anders, als daß Sturm der Bote Straßburgs in jedem wichtigen Moment war: jetzt, in dieser großen Entscheidung, wurde er vermißt. Ich wage nicht über die Gründe, welche Sturm in Straßburg zurück hielten, Vermuthungen aufzustellen. Wie sie auch gewesen sein mögen, immerhin scheint mir das Verhalten Sturm's in hohem Grade charakteristisch, wenn es auch vielleicht zu dem idealen Bilde der Ueberlieferung nicht paßt.

Erst Anfang November, als in Straßburg die Nachricht eintraf, daß der Kurfürst von Sachsen in sein von Herzog Moritz und König Ferdinand angegriffenes Land zu ziehen begehre, daß die Auflösung des Heeres der Verbündeten, welches bis dahin dem Kaiser an der Donau Stand gehalten, damit ihre sichere Niederlage drohe, erst jetzt entschloß sich Sturm die Reise anzutreten. Er drang jetzt in den Landgrafen, vor dem Abzug einen Angriff auf den Kaiser zu wagen. Aber das war in der That jetzt wohl kaum noch möglich. Einige Wochen später stand der Kaiser als Sieger da. Die rückläufige Bewegung, welche in Rom seit einigen Jahren so umsichtig und wirksam vorbereitet war, hatte auf deutschem Boden den ersten großen Erfolg davon getragen.

In den schweren Stunden, welche jetzt auch für Straßburg kamen, bewies Sturm seine alte Kraft. Zuerst bot er alles auf, ob die freilich so gut wie verlorene Sache gerettet

werden könne. Da dann aber die schwäbischen Städte eine nach der anderen in die Knie sanken, Frankfurt seine Unterwerfung beeilte, Württemberg theuren Frieden erkaufte, der Landgraf rathlose Briefe schrieb und nun der Kaiser Straßburg günstige Anerbietungen machen ließ, da überwand Sturm sich selbst und trat dafür auf, daß auch Straßburg ein Ende mache. Denn wahrlich für Niemand lag darin ein schwereres Opfer als für ihn. Indem er auf das Bündniß mit den alten Genossen verzichtete, von denen die niederdeutschen immerhin noch im Felde standen, löste er die Beziehungen, in welchen er während des besten Theils seines Lebens den eigentlichen Mittelpunkt seiner rühmlichen Thätigkeit gefunden hatte. Aber was konnte das ganz isolirte Straßburg diesen Genossen jetzt noch nützen? Zunächst lag ja allerdings noch kein absoluter Zwang vor. Man hätte sich eine Weile noch in stolzem Widerstande schmeicheln können. Gewiß wäre nichts für den Moment populärer gewesen. Die Gewissenspflicht selbst schien es zu fordern. Alle Herzenswünsche sprachen dafür. Aber wie hätte Straßburg später für diesen Genuß büßen müssen! Oder hätte es sich Frankreich in die Arme werfen sollen, um dessen Geldhülfe es allerdings vor Kurzem angefragt hatte? Würde es dann fünf Jahre später in der Lage gewesen sein den französischen König von seinen Mauern abzuweisen und die Unabhängigkeit zu behaupten, welche Metz soeben verloren hatte? Die Rechnung auf französische Hülfe wäre überdies, wie der Erfolg zeigte, eine gründlich falsche gewesen. Vielleicht nie hat Sturm seine politische und menschliche Ueberlegenheit schöner gezeigt, als in diesen traurigen Tagen, wo er sich mit männlichem Scharfblick und Muth dem Zwang der Verhältnisse unterwarf, den einzigen Weg der Rettung entschlossen betrat, vor eigener bitterer Demüthigung nicht zurückschreckte, um seine Stadt in eine gesicherte Stellung zurück zu führen. Nicht wahrlich in der Meinung, dann resignirt die Hände in den Schooß zu legen. Im Gegentheil, die haltbare Position sollte nur gewonnen werden, um von ihr aus den Kampf für das alte Ziel sofort mit voller Kraft zu erneuern. Denn wenn Straßburg bis zu der Katastrophe des Schmalkaldischen Kriegs in erster Linie für die religiöse Unabhängigkeit gefochten hatte,

so nahm es jetzt diesen Ehrenplatz wiederum mit vollem, ja mit verstärktem Nachdruck ein. Keine Stadt hielt sich von der Last des Interim so frei wie Straßburg; keine Stadt faßte dann die schwierige Frage der Beschickung des Concils so klug und kräftig an wie Straßburg. Es that sein Mögliches, um dem mit den Waffen geschlagenen Protestantismus vor der versammelten römischen Kirche eine recht gewichtige Vertretung zu verschaffen, und als keine Stadt sich dazu entschließen mochte, that es allein was es für Pflicht hielt. Auch in diesen letzten Dingen war die Politik Straßburgs wesentlich die Sturm's.

Ich habe versucht das Charakterbild des Mannes nach der Seite hin etwas schärfer zu zeichnen, wo es mir bisher am meisten unbestimmt und ungenau zu sein schien. Wollen wir die Summe ziehen, so werden wir sagen dürfen, Sturm that als Vertreter Straßburgs in den großen Kämpfen seiner Zeit das Beste, was überhaupt einem Bürger zu thun möglich war. Seine Zeitgenossen verehrten in ihm einen der treuesten, geschicktesten, weisesten Führer einer Bewegung, welche aus dem innersten Wesen der deutschen Nation entsprungen war, deren Schicksale mit den Schicksalen der Nation selbst zusammen fielen. Daß sie zu dem ihr beschiedenen Ziele gelangte, daran hatte er ein hervorragendes Verdienst. Hätte man seinen weisen Rath immer gehört, so würde mancher schlimme Mißgriff vermieden worden sein. Fanden wir ihn in dem Moment der höchsten Krisis nicht in jener ersten Reihe, wo ihn Deutschland sonst zu erblicken gewohnt war, so erlitt er vielleicht nur das Verhängniß, über die Natur seiner Stellung nicht hinaus zu können. Für die Dimensionen eines Kampfes wie der Schmalkaldische Krieg reichten die Kräfte auch des damaligen Straßburg weit nicht aus. Er hielt sich bescheiden, vielleicht ängstlich zurück, wo er nicht wußte, wie er als Vertreter Straßburgs helfen sollte. Denn er wollte nie etwas sein als ein solcher Vertreter. Er strebte nie nach etwas höherem, als die Interessen seiner Stadt im Einklang mit den allgemeinen Interessen zu fördern, indem er seiner Stadt diente, dem Ganzen

zu dienen. Die tragische Kühnheit oder Vermessenheit eines Jürgen Wullenwever ist ihm stets fremd gewesen. Er hat nie Reiche erschüttert wie dieser, er hat aber seine theure Vaterstadt durch die schweren Stürme der Zeit mit solcher Umsicht und Kraft hindurchgeführt, daß alle ihre deutschen Schwestern Grund hatten, sie zu beneiden, daß ihr Ruhm mit ihrem Glück, ihr Ansehen mit ihrem wahren Gedeihen im schönsten Einklang stand.

Die ganze Bedeutung dieses edlen Mannes erschließt sich natürlich nur dem, welcher die Gesammtheit seines öffentlichen und privaten Wirkens übersieht, seine einzige oft wahrhaft rührende Fürsorge für das Schulwesen seiner Stadt, das in ihm einen seiner hauptsächlichsten Begründer verehrt, seine rastlose Thätigkeit in allen Fragen der inneren Verwaltung, die makellose Reinheit seines häuslichen Lebens, sein reges schöpferisches Interesse an großen wissenschaftlichen Unternehmungen, wie an dem Geschichtswerk Sleidan's, welches wir uns ohne ihn gar nicht denken können, und endlich: über allem, was er that, das was er war. Mit seinen Handlungen bewegte er sich in den Grenzen seiner Zeit und, wie wir gesehen haben, doch auch in den Grenzen seines städtischen Berufs; seine Persönlichkeit aber, wie sehr sie den Stempel der Reformationszeit trug, ragte insofern über sie hinaus, als sie ihre Einseitigkeiten in jener schönen Harmonie wahrer Humanität überwand, welche uns in den weiten Räumen der Geschichte namentlich bei den Männern, welche von dem gewaltigen Sturm weltgeschichtlicher Bewegungen geschüttelt werden, so selten begegnet. Wenn es überhaupt räthlich wäre, einen einzelnen Mann aus ferner Vergangenheit der Gegenwart zum Muster aufzustellen, als Menschen, als Bürger, als Schulherrn, als Lenker eines städtischen Gemeinwesens, als Träger einer großen Zeit könnten wir wahrlich wohl diesen Jacob Sturm als Leitstern erwählen. Was ließe sich namentlich dieser Stadt besseres wünschen, als daß der wahre Geist Jacob Sturm's über ihr walte, jener selbständige, weise, maaßvolle, pflichttreue Bürgergeist, welcher dem Straßburg der Reformationszeit die Bewunderung und

Liebe Aller erweckte, welche je in seinen Mauern weilten! Und auch unserer jungen Hochschule wird es wohl nicht übel anstehen, den dankbaren Blick auf einen Mann zu richten, welcher hier, in dieser Stadt, die höchste Aufgabe der Bildung so schön gelöst hat, ein reiches Wissen mit einem reinen Herzen zu verbinden und einen mit den besten Schätzen seiner Zeit genährten Geist in höchster Selbstlosigkeit den großen Aufgaben des öffentlichen Lebens dieser Zeit zu widmen.

Man preist mit Recht die Menschen glücklich, denen der Geist ausgezeichneter Vorfahren die Lebenswege behütet und aufwärts richtet. Auch ein Gemeinwesen darf sein Geschick segnen, welchem aus alten Zeiten reiner Glanz den gegenwärtigen Tag beleuchtet. Und wer immer in solchen historisch geweihten Kreis eintritt, überkommt etwas von dem Hauch und Antrieb, der von der Erinnerung an Großes und Rühmliches nie zu trennen ist. Möge uns Allen diese Kraft Straßburgs, aus der Quelle der sie entsprang sich verjüngend, jeder Zeit eine lebendige, treibende, schaffende sein!

XI. Straßburg vor der Reformation.

(1879.)

Unter den zahlreichen Problemen, welche in jüngster Zeit die deutsche Geschichtsforschung beschäftigen, nimmt eine nicht unbedeutende Stelle die Frage ein, in welchem Verhältniß der deutsche Humanismus, namentlich einzelne hervorragende Humanisten zur Reformation gestanden haben. Ihre interessanteste und zugleich schwierigste Zuspitzung erfährt diese Frage bei dem kosmopolitischen Haupte der ganzen Schule, bei Erasmus. Bis vor kurzem war man auf protestantischer Seite (welcher die Erforschung und Darstellung dieser Zeiten fast ausschließlich zugefallen ist) so ziemlich darüber einig, daß des großen Niederländers zuerst mit Theilnahme beobachtende, dann vorsichtig reservirte, endlich offen feindselige Haltung aus seiner Charakterschwäche, Eitelkeit, Bequemlichkeit erklärt werden müsse. Während eigentlich der ganze Humanismus mit Sang und Klang in das Lutherische Lager übergegangen zu sein schien, wurde es Erasmus zu einem ganz besonderen Vorwurf gemacht, daß er dieses so gut wie einmüthige Verhalten seiner Schüler und Gesinnungsgenossen durch eine ärgerliche Ausnahme gestört und gehemmt habe.

Unter denen, welche sich eingehender mit diesen Dingen beschäftigen, war wohl längst die Ansicht verbreitet, daß sich eine derartige Auffassung kaum mehr behaupten lasse, daß der deutsche Humanismus in Wirklichkeit doch etwas anders zur Reformation gestanden habe, als man bisher meinte. L. Geiger's sorgfältige Biographie Reuchlin's (1871) zeigte bei aller sonstigen Verschiedenheit des schwäbischen Gelehrten von Erasmus eine recht weit gehende Uebereinstimmung beider in ihrem Urtheil und ihrem Verhalten zur Reformation. Die Vorwürfe, welche

man vielfach Erasmus gemacht hatte, ließen sich auf Reuchlin nicht wohl übertragen. Man mußte also nach anderen Erklärungen suchen.

Einige Jahre nach dem Erscheinen von Geiger's Reuchlin brachte die „Revue d'Alsace“ (1874) einen Aufsatz K. Schmidt's über Seb. Brant, welcher den deutschen Gelehrten nicht so bekannt geworden zu sein scheint, wie er es verdiente. Schmidt nun zeigte uns in Brant einen Humanisten, welcher eine noch sehr viel conservativere Stellung zu den großen Tagesfragen beobachtet habe, als Reuchlin und Erasmus. Von dem, was man sich bei uns gewöhnt hatte unter einem Humanisten zu verstehen, ließ sich bei dem Brant, wie ihn hier Schmidt, offenbar aus sehr umfassender und genauer Kenntniß des gesammten Materials, schilderte, kaum etwas entdecken, und es währte nicht lange, so erhielten wir von demselben Gelehrten über Wimpfeling, den Vater des elsässischen Humanismus, ähnliche Andeutungen.

Vor zwei Jahren trat in diese Erörterung Abbé Dâcheux ein mit einem ziemlich umfangreichen Werke über Geiler von Kaisersberg. Früher hatte man auch diesen merkwürdigen Prediger als Vorläufer der Reformation angesehen: Abbé Dâcheux reclamirte ihn gleich auf dem Titel als réformateur catholique. In Deutschland scheint man auch von diesem Buche kaum Notiz genommen zu haben, und doch enthielt es neben vielem auffallend verkehrten und für einen historisch Gebildeten kaum begreiflichen eine Menge sehr wichtiger Mittheilungen aus Geiler's zwar längst gedruckten, aber selten in dem nöthigen Umfang gelesenen Aeußerungen und daneben eine ziemliche Anzahl bisher unbekannter Briefe und Actenstücke. Namentlich die aus einer Copie des hiesigen Stadtarchivs zum ersten Male leidlich genau gedruckten einundzwanzig Artikel, welche Geiler im Jahre 1501 dem Straßburger Rath übergeben hat als eine Summe der von ihm geforderten Reformen, zeichnen die Stellung des Münsterpredigers in sehr charakteristischer Weise. Schon jetzt ließ es sich gar nicht mehr in Abrede stellen, daß man von dem elsässischen Humanismus früher eine recht irrige Ansicht gehegt hatte. Die unmittelbar der Reformation vorhergehende Entwickelung Straßburgs (denn in Straßburg concentrirt sich die

ganze Bewegung) mußte wesentlich anders beurtheilt werden, als dies bisher üblich gewesen war.

Diese Berichtigung überlieferter Ansichten hat nun kürzlich K. Schmidt in manchen Beziehungen zum Abschluß gebracht durch seine Literaturgeschichte des Elsasses am Ende des fünfzehnten und im Beginn des sechszehnten Jahrhunderts[1]). Seit nahezu vierzig Jahren nimmt Professor Schmidt unter den Gelehrten Straßburgs eine hervorragende Stelle ein. Auf den verschiedensten Gebieten der Geschichte der christlichen Religion und Kirche hat er durch seine emsigen Forschungen und klaren Schilderungen neues Licht verbreitet; sein Leben Melanchthon's, Johann Sturm's, Peter Martyr's, seine Untersuchungen über Johann Tauler, über die Gottesfreunde und den deutschen Mysticismus im vierzehnten Jahrhundert haben ihn Allen rühmlich bekannt gemacht, deren Studien diese Zeiten berühren. Die vorhin erwähnten Abhandlungen über Brant und Wimpfeling zeigten ihn in der Geschichte des elsässischen Humanismus vorzüglich bewandert. So mußte man einem Werke, welches eine zusammenfassende Schilderung der literarischen Entwickelung des Elsasses vor der Reformation verhieß, von vornherein mit großen Erwartungen entgegensehen. In vielen Beziehungen hat der Verfasser dieselben sicherlich übertroffen. Ueber dreißig Jahre mit dem Gegenstande beschäftigt, in bewunderungswürdigem Umfange Kenner der zum Theil sehr seltenen Drucke, in welchen diese Literatur zerstreut liegt, dazu mit einer überraschenden Fülle handschriftlichen Materials vertraut, mit Land und Menschen jener Zeit bis in die kleinsten Einzelheiten bekannt, hat Schmidt namentlich die biographische Seite seiner Aufgabe in einer solchen Weise behandelt, daß die deutsche Wissenschaft ihm zum lebhaftesten Danke verpflichtet ist, ein Dank, welcher auch dadurch nicht geschmälert werden soll, daß es der Verfasser vorgezogen hat, diesen durch und durch deutschen Gegenstand in französischer Sprache zu behandeln und ein Buch, um welches sich herzlich wenig Franzosen kümmern werden, in Paris erscheinen zu lassen. Dieser äußerliche Umstand wird allerdings der Verbreitung des

1) Histoire littéraire de l'Alsace à la fin du XV^e et au commencement du XVI^e siècle. Paris 1879. 2 Bde.

Buches auf seinem natürlichen Gebiete sehr im Wege stehen; die Wissenschaft kann sich nur insofern davon berühren lassen, als etwa die fremde Sprache der innigen Durchdringung des Gegenstandes hinderlich gewesen wäre.

Wie erscheinen nun die elsässischen Humanisten (um den kurzen, wenn auch nicht durchweg treffenden, ja auf Einzelne kaum anwendbaren Ausdruck beizubehalten) nach dieser tausend Punkte ihrer Thätigkeit, ihres Denkens und Empfindens in ein neues Licht rückenden Darstellung? Durchweg als Männer, welche an der Gestalt, die Staat, Gesellschaft, Kirche und Schule ihrer Zeit gewonnen haben, im Einzelnen unendlich viel auszusetzen, mit einer oft leidenschaftlichen Reizbarkeit zu tadeln finden, die wesentlichen Grundlagen der überlieferten Weltordnung aber, namentlich die katholische Kirche und auch die katholische Wissenschaft heilig gehalten wissen wollen. Nicht nur gewisse Aeußerlichkeiten der kirchlichen Ueberlieferung, sondern recht eigentlich die Substanz derselben gilt ihnen als unantastbar. Die Verkehrtheiten der zeitlichen Erscheinung des Katholicismus erkennen sie durchaus nicht als natürliche Folgen gewisser Grundfehler der römischen Kirche, sondern lediglich als Entstellungen ihres wahren Wesens. Nicht wenige der Schäden ihrer Tage leiten sie, namentlich Wimpfeling und Geiler, daraus her, daß die willkürliche, zuchtlose, gierige Laienwelt ihre gewaltthätige Hand an die ehrwürdige Kirche gelegt hat, daß Fürsten, Adel und Magistrate um die Wette die Kirche berauben. Gewiß geißeln sie Alle mit schonungslosem Eifer die Verweltlichung des Klerus, namentlich des Regularklerus, aber nichts liegt ihnen ferner als die Meinung, daß deshalb die klösterliche Institution selbst angetastet werden solle. Vielmehr wird man wohl sagen dürfen, daß nicht nur Geiler, sondern auch seinen Freunden das Klosterleben in seiner strengen, reinen Uebung als höchste Form der menschlichen Existenz erscheint. Sie wollen Alle die classischen Studien fördern. Besserung des Jugendunterrichts ist ihnen fast Allen eine wahre Herzenssache, und das Mittel zu dieser Besserung erblicken sie vorwiegend in einer zweckmäßigen Verwendung der alten Literaturen. Aber auch diese gereinigte und gekräftigte Jugendbildung soll vor allem der Kirche dienen, oder doch der mora-

lischen Besserung der lasterhaften Menschheit, und sowie das antike Heidenthum Miene macht, sich selbständig neben oder gar gegen die Kirche zu stellen, fahren sie mit einer Art Wuth gegen solch gottloses Beginnen los. Ueberhaupt sehen sie die intellectuelle Bildung der Menschen als etwas untergeordnetes an; ihr Herz soll rein, ihr Wandel tugendhaft, ihr Glauben fest sein. Wie sie in all ihren Erzeugnissen die Form merkwürdig gering schätzen neben dem Inhalt, in allen Stücken den denkbar schroffsten Contrast zu ihren italienischen Zeitgenossen bilden, von dem Hauch der Schönheit, der sinnlichen Gestaltenfülle, den wir mit der Renaissance fast unzertrennlich verknüpft denken, absolut nicht berührt sind, so erscheinen sie überhaupt in manchem wichtigen Punkt fast ganz als Kinder des Mittelalters. Wer sollte es denken, daß sich diese Männer viele Jahre hindurch für die unbefleckte Empfängniß ereifert haben, daß Wimpfeling und Geiler sich wiederholt mit dem Gedanken getragen, der bösen Welt als Einsiedler für immer den Rücken zu kehren?

Nein, insofern der Humanismus eine die Welt und ihre Bildung von Grund aus umkehrende Macht war, haben diese frommen, braven, fast ohne Ausnahme in ihrem Lebenswandel musterhaften, aber sehr vorsichtigen, durch die Tradition gebundenen, etwas pedantischen, ziemlich oft geschmacklosen Elsässer von ihm nichts gewußt. Sie berühren sich in vielen Punkten dem Gesammtcharakter nach mit Reuchlin: von der scharfen Klarheit des Erasmus stehen sie weit ab, von dem kühnen Thatendrange Hutten's besitzen sie gar nichts. Nicht die Lust, eine neue Welt zu gestalten, sondern die Trauer, eine alte theure Welt fast hoffnungslos versinken zu sehen, erfüllt sie. Daher ist etwas grämliches, leicht verstimmtes und gereiztes in ihnen. Sie haben eine eigenthümliche Neigung zu polterndem Eifer. Die Welt zeigt sich ihnen vorwiegend in trüben Farben, und uns zeigen sie diese Welt so zerrüttet, daß, wer sie nur aus ihren Schilderungen kennte, unmöglich auf den Gedanken kommen würde, daß in dieser Zeit die mächtigsten Keime einer großen Wiedergeburt schlummerten, ja bereits arbeiteten.

In der That können wir uns über eine solche Stimmung und Anschauung kaum wundern. Wer wie diese Männer in allen Gedanken und Empfindungen an dem Kern der kirchlichen

Ueberlieferung hing, das Wesen derselben nur von ihren momentanen Entstellungen reinigen wollte, wer so vorwiegend in der moralischen Sphäre sich bewegte, wer so ehrlich und gewissenhaft, mit so warmem Herzen auf dem Alten stand, der mußte am Ende des fünfzehnten und im Beginn des sechszehnten Jahrhunderts die Welt gar traurig finden. Nur Selbsttäuschung, nur sehr mangelhafte Kenntniß der wirklich vorhandenen Factoren konnte den Glauben aufkommen lassen, daß auf dem alten kirchlichen Fundament durch Rede und Schrift eine erhebliche Besserung erzielt werden könne. Der Glaube und die Hoffnung dieser Männer stand in einem unaufhörlichen Widerspruche mit dem, was sie jeden Tag sahen und hörten. Sie forderten unablässig Besserung, und sie sahen von denen, welche hätten bessern können, fast Niemand dazu bereit. Sie waren die wärmsten Freunde der Kirche und doch dazu verdammt, jeden Augenblick mit denen, welche über die Kirche Macht hatten, zusammen zu stoßen. Im Reichthum der Kirche, besonders der Klöster, erblickten sie eine Hauptquelle der kirchlichen Verderbniß und hielten sich doch wie Geiler verpflichtet, die Ansprüche der Kirche zu verfechten, welche ihre Reichthümer immer weiter mehren mußten. Sie dachten der kirchlichen Bildung aus den classischen Autoren neue Säfte zuzuführen: kaum war die Arbeit begonnen, so schrieen hier die Mönche, begannen da die, welche sie Heiden nannten, das Ueberlieferte ganz umzustürzen. Und wie im Kirchlichen, so im Weltlichen. Fast alle diese Elsässer sind mit der ganzen ihnen eigenen, man möchte sagen, arglosen Herzlichkeit gut kaiserlich. Ohne kaiserliche Autorität können sie sich die Welt so wenig denken, wie ohne päpstliche. Die Schweizer, welche sich vom Reiche lossagen, erregen den heftigsten Ingrimm Wimpfeling's, was mit seinem ganzen Wesen in bester Uebereinstimmung steht und daher kaum von Schmidt so scharf gegeißelt zu werden brauchte. Wimpfeling, Geiler, Brant leben persönlich mit Kaiser Maximilian in recht nahen Beziehungen, theilen seine Reformträume. Oefter ruft er sie zu sich, um in tiefstem Vertrauen mit ihnen über die Besserung der schlechten Welt zu berathen. Geiler hat uns von der liebenswürdigen schlichten Art, wie der Kaiser mit solchen Männern verkehrte, eine Schilderung hinterlassen, welche uns recht anschaulich macht,

wie ein solcher Herrscher bei allen Schwächen eine große Popularität genießen mußte. Konnte es aber mit dem, welcher von Alexander VI., Julius II., Leo X. Reinigung der Kirche hoffte, trostloser stehen als mit dem, welcher von Kaiser Maximilian eine Herstellung der alten Herrlichkeit des Reichs erwartete? Der Eine war so übel daran wie der Andere.

Bis zu diesem Punkte wird wohl jeder Leser der Schmidt'schen Darstellung und Auffassung, von Einzelheiten abgesehen, zustimmen. Aber ist auch das Resultat, welches sich aus dem ganzen Werke zu ergeben scheint, von der Art, daß wir es acceptiren könnten? Vielleicht thut man dem Verfasser Unrecht, da er darauf verzichtet hat, gewissermaßen die Summe der ganzen von ihm geschilderten Entwickelung zu ziehen. „Ein Anderer", sagt er im Vorwort, „wird ein zusammenhängendes Gemälde (tableau d'ensemble) entwerfen können, ich habe mich begnügt, die Materialien dafür zu sammeln." Die von ihm angewendete Methode, die einzelnen Männer (Wimpfeling, Brant, Geiler, die Mitarbeiter und Schüler Wimpfeling's, endlich Thomas Murner) zuerst in ihrem Leben, dann in ihren Schriften zu schildern, war der Absicht, die in unendlich emsiger Arbeit gesammelte Fülle des gelehrten Stoffes möglichst vollständig auszubreiten, gewiß sehr förderlich, während sie das, was diese Männer in ihrer Gesammtheit gefördert haben, zurücktreten läßt. Aber der aus der Lectüre gewonnene Eindruck ist doch wohl der, daß diese elsässischen Humanisten für die folgende kirchliche Entwickelung, welche sie sicherlich nicht gewünscht haben, auch indirect von geringer Bedeutung gewesen seien. Hatte man sie früher zu innig mit der Reformation verknüpft, so scheinen sie ihr jetzt doch vielleicht etwas ferner gerückt, als sie wirklich waren. Denn obwohl ihr Streben in ganz andere Richtung ging, thatsächlich mußte das, was sie wollten, was sie predigten und schrieben, der Reformation die wichtigsten Dienste leisten.

Dâcheux hat, wie oben bemerkt, Geiler als katholischen Reformator hingestellt. Gewiß wollte er die katholische Kirche reformiren: hat er sie auch reformirt? Das Ergebniß seiner langen, unermüdlichen Arbeit ist die Verzweiflung am Erfolg. „Von dem Pabst bis zum Sigristen", ruft er einmal, „und

vom Kaiser und König hinunter bis zum Hirten findest du eitel Bosheit." Und an einer anderen Stelle: „Es ist keine Hoffnung, daß es besser werde, sondern böser, und das Maß der Bosheit, das jetzt gestrichen ist, wird in Zukunft gehäuft werden." Aehnlich dachten Wimpfeling und Brant. Ein langes Leben voll Mühe und Sorge und uneigennützigster Aufopferung, wie es diese Männer mit einander und von einem stattlichen Kreise tüchtiger Schüler und Mitarbeiter unterstützt, dem Wohl ihrer Mitbürger gewidmet hatten, unter denen viele der Angesehensten und Einflußreichsten ihnen nahe verbunden waren, dieser ganze seltene Kraftaufwand schien so gut wie nichts gefruchtet zu haben. Für die Männer, welche diese schwere und undankbare Arbeit vollbracht hatten, war am Abend ihres Lebens trübe Resignation die natürliche Stimmung. Ganz anders aber mußte das jüngere Geschlecht denken, welches auf ihren Schultern stand. Die Jüngeren konnten aus den Lebenserfahrungen ihrer Meister, sofern sie von der Kraft ihrer Ueberzeugung, von ihrer sittlichen Energie erfüllt waren, doch wohl kaum etwas Anderes folgern, als daß auf dem Wege, welchen jene inne gehalten hatten, allerdings nichts zu hoffen sei, daß aber deshalb doch nicht alle Hoffnung aufgegeben werden müsse. Für das jüngere Straßburg, welches unter den Predigten Geiler's und in der Erziehung und Lehre Wimpfeling's herangewachsen war, namentlich für diejenigen Männer, welche wie Jacob Sturm im innigsten Verkehr mit ihnen gestanden hatten, mußte es vielmehr die größte Bedeutung haben, daß sie Jahrzehnte hindurch ein so ernstes, so reines und doch so unfruchtbares Streben beobachtet hatten. Für die bevorstehende große Wendung war das die wirksamste Vorbereitung, welche überhaupt gedacht werden konnte. Denn kein gewissenhafter Mann (und gewissenhaft waren diese Straßburger, die Alten wie die Jungen, in einem seltenen Maße) wird den vollständigen Bruch mit der Vergangenheit wagen, den kühnen Schritt in eine dunkle Zukunft, wenn er nicht zuvor aus einer langen, vielseitigen Erfahrung die Ueberzeugung geschöpft hat, daß diese Vergangenheit hoffnungslos verloren ist. Das war in Wirklichkeit die unschätzbare Vorarbeit des Straßburger Humanismus für die Reformation, daß er in einem Umfange, wie es wohl

keine andere deutsche Stadt erfahren hat, den Beweis von der Unverbesserlichkeit der Zustände auf dem Grunde der alten Kirche geliefert hatte.

Geiler, Wimpfeling und Brant haben so Geist und Herz ihrer Mitbürger auf das Gründlichste für den kritischen Augenblick vorbereitet, wo Luther wagte, woran jene nicht einmal gedacht hatten. Daher der stille, unaufhaltsame, mit unerschütterlicher Sicherheit und Ruhe sich vollziehende Gang der reformatorischen Bewegung in Straßburg. Voller Pietät setzt man behutsam einen Schritt vor den anderen, denn in wärmster Pietät gegen die alte Kirche ist man aufgewachsen. Man stürmt nicht leidenschaftlich drein; man erwägt mit peinlicher Gewissenhaftigkeit jede Maßregel; man will gewiß nicht unnöthig verletzen. Aber man ist ebenso fest entschlossen, sich durch nichts von dem Ziele ablenken zu lassen, dessen Erreichung man als unbedingte Nothwendigkeit erkannt hat in langer und ernster Prüfung der kirchlichen Fragen. Hätte man keinen anderen Grund mit möglichster Schonung vorzugehen, schon die Rücksicht auf den alten Wimpfeling, der von dem nahen Schlettstadt aus immer dringender warnt, würde dazu bestimmen. Denn die Männer, welche die Reformation einbürgern, sind, von den Geistlichen selbst abgesehen, fast durchweg solche, welche mit Wimpfeling und seinen Genossen in der engsten Beziehung gestanden haben: sein Lieblingsschüler Jacob Sturm, Brant's Schwiegersöhne Mathias Pfarrer und Peter Butz und viele Andere.

„Wenn ich ein Ketzer geworden bin", schrieb einst Jacob Sturm dem verehrten Lehrer, „so habt Ihr mich dazu gemacht." Der Schüler meinte dem Meister treu zu bleiben, wenn er die Verwirklichung seiner Gedanken auf ganz anderem Wege suchte. Aber so verschieden der Weg, so groß war die innere Uebereinstimmung des Wesens, welche die Straßburger Reformatoren mit den Straßburger Humanisten verknüpfte. Dieselbe Menschenart, dieselbe Gemüths- und Charakterform tritt uns hier und da entgegen. Wahre Menschenfreundlichkeit ist der Grundzug, aus dem die Bestrebungen des älteren Geschlechts entspringen. Es jammert sie das Elend der Armen, um die sich eine gottlose Genußsucht nicht kümmert. Man muß

lesen, wie Wimpfeling, wie selbst Murner die verzweifelte Lage der Bauern schildert. Man begreift dann recht die rühmliche Milde, durch welche sich später Straßburg in den Stürmen des Bauernkrieges auszeichnete. Man liebt hier nicht die schroffen Gegensätze, die rücksichtslose Gewalt. Es ist eine gewisse weiche, milde Humanität in den Jüngeren wie in den Aelteren. So aufrichtig man Luther bewundert, sein starrer Dogmatismus, sein rasches, rücksichtsloses Verdammen anders Denkender stößt zurück. Seine Härte fehlt wie seine Energie.

Diese Energie aber muß immer bewunderungswürdiger erscheinen, je genauer die Vorgeschichte der Reformation erkannt wird. Noch als Ranke schrieb, sah man sie so an, daß gewissermaßen die Bande, welche das deutsche Volk an die römische Kirche knüpften, bereits völlig zerfressen waren: ein Schlag, und sie fielen ab. Luther selbst freilich, das wußte man wohl, rang schwer und hart, bis er sich losriß. Aber eben dieser schwere Kampf schien ihm eigenthümlich. Jetzt wissen wir, daß nahezu für die ganze ältere Generation der deutschen Humanisten Rom ebenso von unantastbarer Majestät umgeben war, wie für den jungen Luther. Ganz Deutschland seufzte unter dem widrigen Drucke, war aber in Geist und Gemüth noch so fest an die alte Autorität gebunden, daß der Gedanke, sich von ihr loszusagen, zunächst nur erschrecken konnte. Als es Luther wagte, traten diejenigen, welche lange als seine Vorläufer gegolten haben, scheu zurück. Reuchlin wie Brant und Wimpfeling schien das Thun des Wittenberger Mönchs eine arge Vermessenheit.

Auf diesem Hintergrunde erscheint, wie sich von selbst versteht, auch das Verhalten des Erasmus vollkommen anders, als es angesehen zu werden pflegte. Er war nicht ängstlicher, als seine Elsässer Freunde, sondern kühner. Er kehrte sich nicht, im Gegensatze zu dem großen humanistischen Kreise, in welchem er sich bis dahin bewegt hatte, von der ganz neuen Wendung Luther's ab, sondern in wesentlicher Uebereinstimmung mit ihm. Freilich war er den kirchlichen Mißbräuchen schärfer als andere Humanisten zu Leibe gegangen; freilich hatte er in viel größerem Umfange als irgend ein anderer, positiv und negativ, Luther die Wege geöffnet. Dafür war er auch scharfsichtiger, um die

Gefahren des vollständigen Bruchs mit Rom zu erkennen, wie Luther ihn vollzog, Gefahren, welche keineswegs nur die materielle Existenz in Staat, Gesellschaft und Haus bedrohten, sondern auch die geistige Bildung angingen. Es waren denn doch zwei sehr verschiedene Weltanschauungen, welche diese beiden Männer vertraten. Erasmus konnte wohl meinen, daß die Kultur, welche ihm besonders am Herzen lag, durch Luther mehr geschädigt als gefördert werde. Erasmus stand zu den Fragen der Intelligenz ganz anders, als seine Straßburger Freunde. Er war vor allem ein scharf denkender, sie warm fühlende und gut handelnde Männer. Ihm war die Wissenschaft, ihnen die Religion die Hauptsache. Um so begreiflicher, daß er sich nicht entschließen konnte, Luther in den Kampf mit Rom um der Rechtfertigung allein durch den Glauben willen zu folgen. Er sah den Rückschlag, welchen Luther in der katholischen Welt erzeugte, wie er die Mächte, welche bisher bildungsfreundlich die humanistischen Bestrebungen gegen den Zelotismus der Mönche geschützt hatten, auf die Seite der Dunkelmänner hinüber trieb. Er sah unter Luther's Anhängern selbst bald einen Geist, von dem er für jene Bestrebungen Uebles fürchtete. Innerlich war er eigentlich immer von Luther geschieden. Offen gegen ihn aufzutreten konnte er aber nur unendlich schwer vermocht werden, wie wir erst kürzlich wieder aus seiner von Horawitz veröffentlichten Correspondenz mit Herzog Georg von Sachsen auf das Deutlichste erfahren haben. Die Gegner Luther's wußten sehr wohl, wie außerordentlich viel darauf ankam, in Erasmus gewissermaßen das Haupt der europäischen Wissenschaft Luther entgegen zu stellen. Auch in Wittenberg wußte man es. Aber zuletzt mußte der Zusammenstoß der unverträglichen Richtungen erfolgen. Es war einer der wichtigsten Triumphe der katholischen Kirche, als es geschah. Denn nun war entschieden, daß sich nur ein Theil der frei gewordenen Geisteskräfte des Jahrhunderts Luther anschloß, ein anderer bei Rom blieb.

XII. Ignatius von Loyola.

Vortrag zum Besten der Ueberschwemmten Spaniens am 17. November 1879 in Straßburg gehalten.

Spanien scheint heute zu den wenigst bekannten und beachteten Ländern nicht nur Europas zu gehören. Die Zeitgenossen erfahren mehr von dem dunklen Centrum Asiens, sie kümmern sich mehr um das geheimnißvolle Innere Afrikas, als um die pyrenäische Halbinsel. Das Land, welches Jahrhunderte hindurch die erste Weltmacht vorstellte, ist heute in Elend versunken, in ein so ödes Chaos von Revolutionen und Restaurationen, daß man nichts mehr von ihm wissen mag. Nur dann und wann wird diese traurige Bühne menschlicher Verirrungen von einem so grellen Blitz außerordentlicher Schicksalsschläge durchzuckt, daß die herkömmliche Gleichgültigkeit der gebildeten Welt einer augenblicklichen Theilnahme weicht und ein verwunderter Blick auf das einst mächtig gebietende Volk fällt, welches nun seit bald hundert Jahren an Einsicht ebenso arm zu sein scheint wie an Tugend.

Unter solchen Umständen könnte die Bitte an unsere Mitbürger auffallen, daß sie ihre mildthätige Hand zur Linderung des furchtbaren Jammers öffnen, welcher dort in entsetzlich verheerenden Wasserfluthen hereingebrochen ist über ein Land, welches unter unbarmherziger Dürre zu schmachten pflegt und gerade in diesem Sommer von ihr in ganz ungewöhnlichem Maße heimgesucht worden war. Aber ein hartes Loos allgemeinen Verfalls schließt doch wohl nicht von den Wohlthaten der Menschenliebe und Christenpflicht aus, am wenigsten in dieser Stadt, welche immer bereit gewesen ist menschliches Leid zu lindern, ob es nah oder fern. In die Ferne zu blicken bringt überdies immer Gewinn, zumal wenn es eine Ferne ist,

welche einst und lange für das allgemeine Menschenleben viel bedeutete.

Vor vierhundert Jahren that Spanien die ersten Schritte auf der Bahn, welche ihm innere Einheit, Ordnung und Kraft, dann plötzlich weitreichende Herrschaft bringen sollte. Ueber siebenhundert Jahre von fremden, andersgläubigen Menschen beherrscht, hatte es kaum die letzten Reste dieses Jochs abgeworfen, als es zugleich seine Hand in den dunklen Westen der Erde ausstreckte und den Süden Italiens sich unterthänig machte. Dann war noch kein Menschenalter vergangen, als es bereits der Welt Gesetze schrieb. Der junge spanische König hatte den deutschen Kaiserthron bestiegen. Dazu Herr der Niederlande, Mailands und Neapels, Gebieter der unermeßlichen Reiche, welche verwegene Abenteurer in der neuen Welt entdeckten und eroberten, hielt Karl V. die Geschicke seiner Zeit in der Hand.

So gewaltiges Aufsteigen pflegt die Nation, welcher es zu Theil wird, auch innerlich zu heben und zu weiten. Was hier geschehen war, kann freilich Niemand aus dem Verdienst des spanischen Volkes herleiten. Höchst wunderbare, von Niemand bedachte Verkettungen von Menschen- und Familienschicksalen hatten vor kurzem einander ganz fremde Länder in derselben Hand zusammengeführt; die Klugheit und Tapferkeit spanischer Staats-, Kirchen- und Kriegsmänner hatte die Fügung der Geschichte nur unterstützt. Aber wie dem sei, indem so wunderbar der jüngste Staat Europas das Ruder ergriff, wurden seine Kinder von dem Hauch der Größe berührt und über sich selbst erhoben.

Viele ungewöhnliche Männer sind in diesen außerordentlichen Zeiten auf spanischem Boden gewachsen. Aber keiner von ihnen hat in das innere Leben der Menschheit so tief eingegriffen, als der baskische Edelmann, welcher die gewaltigste Gesellschaft der neueren Zeit gründen sollte. Allem Spanischen haftet für uns nüchterne Nordländer etwas seltsames an. Wenn einst Wellington, der die Spanier gut kannte, obwohl er sie nur selten verstand, gesagt hat, in Spanien sei zwei mal zwei nicht vier, so hat er damit treffend das Irrationelle bezeichnet, welches die spanische Natur charakterisirt. An diesem Zuge haben merkwürdiger Weise auch diejenigen Bewohner der Halb-

insel reichlichen Theil, welche am wenigsten Spanier sind, die Basken. Diese in die moderne Welt verirrten Reste eines Urvolkes bilden in vielen Beziehungen einen erfreulichen Gegensatz zu den Bewohnern besonders des traurigen Castiliens, welches zum Unglücke Spaniens mit der Bildung der Gesammtmonarchie die Herrschaft über sie gewann. In ihren grünen Bergen und Thälern sind sie ebenso rührig und betriebsam, wie die Castilianer stolz phlegmatisch. Als W. von Humboldt 1799 das Land bereiste, konnte er die Lieblichkeit der Natur, den Fleiß, den gemächlichen Wohlstand, die edle Vaterlandsliebe der Bewohner, das reinliche und behäbige Aussehen der Städte und Dörfer nicht genug bewundern. Ebenso habe ich diese Gegenden, trotz den furchtbaren Verwüstungen des siebenjährigen Carlistenkrieges, im Frühling 1868 gefunden. Nördlich vom Ebro habe ich damals keinen Bettler, keinen Mann in Lumpen gesehen, die Thäler fleißig bebaut, die Berge bis zu einer beträchtlichen Höhe schön bewaldet. Aber der erste Schritt auf den nackten, braunen Thonboden Altcastiliens zeigte alles in traurigster Weise verändert: die weiten öden Flächen nur mit spärlichen Dörfern besetzt, deren Häuser meist wahre Höhlen, die Berge kahles, graues Gestein, tief ausgewaschene, aber mit Ausnahme weniger Monate trockene Flußbetten, die Menschen düster, träge, stolz in den schmutzigbraunen Mantel gehüllt, diesen Vater aller Unsauberkeit und Verlumptheit, die Städte wimmelnd von Bettlern, die sich wie die rechtmäßigen Herren des Landes benehmen und zum Beispiel den Aufenthalt in dem großartig alterthümlichen Burgos zu einer Pein machen.

Eben diese frischen, munteren Basken sollten durch eine der seltsamsten Wendungen der spanischen Geschichte zu den hauptsächlichsten Trägern einer für ganz Spanien verderblichen Politik werden, zu der festen Burg des Carlismus. Eben hier stand die Wiege des Don Inigo, aus dem alten Hause der Lopez de Recalde, welchen die römische Welt als den heiligen Ignatius von Loyola anbetet.

Wie fast immer ist uns die Jugendgeschichte auch dieses merkwürdigen Mannes unbekannt. Es wird erzählt, er habe sich als Ritter an dem Hofe Ferdinand des Katholischen in den Thaten und Freuden der Welt getummelt. Da er am

Ende der zwanzig stand, wurde Spanien von einer schweren Erschütterung heimgesucht. Die Städte Castiliens erhoben sich gegen die willkürliche Fremdherrschaft, welche die flandrischen Günstlinge Karls übten, und diese innere Zerrüttung suchte Franz von Frankreich in seinem Interesse auszubeuten. Ein französisches Heer drang über die Pyrenäen und kam bis Pampelona. Zur Besatzung dieses festen Platzes gehörte Don Inigo. Die Stadt selbst fiel sofort. Mit einer Hand voll Leute setzte er den Widerstand in der Citadelle fort. Auch in sie wird Bresche geschossen. Gerade hier harrt er tapfer aus. Da trifft ihn eine Kanonenkugel, verletzt sein rechtes Bein schwer, streift auch den linken Fuß. Die Chirurgie mag bei den Basken nicht sehr geblüht haben. Unter furchtbaren Qualen, nach Leiden, die ihn dem Tode nahe bringen, die er mit erstaunlicher Kraft trägt, wird Don Inigo nur schlecht geheilt. Als Hinkender verläßt er das Lager.

Mit den Freuden des weltlichen Ritterthums war es vorbei. Aber schon vor dieser Katastrophe hatte sich weltliche und geistliche Schwärmerei in dem Basken eigenthümlich gemischt. Er hatte den heiligen Petrus in einer langen Romanze besungen. Auf dem Schmerzenslager gewann es die geistliche Extase über die Ritterherrlichkeit. Indem er sich in das Leben des San Francisco und San Domingo vertiefte, stieg ihm die Größe dieser Helden der heiligen Kirche über alles empor. Er dachte: wie wenn ich auch thäte, was sie gethan? In seinen Phantasien schien ihm die Welt in zwei Heerlager getheilt, das Christi bei Jerusalem, das Satans bei Babylon. Christum meinte er zu hören, wie er als König alle die Seinen rufe, um die Ungläubigen zu bezwingen. Sobald er gehen, sobald er nur reiten konnte, folgte er diesem Ruf. Gen Osten wandernd, stieg er mit noch matten Gliedern auf den heiligen Berg Cataloniens, den Montserrat, dessen wildbarocke Felszacken bis an's Meer die Landschaft beherrschen. Die Klüfte des Berges waren von Einsiedlern bewohnt, die oft nur einen Flintenschuß von einander entfernt Stunden brauchten, um über die Abgründe hin zusammen zu kommen. Auf dem Gipfel hing er seine Waffen vor einem Marienbilde auf, gab seine Ritterkleidung fort, that das härene Gewand eines Eremiten an, hielt Nachtwache vor dem Bild,

beichtete drei Tage lang und begab sich dann nach Manresa, einem kleinen Städtchen zu den Füßen des Berges, um sich durch Bußübungen für Jerusalem ganz würdig zu machen. Die Extase, welcher er sich mit der ganzen Glut seines phantastischen Gemüths hingab, kam da mit den schwersten Prüfungen über ihn. Je mehr er sich übermäßigen Kasteiungen in einer Höhle unterwarf, in die er sich zurückgezogen, desto düsterer, verzweifelter wurde es ihn ihm. Er kam in Versuchung sich das Leben zu nehmen. Aber nachdem er Monate lang so gerungen, wurde es plötzlich hell. Die herrlichsten Visionen stiegen vor ihm auf. Christus, die heilige Jungfrau erschienen ihm häufig, ja sogar das Geheimniß der Dreieinigkeit, der Schöpfung. Er sah leibhaftig alle Mysterien des Glaubens. Nun gab es für ihn keine Qualen mehr. Er war gewiß.

Aber die Welt bereitete ihm noch schweres genug. Nach vielen Nöthen in Jerusalem angekommen, wollten ihn dort die Vorsteher der christlichen Institute nicht dulden. Nach Spanien zurückgekehrt, kam er sogar in den Verdacht der Häresie. Seine Lehren, seine geistlichen Uebungen gaben Anstoß. An den Universitäten Alcalá und Salamanca nahm man ihn sogar, wie er selbst später dem Papst berichtete, gefangen. Die Inquisition strengte einen Prozeß gegen ihn an. Man bedeutete ihm zuletzt, er müsse erst ein regelmäßiges theologisches Studium machen, ehe er lehren dürfe. Andere Spanier, welche ähnlich wie er von unmittelbarer Erleuchtung ausgingen, geriethen damals mit der Kirche in ernsten Conflikt. Er unterwarf sich sofort. Denn unbedingter Gehorsam galt ihm schon damals als höchste Tugend.

Er begab sich Anfang 1528 nach Paris, um seine in Spanien begonnenen Studien zu vollenden. Er zählte jetzt sieben und dreißig Jahre. Mit einer bewunderungswürdigen Energie unterwarf er seine heiße Schwärmerei der harten Arbeit, die Elemente der Rhetorik und Philosophie zu erlernen, welche er absolviren mußte, ehe er zum theologischen Studium zugelassen wurde. Fünf und ein halb Jahre vergingen damit; sieben Jahre mühte er sich überhaupt in Paris an der Gewinnung des wissenschaftlichen Rüstzeuges, zugleich aber legte er den Grund zu dem Gebäude, welches seinen Namen unsterblich gemacht hat. Zwei

Stubenburschen, der eine ein savoyischer Hirtenknabe, der andere aus einer vornehmen Kriegerfamilie Navarra's, gewann er für die eigenthümlichen geistlichen Uebungen, die er vielleicht schon in Manresa ersonnen hatte, und durch sie für das Ziel, welches er verfolgte. Dann traten einige Spanier hinzu. Zu festem Bunde vereinigt, weihten sie ihn in der Kirche des Montmartre, gelobten Keuschheit und völlige Armuth. Noch hielt Ignatius, wie er sich jetzt nannte, an dem Gedanken fest, in Jerusalem der Pflege der Christen oder der Bekehrung der Ungläubigen zu leben. Das schwuren sie Alle. Wenn sie aber nicht nach Jerusalem kommen könnten, wollten sie sich unbedingt dem Papste zur Verfügung stellen. Auch in Paris blieb Ignatius übrigens nicht unangefochten. Auch hier mußte er, nach seinem eigenen Bericht, einen Prozeß bestehen.

Ende 1535 begab sich Ignatius über Bologna nach Venedig. Anfang 1537 langten die Genossen von Paris an; sie wollten nun über Meer gehen. Aber der eben zwischen der Republik und der Pforte ausbrechende Krieg, machte es unmöglich. Ignatius diente statt dessen in dem jungen Orden der Theatiner. Schon in Paris mußte er erfahren haben, daß es in Europa noch gefährlichere Gegner der Kirche gebe als die Türken. In der Weltstadt auf den Lagunen trat Jerusalem in seinen Gedanken immer weiter zurück. Diese italienische Erde selbst begann ja von der Ketzerei berührt zu werden. Ein anderer Spanier, Juan Valdés, hatte in Neapel einen Kreis gesammelt, in dem mehrere angesehene Diener der Kirche, unter ihnen der berühmteste Prediger des damaligen Italien, General der Kapuziner, zum Abfall von der Kirche angeregt wurde[1]). Wahrlich es gab in Europa genug zu thun. Doch mag das neue Ziel für Ignatius noch nicht festgestanden haben. Nachdem er mit seinen Genossen in Venedig die priesterlichen Weihen genommen, begab er sich mit zwei von ihnen nach Vicenza. Ein vierzigtägiges Gebet bereitete sie auf die Thätigkeit vor, welche sie hier eine Weile mit Predigt und Krankenpflege übten, in einem verwüsteten Kloster wohnend. Hier wurde Ignatius wiederum in eine Untersuchung verwickelt, die ihn nöthigte nach Venedig

1) Benrath, Bernardino Ochino 69 ff.

zurückzukehren. Vollkommen freigesprochen, begab er sich dann abermals nach Vicenza, rief alle Genossen zusammen, und theilte ihnen seinen Entschluß mit, auf Jerusalem zu verzichten und statt dessen nach Rom zu gehn. Nur zwei sollten ihn zunächst dahin begleiten, die Uebrigen in anderen Städten Italiens arbeiten. Damit sie aber in der Trennung fest verbunden blieben, setzten sie genauere Vorschriften für ihr Leben auf. Noch immer spukte der Kriegsmann in Ignatius. Sie wollten wie Soldaten Krieg führen für die Kirche. Compania de Jesus nannten sie sich.

Ihre Erscheinung und Art war so seltsam, daß sie auch in Rom, wo Ignatius Ende 1537 eintraf, Verdacht erregten. Er hat selbst ausführlich darüber an eine der spanischen Frauen berichtet, welche ihm seine Studien möglich gemacht hatten, da er doch als Student nicht ganz vom Bettel leben konnte. „Ganze acht Monate, schreibt er im Dezember 1538, haben wir hier die ärgste Verfolgung erduldet, die wir je in diesem Leben erfahren.“ Man focht die Reinheit seiner Lehre an, man stellte ihn und seine Genossen als verdächtige Menschen hin, welche nach einander aus Spanien, Paris und Venedig hätten fliehen müssen. Aber die förmliche Untersuchung, auf welcher er bestand, endete mit seiner vollständigen Rechtfertigung. Damit war jedoch die päpstliche Genehmigung der Gesellschaft noch nicht erreicht.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck wahrzunehmen, wie dieser Mann, der nichts wollte als der Kirche dienen, die größte Mühe hatte von ihr zugelassen zu werden, in einer Zeit, wo die Kirche von den schwersten Gefahren bedrängt wurde. Wenn man sich jene Epoche vergegenwärtigt, wo ein großer Theil Deutschlands und der Schweiz für Rom verloren war, wo England sich schon von ihm losgerissen hatte, wo Skandinavien im Begriff war ihm den Rücken zu kehren, wo die Ketzerei auch in Frankreich und Italien, ja selbst in Spanien minirte, so meint man, der Papst habe keinen andern Gedanken haben können, als an die Rettung der Kirche. In Wirklichkeit war es ganz anders. Wenn wir die Berichte der venetianischen Botschafter aus Rom lesen, so erstaunen wir, daß von kirchlichen Fragen da in dieser ganzen Zeit sehr selten

die Rede ist. Diese Berichte zeigen uns vielmehr die Päpste ganz von politischen Interessen in Anspruch genommen. Der große Kampf zwischen Frankreich und Spanien beschäftigt sie viel mehr als die kirchliche Bewegung. Wie sie in diesem Kampfe den Vortheil des Kirchenstaats, die reichliche Versorgung ihrer Verwandten am besten fördern können, das beschäftigt sie, und diese weltlichen Gedanken bringen sie oft genug gerade mit denjenigen in schwere Verwicklungen, welchen die Vertheidigung der Kirche gegen die Ketzerei über alles am Herzen liegt. Wären die Päpste in der Reformationszeit nicht vor allem weltliche Fürsten gewesen mit weltlichen Interessen, hätten sie nur die Kirche im Auge gehabt, so weiß man nicht, wie sich Luther hätte behaupten sollen. Daß die Reformation unzerstörbare Wurzeln schlagen konnte, verdankte sie hauptsächlich den Päpsten Clemens VII. und Paul III., welche durch politische Motive getrieben wurden, Kaiser Karl V. die zeitige Ausrottung der Ketzerei in Deutschland unmöglich zu machen.

Diese Verhältnisse müssen wir berücksichtigen, um zu verstehen, daß Ignatius Jahre lang in Rom umsonst für die Zulassung seiner Gesellschaft zu arbeiten hatte. Dann begreifen wir aber, wie er öfter in seinen Briefen über „diesen sterilen und trockenen Boden" in Rom klagt. Allerdings kam ja dazu, daß, was er wollte, von allem Herkommen der Kirche weit abwich. Er wollte nicht die gewöhnlichen klösterlichen Andachtsübungen, er wollte nicht einmal die klösterliche Tracht. Er wollte eine Gemeinschaft gründen mit freiester Beweglichkeit ihrer Glieder, wie er einmal schreibt, „eine Compagnie, welche immer dastehn muß gewißermassen mit einem erhobenen Fuße, um aus einander zu eilen von einem Land in's andere". Aber diese Compagnie sollte zugleich durch absoluten Gehorsam gebunden sein. Was sie der Papst heißen werde, das würden sie unbedingt thun, sofort. Gegenüber solcher einzigen Hingebung mußten doch die Bedenken der Curie schwinden, die außerordentlichen Erfolge der Genossen in Predigt und Unterricht sie vollständig heben. Trotzdem enthielt die erste päpstliche Genehmigung vom September 1540 noch die Beschränkung, die Gesellschaft dürfe nicht mehr als sechzig Professen auf-

nehmen. Aber nach drei Jahren wurde ihr ganz freie Wirksamkeit gewährt. Inzwischen hatte sie sich bereits förmlich constituirt. Am 9. April 1541 war Ignatius einstimmig zum General gewählt worden, nicht wie in anderen Orden für eine gewisse Zeit, sondern für sein Leben und mit unerhörten Machtvollkommenheiten. In ihm, sagten sie dem Papst, solle Christus als gegenwärtig verehrt werden.

In einer doch eigentlich übermenschlichen Stellung hat er dann die Gesellschaft bis zu seinem Tode im Sommer 1556 geleitet. Als er die Augen schloß, beherrschte sie bereits Portugal mit seinen unermeßlichen Colonien, blühten zahlreiche Collegien in Italien und Spanien, arbeitete in Rom das Collegium Germanicum an der Rettung Deutschlands, hatten ihre Missionen die fernsten Enden der Welt berührt. Nichts läßt uns die universale Tendenz der Gesellschaft deutlicher erkennen, als daß bereits in demselben Jahre, wo der Papst sie zuerst bestätigte, einer der ältesten Genossen des Gründers sich nach Ostindien aufmachte, bis zu dem kürzlich entdeckten Japan vordrang und sich sogar an China wagte. Sie wollten die Welt erobern.

Die Welt erobern, das war ein Lieblingsgedanke der damaligen Spanier. Als sich die Comuneros Castiliens gegen Karl erhoben, der damals in Deutschland weilte, schrieben sie ihm, wenn er in Spanien leben, Spanier sein wolle, könne er sich zum Herrn der Welt machen. Die damals lebende Generation hatte die Grenzen der Welt von ihren erstaunten Blicken in's Ungeheure sich erweitern sehen, und es waren spanische Schiffe gewesen, welche Columbus in die neue Welt getragen; für Spanien eroberte Fernan Cortez das gewaltige Reich der Azteken; zugleich sah Madrid den glänzendsten Herrscher der Zeit, König Franz, als Gefangenen: die Spanier fühlten sich zur Herrschaft über die Welt berufen. Kein Wort drückte prägnanter ihren Sinn aus als ihr Lieblingsspruch: wenn Spanien sich regt, zittert die Erde. Ueber hundert Jahre haben sie in diesem gefährlichen Traum gelebt, als könnten und müßten sie die Schicksale der Menschheit bestimmen, und vielleicht hat nichts mehr ihr Wesen geschädigt, als daß sie die Zeit ihrer besten Kraft an ein solches Phantom vergeudeten.

Natürlich konnten sie nur wähnen ihr Ziel zu erreichen im innigsten Bunde mit der römischen Kirche, deren Wesen es mit sich brachte, daß sie alle Völker unter einer Herrschaft zusammenfassen wollte. Indem sie für den Triumph Rom's fochten, dachten sie, durch und mit Rom solle Spanien herrschen.

Einen eigenthümlichen Reflex dieser spanischen Grundrichtung nehmen wir in Ignatius wahr, der doch alle entscheidenden Elemente seiner Natur und seines Strebens der Heimath dankte, nur daß er sie durch die französische Bildung milderte und sie in Rom unter die Zucht einer wahren Weltpolitik stellte. Als er nach Rom kam, zählte er sechs und vierzig Jahre. Dennoch erfuhr hier sein ganzes Wesen eine tief greifende Umwandlung. Wer ihn in Vicenza gesehen hatte, wie er in zerlumptem Gewande, mit abgehärmtem Gesicht seine Bußpredigten auf offener Straße, von einem Stein oder einer Bank herab hielt, der mußte meinen, das sei ein Mann, der nur unter dem niedern Volke mit seiner stürmischen Extase wirken könne und wolle, und in der That war es damals seine Absicht gewesen, sich hauptsächlich dem gemeinen Volke zuzuwenden, allen Glanz der Form zu verschmähen, nur auf die Wirkung zu sehen. Statt dessen kam es in Rom so, daß er die höchsten Spitzen der Gesellschaft vorzugsweise in's Auge faßte, daß bald in ganz Italien gerade die Vornehmsten sich seiner Leitung unterwarfen, eben die, welche seit fünfzig Jahren so ziemlich aller Religion fremd gewesen waren.

Was wir von seinem früheren Leben wissen, ist leider nicht so verbürgt, wie wir es wünschen möchten. Es beruht hauptsächlich auf den nach seinem Tode aufgesetzten Schilderungen seiner Verehrer, welche in ihm den Heiligen sahen, welche wollten, daß er heilig gesprochen werde, nur zum Theil auf eigenen, sehr fragmentarischen Aussagen, welche er aber auch erst in seinen letzten Lebensjahren dictirte und welche überdies nicht in ihrer ursprünglichen Fassung vorliegen. Auch in den neuesten, von Jesuiten verfaßten Biographien nimmt die fromme Legende einen auffallend breiten Raum ein. Ueber wenige bedeutende Persönlichkeiten des sechszehnten Jahrhunderts möchte es schwerer sein, den Kern historischer Wahrheit aus der Fülle der Sagen zu gewinnen. Nun haben spanische Jesuiten neuer-

dings mit großer Sorgfalt die Briefe ihres „süßesten Vaters“, wie sie ihn nennen, gesammelt[1]; aber nur zwölf unter den vierhundert bis jetzt publicirten gehören der vorrömischen Periode an. Kaum kann man sich des Verdachts erwehren, daß der ganz auffallende Mangel an echten Nachrichten über den weitaus größten Theil von Loyola's Leben nicht zufällig entstanden sei. Auch in jenen zwölf Briefen ist es nicht leicht diejenigen Züge zu erkennen, welche für die innere Entwickelung Loyola's, wie sie geschildert wird, charakteristisch sein müßten. Dazu werden nicht wenige von den alten Biographen gemeldete Thatsachen durch die Briefe berichtigt. Bereits diese frühesten Aeußerungen Loyola's tragen übrigens einen wunderbar unpersönlichen Charakter. In Rom tritt dann aber mehr und mehr eine ganz neue Natur hervor. Von der heißen Schwärmerei, die wir bis dahin bei ihm voraussetzen müssen, ist jetzt wenig wahrzunehmen; desto stärker macht sich eine weitblickende Weltklugheit geltend. Wir finden ihn bald in Verkehr mit den Höchstgestellten des katholischen Europa, und er führt seine Correspondenz mit ihnen wie ein vollendeter Diplomat. Vor allem liegt ihm daran, seine Gesellschaft, welche nach dem Höchsten strebt, als die niedrigste erscheinen zu lassen; er nennt sie immer mit auffallender Absichtlichkeit esta mínima Compañía. Niemand kann mehr wünschen, in allem den hohen Herren, an welche er schreibt, entgegen zu kommen; denn es versteht sich von selbst, daß, was sie wollen und thun, von Gott eingegeben ist. Nun geschah es freilich hie und da, daß das Leben auch an den bestgesinnten Höfen nicht grade göttlich war, wo dann die eifrigen Jünger der Gesellschaft dem entgegen zu arbeiten sich verpflichtet hielten, in jenem Geist völliger Weltverachtung und unbedingter Hingebung an die religiösen Aufgaben, von welchen die Gellschaft ausgegangen war. Da lesen wir denn doch nicht ohne Ueberraschung, wie der Meister diesen unklugen Eifer tadelt: man dürfe so großen Herren, die ein so gutes Beispiel gäben (durch ihren Eifer nämlich für die Jesuiten), nicht lästig fallen mit Vorschriften und Rathschlägen für die Besserung ihres Gewissens. Als unbedingt gehorsamer Diener des Pap-

1) Cartas de San Ignacio de Loyola. Madrid 1874—77.

stes, was er doch sein wollte, hätte er in den häufigen Conflicten der Kurie mit Karl V. auf Seiten der ersteren stehen müssen; statt dessen finden wir ihn unablässig bemüht die Gunst des mächtigen Kaisers zu gewinnen, auch mit Plänen, welche dem Papst höchlich mißfallen mußten [1]). Selbst wenn der Conflict darauf beruht, daß sich der Kaiser Eingriffe in kirchliche Dinge erlaubt, welche nach aller römischen Tradition gar nicht zu dulden sind, und wenn dann die Jesuiten, wie es vollkommen selbstverständlich scheinen muß, für die Kurie eintreten, ist ihr Meister anderer Ansicht. Auch in Zeiten des heftigsten Zerwürfnisses zwischen Papst und Kaiser finden wir Loyola unermüdlich, wenn nicht dem Kaiser selbst, mit dem er nie in Verkehr gekommen zu sein scheint, so doch seinem Sohne Philipp Huldigungen darzubringen, in welchen der Hofmann dem Heiligen den Rang streitig macht. Freilich hätte nie ein Hofmann so salbungsvoll schreiben können. In einigen dieser Briefe sind die sublimsten Ausdrücke so gehäuft, daß es schwer sein möchte, sie deutsch wiederzugeben. Alles ist in Gott, aus Gott, durch Gott, was der Prinz fühlt, denkt, thut, wie das, was sein „niedrigster Knecht" schreibt.

Der Kaiser ließ sich durch nichts täuschen: Er, dem doch der Sieg der reinen Lehre über die Ketzerei, je älter er wurde, um so dringender am Herzen lag, er hat den Jesuiten nie getraut, sondern sie stets fern von sich gehalten. Auch noch bei König Philipp erfreuten sie sich nicht der ersehnten sicheren Gunst; er hat in ihnen öfter sogar eine ernste Gefahr für die Kirche gesehen. Erst mit dem siebzehnten Jahrhundert beginnt ihre volle Herrschaft über Spanien, und je tiefer dann das Land in Noth, Trägheit, Armuth sank, desto glänzender richteten sie sich auf. Im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts rieth ein kluger und ergebener Spanier dem ersten Bourbon, er werde sich von der Gesellschaft, welche doch die Wiederherstellung Spaniens unmöglich mache, nicht los machen können, als dadurch, daß er sie plötzlich und vollständig vernichte. Einige vierzig Jahre später wurde dieser Rath befolgt. Der einzige gute König, den Spa-

1) A. v. Druffel, Ignatius von Loyola an der römischen Kurie S. 26. Man findet bei Druffel das hier kurz Angedeutete genau ausgeführt.

nien in dreihundert siebzig Jahren gehabt hat, ein verständiger, aber zugleich sehr frommer Herr, meinte, ohne Vernichtung der Jesuiten könne er Spanien aus dem tiefen Verfall nicht aufrichten.

Auch in Frankreich hat die Gesellschaft nicht so leicht Fuß gefaßt. Erst das Alter Ludwigs XIV. hat ihr dort ähnliche Macht eingeräumt, wie sie in Spanien längst besaß. Im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts wurde sie Herrin der französischen Bildung wie der französischen Kirche. Es muß wohl bemerkt werden, daß aus diesen Jesuitenschulen und dieser Jesuitenkirche der Geist der französischen Aufklärung hervorgegangen ist, welcher bald aller Kirche und aller Religion den Krieg erklärte. Aber nicht nur dadurch hat die Gesellschaft der Revolution vorgearbeitet. Vielmehr war sie es, welche durch den Druck, den sie auf das Volk übte, die ersten revolutionären Gedanken in ihm weckte. Als die Philosophen noch nichts bedeuteten, als Voltaire kaum gelesen wurde, brachten die Jesuiten das französische Volk bereits zum Aeußersten. Sie haben den philosophischen Radicalismus nicht nur in ihren Schulen heran gezogen, sie haben ihm auch die Gemüther des Volkes geöffnet.

Die Revolution hat sich für diese Dienste dankbar bewiesen. Als sie ausbrach, war die Gesellschaft Jesu nicht nur äußerlich in allen katholischen Ländern verschwunden, sondern auch alle inneren Voraussetzungen ihrer Wirksamkeit beseitigt. Die Missethaten der Revolution weckten sie von den Todten auf. Als der beispiellose Sturm, mit welchem die Revolution und ihr furchtbarer Sohn Europa einige zwanzig Jahre geschüttelt hatte, endlich vorübergebraust war und die todtmüden Menschen fragten, wie sie sich am besten vor der Wiederkehr solchen Unheils schützen könnten, da lautete die Antwort der eifrigsten Freunde einer vollständigen Restauration: nur die Gesellschaft Jesu kann den Drachen der Revolution bändigen. Sie hat dann so mit ihm gerungen, daß in Spanien, Portugal und Italien schon nach sechs, in Frankreich nach sechszehn Jahren der Drache wieder sein Feuer gespieen hat, daß in allen diesen Ländern, die *sie* wesentlich seit Jahrhunderten geistig gebildet, die Revolution zu einer regelmäßigen Erscheinung geworden ist, ganz zu schweigen von dem unglücklichen Polen, welches sich

nach Portugal zuerst und unbedingt in jesuitische Leitung gegeben hatte.

Es fragt sich, ob diese spätere Entwickelung und Wirkung der Gesellschaft ihren Grund in dem hatte, was ihr Stifter war und wollte, oder ob sie mit den Jahrhunderten von der ursprünglichen Art und Aufgabe abgeirrt sei. Wenn man dabei von den selbstverständlichen Unterschieden absieht, welche immer und in jeder menschlichen Einrichtung die Zeit der mühsamen Begründung von der Epoche leichter Herrschaft trennen, so wird man doch sagen müssen, daß in allem Wesentlichen der Geist Loyola's heute noch herrscht, daß die Jesuiten ihrem Vater viel ähnlicher sind, als zum Beispiel die heutigen Lutheraner dem, nach welchem sie sich nennen. Wohl mag der Geist der Klugheit heute ein noch stärkeres Uebergewicht haben über die Elemente der Exaltation, aber noch heute ist das Charakteristische der Gesellschaft jene Vereinigung entgegengesetzter Kräfte und Bestrebungen, welche in Loyola so merkwürdig hervortritt: schwärmerische Verzückung und klügste Berechnung, schrankenloses Walten der Phantasie und engste Fesselung der Intelligenz, feinstes Verständniß für individuelle Anlagen und absolute Vernichtung der Persönlichkeit. Noch jetzt, erklärte der französische Jesuit Ravignan, „sind die geistlichen Uebungen die Seele und gleichsam die Quelle unserer Gesellschaft. Sie haben sie geschaffen; sie erhalten und beleben sie“ [1]). Diese geistlichen Uebungen aber sind das eigenste Produkt Loyola's, wie mir scheint eine Generalisirung der ganz individuellen Erlebnisse, durch welche er in Manresa auf dem neuen Wege befestigt wurde. Nichts zeichnet Loyola mehr aus, als daß er nur in der Sache, welcher er sich gewidmet hat, zu leben scheint, daß er gewissermaßen nur noch eine allgemeine Existenz führt. Wenn man seine Briefe mit denen Luther's oder Zwingli's oder Calvin's vergleicht, so nimmt man leicht wahr, daß diese Männer die entgegengesetzten Pole menschlicher Natur darstellen. Sie treten uns leibhaftig, mit bestimmten, scharfen, oft derben Zügen entgegen. Loyola meinen wir in einer dichten Weihrauchwolke fast mehr verschwinden als erscheinen zu sehen.

1) Spuller, Ignace de Loyola p. 34.

Die Legende seiner Gläubigen berichtet mehr als einmal, er sei über der Erde schwebend erblickt worden: das ist ein treffendes Bild für den Eindruck, welchen seine Briefe oft hervorbringen. Und dieser allem Irdischen entrückte Heilige ist zugleich der größte Meister irdischer Klugheit.

Die Mischung des Fremdartigsten, welche wir in Loyola beobachten, ist auch seinem Volke eigen: hier überwallende Gluth der Phantasie, da kälteste Berechnung. Das, was in der Mitte liegt, gesunde, verständige Sittlichkeit, wahre Frömmigkeit, welche nicht auf die Welt verzichtet, aber in der Welt das Ewige verfolgt, fehlt fast ganz. Frömmigkeit, welche äußere Zwecke verfolgt, ist das Gegentheil ihrer selbst; Devotion, welche sich zur Schau stellt, ist das schlimmste Gift für die Seele. Die jesuitische Frömmigkeit aber ist ihrer innersten Natur nach absichtsvoll. Wie überschwänglich Loyola die göttliche Majestät als das Ein und Alles preist, in Wahrheit handelt es sich doch weniger darum, dieser Gottheit zu dienen, als die besondere Art zu fördern, in welcher seine Gesellschaft Gott dienen will. Weder die religiösen noch die menschlichen Aufgaben sollen ihrer selbst wegen, sondern zum Besten der Gesellschaft gelöst werden, und zwar so, daß der Mensch dieser Gesellschaft gegenüber vollkommen verschwindet. Er soll, wie es in den Constitutionen derselben heißt, „gleich einem Leichnam" sein.

Nichts mag räthselhafter erscheinen, als daß eine solche Gesellschaft, über deren Verderblichkeit vor hundert Jahren eigentlich die ganze, auch die katholische Welt, einig war, jetzt im hellsten Lichte des neunzehnten Jahunderts mächtiger dasteht als je. Denn die Erwartungen, welche man 1814 an ihre Herstellung knüpfte, wurden ja alsbald in der empfindlichsten Weise getäuscht. Statt die Staaten gegen die Revolution zu schützen, richteten die Jesuiten in kürzester Zeit fast jede Regierung zu Grunde, welche sich auf sie stützte. Die trotzdem immer größer gewordene Macht der Jesuiten muß also wohl andere Gründe haben. Manche meinen, diese Macht dadurch zu erschüttern, daß sie die Gesellschaft mit grimmigem Hasse verfolgen, daß sie die Macht der Staaten gegen sie in Bewegung setzen. Gewiß hat der Staat allen Grund auf seiner

Hut zu sein gegenüber einer Organisation, welche eine starke politische Tendenz hat und ihren Krieg gegen die einzelnen Nationen mit den Machtmitteln der katholischen Welt führt. Aber es wäre ein schwerer Irrthum zu glauben, daß auf solchen Wegen die Rettung gefunden werden könne. Denn die heutige Macht der Jesuiten ist zum großen Theil hervorgegangen aus der tiefen sittlichen und religiösen Erschlaffung oder Zerrüttung, welche die romanischen Nationen, aber auch die Germanen ergriffen hat. Schon vor dreihundert Jahren konnte sie nur auf dem Grunde der moralischen Zersetzung der romanischen Welt so mächtig gedeihen, nur, weil die gesunde Kraft des Protestantismus in dogmatischer Zanksucht und brutalem Zelotismus hinstarb, ihre Eroberungszüge ausführen. Schlimmer steht es in mancher Beziehung heute. Die von Frivolität, Egoismus, Sinnengenuß schwer bedrohten Völker werden zwischen den Extremen des Unglaubens und des blinden Glaubens, der Revolution und der Contrerevolution, der wüsten Lust und der düsteren Entsagung hin- und hergeschleudert. Das, was in älteren Zeiten vornehmlich die oberen Schichten berührte, hat heute die ganzen Volksmassen ergriffen. Für Voltaire verstand es sich von selbst, daß das Volk glauben und gehorchen müsse. Sein eminenter Verstand durchschaute die Unmöglichkeit seiner Weltanschauung, sobald sie Eigenthum der Massen werde. Unsere heutigen Propheten dagegen halten es für ihre wichtigste Aufgabe, gerade die Massen von dem alten Grunde loszureißen, auf dem ihr Leben ruhte. Schon jetzt sehen wir, daß die ganze Existenz der modernen Gesellschaft durch dieses Vorgehen in Frage gestellt ist. Nirgends aber vielleicht tritt jenes grelle Wechselspiel gleich unheilvoller Uebertreibungen erschreckender hervor, als in der Heimath Loyola's: heute die Orgien klerikaler Restauration, morgen das tolle Wüthen von gewissenlosen Demagogen gestachelter Massen; hier die blödeste Abgötterei eines mehr als heidnischen Cultus, da die freche Selbstvergötterung der modernen Apostel, welche stolz darauf sind nichts zu sein als Thiere. In einem unglücklichen Volke, welches sich zwischen diese Extreme gestellt sieht, pflegen auch Einsichtige und Kluge lieber mit den Jesuiten als mit den Predigern der Sinnesherrlichkeit zu gehen, denn jene haben doch wenigstens

eine gewisse Zucht und Ordnung, während diese bei dem heißen Blut des Südländers nur zu leicht die reine Bestialität erzeugen. Von den politischen Freunden der Jesuiten sind bekanntlich Viele absolut unkirchlich.

Vor vierzig Jahren konnten die Deutschen auf diese romanische Zerrüttung mit dem Gefühl blicken, daß die Seele ihres Volkes von solchem Leiden wenig oder nichts wisse. Damals waren die Jesuiten in Deutschland wenig oder nichts. Heute sind sie auch bei uns in demselben Maaße zu Macht gelangt, als die Seele auch unseres Volkes krank geworden ist. Und wie vor dreihundert Jahren der Jesuitismus nur deßhalb so mächtig sich erheben konnte, weil der Protestantismus sich selbst verleugnete, so trägt auch heute der Protestantismus, vornehmlich der deutsche Protestantismus, an jener Erscheinung eine wesentliche Schuld.

XIII. Römische Triumphe.

(1887.)

Ranke hat in seinen großen historischen Darstellungen nur einmal die unmittelbare Gegenwart berührt: als er 1874 seine „Römischen Päpste“ zum sechsten Male herausgab, verfolgte er die Entwickelung der römischen Kirche bis zum Abschlusse des vaticanischen Concils und zum Einzuge der Italiener in Rom. „Der Papst“, schloß er, „zog sich auf seine geistliche Autorität zurück. Inwiefern dieselbe unter den veränderten Umständen möglich sein werde — darauf beruht nunmehr die Gegenwart und die Zukunft.“ Die allgemeine Ansicht neigte damals dahin, diese Autorität werde sich, der Basis des Kirchenstaats beraubt, nicht behaupten können. Der Papst und seine Kirche selbst hatte die Erhaltung dieser Grundlage für absolut unerläßlich erklärt; die ihr drohenden Gefahren abzuwehren war bei der Berufung des Concils ein wesentliches Motiv gewesen; das Concil hatte sich unbedingt für jene Nothwendigkeit ausgesprochen. Da die Ereignisse (nicht ohne das Verdienst der Kurie) gegen das Concil und den Papst entschieden, wurde sofort bei der siegenden deutschen Macht der Versuch gewagt, sie für die weltliche Restauration des Papstthums zu gewinnen. Bis auf den heutigen Tag bildet diese Restauration die oberste Forderung der Kurie. Derjenigen Macht, welche sie herbeiführen würde, stellt man unschätzbare Dienste in Aussicht. Der Kaiser, sagt man, soll dem Papst sein Eigenthum zurückschaffen; dafür wird der Papst den Kaiser in dem unvermeidlichen Kampfe mit der französischen Republik durch seine ganze Autorität unterstützen. Die beiden einzigen wirklich conservativen Gewalten der Gegenwart, sagen Andere, das Kaiserthum der Hohenzollern und das Papstthum,

sollen Hand in Hand gehen: sie werden der verwirrten, von allgemeinem Umsturz bedrohten Welt Ordnung und Festigkeit zurückgeben.

Wenn man auf die Dinge zurückblickt, welche seit dem Verschwinden des Kirchenstaats geschehen sind, möchte man annehmen, daß dem Papstthum nie ein größeres Glück zu Theil geworden sei, als die von ihm so heftig angeklagte Beraubung. Der Papst hat dadurch in der That drei unschätzbare Vortheile gewonnen: er ist Märtyrer geworden; er ist von dem Aergerniß befreit worden, welches der Kirchenstaat namentlich in den letzten vierzig Jahren ununterbrochen der ganzen gebildeten Welt geboten hatte; er ist endlich, statt, wie er klagt, der nothwendigen Unabhängigkeit in der Ausübung seines obersten Hirtenamtes zu entbehren, vielmehr aus der Abhängigkeit gelöst worden, in welche ihn das Unvermögen den Kirchenstaat aus eigener Kraft zu regieren und zu vertheidigen bald zu der einen bald zu der anderen katholischen Macht versetzt hatte. Ganz zu schweigen davon, daß die schwersten Niederlagen, welche das Papstthum seit 400 Jahren erlitten hatte, zu einem guten Theile seinem weltlichen Besitz und den Conflicten entsprungen waren, in welche die mit diesem Besitz unzertrennlich verbundenen weltlichen Bestrebungen die Kurie fort und fort mit den katholischen Mächten verwickelt hatten. Daß Luther die Möglichkeit sich gegen Karl V. zu behaupten wesentlich den weltlichen Tendenzen der Mediceer und Farnesen verdankt, ist bekannt genug.

Der Gefangene des Vatican hat über seine gefährlichsten Feinde Triumphe errungen, welche größer zu sein scheinen als irgendwelche der römischen Kurie in den letzten Jahrhunderten zu Theil gewordenen Erfolge. Er hat die leitende Macht unserer Tage, eine wesentlich protestantische Macht, eine von einem fast allgewaltigen überaus genialen Staatsmanne geleitete Macht, nach bitterem langem Kampfe genöthigt, sich vor ihm zu beugen. Er hat seiner Kirche in Deutschland, im Herzen der Ketzerei, eine Stellung errungen, wie sie sie seit lange nicht besessen. Er hat in der Meinung der Menschen, der Ketzer und der Ungläubigen wie der Gläubigen, ein Ansehen gewonnen, welches in seinen Vorkämpfern die erstaunlichsten Hoffnungen erweckt. Sie verkündigen offen die sichere Rückkehr des deutschen wie

des englischen und alles ketzerischen Volks in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche, und man braucht nicht weit zu gehen, um von den Skeptikern, denen Rom an sich höchst antipathisch ist, das Wort zu hören: „Der Protestantismus hat keine Zukunft mehr.“

Wie verhält es sich mit diesen Meinungen? Wie verhält es sich mit der außerordentlichen Reputation, deren sich das Papstthum heute namentlich bei den Mächtigen erfreut? „Unstreitig“, sagt Ranke, „besitzt das Papstthum die am meisten monarchische, am besten zusammengreifende Organisation, die in der heutigen Welt besteht.“ Mit einer Art militärischer Diktatur lenkt die Kurie Gedanken und Empfindungen der ihr unterworfenen Schaaren. In ihrem Reiche gibt es kaum einen Widerstreit der Meinungen. In ihrem eigenen Schooße mögen sich verschiedene Tendenzen noch so heftig bekämpfen: die Gläubigen sehen immer nur dieselbe einige, consequente, von allen ihren Organen mit unbedingtem Gehorsam bediente Autorität. Während die übrige Welt sich in endlosen Feindseligkeiten zerfleischt, alle protestantischen Kirchen von giftigem Hader erfüllt sind, der politische wie der kirchliche und wirthschaftliche Radikalismus immer nur damit beschäftigt ist, sich selbst zu befehden, rückt die römische Schaar in festgeschlossenen Reihen zum Kampf. Das imponirt unserer militärisch denkenden Generation gewaltig. Da die meisten unter uns nichts Höheres kennen, als Macht, und Rom durchaus als Macht auftritt, da man einen großen Theil unseres Volks allmählich so weit disciplinirt hat, die Freiheit zu den übelsten oder doch zweifelhaftesten Dingen zu zählen, und Rom die verkörperte Negation aller Freiheit ist, so sind weite Kreise ganz dazu angethan, den Siegen Roms ihre volle Bewunderung zu schenken.

Wirkliche Macht fordert Dauer, und diese wird nicht von der militärischen Fähigkeit zu siegen, sondern von der sittlichen Kraft bedingt den Sieg in Segen zu verwandeln. Welchen Segen Deutschland oder England aus den römischen Siegen ernten wird, muß die Zukunft lehren. Vergangenheit und Gegenwart gestatten uns lediglich ein Urtheil über die Wirkung derjenigen Erfolge, welche Rom früher bei anderen Nationen gewonnen hat. Es gab ja, wie man weiß, eine Zeit, in welcher

die Kurie auch in Italien, Spanien, Frankreich, Oesterreich mit der Ketzerei zu ringen und ihre mehr oder weniger ernst bedrohte Herrschaft zu vertheidigen hatte. Ueberall trug sie den vollständigen Sieg davon. Alle jene romanischen Länder und das germanisch-slavische Oesterreich wurden ihrem unbedingten Einfluß unterworfen. Die Kurie kam in die Lage diese Länder ganz nach Herzenswunsch einzurichten, die Gesellschaft Jesu herrschte in Italien, Spanien und Portugal fast ununterbrochen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, in Frankreich doch wenigstens 130, in Oesterreich 150 Jahre. Was hat Rom in diesen weiten, seiner Macht so lange so unbedingt unterworfenen Reichen geschaffen?

Als die Jesuiten ihr Regiment in Portugal begannen, zählte dieses kleine Land zu den reichsten der Welt. Seine überseeischen Besitzungen umspannten den Erdkreis, auch seine geistige Cultur stand in reicher Blüthe. Nachdem dieses Regiment zweihundert Jahre in einer Machtfülle gewaltet hatte, wie sie der Gesellschaft nie und nirgends zu Theil geworden, war das reichste in das ärmste, das lebendigste in das todteste Land verwandelt worden. Die Rückkehr dieses Leichnams zum Leben begann, als Pombal den Jesuiten Krieg auf Leben und Tod ankündigte und ihn mit jener blutigen Unbarmherzigkeit führte, welche das natürliche Ergebniß ihrer Erziehung war.

Spanien stand an der Spitze der Welt, als der große Kampf zwischen dem Evangelium und Rom die Christenheit ergriff. Die Boten des neuen Glaubens drangen unter seinen mächtigsten Gegner, unter Karl V., auch in die „katholische Monarchie“ ein. In den Flammen der Scheiterhaufen wurde die evangelische Lehre erstickt. Ausschließlicher, schärfer als je wurde Leben und Denken des spanischen Volkes der Zucht Roms unterworfen. Der Spanier kannte nichts Höheres als für Rom zu kämpfen und zu sterben. Philipp II. umspannte die Welt mit seiner fanatischen Gläubigkeit, welche ihn freilich nicht davor bewahrte, daß die Kirche auch unter ihm über „diocletianische Verfolgung“ klagte, da doch auch dieser katholischste aller Könige etwas für sich sein, nicht lediglich der Kirche dienen wollte. Nachdem er mehr als vierzig Jahre die Mittel seines Weltreichs für die Ausrottung der Ketzerei aufgeboten hatte,

brach er ohnmächtig zusammen. Mit ihm sein Reich. Der Kampf für Rom hatte Spanien zu Grunde gerichtet. Seine schwachen Erben gingen nichtsdestoweniger denselben Weg fanatischer Katholicität fort. Konnten sie die Welt draußen nicht bezwingen, so mußte wenigstens die Welt drinnen die Ideale katholischer Strenggläubigkeit erfüllen. Nach weiteren hundert Jahren war diese gläubigste aller Dynastieen physisch wie geistig erschöpft. Eine lange jammervolle Agonie endete mit dem Tode des letzten Habsburgers. Die „katholische Monarchie" war längst todt. Die neuere Geschichte kennt keine ergreifendere Tragödie, als dieses Versinken des hochbegabten, mit allen Gütern der Erde verschwenderisch beschenkten spanischen Volkes. Mit der vollen Inbrunst katholischer Gläubigkeit hatte es die Fahne Roms ergriffen, sich mit ihr in den Kampf gegen die verabscheute Ketzerei gestürzt. Spanische Kriegskunst, spanische Diplomatie war über alle Völker Meisterin, als dieser Kampf begann. Eine lange Reihe hervorragender Feldherrn und Staatsmänner hat ihn geführt; die Schätze Indiens, sechzig Jahre lang die Schätze beider Indien, standen für ihn zur Verfügung — die gegnerische Welt war in sich zerrissen; die norddeutschen Lutheraner hegten für den katholischen König vielfach warme Sympathien, bezogen zum Theil von ihm Pensionen. Wie hätten sie nicht jubeln sollen, wenn die gehaßten Calvinisten in den Niederlanden und Frankreich von ihm zu Boden geschlagen wurden! Die Abendmahlslehre dieser Calvinisten stand ja ihrem Dogma ferner als die katholische Transsubstantiation. Und diese Calvinisten wagten ihren schlechten Glauben gegen den rechtmäßigen König mit den Waffen zu vertheidigen, wo doch leidender Gehorsam eine Hauptforderung des Lutherischen Bekenntnisses geworden war. Deshalb legte das Lutherische Deutschland die Hände in den Schooß, während die Brüder in Holland und Frankreich bluteten. Auch da wie in England gab es allerlei Zwist unter dem protestantischen Volk. Spanien war eins. Seine ganze geschlossene von Rom gestützte Macht ging gegen die zwieträchtigen Ketzer an: die lebendige, geistesfrohe Zwietracht schlug die starre, todte Einheit zu Boden.

Seit des letzten spanischen Habsburgers traurige Gebrechlichkeit zu Ende ging, sind bald zweihundert Jahre verflossen.

Zahlreiche Versuche sind seitdem gemacht worden, das abgestorbene spanische Leben zu erneuern. Mit dem größten Erfolge von jenem Karl III., der trotz seiner katholischen Frömmigkeit sich genöthigt sah, die Jesuiten auf einen Tag aus seinem Weltreich zu entfernen. Aber all diesen Versuchen hat das gefehlt, was allein ein gesundes Volksleben zu erzeugen vermag, sittlicher Ernst, geistige Klarheit, ruhige Folgerichtigkeit. Die Geschichte der letzten Jahrhunderte lehrt, daß ein Volk, welches viele Generationen hindurch unter der Zucht der Jesuiten gestanden hat, die Fähigkeit zu einer ernsten, gleichmäßigen, nüchternen Lebensführung, wie unsere Tage sie fordern, eingebüßt oder doch in hohem Grade verkümmert hat. Bei diesen Völkern sieht man heftige Anläufe, gewaltsame Anstrengungen von plötzlicher Ermattung, hoffnungsloser Resignation abgelöst. Der furchtbare geistige Druck, unter dem sie geseufzt, pflegt einen leidenschaftlichen Haß gegen alles Kirchliche zu erzeugen. Der religiöse wie der politische Radicalismus ist recht eigentlich ein Product der jesuitischen Erziehung. Die Maßlosigkeit, welcher alle von der Klerisei unterdrückten Völker zur Beute werden, wenn sie die Ketten brechen, diese Maßlosigkeit ist namentlich seit hundert Jahren das Schicksal fast aller katholischen Völker geworden. Das Extrem der Feindseligkeit gegen die überlieferte kirchliche und staatliche Ordnung hat dann natürlich zur Folge, daß nach kurzen Orgien der Freiheit die innerlich haltlosen Völker unter das Joch zurücksinken, das sie leidenschaftlich abgeworfen. Das ist bekanntlich in unserem Jahrhundert besonders das Verhängniß Spaniens gewesen. Die empörenden Mißhandlungen der klerikalen Regierung unter Ferdinand VII. haben Spanien zum Hauptsitze der Revolution in Europa gemacht; sie ist dort gewissermaßen permanent geworden. Sobald der trostlose Kreislauf von Ministerwechseln, in welchem sich das spanische Leben erschöpft, dazu führt, daß die Klerikalen das Ruder ergreifen, steht die Revolution vor der Thür und sobald die Revolution ihre zerstörenden Experimente beendet, schickt sich der Klerikalismus an, seine contrarevolutionäre Kur zu erneuern, welche jedesmal neue Revolution zur Folge hat.

Wenigstens ebenso trostlos ist das Bild, welches sich uns

darbietet, wenn wir von den äußeren Vorgängen des spanischen Lebens auf sein inneres Sein blicken. Zwischen die Extreme eines hohlen Radicalismus, einer leeren Frivolität und einer dumpfen oder ekstatischen Bigotterie gestellt, bewegt sich das spanische Geistesleben in rastlosen, aber immer gleich unfruchtbaren Uebertreibungen. Die Kirche hat für dieses jammervolle Dasein keine Arznei. Das arme, innerlich wie äußerlich verwahrloste Volk, dessen Himmel zwar von zahllosen Heiligen bevölkert, aber von Gott und Christus so gut wie verlassen ist, greift begierig nach den Bibeln und Liedern, welche ihm die Evangelisationsboten seit bald zwanzig Jahren bringen dürfen. Aber der Klerus, welcher nach dem Schiffbruch der Republik wieder — nicht religiös, aber politisch — mächtig genug geworden ist, um auf jede Regierung, sei sie fortschrittlich oder conservativ, stark zu drücken, der Klerus bietet alle seine Macht auf, nicht um dem Volke eigenes religiöses Leben zu geben, sondern um ihm das fern zu halten, welches jene Boten bringen. Dieselbe Kirche, welche bei uns schrankenlose Freiheit fordert, vertritt in Spanien, wie überall, wo sie herrscht, despotischen Druck, unbarmherzige Verfolgung Aller, welche ihr den Rücken kehren[1]). Die höheren Schichten der spanischen Gesellschaft aber verhalten sich zu diesen Dingen mit geringen Ausnahmen absolut gleichgiltig. Ihnen ist die Kirche nichts als etwa ein Mittel im politischen Kampf, welcher nicht für politische Ueberzeugungen, sondern um Besitz und Beute geführt wird. Denn nachdem die „katholische Monarchie" Jahrhunderte lang vorwiegend geistlichen Zwecken gedient hat, ist sie heute so entgeistigt, daß wohl nirgends in der Welt der politische Kampf so sehr lediglich dem gröbsten Egoismus dient. Man will regieren, um sich die Tasche zu füllen.

Wenn ich sagte, die moderne Geschichte kenne keine ergreifendere Tragödie als das Versinken des spanischen Volkes, so könnte man mir einwenden, es gebe doch ein noch traurigeres Schicksal, das Polens, und auch Polen verdanke seinen Ruin doch wesent-

1) In Fliedner's vortrefflichen „Blättern aus Spanien", welche das lebendigste Bild von den religiösen Zuständen des heutigen Spanien bieten, finden sich für das hier Gesagte unzählige Beweise.

lich den Jesuiten, welche sich der Leitung des polnischen Staates und der Bildung des polnischen Geistes mit dem Ende des 16. Jahrhunderts ebenso unbedingt bemächtigt hätten, wie sie sich Portugal und Spanien unterthänig gemacht. Daß die Jesuiten an dem Untergange Polens eine ganz wesentliche Schuld tragen, unterliegt keinem Zweifel. Daß die Polen und die Jesuiten seit dem Ende Polens unzertrennlich verbunden sind, weiß jedermann. Aber die polnische Aristokratie hatte es mit der Zerrüttung des polnischen Wesens schon ziemlich weit gebracht, ehe die Jesuiten auf die Bühne traten, und so weiß ich doch nicht, ob der polnische Ruin in demselben Maße wie der spanische der Gesellschaft Jesu zugeschrieben werden darf.

Merkwürdiger Weise scheint es in der jüngsten Zeit, als ob dasjenige Volk, welches doch immer mit Rom am innigsten verwachsen gewesen ist, das italienische, von den eigenthümlichen Einwirkungen, welche wir sonst überall mit langer römischer Herrschaft verknüpft finden, am freiesten geblieben sei. Aber das ist ja eine der frappantesten Erscheinungen im Leben der katholischen Kirche, daß ihre eigentliche Heimath, Italien, ihr seit fast fünfhundert Jahren am tiefsten entfremdet gewesen ist. Nirgend hat der Humanismus eine so kirchen- und religionsfeindliche Gestalt gewonnen, wie in Italien. Die großen Wortführer der italienischen Renaissance, Macchiavelli und Guicciardini, beide ihr Leben lang in inniger Berührung mit Rom, der eine viele Jahre in päpstlichen Diensten, sind von grimmigem Hasse gegen diese Kirche erfüllt, von der Macchiavelli schreibt: „Wir Italiener haben es ihr und ihren Priestern zu danken, daß wir irreligiös und böse geworden sind.“ Als dann die Jesuiten die große Restauration des Katholicismus begannen, das lange überreiche Geistesleben Italiens erstarrte und das Land einige Jahrhunderte lang nichts war als der Zankapfel zwischen Spanien, Frankreich und Oesterreich, da schien die italienische Seele fast empfindungslos zu schlafen. Als sie im vorigen Jahrhundert erwachte, stellte sich auch der Haß gegen die Kirche bald wieder ein, welche ihn durch die Art, wie sie in Sardinien, Neapel, vor allem im Kirchenstaate selbst ihre Herrschaft übte, lebendig zu erhalten verstand. Aber das eigentlich Charakteristische an dem Verhältniß des italienischen

Wesens zur römischen Kirche wurde doch eine tiefe Gleichgiltigkeit. Die lange Beobachtung der römischen Kirchenkunst, die volle Sättigung mit den wesentlichen Elementen dieser Kunst scheint das italienische Gemüth gegen alle religiösen Regungen mehr abgestumpft zu haben, als das bei irgend einem andern Volke gefunden wird. Dieser religiösen Unempfindlichkeit mögen es denn die Italiener verdanken, daß sie seit ihrer nationalen Wiedergeburt von der langen klerikalen Herrschaft in wichtigen Beziehungen weniger geschädigt erscheinen, als die übrigen Romanen. Sie haben nicht mit der wilden Leidenschaft der Spanier und Franzosen gegen die Kirche angestürmt, sie haben den Papst und seine Satelliten mit einer gewissen Kühle abgeschüttelt, sie haben ohne heftige revolutionäre Erschütterungen ihr Staatswesen neu geordnet, sie haben die wirthschaftliche und die wissenschaftliche Arbeit mit emsigem Geschick aufgenommen und erfreuen sich heute unbedingt unter allen Romanen der besten Gesundheit. Ob freilich die katholische Kirche Grund hat sich dieser Erziehungsresultate besonders zu rühmen, weiß ich nicht. Jedenfalls verwünscht sie den blühenden italienischen Staat, welcher sein Reich auf den Trümmern ihrer weltlichen Herrschaft und ihrer geistigen Macht aufgebaut hat, in immer neuen Weherufen, welche aber auf den größten Theil der Italiener wenig Eindruck zu machen scheinen.

Wenn man sagen kann, daß Ludwig XIV. durch seine höfische Centralisation, durch seine Verschwendungen und seine Unbarmherzigkeit politisch den Grund zur großen Revolution gelegt hat, so ist er dabei von der römischen Kirche aufs wirksamste unterstützt worden. Daß es wesentlich der französische Klerus gewesen ist, welcher den König zur Aufhebung des Edicts von Nantes getrieben hat, unterliegt nach den Forschungen der letzten Jahre keinem Zweifel mehr. Durch diesen verhängnißvollen Act nahm Frankreich gewissermaßen die Rolle Spaniens auf, an dessen Stelle es sich in der Welt gesetzt hatte. Es wurde der Vorkämpfer des unduldsamen Katholicismus, der Mittelpunkt der jesuitischen Herrschaft, welche, nicht zufrieden mit der Ausrottung der Hugenotten, die Jansenisten fast ebenso grausam verfolgte. Mit der Bulle Unigenitus meinte sie sich die französische Kirche zu unbedingter Fügsamkeit zu unterwerfen

Der dadurch entzündete Kampf zwischen den Parlamenten und den Jesuiten hat wesentlich dazu beigetragen, die französischen Geister für die Revolution reif zu machen. Gegen den von den Vätern Jesu geübten Druck empörte sich ihr Zögling Voltaire: sein Écrasez l'infâme ist eine Frucht ihrer Bildung. Sie haben im französischen Volke die Stimmung genährt, welche dann zu der barbarischen Vernichtung der Kirche führte.

Die bitteren Erfahrungen, welche Frankreich und die Welt mit dem atheistischen Terrorismus und seinem Erben Napoleon machten, haben jenen merkwürdigen Umschwung erzeugt, welcher den in Frankreich vernichteten, überall auf ein Minimum des Einflusses reducirten Katholicismus zu neuer Macht führen sollte. Da der Papst und seine Kirche am härtesten von der Revolution betroffen worden waren, sah die schwer geprüfte Welt in Rom ein starkes Bollwerk gegen die Wiederkehr revolutionärer Gefahren. Aber dieses Bollwerk, das alle und besonders die protestantischen Mächte mit wetteifernder Freundlichkeit und Freigebigkeit erhöhten, verwandelte sich sehr bald in eine Quelle neuer Erschütterungen. Der restaurirte Katholicismus trieb es in Spanien, Italien und Frankreich so arg, daß sechs Jahre nach der Herstellung der Jesuiten und der Inquisition der größte Theil des katholischen Europa abermals die Beute der Revolution wurde oder zu werden drohte. Sehr merkwürdig gestaltete sich damals der Kampf in Frankreich. Die mit dem Klerus aufs engste verbündeten Emigranten forderten die einfache Herstellung des ancien régime. So lange Ludwig XVIII. regierte, konnten sie damit nicht durchdringen, aber Karl X. bot alsbald die Hand zur extremsten Herstellung eines Zustandes, der eine Verneinung alles seit hundert Jahren gewordenen bedeutete. Das Volk Voltaire's sollte Betbruder werden. Zwar konnte auch dieser bigotteste aller französischen Könige niemals die völlige Zufriedenheit der klerikalen Heißsporne erwecken, aber es gelang ihm das von tiefem Ruhebedürfniß erfüllte Volk in wenigen Jahren für eine neue Umwälzung reif zu machen. Der französische Klerus kann sich rühmen, durch diesen von ihm beherrschten König die monarchische Ordnung, da ihrer dauerhaften Herstellung noch einmal alle Verhältnisse in hohem Grade günstig waren, um diese letzte

Aussicht gebracht zu haben. Denn in den Julitagen des Jahres 1830 wurde die Revolution für immer zur Herrin Frankreichs. Und wenn es doch für Louis Philippe und Napoleon III. eine Möglichkeit gegeben hätte, einen dauernden Zustand herzustellen, so war auch da wieder der Klerus bei der Hand, diese Möglichkeit zu zerstören. Als der Bürgerkönig so tief gesunken war, sich auf die Jesuiten zu stützen, für sie mit dem Sonderbund zu pactiren, da zerstörte er den letzten Grund seiner Autorität. Für Napoleon III., dessen Herrschaft von vornherein wesentlich auf dem Klerus ruhte, wäre es im Sommer 1870 vielleicht möglich gewesen, sich durch das Bündniß mit Italien und Oesterreich gegen Deutschland zu behaupten; aber Oesterreich wollte das Wagniß allein mit ihm nicht riskiren und Italien konnte nur durch die Räumung Roms gewonnen werden, welche die klerikalen Einflüsse unmöglich machten.

Wie es in Frankreich seit dem Sturze des zweiten Kaiserreichs gegangen, wie die dritte Republik immer tiefer in die antiklerikale Strömung gerathen ist, wie sie der Kirche überall mit der schroffsten Feindseligkeit begegnet, weiß man. Da erregt es denn eigene Gedanken, wenn man das Verhalten Roms zu diesen französischen Vergewaltigungen mit dem vergleicht, was zu derselben Zeit in Deutschland geschehen ist. Gegen die offene Auflehnung der ältesten Tochter der Kirche bewährte die Kurie eine Langmuth ohne Grenzen. Den Affront, den ihr die französische Republik bei jeder Gelegenheit anthut, scheint sie gar nicht zu empfinden. Und wo ist die Kampflust des französischen Klerus geblieben? Hat er in Frankreich nicht so gut wie bei uns die unschätzbare Waffe des allgemeinen direkten Stimmrechts? Zwar ist es immer die Taktik Roms gewesen, nicht gleichzeitig auf verschiedenen Schlachtfeldern zu schlagen, seine Kräfte immer auf einen Punkt zu concentriren; und da einmal der Kampf gegen das deutsche Reich eröffnet war, mußten ihm alle Mittel zugewendet werden. Nichtsdestoweniger würde der Klerus niemals die höchst empfindlichen Schläge des französischen Radicalismus mit solcher Lammesgeduld hingenommen haben, wenn er sich stark genug gefühlt hätte, auf diesem seit anderthalb Jahrtausenden von ihm beherrschten Boden den Todfeind erfolgreich zu bekämpfen. Aber

dank eben dieser Herrschaft sind auch in dem französischen Volke die religiösen Empfindungen so geschwächt, die Massen mit so tiefer Antipathie gegen alles Kirchliche erfüllt, daß der Klerus erst dann wieder auf Siege hoffen darf, wenn die auf den höchsten Punkt getriebene Mißregierung der radicalen Demokratie das Volk zur Verzweiflung gebracht hat.

Fassen wir unsere Betrachtungen zusammen, so dürfen wir wohl sagen: der Katholicismus hat über die ihm ausschließlich oder doch fast ganz unterworfenen Völker seine Herrschaft so geübt, daß diese Völker in ihrem Allgemeinbefinden aufs tiefste geschädigt, speciell ihr religiöses Leben nahezu zerstört worden ist. Die eigentlich katholische Welt ist für die großen Aufgaben Roms mehr oder weniger ohnmächtig geworden. Die Lebenskraft des Katholicismus hat sich in die germanischen Gebiete zurückgezogen. Und zwar nicht etwa in die katholischen Staaten der germanischen Welt, sondern in die protestantischen. Denn man wird doch nicht behaupten wollen, daß die Siege der letzten Decennien in Irland oder Bayern oder Oesterreich — oder mit irischen, bayrischen und österreichischen Kräften errungen worden seien: über das protestantische England und das protestantische Preußen mit den von diesen beiden Staaten genährten und gebotenen Streitmitteln hat Rom seine Triumphe erfochten.

Der Grund dieser auffallenden Erscheinung ist nicht schwer zu entdecken. Man braucht nur Bayern, Oesterreich, die Rheinlande, wie sie vor hundert Jahren waren, mit dem zu vergleichen, was sie heute geworden sind. Damals waren sie geistig und moralisch gleich verwahrlost. An dem deutschen Geistesleben nahmen sie keinen Theil; ihre wirthschaftliche Verkommenheit stellte sie so ziemlich auf eine Linie mit dem spanischen Elend. München und Köln repräsentirten die letzte Stufe deutscher Cultur. Das war die Frucht ausschließlich klerikaler Erziehung, der seit zwei Jahrhunderten beharrlich und erfolgreich fortgesetzten Absperrung von allen protestantischen Bildungselementen. Was aus diesen beiden Städten, was aus Bayern und dem Rheinland durch die Mischung mit protestantischen Elementen, durch die Einführung wesentlich protestantischer Erziehung und Bildung geworden ist, weiß jeder. Vor allem aber hat Preußen an den ihm 1814 einverleibten katho-

lischen Landschaften ein Werk unendlich segensreicher Verjüngung vollbracht. Die Energie der preußischen Zucht, der preußischen Schule, des preußischen Heeres ist der fruchtbare Boden, welchem das Centrum seine besten Kräfte verdankt. Das deutsche Gymnasium und die deutsche Universität, von welchen die Ultramontanen seit fünfzig Jahren jammern, daß sie ganz von protestantischem Geiste beherrscht würden, sie haben die Kräfte gebildet, mit denen Rom seine Siege in Deutschland gewonnen hat. Hätten die deutschen Staaten ihm den Gefallen gethan, Schule und Universität in den katholischen Gebieten ausschließlich römischer Leitung zu überliefern, so würde der Katholicismus in Deutschland ungefähr ebenso impotent sein, wie wir ihn in den romanischen Ländern gefunden haben. Man könnte deshalb von exclusiv protestantischem Standpunkte nichts Besseres wünschen, als daß den Katholiken ausschließlich katholische Bildung auf reinkatholischen Schulen und Universitäten gewährt würde. Es steht mit diesen Dingen ungefähr ebenso wie mit dem Kirchenstaat: daß sie nicht existiren, bringt den Ultramontanen den doppelten Vortheil, daß sie von den schädlichen Wirkungen derselben frei bleiben, und ihre Masse mit den Declamationen über die empörende Ungerechtigkeit aufregen können, welche ihnen das eine wie das andere vorenthalte.

Nun ist aber den protestantisch geschulten Kräften, welche die römischen Schaaren in Deutschland führen, der für ihre demagogische Taktik unschätzbare Vortheil zugefallen, daß sie überall die Katholiken als zurückgesetzt und verkürzt darstellen können. Denn überall, wo Katholiken und Protestanten zusammenleben, geht es so, daß die Protestanten vorwiegend die höheren, die Katholiken die niederen Stufen in der Gesellschaft einnehmen. In der Schweiz, wo doch keine protestantische Dynastie einen Druck übt, besitzen die Protestanten dasselbe Uebergewicht der Bildung und des Vermögens wie in Deutschland. In Elsaß-Lothringen, in welchem die französische Regierung bis vor Kurzem das katholische Element entschieden bevorzugte, und wo heute noch der katholische Beamte und Lehrer bessere Aussichten hat als der protestantische, in diesem zu mehr als drei Viertheilen katholischen Lande werden die öffentlichen höheren Schulen von 3341 Protestanten und 2589

Katholiken besucht. Wo so die katholische Bevölkerung die höhere Bildung flieht oder nicht erreichen kann, müssen natürlich die Protestanten in Verwaltung, Justiz, Handel, Industrie, Wissenschaft einen beträchtlichen Vorsprung gewinnen, was dann von den geistlichen Agitatoren ihren gläubigen Massen mit der größten Wirkung als ein schreiendes Unrecht dargestellt wird[1]. Nimmt man hinzu, daß, wie in allen deutschen Staaten, Baiern und Sachsen ausgenommen, protestantische Dynastien dieser Verhetzung das dankbarste Thema bieten, so kann man sich nicht darüber wundern, daß die unter dem Einfluß ihrer Kirche zurückgebliebenen Katholiken einer gewissenlosen Demagogie ein unvergleichliches Material bieten.

Scharfe Conflicte zwischen den so gestellten Katholiken und den mehr oder weniger von protestantischem Geist erfüllten Regierungen sind unvermeidlich. Sie würden namentlich in Preußen bei der inneren Entwickelung der römischen Kirche, wie sie dieses Jahrhundert gezeitigt hat, auch von der vorsichtigsten und geschicktesten Politik nicht ganz haben vermieden werden können. Nun aber hat Preußen seit 1815, namentlich aber seit 1837, Rom gegenüber ein solches Uebermaß von Ungeschick bewiesen, wie die Kurie vielleicht noch nie das Glück gehabt hat bei einem Gegner zu finden. Diese preußische Kirchenpolitik allein würde ausgereicht haben im katholischen Lager

1) Wenn man es vielfach den Ultramontanen als großes Verdienst angerechnet hat, daß die Socialdemokratie in ihrem Herrschaftsgebiete viel weniger prosperire als in den protestantischen Gegenden, so hat man dabei wohl vergessen in Anschlag zu bringen, daß ihre Agitation zum großen Theile mit wesentlich gleichen Argumenten an die gleichen Leidenschaften appellirt. Im einen wie im andern Falle wird der Neid und Haß der unteren gegen die höheren Schichten genährt, und wenn in diesem Wettstreit der klerikale den socialdemokratischen Agitator aus dem Felde schlägt, so kann das doch schwerlich für ihn den Anspruch begründen, zu den conservativen Elementen gezählt zu werden. Was aber das Verhältniß des Katholicismus zum socialen Radicalismus überhaupt angeht, so ist letzterer bekanntlich in Frankreich zuerst entwickelt worden. Und wie wenig die Herrschaft des Klerus ein Schutzmittel gegen die Socialdemokratie ist, zeigt das heutige Belgien, dieses Paradies des Ultramontanismus, in welchem die Socialdemokratie eine furchtbarere Macht erlangt hat als in irgend einem europäischen Lande.

eine mächtige Offensivkraft zu wecken, der sie dann einen Triumph nach dem andern bereitet hat. Zwischen den Extremen krankhafter Sympathie und schroffer Feindseligkeit, sentimentaler Milde und verletzender Härte, ebenso unverständiger Ueber- als Unterschätzung schwankend, hat sie recht systematisch die Macht großgezogen, welche heute für unsere gesunde nationale und geistige Entwickelung eine so große Gefahr bildet.

In den westlichen Theilen Deutschlands, da, wo man in fortwährendem Contact mit dem katholischen Wesen lebt, hat sich schon lange die Ansicht festgestellt, daß die östlich der Elbe Geborenen, namentlich die Märker und Pommern, mit seltenen Ausnahmen eine auffallende Unfähigkeit besitzen, die Verhältnisse der katholischen Kirche zu beurtheilen und zu behandeln. In rein protestantischer Umgebung aufgewachsen, messen sie katholische Dinge mit protestantischem Maßstabe, unterschätzen heute die Bedeutung dieses nach ihrer Meinung längst antiquirten Wesens, blicken morgen mit abergläubischem Respect zu der Macht und dem Glanz dieser Weltkirche empor, von deren politischer Kunst sie schwer eine deutliche Vorstellung gewinnen. Dazu kommt, daß in eben diesen Gegenden eine protestantische Orthodoxie herrscht, welche seit Jahrhunderten keine Gelegenheit versäumt hat, Rom in die Hände zu arbeiten. Denn die Motive, welche in den Kämpfen der Gegenwart die äußerste Rechte unserer Kirche zum Bündniß mit Rom geführt haben, sind wesentlich dieselben, welche vor dreihundert Jahren die norddeutschen Lutheraner in den Calvinisten viel gefährlichere Gegner des rechten Glaubens erblicken ließen als in den Katholiken. Diese Anschauung sieht heute in Rom, dieser Mutter der Revolution, eine wesentlich conservative Macht gegenüber den radicalen Tendenzen, welche allerdings nicht nur die aristokratischen, sondern auch die monarchischen Institutionen gefährlich bedrängen. Es ist das ungefähr dieselbe Weisheit, welche Karl X. vor sechszig Jahren leitete. Auch er sah in jeder liberalen Einrichtung den Weg zur Revolution, in jedem Zugeständniß an die Volkswünsche den Ruin der Monarchie. Da er seine Franzosen vom Geist der Kritik, des Unglaubens, der Auflehnung erfüllt sah, meinte er sie von diesem revolutionären Gift heilen zu können, indem er die Geister regungs-

los fesßle, das ganze Leben der mittelalterlichen Kirche unterwerfe. Es ging ihm damit wie jedem, der im neunzehnten Jahrhundert dasselbe Experiment gewagt hat: das Volk zerbrach die unerträglichen Fesseln und zerschlug sammt dem Altar den Thron. Wer heute bei uns im Bunde mit Rom conservative Politik zu machen denkt, der arbeitet lediglich dem Radicalismus in die Hände. Denn wenn auch bei uns Gottlob die Dinge wesentlich anders liegen als in den romanischen, rein katholischen Ländern, wenn auch bei uns Monarchie und Gesetz ganz anders tiefe Wurzeln geschlagen haben, so täusche man sich doch nicht über die Macht der demokratischen Strömung, welche die Welt überflutet und der man bei uns in dem allgemeinen Stimmrecht eine Waffe gegeben hat, deren verderblicher Kraft bis heute noch kein Volk widerstanden hat.

Eine mäßige Kenntniß der deutschen, speciell der preußischen Geschichte sollte vor solchen Irrwegen bewahren. Solange der deutsche Protestantismus diesen katholisirenden Tendenzen nachging, brachte er schweres Unheil über Deutschland. Dieser mit Rom liebäugelnde Protestantismus hat das Elend des dreißigjährigen Krieges möglich gemacht. So lange das Haus Brandenburg in den Banden dieses engherzigen, unduldsamen Confessionalismus lag, ging es mit Staat und Kirche gleichmäßig abwärts. Das Lutherthum, welches in den Marken über die Niederlage der Calvinisten in Böhmen jubelte, hat dem Restitutionsedict die Wege gebahnt und der Annullirung der Hohenzollern, welche unter dem Grafen Schwarzenberg vollendet wurde. Indem der Große Kurfürst sich aus dieser trostlosen Beschränktheit losriß, wahrhaft protestantischen Sinn walten ließ, den widerwärtigen Hader zwischen Lutheranern und Calvinisten zum Schweigen brachte, alle geistigen Kräfte beflügelte und sammelte, hat er zugleich Preußen und den Protestantismus aufgerichtet. Diejenigen, welche heute Freundschaft mit Rom predigen, sind die richtigen Enkel jener Lutheraner, welche dem Großen Kurfürsten sein ganzes Leben entgegen gearbeitet haben und gelegentlich vor dem Bündniß mit den polnischen Jesuiten nicht zurückgescheut sind. Sehr lange ist dann diese Richtung in Preußen ohnmächtig gewesen. Aber seit fünfzig Jahren hat sie sich immer stärker wieder geltend

gemacht. An den Triumphen, welche Rom seitdem über Preußen errungen, hat sie den wesentlichsten Antheil, und wenn diese Triumphe heute in der deutschen protestantischen Welt vielfach mit Gleichgiltigkeit oder gar mit Freude betrachtet werden, so hängt das zwar auch mit vielen anderen Verhältnissen zusammen, aber wenn man nicht einen großen Theil des protestantischen Volkes systematisch aus der Kirche herausgedrängt, allen religiösen und kirchlichen Interessen entfremdet hätte, so wären diese Dinge niemals möglich geworden. Mag man über den Radicalismus und Materialismus der Zeit noch so laut schelten, Macht gewinnt er doch nur da, wo die ihm gegenüberstehenden Kräfte und Richtungen in sich erlahmen oder in die Irre gehen.

Was Protestantismus und Katholicismus für das Leben der modernen Welt bedeuten, darüber läßt die Vergangenheit keinen Zweifel. Die ungeheure Gefahr eines unwiderstehlichen Vordringens der römischen Kirche aus eigener Kraft, vor welcher Manche erschrecken, existirt nicht. Diese scheinbar kolossale Macht ist wesentlich das Werk unserer Schwäche und Thorheit. Was müßten wir von unserem Volke, was von uns selbst denken, wenn wir uns nicht die Kraft zutrauten, uns aus den jüngsten Niederlagen wieder aufzurichten! Dann hätten wir in der That wenig Grund uns der wiedererstandenen Herrlichkeit des deutschen Reiches zu freuen, da das deutsche Volk dann in demselben Maße innerlich verarmt und verkümmert wäre, in welchem seine äußere Macht gewachsen ist. Aber freilich: für jedes Volk ist bisher der Moment kritisch gewesen, wo seine Macht sich glänzend erhob. Das haben Spanier, Franzosen, Engländer nach einander erfahren. Auch uns droht unzweifelhaft die Gefahr, daß die „Heiligthümer des inneren Menschen" von einem Geschlechte gering geschätzt werden, welches in Macht und Genuß schwelgt.

XIV. Zum Gedächtniß Kaiser Friedrichs.

Rede bei der Gedenkfeier der Kaiser-Wilhelms-Universität am 30. Juni 1888 gehalten.

Hochansehnliche Versammlung!

Mein schwacher Mund vermißt sich nicht, vor Ihnen die Klage zu erneuern, welche Kaiser Friedrichs Tod in Deutschland, in Europa, ja auf dem ganzen Erdenrund geweckt hat. Wo die beispiellose Einmüthigkeit der Nationen mit solcher Beredtsamkeit spricht, hat der Einzelne zu schweigen. Denn, wenn es schon eine wunderbare Erscheinung war, wie sich an der Leiche Kaiser Wilhelms gewissermaßen das trauernde Menschengeschlecht zusammenfand, mit einer Wärme und Gleichheit der Empfindung, wie sie vielleicht noch niemals ein anderes Ereigniß hervorgerufen hatte, so muß es doch noch erstaunlicher genannt werden, daß um einen Fürsten, welcher den Thron nur zu schwerstem Leiden bestiegen, der nicht wie sein glücklicher Vater die große Ernte der Jahrhunderte gesammelt, der nicht, wie er, lange Jahre segensreich in der Welt Geschicke eingegriffen, der als Kaiser nur den Heroismus des Duldens bewiesen, daß um einen solchen Fürsten die Völker wetteifernd die Klage erhoben.

Ebensowenig wage ich es, Ihnen die Gestalt des uns zu früh Entrissenen zu zeichnen, von seinem liebenswerthen Wesen, von seinen Kriegsthaten, von seinen Gedanken und Absichten für Deutschland und Preußen zu reden. Denn, was ich auch sagen möchte, es würde ja doch weit hinter dem zurückbleiben, was Sie Alle längst wissen, da es tausend Stimmen seit Jahr und Tag immer von neuem erzählt haben. Widerstrebt überhaupt ernster Trauerstimmung unnöthiges Reden, wie viel mehr an dieser Gruft, in welche so viele theure Hoffnungen versunken sind, und aus welcher mir immer nur das Eine entgegentönt: Sei stille dem Herrn!

Wie aber wäre es doch möglich, daß unsere Universität an diesem von Seiner Majestät dem Kaiser zur Trauerfeier bestimmten Tage schwiege, wo sie in der kurzen Dauer ihres neuen Daseins von dem Verstorbenen so viele Beweise warmen Antheils erhalten hat? Wie könnte die Kaiser-Wilhelms-Universität schweigen, wo Elsaß-Lothringen so viele beredte Zeugnisse geliefert hat, daß Kaiser Friedrich in dem Herzen dieses Landes tiefe Wurzel geschlagen hatte? Wenn nun mir die wahrlich schwere Aufgabe zugefallen ist, von ihm zu reden, so gestatten Sie mir, mich in den engen Kreis unseres besonderen Lebens einzuschließen, welchem der Verewigte immer dasselbe freundliche Wohlwollen, dieselbe herzliche Theilnahme, dasselbe sinnige Verständniß zugewendet hat, wodurch er überhaupt die Menschen und die Völker fesselte. Ja, doch wohl in einem besonderen Grade. Es war gewiß nicht ein äußerlicher Zufall, welcher ihn allen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen mit so eigener Wärme näher treten ließ. Für einen Thronerben gibt es ja gar manche Gebiete, auf welchen er seine persönliche Neigung kann fruchtbar werden lassen. Wenn wir die lange Reihe seiner Genossen mustern, finden wir nicht zu Viele, welche diese Richtung nahmen. Auch in seinem Hause geschah es nur selten, einmal freilich in jenem bescheidenen Schlosse am stillen See so, daß es wie ein helles Licht durch die Welt fuhr. Wenn also der Verstorbene gerade dem geistigen Leben seine beharrliche Theilnahme zuwendete, so kann das nur aus einem tiefen Zuge seines Wesens entsprungen sein, dem sich später etwa die Einsicht zugesellte, daß in einem ehernen Zeitalter, wo die Welt in Waffen starrt, den Musen liebevolle Gunst Noth thut, wenn sie unter dem Schwertergeklirr nicht ganz verstummen sollen.

Besser Unterrichtete werden uns ja wohl mit der Lebendigkeit persönlicher Erfahrung schildern, in welcher Weise und mit welchem Erfolge der Kronprinz den wissenschaftlichen Forschungen seine mächtige Unterstützung geliehen hat und wie die Kunst stets seiner liebevollen und einsichtigen Förderung gewiß war. Hier sei nur erwähnt, daß er gleich im ersten Jahre 1861, da er eben als Rektor der Universität Königsberg mit der Wissenschaft in direkte Verbindung trat, daß er

gleich damals auf die Nothwendigkeit hinwies, der preußischen Geschichte eine ernstere Theilnahme zuzuwenden, daß er zu der ersten großen Publication den Anstoß gab, welche neues Licht über die Anfänge von Preußens Größe verbreitete, der Herausgabe der Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Großen Kurfürsten, durch welche wir diesen ersten Baumeister preußischer Macht in voller Deutlichkeit kennen gelernt haben und in deren Studium er sich dann selbst mit besonderer Liebe vertieft haben soll. Wir wissen ferner, daß Er es war, welcher unserer Alterthumswissenschaft eine ganz neue Welt eröffnen half, daß er schon als Bonner Student seinem Lehrer Curtius, nachdem er dessen begeisterten Vortrag über Olympia gehört, das Versprechen gab, sobald die Zeit komme, werde er alles aufbieten, um an diesem Mittelpunkte griechischen Lebens umfassende Ausgrabungen herbeizuführen. Ebenso war er es dann, welcher die Möglichkeit schuf, Pergamon auferstehen zu lassen. Was diese Arbeiten in Olympia und Pergamon nicht nur für die Archäologie, sondern für die menschliche Kultur bedeuten, braucht in diesem Kreise nicht erörtert zu werden. Wer sich aber in unserer reichen Sammlung in die Betrachtung dieser durch Deutschland der Welt wiedergewonnenen Schätze edelster Kunst vertieft, der möge des Mannes gedenken, ohne dessen reine Begeisterung sie vielleicht heute noch begraben lägen.

Nicht eben so Großes konnte natürlich auf dem Gebiete der modernen Kunst geschehen. Aber Großes haben uns die letzten Jahrzehnte auch hier gebracht. Wenn heute Berlins Kunstschätze kaum hinter denen irgend einer Hauptstadt zurückstehen, an einsichtiger Pflege und Verwerthung aber vielleicht allen anderen voranstehen, so danken wir das nicht am wenigsten dem hohen Protektor der preußischen Museen. Diejenigen Männer, welche eine lange Reihe von Jahren hindurch über diese Dinge mit dem Kronprinzen zu verhandeln hatten, werden uns ja wohl berichten, in welchem Sinn er seines Amtes waltete, wie er zwar mit der wärmsten Theilnahme, mit dem beharrlichsten Eifer allen Aufgaben diente, aber nie mit der Passion des Liebhabers oder mit der Laune des Mächtigen die streng sachliche Behandlung schädigte, mit welcher Bescheidenheit er es stets als seine schönste Pflicht betrachtete, daß zu

fördern, was die Kundigen als das Wesentliche bezeichneten. Und wie oft hat der Kronprinz jüngeren Forschern die warme Theilnahme entgegengebracht, welche leicht mehr vermag als Geld und Gunst! Wer wissen will, was das freundlich beharrliche Interesse eines solchen Herrn bedeutet, um die oft schwere Last der gelehrten Forschung in Lust zu verwandeln, der möge sich von unserm Kollegen Dümichen erzählen lassen, was er von dem Kronprinzen erfahren hat.

Aber auch die in diese Dinge nicht besonders Eingeweihten besitzen leuchtende Dokumente, welche für alle Zeiten verkünden werden, ein wie tiefes Verständniß für die Grundbedingungen wissenschaftlichen Gedeihens, wie hohe Weisheit in diesem Fürsten wohnte. Es ist gewiß noch in Ihrer Aller Gedächtniß, wie bei dem glänzenden Heidelberger Jubelfeste der Kronprinz im Namen seines kaiserlichen Vaters zu den Vertretern deutscher Wissenschaft sprach. Wenn wir aber heute diese Worte wieder lesen, dann ergreift uns tiefe Bewegung. Es ist uns, als ob in jenem Augenblick der Geist seiner großen Ahnen auf dem Redner geruht und ihm die Kraft verliehen hätte, der deutschen Wissenschaft, welche Jenen so Unendliches verdankt, zugleich den Dank seines Hauses und eine Mahnung zuzurufen, ernstester Beherzigung werth. Er, der ruhmreiche Kriegsheld, der mehr als viele Andere berechtigt gewesen wäre, die neue Größe unseres Vaterlandes nur von den glänzenden Waffenthaten herzuleiten, er brachte der Wissenschaft die Huldigung dar, daß sie treu beflissen gewesen, die geistigen und sittlichen Bedingungen der Wiedergeburt unseres Volksthumes zu pflegen, daß unsere Universitäten, speziell Heidelberg, indem sie Deutsche aus allen Gauen freundschaftlich verknüpften, den schönen Glauben der Volksgemeinschaft ausgebreitet haben, „der unser Hort und unsere Stärke ist". „Nun wir es wieder besitzen, fuhr der hohe Redner fort, das Glück der Vereinigung, strömt aus dem Ganzen ein kräftigender Odem zurück in die trauten Heimstätten unserer Bildung. Größer geworden sind die Zwecke des Forschens und Strebens, dankbarer und folgenreicher der Beruf, sie lehrend zu verkünden und lernend zu verstehen. Vaterland und akademisches Bürgerthum werden aber nur dann wahrhaft segensreich auf einander wirken, wenn sie in ihrer Le-

bensthätigkeit die gleichen Tugenden bewahren. Je höhere Gipfel in der Wissenschaft und im geschichtlichen Leben erstiegen sind, je stolzere Ziele winken, desto größerer Besonnenheit und Selbstverleugnung bedarf es. Die Wünsche und die Zuversicht, die ich heute der Ruperto-Carola entgegenbringe, umschließt der Zuruf an Lehrer und Schüler: eingedenk zu bleiben der Aufgaben, die uns gerade im Hochgefühle des Erfolges am eindringlichsten die Seele erfüllen sollen, in Wissenschaft und Leben festzuhalten an der Wahrhaftigkeit und Strenge geistiger Zucht und der Förderung des Brudersinns unter den Genossen, so daß aus dem Geiste des Freimuthes und der Friedfertigkeit die Kraft zu der heilsamen Arbeit wachsen möge, die Lebensformen unseres Volksthums gedeihlich auszubilden."

Das waren die wahrhaft goldenen Worte, welche der Kronprinz am 3. August 1886 der deutschen Wissenschaft zurief. Ja, „festhalten an der Wahrhaftigkeit", das ist das erste und oberste Gebot. Ein höchst selbstverständliches, wie es scheint, aber ein höchst nothwendiges in Wahrheit. In der kleinen Enge und beschaulichen Stille unseres früheren deutschen Lebens hatte es verhältnißmäßig wenig auf sich mit dieser Pflicht der Wahrhaftigkeit. Der Versuchungen, von ihr abzuweichen, waren wenige und schwache. Seit wir aber mit beispiellos raschem Sprunge auf die große Weltbühne und in ein großes Staatsleben getreten sind, seit in unserm Reiche politische Kämpfe von oft erschreckender Heftigkeit entbrannt sind und alle Leidenschaften entzündet haben, seit wir, ehedem das unpolitischste aller Völker, uns fast mit der größten politischen Hitze erfüllt haben, seitdem haben wir wohl erfahren, was es heißt, in solchen Stürmen nur der Wahrheit die Ehre geben. In unseren stillen Zeiten vor 50 oder 60 Jahren konnten wir uns nicht genug verwundern, wie Franzosen und Engländer doch nur dazu kämen, ihre Parteifarbe in wissenschaftliche Forschungen und Darstellungen zu tragen, wie sie vergangene Zeiten so oft mit dem Auge des Whig oder Tory, des Liberalen oder Konservativen ansehen möchten. Und heute? Unser neues Leben zählt kaum 20 Jahre, und wie bedrohlich sucht bereits die Hitze der Parteien in wissenschaftliche Fragen einzudringen! Freilich, wenn es sich um graue Vergangenheiten handelt, da

sind wir höchst empfindlich gegen die geringste Abirrung von der peinlichsten Objektivität. Sind es aber Dinge, welche zur Gegenwart irgend einen Bezug haben, da erleben wir nur zu oft, daß die Erregung des Tages verwirrend einwirkt, nicht selten unter dem lautesten Beifall.

Wir dürfen uns ja freilich nicht wundern, daß uns begegnet, was alle andern Völker vor uns erfahren haben. Aber geschadet hat es allen, und uns würde es mehr schaden als irgend einem. Denn für kein Volk hat die Wissenschaft die Bedeutung wie für uns, und keines bedarf der Gesundheit des Kopfes so sehr wie wir. Wenn man mit Recht sagt, wir müssen uns stärker gerüstet halten als Andere, so versteht es sich von selbst, daß zu der Rüstung der Waffen die Rüstung des Geistes sich gesellen muß, daß wir mehr als Andere vor gefährlichen Illusionen, vor „Ueberhebung" uns hüten, das klare, besonnene Urtheil bewahren, unerbittliche Selbstkritik fort und fort üben müssen.

Festzuhalten mahnte uns der Kronprinz „an der Wahrhaftigkeit und Strenge geister Zucht." Wir rühmen uns mit Recht unserer militärischen Disziplin: möge sie nie erlahmen! Aber gehorchen, wo gehorcht werden muß, ist leichter als der geistigen Zucht sich da fügen, wo sie abgelehnt werden kann. Die Strenge geistiger Zucht hat uns aus tiefstem Unglück in Jahrhunderte langer Arbeit wieder aufgerichtet. Die Strenge geistiger Zucht haben vor allem die Hohenzollern geübt: ihr vor allem wird das von ihnen geschaffene Werk verdankt. Aber indem sie die Geister unnachsichtig anspannten, gaben sie ihnen ein anderes: die Freiheit, ohne welche die Zucht Sklaven zieht statt Männer. Der Große Kurfürst und der Große König haben ihr Volk in der Strenge geistiger Zucht gestählt und haben es zugleich befreit von tausend Fesseln schlechter Ueberlieferungen, von dem Druck finsterer Unduldsamkeit, von dem trägen Hindämmern in todten Formen. Sie haben in ihre Zeit nicht nur gerufen: es werde Ordnung! sie haben, so viel das einem Menschenmunde vergönnt ist, auch gerufen: es werde Licht! Und es ist Licht geworden, soweit ihr Einfluß und ihr Beispiel reichten. Und so that der Kronpinz nur, was seine großen Ahnen ihn gelehrt, wenn er der Mahnung zur Wahr-

haftigkeit, zur Besonnenheit, zur Selbstverleugnung, zur Friedfertigkeit, zur Strenge geistiger Zucht auch die gesellte: die Wissenschaft solle wirken mit dem Geiste des Freimuths. Wie sehr das aber auch in der Tradition seines Hauses lag, es war doch ein Großes. Denn wann hat man einen Fürsten, dessen Fuß auf den Stufen des mächtigsten Thrones stand, den Gelehrten seines Volkes zurufen hören: Seid freimüthig!

Diese Rede des Kronprinzen vom 3. August 1886 hat das, was er von der Bedeutung, von den Aufgaben und Pflichten deutscher Wissenschaft hielt, in scharfen Zügen hingestellt. Dennoch sucht der Blick nach einer volleren deutlicheren Vorstellung von der Art des Verewigten sich in der Welt des Geistes zu bewegen. Es ist mir vergönnt gewesen, sein „Tagebuch meiner Reise nach dem Morgenlande 1869" zu lesen, jener Reise, welche ihn im Herbst des genannten Jahres über Wien, Athen, Konstantinopel, Jerusalem, Damaskus zu den Feierlichkeiten der Eröffnung des Suezkanals führte, woran sich dann eine Nilfahrt bis zu dem ersten Katarakt anschloß. Hier offenbart sich das Wesen des hohen Herrn in seiner ganzen ungeschminkten Wahrhaftigkeit und Liebenswürdigkeit. Nirgends ein Hauch irgend welcher Affectation oder Prätension. Er will weder einen Gelehrten noch einen Künstler vorstellen. Aber sein reich entwickelter Sinn für die mannigfachen Formen menschlichen Lebens und Schaffens, seine warme Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, für die erhabenen Schöpfungen alter Kunst, seine liebevolle Theilnahme an den Zuständen der Völker, durch welche ihn die rasche Fahrt führt, und unter all den Wundern des Orients das immer durchbrechende deutsche Gefühl, die Sehnsucht nach der Heimath, nach Frau und Kindern, das alles macht einen so gesunden, reinen Eindruck, das alles zeigt einen so echten, guten Menschen, daß diese Aufzeichnungen heute wohl niemand aus der Hand legen kann, ohne von dem Gefühl tiefer Trauer ergriffen zu werden, daß ein solcher Fürst seinem Volke und der Welt in dem Augenblick entrissen werden mußte, wo sich vor ihm die weiteste Wirksamkeit aufthat.

In diesem Geiste zeigen sich alle wesentlichen Elemente moderner Bildung in beneidenswerthem Gleichgewicht. Vor den

Schöpfungen der Antike steht er in aufrichtiger Bewunderung. Die Herrlichkeiten Athens erfüllen ihn mit tief empfundenem Entzücken, aber Jerusalem ergreift ihn über alles. „Wenn ich", schreibt er da, „von dieser erhabensten Stätte der ganzen Welt aus versuchen wollte es auszudrücken, wie bewegt mein Herz bei dem Gedanken ist, in Jerusalem zu sein, würde ich zu viel unternehmen. Was mich für mein ganzes ferneres Leben glücklich macht, ist, daß ich die Stätten betreten habe, an denen Jesus Christus geweilt, die Stätten, welche sein Fuß betreten, daß ich die Berge und Gewässer geschaut, auf denen sein Auge täglich geruht." Und nachdem er den ersten Abend auf dem Oelberge geschildert, fährt er fort: „Hier konnte das Gemüth sich von der Erde abwenden und dem Gedanken ungestört nachhängen, der jeden Christen im Innersten bewegt, wenn er auf das große Erlösungswerk zurückblickt, das an dieser Stätte seinen erhabensten Ausgangspunkt feierte." Und gerade so, wie diese beiden Hauptfaktoren moderner Bildung im schönsten Verhältniß erscheinen, gerade so ist des Kronprinzen Interesse für Kunst und Wissenschaft mit der gesunden Theilnahme für alle Erscheinungen des handelnden Lebens in richtigem Gleichgewicht. Er weiß nichts von der krankhaften und Fürsten besonders gefährlichen Romantik, welche vor lauter Alterthümern die lebendige Gegenwart vergißt oder verkennt. Das Schicksal der Völker, welche unter den Ruinen einer großen Vergangenheit leben, beschäftigt ihn überall und immer ist ihm der gegenwärtige Mensch noch merkwürdiger als die Schöpfungen seiner Vorzeit.

Das scheint doch überhaupt dieses Fürsten eigenstes Wesen auszumachen, daß er allem Großen und Schönen in der rein geistigen Sphäre von ganzer Seele zugethan war, die eigentliche Richtung dieser Seele aber doch auf die Thätigkeit in der wirklichen Welt ging. Er gehörte nicht zu jenen delikaten, in geistigem Luxus verweichlichten Naturen, welche den schweren Fragen des Tages ängstlich aus dem Wege gehen. Wie wir ihn an jenem unvergeßlichen 16. September 1886 hier unter uns sahen, wie er zu uns sprach, die beiden Hände fest auf das Schwert gestützt, das stolze Haupt hoch erhoben, so stellte er sich mannhaft in das Ringen seiner Zeit und seines Volkes,

so oft es ihm gestattet war. Nie mehr vielleicht, als da er am 13. September 1883 die Lutherhalle in Wittenberg eröffnete und die Versammlung mahnte, „die hohen Güter, welche die Reformation uns gewonnen, mit demselben Muthe und in demselben Geiste zu behaupten, mit dem sie einst errungen worden sind"! „Möge diese Feier", fuhr er fort, „uns insbesondere in dem Entschlusse festigen, allezeit einzutreten für unser evangelisches Bekenntniß und mit ihm für Gewissensfreiheit und Duldung! Und mögen wir stets dessen eingedenk bleiben, daß die Kraft und das Wesen des Protestantismus nicht im Buchstaben beruht und in starrer Form, sondern in dem zugleich lebendigen und demüthigen Streben nach der Erkenntniß christlicher Wahrheit!"

Man sagt, diese Worte hätten dem Redner viele Abneigung erweckt. Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß er sich niemals so eng an die großen Ueberlieferungen seines Hauses angeschlossen hat, als mit diesem religiösen Bekenntniß. Gewissensfreiheit und Duldung sind so recht eigentlich die Grundpfeiler, auf denen sich der brandenburg-preußische Staat seit dritthalb Jahrhunderten erhoben hat. Nur zweimal in diesen langen Zeiten ist versucht worden, sie ins Wanken zu bringen, beide Male mit dem unglücklichsten Erfolge. Wenn der Kronprinz sich zu ihnen bekannte, trat er nicht nur in die Fußtapfen des Großen Kurfürsten und des Großen Königs, sondern schloß sich genau an das an, was sein Großvater im Jahre 1797 und was sein Vater im Jahr 1858 ausgesprochen hatte, beide in dem Augenblick, da sie die Regierung des durch religiöse Intoleranz verwirrten Staates übernahmen.

Dieser freie, helle, mannhafte, wahrhafte, wahrhaft fromme Hohenzollerngeist hat in innigster Uebereinstimmung mit dem tiefsten Verlangen des deutschen Gemüthes unser ganzes Wesen stolz aufgerichtet. Er wird es mit Gottes Hilfe auch in Zukunft leiten. Unser junger Kaiser, welcher soeben unter dem begeisterten Zuruf der Nation Preußens und Deutschlands Zügel mit fester Hand ergriffen hat, bekennt sich zu diesem Geiste. So ist unser Herz zwar voll Trauer, aber auch voll Zuversicht und Dank.

Bayerische Staatsbibliothek München

Von demselben Verfasser sind erschienen

im Verlage von Karl J. Trübner in Straßburg:

Die religiöse Entwickelung Spaniens. Vortrag gehalten am 22. Februar 1875 in der Sankt Nikolaikirche zu Straßburg. 8⁰. 38 S. ℳ 1.—

Jacob Sturm. Rede gehalten bei der Übernahme des Rektorats der Universität Strassburg am 1. Mai 1876. Mit Anmerkungen. gr. 8⁰. 34 S. ℳ —.80.

Ignatius von Loyola. Mit Anmerkungen. 8⁰. 34 S. 1880. ℳ —.80

Über Sleidans Leben und Briefwechsel. Mit einem Facsimile. 8⁰. 118 S. 1878. ℳ 2.50

Sleidans Briefwechsel herausgegeben von Herm. Baumgarten. 8⁰. XXXI, 335 S. 1881. ℳ 6.—.

Vor der Bartholomäusnacht. 8⁰. XIX, 263 S. 1882. ℳ 5.—

im Verlage von J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel) in Straßburg:

Zum Gedächtnis Kaiser Friedrichs. Rede bei der Gedenkfeier der Kaiser-Wilhelms-Universität am 30. Juni 1888. 8⁰. 15 S. ℳ —.40

im **Verlage von S. Hirzel in Leipzig:**

Wie wir wieder ein Volk geworden sind. 2. vermehrte Auflage. 1870. 8⁰. (XV, 108 S.) ℳ 1.20

Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage. gr.

Erster Theil. 1865 (XII, 583 S.) ℳ 4.80
Zweiter Theil. 1868 (XIV, 618 S.) ℳ 6.80
Dritter Theil. 1871 (XIII, 640 S.) ℳ 7.20

(A. u. d. T.: Staatengeschichte der neuesten Zeit. Band 9, 14, 17).

im **Verlage von Georg Reimer in Berlin:**

Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution. Mit einer Einleitung über die innere Entwicklung Spaniens im achtzehnten Jahrhundert. 8⁰. 586 S. ℳ 8.—

Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik. Abdruck aus dem 18. Bande der Preussischen Jahrbücher. 8⁰. 114 S. ℳ 1.50

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

W. Parsch
Peiting/Obb.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baumgarten, Hermann,

Historische und politische Aufsätze und Reden

Straßburg 1894

H.misc. 18 p
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11619245-8